
Sammlung
historischer Bildnisse.





Palestrina.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der kirchenmusikalischen Reform des 16. Jahrhunderts.

Von

Wilhelm Bäumker.



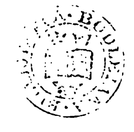
Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

I



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.

Palestrina.

Ein Beitrag

zur

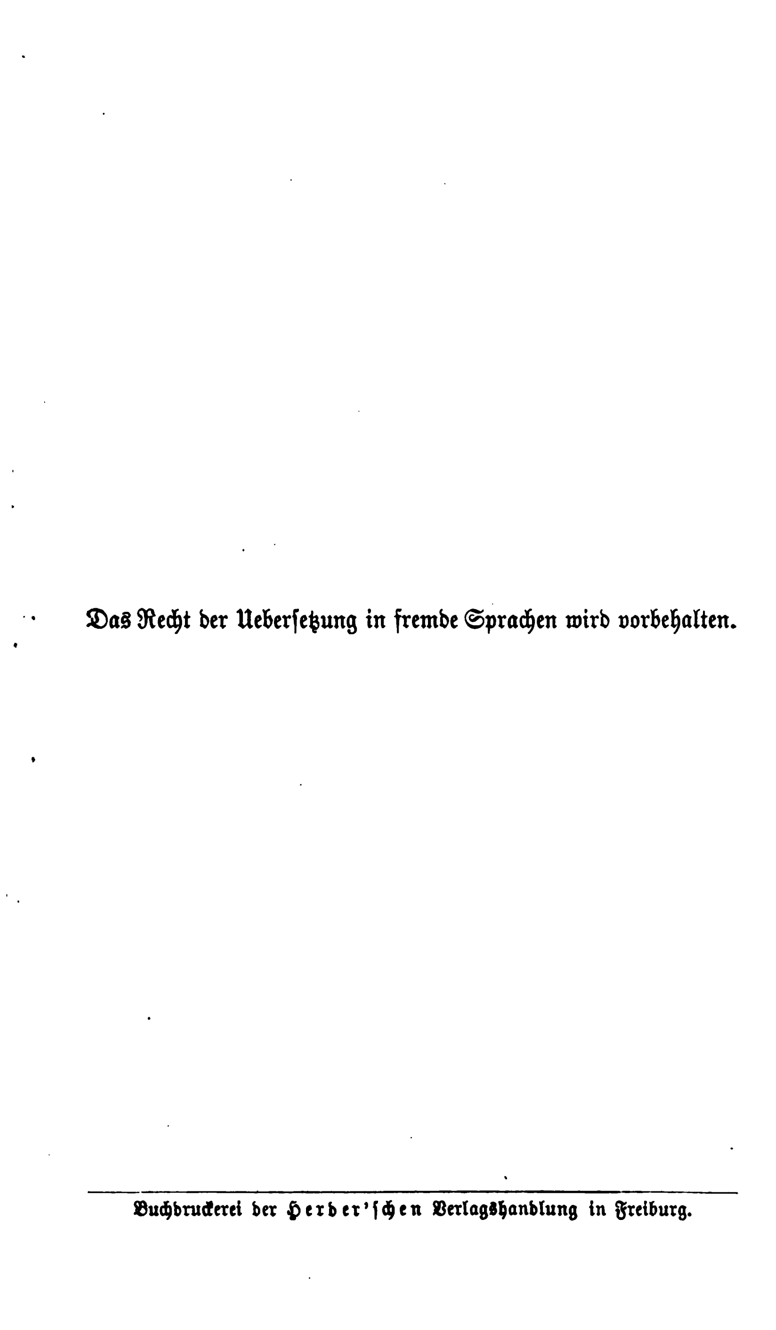
Geschichte der kirchenmusikalischen Reform des 16. Jahrhunderts.

Von

Wilhelm Bäumker.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Mit dem lebensvollen Aufschwunge, in dem die katholische Kirchenmusik besonders in unserem deutschen Vaterlande begriffen, ist auch das Interesse an einer Persönlichkeit gewachsen, deren Werke jetzt, nach einer langen Periode der Vergessenheit, den Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung bilden: ich meine Palestrina, jenen Tonsetzer des sechzehnten Jahrhunderts, der die Kirchenmusik der damaligen Zeit auf die höchste Stufe der Vollendung führte.

Ich habe versucht, in den folgenden Blättern ein anschauliches Lebensbild des großen Meisters zu entwerfen, unter Zugrundelegung des älteren, italienischen Quellenwerkes von Baini und der deutschen Bearbeitungen von Kandler und von C. von Winterfeld. Auch die Resultate der neueren Forschungen eines Ambros, Schelle und, was das Concil von Trient angeht, A. Theiners haben ihre gebührende Berücksichtigung gefunden.

Das Büchlein ist, entsprechend dem Zweck der Sammlung historischer Bildnisse, nicht allein für Musikfreunde bestimmt, sondern überhaupt für Gebildete.

Aus diesem Grunde habe ich in der Einleitung einen Ueberblick gegeben über die Entwickelung der Kirchenmusik vor Palestrina, jedoch nur in soweit, als das Verständniß der

Reform durch das Concil von Trient dieß zu erfordern schien; während am Schluß die späteren Schicksale dieser Reform, ihr Verfall und ihre Wiedererweckung in unserer Zeit übersichtlich dargestellt wurden, um auch den der neueren Reformbewegung ferner Stehenden eine historische Grundlage zum Verständniß derselben zu bieten.

Niederkrüchten, im Juni 1877.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Einleitung.

Ein vielbewegtes Jahrhundert war es, in welchem Palestrina lebte und wirkte. Zunächst war es die Zeit der sogenannten Reformation, des gewaltsam sich bahnbrechenden Umsturzes der bisherigen religiösen Ordnung, dann die Epoche der Renaissance, der Wiederbelebung der antiken, naturalistischen Kunstanschauungen. Hatte sich die Reformation in Deutschland durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) freie Religionsübung erkämpft, so vermochte sie doch in Italien und den übrigen romanischen Ländern festen Fuß nicht zu fassen. Auch auf diese Länder hat sie indessen durch die vom Concil von Trient, d. h. von berechtigter Seite, bewirkten Reformen eine nicht zu unterschätzende Rückwirkung ausgeübt.

Die Väter des Concils zogen auch die Verbesserung der kirchlichen Tonkunst in den Bereich ihrer Verhandlungen. Das bisherige, vielfach maßlose Formenwesen in den kirchlichen Compositionen, wobei man den Ernst und die Bedeutung der heiligen Handlung und den für sie vorgeschriebenen liturgischen Text vergaß, sowie die Verwendung profaner Melodien zu kirchlichen Tonwerken wurden beschränkt und mehr auf Innerlichkeit und Kirchlichkeit gedrungen.

Dem Genie Palestrina's war es vorbehalten, diese Reform praktisch durchzuführen. Er war unstreitig unter seinen Zeitgenossen die hierzu bestbefähigte Persönlichkeit; denn auf der einen Seite vereinte er mit dem Besitze der vollen musikalischen

Bildung seiner Zeit ein eminentes Talent und auf der anderen beseelte ihn ein wahrhaft frommer, christkatholischer Geist, so daß er den hohen Anforderungen, welche Kirche und Kunst in gleicher Weise an ihn stellten, genügen konnte.

Palestrina's volle Bedeutung läßt sich nur im Anschluß an die vom Concile von Trient bewirkten Reformen erkennen, und es fragt sich also zunächst, durch welche kirchenmusikalischen Zustände die Reformen des Concils von Trient herbeigeführt wurden. Das Verständniß derselben wird sich am besten aus einem kurzen Rückblick auf die bisherige Entwickelung der Kirchenmusik ergeben.

Die Kirchenmusik ist so alt, wie die Kirche. Der Gesang der ersten Christen war ein Gemisch von jüdischer und griechischer Musik. Die Juden brachten bei ihrem Uebertritt zum Christenthume ihre Psalmengesänge mit und die Heiden ihre, der griechischen Musik entnommenen, Weisen. Der h. Athanasius, † 373, und der h. Ambrosius, † 397, reformirten diesen Gesang, jeder in seiner Diöcese. Worin jedoch diese Reform bestanden, hat bis jetzt nicht ermittelt werden können. Als der eigentliche Begründer unseres jetzigen liturgischen Gesanges muß der heilige Ambrosius angesehen werden. Auf dem von ihm gelegten Fundamente errichtete Papst Gregor d. Gr., † 604, das gewaltige Gebäude des nach ihm benannten Gregorianischen Choralgesanges. Durch das Aufstellen von acht Tonreihen und die Scheidung derselben in vier authentische (selbständige) und vier plagale (abhängige) Tonreihen schuf er ein vollständiges, der größten Mannigfaltigkeit fähiges, musikalisches System. Er ordnete die Gesänge nach den heiligen Zeiten, sorgte für die Aufzeichnung derselben in Tonschrift (Neumen), gründete eine Gesangschule, in welcher er selbst Unterricht ertheilte und statt der früheren metrischen Vortragsweise einen Gesang einführte, der sich mehr in gleichgemessenen Tönen bewegte und auf freier Recitation beruhte.

Schon Papst Leo II. († 683) verbesserte den Gesang Gregors, weil die Sänger ihn bereits verändert hatten.

Wie Kaiser Karl der Große und König Alfred von England die Verbreitung dieses Gesanges in ihren Ländern sich sehr angelegen sein ließen, so erwarben sich Hucbald im neunten und Guido von Arezzo in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts um die Verbesserung desselben in Bezug auf Unterrichtsmethode, Vortrag und Tonschrift große Verdienste. Auf theoretischem Gebiete machten sich ferner um den Gregorianischen Gesang verdient Franco von Köln (urkundlich von 1243—47 Domscholaster in Köln), ferner Marchettus von Padua und Johannes de Muris gegen Ende des dreizehnten und zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Dieser officielle liturgische Kirchengesang wurde auch Chorgesang (cantus choralis) genannt, weil Priester und Sänger, die sich im Chore befanden, im Vortrage desselben abwechselten, während das Volk nur insofern betheiligt war, als es bisweilen dem Gesange des Priesters respondirte. Die Vortragsweise war freie Recitation, einstimmig, ohne Begleitung, ohne Takt. Bald kam man jedoch auf den Gedanken, der im Gregorianischen Gesange gegebenen Stimme, die man auch festen Gesang (cantus firmus) nannte, noch eine oder mehrere Stimmen mit consonirenden Tönen beizugesellen. Diese Kunst nannte man Organum oder Diaphonie. Als Consonanzen betrachtete Hucbald nur die Octav und die Quinte. Der mehrstimmige Gesang bewegte sich also nur in Octaven- und Quinten- (oder von oben gerechnet) Quartenparallelen. Später ging man zur Begleitung in Quarten und Sexten oder, von unten angefangen, in Terzen und Sexten über, so jedoch, daß beim Schluß auf der letzten Silbe die erste und dritte Stimme die Octav bildeten, die mittlere aber die Quinte sang. Diese Art der Begleitung nannte man später falso bordone (faux bourdon), falscher Baß, weil die tiefste Stimme nicht wirklich Baß war, sondern der Sopran oder Alt.

Mit der Zeit erhielt der Begriff faux bourdon eine weitere Bedeutung. Man verstand darunter eine vierstimmige Compo-

sition ohne bestimmten Rhythmus, in welcher eine Stimme den **cantus firmus** ausführte, während die drei anderen in lauter Consonanzen und zwar Note gegen Note gesetzt denselben begleiteten mit einigen Ligaturen in den Cadenzen.

Im zwölften Jahrhundert entwickelte sich neben dieser Art, mehrstimmig zu singen, zunächst bei den Franzosen und Niederländern der sogenannte Discantus. Die Sänger fingen nämlich an, die harmonischen Töne, die sie dem Gregorianischen Gesange hinzufügten, zu einem selbständigen Ganzen zu verarbeiten. So sang denn, während eine Stimme den Choral (**cantus firmus**) vortrug, eine andere, in höherer Lage und in entgegengesetzter Bewegung, eine mit Melismen (Verzierungen) ausgeschmückte Melodie, oder besser gesagt, eine melodische Phrase (zum Unterschiede von der modernen liedmäßigen Melodie). Diese Begleitung der Hauptstimme wurde anfangs also nur von einer Gegenstimme ausgeführt; allmählich aber wurde dieselbe zwei- und dreistimmig. Die anderen Stimmen hießen dann: **Motetus Triplum, Quadruplum.**

Mit diesem Fortschritte war nothwendiger Weise auch die Entwickelung der Mensur gegeben, d. h. die Bestimmung des Maßes und der Geltung der Töne durch bestimmte Zeichen. Franco von Köln entwarf hierüber ein eigenes System. Die Mensur (Messung) der Töne führte auch eine bestimmte Gestaltung (Figur) der Noten herbei. Daher der Name Mensural- oder Figural-Musik.

Dieser mit Melismen verzierte Discantus beeinflußte den Choralgesang in nachtheiliger Weise. Er nahm ihm seinen eigenthümlich melodischen Tonfall und ließ seine so majestätische Einfachheit nicht mehr zur Geltung kommen. Dem Discantus zu Liebe ging man endlich sogar so weit, daß man den Gregorianischen Gesang veränderte, verstümmelte und fälschte. Wir ersehen dieß aus der Bulle **Docta patrum**, die Johann **XXII.** (1316—1324) gegen diese Mißbräuche erließ. In derselben heißt es:

„Während einige Schüler der neuen Schule über die Einhaltung des Zeitmaßes genau wachen und auf neue Noten ihre Aufmerksamkeit richten, wollen sie lieber ihre selbst ersonnenen als die alten singen. Die kirchlichen Texte werden in Semibreven und Minimen [1] abgesungen, mit kleinen Noten überladen. Die Sänger zerschneiden die Melodien mit Hoqueten [2], machen sie schlüpfrig durch die Discante, vermischen zuweilen gemeine Triplen und Moteten damit und dies in einem solchen Grade, daß sie öfters die Grundlagen des Antiphonars und Graduals außer Acht lassen, nicht wissen, worüber sie bauen, und die Kirchentöne ignoriren, die sie nicht nur nicht unterscheiden, sondern sogar durcheinander werfen. In Folge einer solchen Notenmenge werden die züchtig steigenden und die sanft fallenden Gänge, wodurch sich die Kirchentöne von einander unterscheiden, verdunkelt. Sie eilen nämlich ohne Ruhe, betäuben das Ohr, anstatt es zu erquicken, und ahmen durch ihre Geberden nach, was sie vortragen. Dadurch wird die erforderliche Andacht hintenangesetzt und eine Ausgelassenheit, vor der man sich hüten sollte, öffentlich verbreitet. Nicht ohne Grund sagt deßhalb Boëthius: ‚Ein leichtsinniges Gemüth wird entweder durch zu leichtsinnige Musik ergötzt oder, indem es sie oft anhört, verweichlicht und überwältigt.‘ Deßhalb haben wir und unsere Brüder schon längst erkannt, daß diese Zustände einer Verbesserung bedürfen, und wir beeilen uns, diesen Unfug mit allem Nachdruck aus der Kirche Gottes zu entfernen. Daher schreiben wir nach Berathung mit unsern Brüdern strenge vor, daß in Zukunft Niemand sich erkühnen soll, Dieses oder Aehnliches in den genannten Officien, besonders bei den kanonischen Tageszeiten und der heiligen Messe, vorzubringen.“ (Folgt die Festsetzung der kanonischen Strafen.)

„Unsere Absicht,“ heißt es dann weiter, „geht jedoch nicht dahin, durch dieses Schreiben zu verbieten, daß zuweilen an Festtagen und bei besonderen Feierlichkeiten während der heiligen Messe und des übrigen Gottesdienstes einige melodiöse Conso-

nanzen, nämlich die Octav, Quint, Quart u. dgl., über dem einfachen kirchlichen Gesange vorgetragen werden. Der Gesang muß jedoch an sich unverletzt und ungeschmälert bleiben und darf an der gut beschaffenen Musik nichts geändert werden, denn ein solcher Zusammenklang berührt sanft das Ohr, erweckt Andacht und bewahrt diejenigen, welche Gott dem Herrn lobsingen, vor Abspannung." [3]

Hiermit war also die oben erwähnte Begleitung der **falsi bordoni** an Feiertagen gestattet; der Discantus dagegen verboten.

Die weitere Fortentwickelung des polyphonen Gesanges in der bisherigen Weise erlitt durch dieses Decret keinen Eintrag. Der Gregorianische Gesang wurde mit der Zeit immer mehr in eine secundäre Stellung zurückgedrängt, in welcher er dem contrapunktischen Tongewebe nur noch den Stoff zu liefern hatte; die eigentliche Melodie desselben verschwand immer mehr in den sie überwuchernden contrapunktischen Verschlingungen.

Aus dem Discantus hatte sich allmählich, namentlich unter dem Niederländer Dufay († 1432), die Kunst des geregelten Contrapunktes herausgebildet. Diese bestand darin, daß man einer gegebenen Stimme mehrere andere, von ebenso wesentlichem Gehalte, gegenüberstellte. In dieser Compositionsform haben alle Stimmen gleichen Werth, gleiche Bedeutung, und wenn auch der Tenor in der Regel den **cantus firmus** festhält (daher Tenor, von **tenere**, halten), so geht doch die Melodie desselben in dem mehrstimmigen Tongefüge auf. Daher die Bezeichnung Polyphonie, d. h. Mehrstimmigkeit mit gleicher Berechtigung der einzelnen Stimmen, im Gegensatz zur Homophonie, wobei nur die Hauptstimme eine Melodie hat, zu der die anderen Stimmen nur eine begleitende Bedeutung haben.

Dieser polyphone Stil nun ist es, der den Höhepunkt seiner Entwickelung in Palestrina und der sogenannten römischen Schule erreichte, obwohl die mannigfachen Mißbräuche,

die das Einschreiten des Concils von Trient nöthig machten, diese Entwickelung lange begleiteten.

Wir wollen nicht die alten Geschichten und Anekdoten über den Verfall der Kirchenmusik wiederholen, wie sie in dem Werke Baini's und in anderen Musikgeschichten zu finden sind. Nach diesen älteren Darstellungen wäre vor Palestrina in der kirchlichen Tonkunst ein wahres Tohu=Wabohu gewesen, bis auf einmal Palestrina als **Deus ex machina** mit der wahren Kirchenmusik erschienen sei. Seit der berühmte Musikdirector Commer in Berlin durch seine großartige **Collectio operum musicorum Batavorum** (1849 ff.) die Musikwerke der Niederländer uns erschlossen, kann sich Jeder davon überzeugen, daß Palestrina nicht, wie Ambros bemerkt, vom Himmel gefallen ist, sondern daß er den Abschluß einer regelrechten Kunstentwickelung repräsentirt, die mit Wilhelm Dufay beginnt, durch Ockenheim Geist und Leben erhält und in Josquin de Près schon den Ansatz zu jenem Kunststile nimmt, der von unzähligen Meistern nach vielen Richtungen hin bis auf Arkadelt und Goudimel, den gefeierten Lehrer Palestrina's, eine reiche Ausbildung erhielt.

Die oben erwähnten Mißbräuche, die sich in die Entwickelung der polyphonen Kirchenmusik eingeschlichen hatten, waren:

1. Der Gebrauch des Contrapunktes aus dem Stegreife (**contrappunto alla mente**). Dieser bestand darin, daß eine Stimme als **cantus firmus** den Gregorianischen Choral sang, während die übrigen aus dem Kopfe contrapunktirten, ohne irgend eine Vorlage vor sich zu haben. Daß hierdurch die Ausführung der Gesänge leicht verworren und unangenehm wurde, läßt sich wohl denken, um so mehr, wenn die Sänger in den strengen Regeln des improvisirten Contrapunktes wenig bewandert waren. War dieß aber auch nicht der Fall, und hatten die Sänger den ausgeführten Contrapunkt schriftlich vor sich, dann kam es doch noch vor, daß der Eine oder Andere von ihnen, der mit seiner technischen Fertigkeit glänzen wollte, seinen Vortrag mit allerlei Coloraturen, Floskeln und Passagen aus-

schmückte. Dieß brachte Verwirrung unter die übrigen Sänger, die dem Improvisirenden folgen mußten, und lautete „öfter wie Ziegengemecker" nach dem Urtheile Hermann Fincks († 1558) (non dissimiles capellae caprissanti).

2. Ein weiterer Uebelstand trat dadurch hervor, daß die Componisten vielfach mehr für das Auge und den Verstand, als für das Ohr und das Gefühl schrieben. Manche contrapunktischen Tongewebe nahmen sich geschrieben sehr schön aus, während der musikalische Gehalt derselben unbedeutend war. „Die Kunst des Contrapunktes," sagt Karl von Winterfeld, „hatte sich weniger als kunstreiche Entfaltung einer Mehrheit verflochtener Stimmen ausgebildet, sondern als grüblerische Vervielfältigung einer Menge mühsam ersonnener, meist nur äußerer Beziehungen der einzelnen Gesangstimmen zu einander; Beziehungen, die selten nur von dem Gehöre, dem Sinne, welchem die Tonkunst zugewiesen ist, aufgefaßt werden konnten, sondern an denen nur das Auge, das sie in Tonzeichen überblickte, und der Verstand, der, durch das Auge geleitet, ihre Regelrichtigkeit prüfte, sich zu ergötzen vermochte." [4]

Bei diesem Mißbrauche kommen vor Allem die räthselhaften Canonsprüche und die künstliche Anwendung der Mensuralzeichen in Betracht, wodurch bewirkt wurde, daß die Noten ganz anders gesungen wurden, als sie auf dem Papiere standen. Die Regeln für die Anwendung des Canons [5] waren oft klar und deutlich über den Noten angegeben, noch öfter aber auch in Räthselsprüche gefaßt, die man erst entziffern mußte. Deßhalb definirt Tinctoris den Canon geradezu als eine Vorschrift oder Regel, die den Willen des Tonsetzers mit einer gewissen Dunkelheit ausspricht. Derartige Sprüche über den Noten lauteten z. B.: **Cancriza**, d. i. Singe von rückwärts nach vorne; oder, was dasselbe ist: **canit more Hebraeorum**, Singe nach Art der Juden; **Clama ne cesses**, Laß alle Pausen weg; **Agnus secundum non est cum grege**, Im zweiten Agnus pausirt der Tenor. Der Sinn der eben angeführten Sprüche läßt sich

immer noch errathen, schwieriger ist dieß indeß bei anderen, z. B.: Quiescit qui superne volat, Venit post me, qui in puncto clamat, d. i. der Discant (qui superne volat) pausirt (quiescit) und tritt erst auf die erste, durch einen Punkt verlängerte Note des Contra (Alt), ihn in der Oberquarte nachahmend, ein . (in puncto clamat) . (Ambros). Dazu kam noch die künstliche Anwendung der Mensuralzeichen, wodurch eine Notenreihe eine öfters wechselnde Geltung erhielt.

Der Gebrauch dieser Sprüche und Zeichen gab dem Componisten Gelegenheit, das Thema in immer neuen Combinationen variiren zu lassen. Besonders bedienten sich die Meister der niederländischen und der niederländisch-französischen Schule dieser Hülfsmittel, weniger die italienischen und deutschen Componisten. Auch letztere verstanden es, den Canon zu behandeln, aber ihre Regeln waren keine musikalischen Rechenexempel. Ich erinnere hier nur an die deutschen Meister Adam de Fulda, Heinrich Finck und Heinrich Isaak.

Wenn auch diese Künsteleien mehr auf das geübte Auge des Sängers berechnet waren, als auf die Zuhörer, so machte sich dabei doch der Uebelstand geltend, daß durch die langen fugirten Gänge und Nachahmungen der Text sehr unverständlich wurde und zuletzt nur noch ein Chaos von Tönen übrig blieb. Der Text war bald so sehr Nebensache geworden, daß die Componisten nur noch die Anfangsworte der betreffenden Texte über ihre Compositionen schrieben und das Uebrige den Sängern anheimgaben. Einen Beweis von der Willkür in der Behandlung des Textes liefert uns eine Motette Gomberts mit der Ueberschrift Diversi diversa orant. Hier singt eine Stimme Ave regina coelorum, eine andere Regina coeli, die dritte Alma redemptoris und die vierte Inviolata, integra et casta.

Auch verschmähte man es nicht, den kirchlich-rituellen Text bei besonderen Festen durch allerlei Zusätze eigenmächtig zu vermehren. War eine Messe über einen Hymnus oder eine Antiphon componirt, so sang der Tenor im cantus firmus den

Hymnus oder die Antiphon mitten in den von den übrigen Stimmen vorgetragenen Meßtext hinein. So sangen z. B. drei Stimmen das **Kyrie eleyson**, der Tenor zur selben Zeit **Ave Maria gratia plena** u. a.

3. Die Componisten der damaligen Zeit entlehnten die Themata für ihre Meßcompositionen häufig dem Gregorianischen Choralgesange. Nach dem gewählten Thema erhielt dann auch die Messe ihren Namen, so z. B. **Missa Pater noster, Missa Lauda Sion, Missa Ave Maria** u. a. Oefters erfanden die Componisten das Thema selbst und benannten dann die Messe beliebig (**Missa sine nomine, Missa ad fugam**). Zuweilen bearbeiteten sie die Messe nach einer schon vorhandenen Motette geistlichen oder weltlichen Inhaltes (**Missa parodia**). Am liebsten aber benutzten sie dazu die Melodien weltlicher Lieder.

Um diese Erscheinung recht zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß der Unterschied zwischen kirchlicher und weltlicher Musik damals noch nicht so scharf ausgeprägt war, wie wir wohl vermuthen möchten. Für alles künstlerische Leben und Schaffen, auch das musikalische, war damals noch die Kirche das unbestrittene Lebensprincip. Wie im vorigen Jahrhundert die weltliche Musik Herrscherin war und der kirchlichen ihren Stil lieh, so trug damals die weltliche Musik ein mehr kirchliches Gepräge. Den weltlichen Charakter erhielt die Composition theils durch den weltlichen Text, theils auch durch die contrapunktische Bearbeitung. Diese bewegte sich zwar in den kirchlichen Tonarten, aber durch die freiere, mannigfaltigere rhythmische Gestaltung und die öftere Anwendung der Diësis erhielt das Tonstück einen mehr heiteren, leichten, spielenden Charakter. Bei den Compositionen für die Kirche schloß man den Gebrauch der Diësis aus, wenigstens bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Von da ab finden wir sie bei der Schlußbildung verwerthet.[6]

Die zuletzt berührten Factoren machten das Charakteristische der weltlichen Compositionen aus, nicht immer das weltliche

Thema. Deßhalb wurde dieses häufig für Meßcompositionen benutzt. In Deutschland, wo verhältnißmäßig wenig Messen componirt wurden, benutzte man, besonders zur Zeit der Reformation, die Melodien weltlicher Lieder zur Composition von Kirchenliedern. Vielfach tragen diese Lieder noch heute in der Melodie ein kirchliches Gepräge. So z. B. das Lied: Innsbruck, ich muß dich lassen, dessen Melodie das evangelische Kirchenlied: O Welt, ich muß dich lassen, und das katholische: O heilige Seelenspeise, adoptirt hat; ferner das weltliche Lied: Mein G'müth ist mir verwirret, dessen Melodie der Text: O Haupt voll Blut und Wunden, unterlegt wurde. Die Melodien dieser Lieder sind jedenfalls passender für die Kirche als die späteren: Christen, singt mit frohem Herzen, nach der österreichischen Nationalhymne, und die Walzermelodie in: Maria zu lieben.

Fragen wir nun, warum die Componisten der damaligen Zeit mit so großer Vorliebe die Melodien weltlicher Lieder zu ihren Messen benutzten, so finden wir den Grund darin, daß sie diese dem weltlichen Gesange entlehnten Themata beliebig bearbeiten und umformen konnten, was bei dem Gregorianischen Choral, den sie überdieß mit einer gewissen Rücksicht und Ehrfurcht behandeln mußten, nicht so leicht war. Deßhalb ist denn auch von derartigen Messen eine so große Anzahl vorhanden. Ein berühmtes provençalisches Volkslied, über dessen Melodie fast jeder Tonsetzer eine Messe componirte, ist das folgende:

L'omme, l'omme, l'omm' armé
Et Robinet tu m'as
La mort donné
Quand tu t'en vas.

Wie ich oben bereits gesagt, erhielten die Messen den Namen von den Anfangsworten der Composition, welcher das Thema entlehnt war. So kam es denn, daß die über Melodien weltlicher Lieder bearbeiteten Messen auch den Namen derselben erhielten, so z. B. die Messen L'omme armé, Missa carminum (Volksliedermesse), des rouges nez (von den rothen Nasen),

baisez moi (küsse mich), O Venere bella (O schöne Venus). Diese Benennungen hatten damals weiter nichts zu bedeuten; sie sollten nur die Messe charakterisiren, ähnlich wie wir heute noch sagen: Messe in C-Dur, A-Moll u. s. w. „An Profanation," sagt Ambros, „dachte Niemand. Mochten die Namen der Messen oft noch so wunderlich klingen, das Alltagleben hatte einen poetischen Zug; darum büßte das ideale Leben der Kunst und Frömmigkeit nichts ein, wenn es jenes andere abspiegelte und zugleich verklärte. Das Heilige wurde dadurch dem Niederländer nicht entweiht, wohl aber umgekehrt das Alltägliche geheiligt." [7]

Die Profanation des Heiligen trat erst später ein, als einzelne unverschämte Sänger so weit gingen, daß sie mit der Volksmelodie auch den profanen Text im cantus firmus vortrugen, während ihre Collegen den rituellen Text sangen. Daran waren allerdings nicht die Componisten Schuld, sondern die Sänger. Indessen trieben auch die Componisten bald vielfach Mißbrauch mit dem Heiligen, indem sie z. B. in den rituellen Text profane Worte als Zwischenrufe hineintönen ließen, oder indem sie von einer weltlichen Composition nicht bloß das Thema, sondern auch die ganze contrapunktische Bearbeitung für ihre Messen benutzten, wie z. B. Clem. Jannequin, der eine Messe über seine weltliche Composition La bataille schrieb.

Alles das, was wir über den Mißbrauch bei Meßcompositionen gesagt haben, gilt auch von einem andern Musikstücke, von der Motette. Der Name wird abgeleitet von dem französischen Worte mot (Denkspruch), weil zum Texte meistens Bibelsprüche gewählt wurden. Philipp de Monte (geb. 1521) leitet den lateinischen Ausdruck muteta von mutare (ändern) ab, wegen der vielfach wechselnden Verschlingung der Stimmen. Beliebte Texte waren Sprüche aus dem hohen Liede, die Klagelieder des Propheten Jeremias, die Psalmen, der Gesang der drei Jünglinge im Feuerofen. Josquin des Près († 1521) hat sogar das Geschlechtsregister des Heilandes zweimal (nach

Matthäus und nach Lucas) in Musik gesetzt. Auch wurden Abschnitte aus den Evangelien, vor Allem aber die Passionsgeschichte des Heilandes, daneben kirchliche Hymnen und Antiphonen zur Composition verwendet. Als cantus firmus benutzte man auch hierbei wieder Abschnitte des Gregorianischen Choralgesanges, wie auch Themata weltlicher Compositionen. Da die Motette nicht nur kirchlichen, sondern auch weltlichen Zwecken diente, so kamen auch profane Texte zur Verwendung, wie bei Thronbesteigungen, nach großen Siegen, bei Todesfällen u. s. w. Neben dem weltlichen Texte, der gerade auf das Ereigniß Bezug hatte, geht nicht selten auch der kirchliche im cantus firmus einher.

Ganz natürlich war es, daß auch das Spiel der Orgel und der Instrumente in die angegebenen Mißbräuche theilweise mitverwickelt wurde.

Von vornherein sei bemerkt, daß wir hierbei nicht an eine Orgel- oder Instrumental-Begleitung im modernen Sinne zu denken haben. Wenn zur damaligen Zeit die Orgel oder die Instrumente, die man nach dem Tonumfange in Discant-, Alt-, Tenor- und Baß-Instrumente eintheilte, herangezogen wurden, so diente dieß entweder nur zur Verstärkung der Singstimmen, indem sie dieselben im Einklang begleiteten, oder auch zur Ersetzung derselben, indem ihnen ein Theil des contrapunktischen Tonsatzes zur Ausführung angewiesen wurde. In den Niederlanden kam dieses häufiger vor, wie wir aus einer Bemerkung des Erasmus von Rotterdam ersehen: Sie lärmen mit Tuben, Zinken, Flöten und Harfen, und mit diesen wetteifern die menschlichen Stimmen. [8]

Wollte Jemand nur auf der Orgel etwas vortragen, so benutzte er dazu die Vocalcompositionen, die er sich für diesen Zweck transponirte. Auch war es nicht selten, daß berühmte Orgelspieler aus dem Stegreife irgend ein Thema contrapunktirten. Natürlich lag es hier um so näher, weltliche Melodien zu benutzen, als der anstößige Text fortfiel.

Ganz besonders blühte das Orgelspiel in Deutschland, und zwar schon zu einer Zeit, als man in anderen Ländern noch weniger daran dachte. Dementsprechend trieb auch hier der Mißbrauch desselben die schönsten Blüthen. Die Synode von Augsburg v. J. 1567 beschloß deßhalb Folgendes: „Der Gebrauch der Orgel überschreitet an vielen Stellen das Maß und muß verbessert werden, damit nicht die Zuhörer durch zu üppige Modulation von frommen Gebeten abgehalten werden, damit ferner nicht eine ungeeignete Musik, welche weder einfach noch ernst ist, durch den Vortrag unanständiger und profaner Gesänge die Weichlinge mehr ergötzt, als fromme Seelen erbaut." [9]

Wollen wir nun alle diese Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten, kurz zusammenfassen, so sagen wir:

1. Das Verständniß des liturgischen Textes wurde durch das contrapunktische Tongewebe und durch das Hineinmischen fremder Worte sehr erschwert.

2. Die Worte des liturgischen Textes fanden in der musikalischen Composition vielfach nicht den adäquaten Ausdruck, weil man den contrapunktischen Stil nur seiner selbst wegen ausbildete.

3. Auch die Verwendung der Melodien weltlicher Compositionen hatte mancherlei Anstoß gegeben.

Das contrapunktische System der Niederländer findet seine Erklärung aus dem Zusammenhange mit der gesammten geistigen Entwickelung der vergangenen Jahrhunderte.

Analog der Scholastik ist auch die Bildung der kirchlichen Tonkunst vor sich gegangen. Die Aufgabe der Scholastik war die wissenschaftliche Erklärung und Begründung des Dogma's. Wie letzteres den Inhalt hergab und die Philosophie die Form, so gab in der Tonkunst der liturgische Text des Gregorianischen Chorals den Stoff und die Contrapunktik die Form. Wie der kirchliche Lehrsatz dialectisch zergliedert, erklärt und bewiesen wurde, wie alle nur denkbaren Einwürfe gegen denselben dialogisirend widerlegt wurden, so wurde in der kirchlichen Ton-

kunst das Thema in seine Theile zerlegt, dargestellt und bis in die kleinsten Nüancen und Besonderheiten mit der größten Consequenz verfolgt; durch die sonderbarsten künstlichen Satzfiguren wurden alle denkbaren Einwürfe beseitigt und die schwierigsten Probleme gelöst.

Wie die spätere Scholastik indeß mehr spitzfindige als nützliche Untersuchungen anstellte, und sich mehr in der Ausbildung dialectischer Formgewandtheit als in der Begründung des Dogma's gefiel, so war auch bald das Streben der Contrapunktik mehr darauf gerichtet, kunstvolle Verschlingungen und spitzfindige Räthselcanons aufzustellen, als das Thema geistig zu durchdringen.

Neben der Scholastik entwickelte sich die Mystik, die mehr auf dem Wege der Contemplation als dem der Dialectik in die Tiefen der kirchlichen Lehre einzudringen suchte. Während das Ziel der Scholastik dahin ging, die Vernunftmäßigkeit des Dogma's zu beweisen, ging das Streben der Mystik dahin, den Gegenstand des Glaubens vermittelst frommer Beschaulichkeit dem Gemüthe nahe zu bringen. Eine ähnliche Richtung tritt auch bei den Componisten des 15. und 16. Jahrhunderts hervor, namentlich bei den Deutschen H. Isaak, L. Senfl u. s. w., aber auch bei den Niederländern und Franzosen; und zwar zeigt sich dieselbe hier in einem weniger contrapunktischen Stile, dem sogenannten **style familiaire**, daher auch der Name: **Missae familiares**, in denen Note gegen Note, Silbe gegen Silbe stand. Hier war es weniger auf eine künstliche Form als vielmehr auf die unmittelbare Einwirkung der Composition auf die Zuhörer abgesehen.

Wie sich ferner Scholastik und Mystik häufig in einer Person vereinigt fanden, so wurde nicht selten neben dem artificiösen Contrapunkt der **style familiaire** durch denselben Meister ausgebildet. Namentlich war dieß der Fall bei Palestrina. Er verachtete die contrapunktischen Formen nicht, sondern zeigte sich vielmehr als Beherrscher derselben; er verstand aber zugleich

auch die Kunst, durch gläubige Versenkung in die Worte des Textes dieselben in einfacher und erhabener Weise sich und Anderen zum Verständniß zu bringen.

Die Entwicklung der Tonkunst steht ferner mit dem ganzen Kunstleben in einem innigen, geistigen Zusammenhange. Dieß haben wir jedoch nicht so aufzufassen, als ob die Tonkunst der Entwickelung der andern Künste Schritt für Schritt gefolgt sei und die geistigen Errungenschaften derselben sich sofort angeeignet, oder gar als ob sie eine erst kommende Periode schon vorausverkörpert hätte. Im Gegentheile, die Tonkunst folgt, ihrer inneren Natur nach, nur langsam den Schwesterkünsten; sie schildert uns das, was jene bereits erlebt haben; sie läßt das vergangene Kunstleben nach- und ausklingen. Daher finden wir auch in den kirchlichen Compositionen Palestrina's nicht den Geist der seine Umgebung beherrschenden Renaissance wieder, sondern jenen schöpferischen Geist, der in der Architectur die großen herrlichen Münster geplant und gebaut hatte, kurz nicht den Geist der schönen Weltlichkeit, der uns in den späteren Werken Raphaels entgegenstrahlt, sondern jenen Geist, der einen Fra Angelico da Fiesole seine von himmlischer Schönheit angehauchten Figuren hervorbringen ließ. Nicht ohne große Schwierigkeiten brach sich indeß in der Musik der Geist einer ächt kirchlichen Kunst Bahn.

Im fünfzehnten Jahrhundert, dem Ausgange des Mittelalters und dem Anfange der neuen Zeit, macht sich auf ganz eigenthümliche Weise im Culturleben der Völker ein unbestimmter Drang nach neuen Verhältnissen geltend. Darin liegt der Grund für die zahlreichen Entdeckungen und Erfindungen, mit welchen uns dieses Jahrhundert überrascht; darin liegt aber auch zugleich die Ursache der Maßlosigkeit und Willkür, welche einen charakteristischen Zug desselben bilden. Spuren davon finden wir auch in der kirchlichen Tonkunst: Willkür und Maßlosigkeit in Anwendung der contrapunktischen Formen, geistreiche Erfindungen neuer Combinationen und musikalischer Rechenexempel.

Das fünfzehnte Jahrhundert läßt indeß nicht schon sofort die spätere Entartung der Renaissance erkennen. Aehnlich wie das Streben, die christliche Schönheit mit der antiken verschmelzen zu können, bei den großen Meistern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die noch fest im christlichen Glauben und in den kirchlichen Traditionen standen, eine kurze, in mancher Hinsicht unvergleichliche Blütheperiode der Kunst hervorbrachte, so sollte dieß besonders und zuletzt an der Kirchenmusik sich zeigen. Während schon im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die Renaissance den unaufhaltsamen Verfall der übrigen Kunst herbeiführt, macht derselbe in der Tonkunst erst im siebenzehnten Jahrhundert sich geltend. Die ungezügelte Bewunderung des antiken Heidenthums hatte zuerst und zumeist die Architektur ergriffen, dann die Malerei und befiel zuletzt erst die Musik, eine Erscheinung, die, abgesehen von der inneren Natur dieser Kunst, auch darin ihre Erklärung findet, daß gar keine griechisch-römischen Vorbilder mehr vorhanden waren, die sie sich als Muster zur Nachahmung hätte aufstellen können. Erst später, als Galilei, Peri und Caccini nach einem imaginären griechischen Stile zu componiren begannen, wurde der Einfluß der Renaissance auf die Tonkunst bemerkbar.

Diese einleitenden Bemerkungen werden uns das Leben und Wirken unsers großen Tonmeisters unter den es begleitenden eigenartigen Verhältnissen leichter verstehen lassen.

II.

Palestrina's Jugend. Seine Wirksamkeit bis zur Reform der Kirchenmusik durch das Concil von Trient.

In dem Städtchen Palestrina, dem Präneste des alten Latium, ungefähr vier Stunden südöstlich von Rom gelegen, wurde im Laufe des Jahres 1514 [10] Giovanni Pierluigi Sante geboren. So lautete der eigentliche Familienname unseres

Meisters. Die Nachwelt hat ihn nach seinem Geburtsorte einfach Palestrina genannt. Eine ausführliche Schilderung seines Jugendlebens zu geben, ist nicht möglich, weil verbürgte Nachrichten darüber fehlen. Nach der Erzählung Pitoni's scheinen die Eltern Palestrina's schlichte Landleute gewesen zu sein, die in bescheidenen Verhältnissen lebten und ihren Sohn öfters nach Rom zum Markte schickten, um die Erzeugnisse ihres Ackers dort feil zu bieten. Eines Tages, als Giovanni singend über die Straße nach St. Maria Maggiore einherging, wurde der Kapellmeister dieser Kirche auf ihn aufmerksam. Er ließ den Knaben zu sich kommen. Sowohl die schöne Stimme als auch das musikalische Talent gefielen ihm, so daß er sich entschloß, den jungen Palestrina zu sich in den Unterricht zu nehmen. Diese Nachricht ist von Pitoni, der aber anderthalbhundert Jahre später lebte.

Glaubwürdiger und einfacher erklärt sich die Berufswahl des talentvollen Knaben aus den damaligen socialen Verhältnissen. Die Stellung der Musiker war nämlich damals nicht bloß eine sehr ehrenvolle, sondern auch sehr vortheilhafte. Dieselben lebten meist in angesehenen Stellungen an den verschiedenen Höfen Italiens; sie wurden mit Gunstbezeugungen aller Art überschüttet und bezogen vielfach ein Gehalt von hundert Dukaten monatlich. Mit Rücksicht auf diese großen Vortheile mögen die Eltern Palestrina's sich wohl entschlossen haben, ihren Sohn, der ein ungewöhnliches musikalisches Talent verrieth, dem Kapellmeister einer größeren Kirche zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Wie dem aber auch sein mag, sicher ist, daß Giovanni um's Jahr 1540, also 26 Jahre alt, sich in Rom aufhielt. Um diese Zeit wirkte daselbst als Vorsteher einer Musikschule der berühmte Tonmeister Claudius Goudimel aus Vaison bei Avignon; ein Mann, der durch die Fortpflanzung seines Wissens und seines Könnens auf begabte Schüler für die spätere Entwicklung der katholischen Kirchenmusik von großer Bedeutung werden sollte. Seinen Schülern war es

ja vorbehalten, die Kirchenmusik der höchsten Blüthe ihrer Vollendung entgegenzuführen. In die Schule dieses berühmten Mannes trat (nach Fétis im Jahre 1540, nach Ambros einige Jahre früher) auch Palestrina ein und legte hier den Grund zu seiner späteren künstlerischen Meisterschaft. Von seinen Mitschülern erwähnen wir hier den Giovanni Animuccia und den Giovanni Maria Nanini.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß Palestrina, bevor er Schüler Goudimels wurde, bei Arcadelt Unterricht genoß, der um 1536 in Rom Singmeister der Knaben (**magister puerorum**) war. Seine ersten Compositionen verrathen viel Aehnlichkeit mit denen Arcadelts.[11]

Im Jahre 1544 wurde G. Pierluigi als Organist und Kapellmeister an die Kathedrale seiner Vaterstadt Palestrina berufen. Diese Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1551. In diesem Jahre finden wir ihn wieder in Rom und zwar auf der Stelle, die Arcadelt vor mehreren Jahren inne gehabt, als Singmeister der Knaben an der Basilika von St. Peter. Da Palestrina bereits ein hohes Ansehen und einen weit verbreiteten Ruf genoß, so wurde er noch im selbigen Jahre zum Kapellmeister der vatikanischen Basilika zu St. Peter ernannt (**magister capellae Basilicae vaticanae**). Im Jahre 1548 hatte er geheirathet. Seine vortreffliche Gattin Lucretia schenkte ihm mit der Zeit vier (nach Schelle zwei) Söhne[12], von denen aber nur der jüngste, Hygin, ihn überlebte. Die andern wurden ihm frühzeitig durch den Tod entrissen, nachdem sie bereits Proben ihrer musikalischen Befähigung abgelegt hatten.

Im Jahre 1554 gab Palestrina sein erstes gedrucktes Werk heraus, einen Band vierstimmiger Messen, den er dem Papste Julius III. (1549—1555) widmete. Dieser ließ ihm dafür eine Auszeichnung zu Theil werden, die später für den Meister eine Quelle vieler Leiden und Kümmernisse wurde. Er berief ihn nämlich in das Collegium der Sänger der päpstlichen Kapelle und setzte sich hierbei über zwei Vorschriften hinweg. Es

war nämlich Statut der päpstlichen Kapelle, daß die Mitglieder derselben Kleriker sein mußten. Sie wurden **capellani cantores** genannt und blieben natürlich unverheirathet. Ferner hatte der Papst durch ein eigenes Motu proprio vom 5. August 1553 befohlen, daß die strengste Prüfung mit den Aspiranten für die päpstliche Kapelle vorgenommen werden sollte. Veranlassung zu dieser Verfügung war die Thatsache, daß mittelmäßig geschulte, wenig stimmbegabte Sänger in die Kapelle sich eingeschlichen hatten. Von beiden Anordnungen mußte der Papst mit Bezug auf Palestrina Abstand nehmen; denn erstens war derselbe verheirathet, und zweitens stand er, was die Kraft seiner Stimme anging, den auswärtigen Sängern weit nach. Indessen glaubte Julius III. mit einem so vielversprechenden Componisten eine Ausnahme machen zu dürfen.

Dem Wunsche des Papstes nachkommend, legte Palestrina seine Kapellmeisterstelle an St. Peter nieder und trat am 13. Januar 1555 seine neue Stellung an, ohne ein Examen abgelegt und ohne die Zustimmung der Sänger erlangt zu haben, wie es ausdrücklich im Diarium der päpstlichen Kapelle heißt.

In diesem Jahre gab er sein zweites Werk heraus, welches Madrigale enthielt. Unter einem Madrigale verstand man damals ein kürzeres Gedicht weltlichen oder geistlichen Inhalts, das in mehr oder minder contrapunktischer Behandlung für mehrere Stimmen in Musik gesetzt war. Bereits im 14. Jahrhundert bekannt, hatte sich das Madrigal zur Zeit Willaerts (1490—1562), den man auch wohl den Vater des Madrigals zu nennen pflegt, zur eigentlichen Compositionsform ausgebildet. Es repräsentirte den weltlichen Musikstil jener Zeit. Bei dieser Art der Composition wurden die contrapunktischen Künsteleien weniger angewendet; es kam hier nur darauf an, die Textesworte in individueller, freier Auffassung zu charakterisiren. Palestrina componirte Madrigale mit Vorliebe, und seine Zeitgenossen waren so entzückt von ihrer lebendigen, anmuthigen Musik, von Palestrina's unerschöpflich neuen und originellen

Auffassungen, daß sie ihm den Beinamen des „großen Nachahmers der Natur“ gaben. Daß der Text dieser Compositionen oft schlüpfrig war, darf uns nicht wundern, denn schlüpfrigwitzig zu sein, galt damals als ein Zeichen von Urbanität. Ich erinnere nur an die gleichzeitigen Dichter Giov.' della Casa, Pietro Aretino, dessen witzige, stellenweise stark obscönen Gedichte sehr verbreitet waren, und an Berni, den Blumauer der damaligen Zeit.

Palestrina hatte in diese Sammlung auch Madrigale mit obscönem Texte aufgenommen und sich dadurch manchen herben Tadel zugezogen. Wir schließen dieß aus einer späteren Bemerkung in der Dedication des „hohen Liedes“ an Gregor XIII., wo er sagt, daß er jetzt wegen dieser Compositionen erröthe und sie sehr bereue (erubesco et doleo). Wie wenig anstößig Palestrina aber diese Gedichte damals fand, geht daraus hervor, daß er diesen Band Madrigale seinem Gönner dem Papst Julius III. widmen wollte. Dieser war indeß am 23. März 1555 gestorben. Sein Nachfolger Marcell II., der schon als Cardinal ein großer Protector Palestrina's gewesen war, starb schon nach 21 Tagen. Dessen Nachfolger Paul IV. (1555 bis 1559), weniger kunstliebend wie seine Vorgänger, hatte kaum den päpstlichen Stuhl bestiegen, als er auch schon damit begann, die alten strengen Vorschriften seiner Vorgänger in Bezug auf die päpstliche Kapelle wieder herzustellen. Als ihm mitgetheilt wurde, daß von den päpstlichen Sängern drei verheirathet seien, gab er sein lebhaftes Mißfallen darüber zu erkennen. Das Sängercollegium schickte eine Deputation an ihn ab, welche ihn darüber instruiren sollte, daß alle Sänger auf Lebenszeit angestellt seien und nach den bestehenden Gesetzen nur wegen schwerer Verbrechen ausgeschlossen werden dürften. Der Papst führte aber sein Vorhaben aus. Am 30. Juli erschien eine päpstliche Verordnung, wonach die drei verheiratheten Mitglieder der Kapelle, Leon. Barré, Dom. Ferrabesco und Giov. Pierluigi, aus dem Collegium der päpstlichen Sänger

entlassen wurden unter Bewilligung einer dürftigen Pension von 6 Scudi monatlich.

Solche Schicksalsschläge erschütterten die Gesundheit Palestrina's. Eine schwere Krankheit überfiel ihn und brachte ihn bald in eine verzweiflungsvolle Lage. Wie sollte er nun, auf dem Krankenbett darniederliegend, unfähig, etwas zu verdienen, mit einem Gehalte von 6 Scudi monatlich seine Familie ernähren und die Kosten, welche seine Krankheit verursachte, bestreiten? Indessen nahm die Krankheit einen günstigen und schnellen Verlauf und bald nach seiner Genesung wurde er von den Domherren an der Kirche St. Giovanni im Lateran zum Kapellmeister an ihrer Kirche erwählt. Am 1. October 1555 trat er dieses neue Amt an und bekleidete es bis zum Februar des Jahres 1561. Während dieser Zeit veröffentlichte er, außer anderen Compositionen (Lamentationen des Propheten Jeremias und Magnificats), auch seine berühmten Improperien.

Letztere Composition wurde am Charfreitage des Jahres 1560 zum ersten Male aufgeführt. Der Papst Pius IV. (1559—1565) verlangte sie sofort für die päpstliche Kapelle und seit dieser Zeit wurde sie alljährlich am Charfreitag von derselben gesungen. Mit diesem Werke hatte der Meister eine Weltberühmtheit erlangt.

Die Improperien sind die Klagen der leidenden Liebe, die der gekreuzigte Heiland an das Volk der Juden richtet. Dieselben gehören zum Ritus des katholischen Gottesdienstes am Charfreitage. Nachdem die Ceremonie der Enthüllung des heiligen Kreuzes stattgefunden hat, wird dasselbe den Priestern und Gläubigen zur Anbetung des Gekreuzigten dargeboten. Zu diesem Zwecke wird das Kreuz auf ein schwarzes Kissen vor dem Altare niedergelegt; dann treten die Priester, und nach ihnen die Laien heran und küssen nach dreimaligem Kniefall die heiligen fünf Wunden des Erlösers an den Händen, Füßen und an der Seite, um ihm ihre Dankbarkeit und Liebe zu bezeugen und zugleich zu bekennen, daß sie dem Gekreuzigten

selbst gerne die Ehre anbetend bezeugen möchten, welche sie hier nur seinem Bilde erweisen können.

Während dessen wird nun vom Chore gesungen: Popule meus: zu deutsch:

„O du mein Volk, was that ich dir? (I. Chor)
Betrübt' ich dich? Antworte mir! (II. Chor)
Aegyptens Joch entriß ich dich!
Und du? wirfst Kreuzesjoch auf mich! } (I. Chor)

„Heiliger Gott, (II. Chor)
Heiliger Gott, (I. Chor)
Heiliger Starker, (II. Chor)
Heiliger Starker, (I. Chor)
Heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser, (II. Chor)
Erbarme dich unser!" (I. u. II. Chor).

In dieser Weise folgen sich noch elf Strophen, die mit Klage und Antwort gesungen werden, bis die Adoration des heiligen Kreuzes vollendet ist. Daran schließt sich die Antiphon, welche mit den Worten beginnt: „Dein heiliges Kreuz beten wir an," von allen Sängern gemeinsam vorgetragen. Den Schluß bildet das ergreifend schöne Lied Crux fidelis, welches zu deutsch lautet:

„Heiliges Kreuz, du Baum der Treue!
Edler Baum, dem keiner gleich,
Keiner so an Laub und Blüthe,
Keiner so an Früchten reich.
Süßes Holz, o süße Nägel,
Welche süße Last an euch!" [13]

Die Chöre sind vierstimmig und die Schlußworte: „Heiliger Gott" werden abwechselnd in lateinischer und griechischer Sprache gesungen. Die allereinfachsten Dreiklänge sind hier mit wunderbarem Geschicke zusammengestellt und bringen, gut vorgetragen, eine Wirkung hervor, von der man keine Ahnung haben kann, wenn man die Partitur überblickt. Die Worte des Textes gelangen in dieser Composition zu einem so lebendigen und seelenvollen Ausdruck, daß kein Zuhörer, der gesammelt dem

Vortrage folgt, sich des zur Andacht stimmenden Eindrucks erwehren kann.

Ganz besonders verstand es die ehemalige päpstliche Kapelle, die Intention des Componisten in ihrem Vortrage zur Geltung zu bringen. Der berühmte Mendelssohn schreibt über den Eindruck, den der Vortrag der Improperien in Rom auf ihn gemacht, an den Prof. Zelter in Berlin: „Mir scheint nach einmaligem Hören, es sei eine der schönsten Compositionen von Palestrina, und sie (die päpstlichen Sänger) singen sie mit ganz besonderer Vorliebe. Es ist da eine bewunderungswürdige Zartheit und Uebereinstimmung im Vortrage des Chors; sie wissen jeden kleinen Zug in's rechte Licht zu stellen und hervorzuheben, ohne ihn vorzudrängen; ein Accord verschmilzt sich sanft in den andern; dazu ist die Ceremonie sehr würdig und ernsthaft; in der Kapelle die tiefste Stille, und das immer wiederkehrende griechische: „Heilig" singen sie außerordentlich schön, jedesmal mit derselben Sanftheit und demselben Ausdruck ..... Das Ganze macht sich aber wirklich herrlich; ich wollte, Sie könnten den Tenor des ersten Chors hören, wie er das hohe A auf Theos nimmt; sie ziehen da den Ton so durchdringend und doch so ganz leise hervor, daß es sehr rührend klingt. Dieß wird nun so oft wiederholt, bis alles, was in der Kapelle ist, das Kreuz angebetet hat, und da dießmal der Zudrang nicht sehr groß war, so habe ich es leider nicht so oft gehört, als ich gewünscht hätte. Aber ich konnte mir wohl erklären, warum die Improperien auf Göthe den größten Eindruck gemacht haben, es ist wirklich das Vollkommenste, da Musik und Ceremonien und Alles im größten Einklange sind." [14]

Wir glauben den Leser nicht zu ermüden, wenn wir auch noch das Urtheil Göthe's über die herrliche Composition bringen: „Die Kapellmusik (in der Sixtinischen Kapelle)," schreibt er aus Rom, „ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die Improperien, die Vorwürfe, welche der *gekreuzigte* Gott seinem Volke macht. Sie werden Charfreitag

früh gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Throne steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, jedermann still ist, und der Chor anfängt: **Populus meus, quid feci tibi?** ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Effect, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert habe ich Alles; denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben." [15]

Doch kehren wir wieder zu unserem Meister zurück. Durch seine mißliche Vermögenslage veranlaßt, hatte er bei dem Kapitel seiner Kirche eine Erhöhung seines Gehaltes oder eventuell seine Entlassung beantragt. Es wurde ihm die Antwort, man wolle es ihm anheim geben, wenn er sich verbessern könne, seine Stelle an der lateranensischen Kirche niederzulegen. Palestrina gab nun diese Stellung auf, wurde aber am 1. März 1561 Kapellmeister an der liberianischen Hauptkirche St. Maria Maggiore. Diesen Posten bekleidete er bis zum 31. März 1571.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß Palestrina dem Papste Pius IV. die Improperien für die Kapelle der päpstlichen Sänger schenkte. Der Papst war ihm dafür dankbar. Als im Jahre 1561 der Schatzmeister der päpstlichen Kapelle die Pensionen der drei verabschiedeten päpstlichen Sänger aus Sparsamkeitsrücksichten einziehen wollte, gab Pius IV. den Befehl, den entlassenen Sängern die Pensionen n i c h t zu verkürzen. Aus Erkenntlichkeit hierfür schenkte Palestrina der päpstlichen Kapelle im nächsten Jahre zwei Motetten und eine sechsstimmige Messe. Deßgleichen widmete er seinem Protector, dem Cardinal Rudolphus Pius von Carpi, im Jahre 1563 eine Sammlung vierstimmiger Motetten für alle Feste des Kirchenjahres.

Die Messe sowohl wie die beiden Motetten wurden bald in der päpstlichen Kapelle aufgeführt. Die Compositionen gefielen außerordentlich. Ganz entzückt waren die Sänger besonders

über das „Crucifixus“, welches als Quartett für zwei Sopran- und 2 Altstimmen gesetzt war.

In das Jahr 1562 fallen auch die Reformationsbeschlüsse des Concils von Trient über die Kirchenmusik, und diese wollen wir nun zunächst kennen lernen.

III.

Die Reform des Concils von Trient.

Das Concil von Trient, im Jahre 1545 von Paul III. eröffnet, beschäftigte sich mit der Kirchenmusik erst in der letzten Periode nach seiner Wiedereröffnung (18. Januar 1562) in der XXII. Sitzung, bei Gelegenheit der Verhandlungen über das hl. Meßopfer. Alle Gegenstände, welche in den allgemeinen Sitzungen vorgebracht werden sollten, mußten vorher besonderen Congregationen zur eingehenden Verhandlung überwiesen werden. So wurden auch in der der XXII. Sitzung voraufgehenden Congregation vom 10. September 1562 den Vätern des Concils neun Canones zur Prüfung vorgelegt. Diese handelten über die Mißbräuche, welche bei denjenigen vorkamen, welche die heilige Messe feierten, und bei denjenigen, welche sie anhörten.

Im dem achten Canon wird darauf hingewiesen, daß die heiligen Geheimnisse mit der größten inneren und äußeren Andacht und Verehrung müßten gefeiert werden. Insbesondere dürfe der das heilige Opfer feiernde Priester die Worte nicht so leise aussprechen, daß sie von Anderen nicht verstanden werden könnten, aber auch nicht schreiend, so daß die Gläubigen in der Andacht gestört würden. Bei der Feier der heiligen Messe, sei es nun, daß sie gelesen, sei es, daß sie gesungen werde, müsse Alles klar, deutlich und mit reiflicher Erwägung vorgetragen werden, so daß die Ohren und Herzen der Gläubigen sanft berührt würden. Was aber die rhythmische und die Orgel-Musik angehe, so dürfe sie keine Beimischung von Profanem haben. Nur Hymnen und Lobgesänge zu Ehre Gottes sollten zu Einlagen

benutzt werden. Wenn auf der Orgel etwas vorgetragen werde, was mit dem Officium des Tages, das gerade persolvirt werde, im Zusammenhang stehe, so solle der Text vorher mit einfacher und klarer Stimme recitirt werden, damit nicht etwa Jemand den Zusammenhang verliere. Diese Art des musikalischen Gottesdienstes solle aber nicht auf einen bloßen Ohrenkitzel berechnet sein, sondern, indem die Worte von Allen verstanden werden könnten, in den Herzen der Gläubigen ein Verlangen nach der himmlischen Harmonie erwecken und dieselben zur Betrachtung der himmlischen Freuden hinziehen. Eben dasselbe, was für die Feier der heiligen Messe festgesetzt sei, solle auch für den andern officiellen kirchlichen Gottesdienst maßgebend sein, damit Jeder aus der großen Ehrfurcht und dem frommen Glauben, womit das Heilige behandelt werde, schließen könne, wie groß der Abstand des Göttlichen vom Menschlichen sei [16].

Wie wir aus dem Berichte des Cardinals Paleotto ersehen, waren einige Eiferer unter den Vätern, die es lieber gesehen hätten, wenn die polyphone Musik ganz aus der Kirche verbannt worden wäre. Aber die übrigen, namentlich die Spanier, behaupteten, daß sie seit den ältesten Zeiten in der katholischen Kirche in Gebrauch gewesen sei und auch fernerhin beibehalten werden müsse, da sie ein ganz vorzügliches Mittel bilde, die Herzen der Gläubigen zu Gott zu erheben, vorausgesetzt natürlich, daß sie nicht üppig und ausgelassen sei, und daß man so viel als möglich die Worte der Sänger verstehen könne [17].

Man formulirte nun ein Decret, welches in der XXII. Sitzung die Approbation der Väter fand und dahin lautete, daß „aus der Kirche diejenige Musik zu verbannen sei, welche im Orgelspiele oder Gesange eine Beimischung von Ueppigem (lascivum) oder Unreinem zeige, damit das Haus des Herrn in der That als ein Haus des Gebetes erscheine und so genannt werden könne [18].

In der XXIII. Sitzung war von Kirchenmusik selbst weiter

keine Rede; nur wurde noch bestimmt, daß die Knaben im Seminar die Grammatik sowie den kirchlichen Gesang erlernen und sich auch noch andere nützliche Wissenschaften aneignen sollten [19].

In der XXIV. Sitzung sollte, wie Pallavicini berichtet, die Kirchenmusik wiederum zur Sprache kommen. Anfangs August 1563 wurden nämlich 42 Canones, die demnächst in der Congregation und der allgemeinen Sitzung verhandelt werden sollten, den Gesandten der Fürsten mitgetheilt, bevor sie den Vätern vorgeschlagen wurden. Die kaiserlichen Deputirten schickten alsbald eine Abschrift davon an den Kaiser Ferdinand. Dieser antwortete nach reiflicher Ueberlegung unter dem 23. August. Drei Tage später war die Antwort schon in Trient. In Bezug auf den dritten Canon, der die zu weichliche Kirchenmusik verbot, sprach der Kaiser den Wunsch aus: Es möge der figurirte Gesang nicht ganz aus der Kirche ausgeschlossen werden, da derselbe sehr häufig die Andacht befördern könne [20]. Diese 42 Canones wurden indeß bald auf 36 reducirt und den Vätern vorgelegt. Unter diesen 36 befindet sich, wie wir aus den Acten Theiner's ersehen, derjenige nicht mehr, der sich mit Kirchenmusik befaßte. Die Väter hatten ihr Votum über Kirchenmusik bereits in der XXII. Sitzung abgegeben, und so kam es denn, daß in der XXIV. Sitzung über Kirchenmusik weiter nicht verhandelt wurde.

Man beschloß nur, alle Reformen im Einzelnen den Bischöfen und Provinzialconcilien zu überlassen [21].

Im Jahre 1563 den 4. December wurde das Concil von Trient geschlossen. Am 2. August des folgenden Jahres ernannte der Papst Pius IV., dem die Ausführung der Tridentinischen Beschlüsse zunächst oblag, eine Congregation von Cardinälen, welche über die Reform der Kirchenmusik detaillirte Beschlüsse fassen sollte. Diese Congregation wählte wiederum, unter Zustimmung des Papstes, zwei aus ihrer Mitte, die Cardinäle Carl Borromäus und Vitellozzo Vitellozzi, welche

ihrerseits acht Sänger der päpstlichen Kapelle zur Berathung hinzuzogen.

Nach verschiedenen Sitzungen einigte man sich (nach Baini) über folgende Punkte:

1) Es sollten weder Motetten noch Messen mit Beimischung fremder Worte gesungen werden.

2) Es dürfe in Zukunft keine Messe, die über profane Themata und Lieder componirt sei, gesungen werden.

3) Motetten über willkürliche Texte, von Privatpersonen zusammengestellt, sollten von der Aufführung in der päpstlichen Kapelle ausgeschlossen bleiben.

Eine längere Discussion entspann sich über die Forderung der Cardinäle, daß die Texteswortе ganz deutlich verstanden werden müßten. Zum Beweise, daß dieser Anforderung genügt werden könne, verwiesen sie die Sänger auf die Improperien Palestrina's, in denen jede Sylbe klar und deutlich gehört werden könne. Die Sänger erwiderten, bei kurzen Gesangstücken sei dieß wohl zu erreichen; bei größeren, z. B. einem Gloria oder Credo, könne man dieser stricten Forderung nicht nachkommen. Das Wesen der Tonkunst bestehe in Nachahmungen und Fugen; ihr diese nehmen und sie vernichten, sei einerlei. Nach langem Hin- und Herreden beschlossen die Cardinäle endlich, diese Principienfrage vorläufig nicht zu entscheiden und es auf eine Probe ankommen zu lassen. Palestrina solle beauftragt werden, eine Messe zu componiren, die als Muster in jeder Hinsicht gelten könne. Genüge diese Messe den Anforderungen, dann solle es beim Alten bleiben, wo nicht, so sollten weitere Verfügungen im Sinne des Concils von Trient erlassen werden [22].

Sehen wir, wie Palestrina dieses Auftrages von entscheidender Wichtigkeit sich entledigte.

IV.

Palestrina, der Reformator der Kirchenmusik.

Palestrina, durch den Cardinal Borromäus von diesem Beschluß in Kenntniß gesetzt, schrieb, seiner hohen Aufgabe sich voll bewußt, nicht eine, sondern drei Messen. Auf dem Titelblatt der ersten derselben fand man später die Worte verzeichnet: Illumina oculos meos (Erleuchte, o Herr, meine Augen). Dieses Motto, ein Gebet des Herzens zu Gott zur Erlangung des göttlichen Beistandes bei der begonnenen Arbeit, zeugt für den tiefen Ernst und den Frommsinn des Meisters. Die dritte Messe (später Missa papae Marcelli genannt) gab den Ausschlag; erst in ihr gelangte das hohe Ideal, zu dessen Erreichung Palestrina in den beiden ersten Messen einen starken Anlauf genommen, zur vollen Verwirklichung. Alle drei Messen wurden im Palaste des Cardinals Vitellozzo, in Gegenwart der oben genannten Commission, aufgeführt. Die dritte trug den Preis davon und sicherte somit den Fortbestand der polyphonen Musik in der katholischen Kirche. Die Sänger erhielten nämlich den Bescheid, daß in Bezug auf die Kirchenmusik keine Veränderung eintreten werde; es dürften indeß nur solche Messen aufgeführt werden, die des Gotteshauses würdig seien. Zwei Monate später wurde diese Messe in Gegenwart des Papstes Pius IV. während der heiligen Handlung gesungen. Der Papst soll am Schlusse entzückt ausgerufen haben: „Hier gibt ein Johannes im irdischen Jerusalem uns eine Vorempfindung von jenem Gesange, den der heilige Apostel Johannes im himmlischen Jerusalem einst in prophetischer Entzückung vernahm". Da das Tonwerk eine principielle Wichtigkeit hat und bald eine so große Berühmtheit erlangte, so wollen wir auf den Inhalt und die Form desselben etwas näher eingehen. Dabei kann es nicht unsere Absicht sein, die contrapunktischen *oder harmonischen* Schönheiten desselben auseinanderzusetzen,

noch weniger eine Kritik oder Analyse desselben zu liefern. Es soll hier nur einfach mitgetheilt werden, was sich wohl vom aufmerksamen Zuhörer bei Kenntniß der Partitur darüber sagen ließe. Wir folgen dabei nur unserer individuellen Auffassung und möchten dieselbe auch nur als solche beurtheilt sehen.

Die Messe ist geschrieben im achten Kirchentone, in der sog. hypomixolodischen Tonart[23] für Sopran, Alt, zwei Tenöre und zwei Bässe und hat fünf Theile: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei. Die Worte des vorgeschriebenen Textes gelangen dem Willen der Kirche gemäß zu seelenvoll musikalischem Ausdrucke und sind zugleich vollkommen verständlich. Namentlich ist im Gloria und Credo den Anforderungen der Commission in Bezug auf die Verständlichkeit des Textes vollständig Genüge geleistet. Durch die ganze Messe weht eine weihevolle, andächtige Stimmung. Die Harmonie bewegt sich nur in Dreiklängen; nicht weltschmerzende, leidenschaftliche Accorde schlagen hier an unser Ohr, sondern nur durchaus reine, andächtige Weisen. Im ersten Theile, dem Kyrie eleison, finden wir das demüthige Flehen um göttliche Erbarmung recht ausdrucksvoll wiedergegeben. Der Tenor beginnt; es folgt der Sopran, der zweite Baß, der Alt, der zweite Tenor; endlich kommt die letzte Stimme, der erste Baß hinzu, der den zweiten im Einklange canonisch nachahmt, und alle Stimmen vereinigen sich dann, um das Gebet gemeinsam vorzutragen. In dem zarten Christe eleison wird in leiserem Flehen dieselbe Bitte noch einmal wiederholt, bis sie in dem folgenden Kyrie eleison ihren erhabenen Abschluß findet. In diesem Theile sowohl wie in den folgenden trennen sich die Chöre oft und werden bald drei-, bald vier-, bald fünf- und sechsstimmig, so jedoch, daß es immer wieder andere Stimmen sind, die da wechseln.

Während im Kyrie eleison die Kirche die Erbarmung Gottes anfleht, zeigt sie uns in dem Gloria, wie diese Erbarmung von der Höhe des Himmels herab uns zu Theil geworden ist. Dieser Theil des Werkes beginnt deßhalb mit einer Lobpreisung Gottes

des Vaters durch die Worte, welche die Engel bei der Geburt Christi sangen. Die Lobpreisung geht dann über auf Gott den Sohn, durch den uns Erbarmung geworden ist, und schließt mit der Verherrlichung der heiligen Dreifaltigkeit. Nachdem der Priester das Gloria in excelsis Deo (Ehre sei Gott in der Höhe) intonirt hat, antwortet der Chor: Et in terra pax hominibus bonae voluntatis (und auf Erden Friede den Menschen, die eines guten Willens sind), accordmäßig beginnend. Es ist kein lauter, verworrener Jubel, den wir bei dem folgenden Laudamus te, benedicimus te, adoramus te (Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an) vernehmen: Das Adoramus te ist sehr sanft, und nur allmählig steigert sich der Ausdruck wieder, namentlich in dem Domine Fili unigenite (O Herr, du eingeborner Sohn), dem das wundervoll andächtige Jesu Christe sich anschließt. Es folgt das gewichtige, tiefergreifende Qui tollis peccata mundi, miserere nobis (der du die Sünden der Welt hinweg nimmst, erbarme dich unser). Dasselbe beginnt vierstimmig mit einem leisen Gebet, bis in dem suscipe deprecationem nostram (nimm unser Gebet gnädig auf) alle sechs Stimmen sich wieder vereinigen, um mit verstärktem, declamatorischem Ausdruck die gnädige Aufnahme des demuthsvollen Flehens zu erwirken. Lebhaft und freudig ist der Schlußsatz: Cum sancto Spiritu in gloria Dei Patris. Amen. (mit dem heiligen Geiste in der Herrlichkeit Gottes des Vaters. Amen.)

Das Credo, mehr recitirend gehalten, weil es eben die feierliche Ablegung des Glaubensbekenntnisses ist, beginnt mit den Worten: Credo in unum Deum (Ich glaube an einen Gott), die der Priester singt. Der Chor antwortet: patrem omnipotentem (den allmächtigen Vater). Mit einem kühnen Aufschwunge sucht der Sopran den Flug unserer Seele zum Throne des allmächtigen Vaters zu lenken, des Schöpfers Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. In milder Erhabenheit wird der Sohn Gottes gegrüßt: Deum de Deo,

lumen de lumine (Gott von Gott, Licht vom Lichte). In dem Satze: Qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis (welcher für uns Menschen und um unseres Heiles willen herabgestiegen ist vom Himmel), wird uns mit plastischer Kunst durch die herabsteigenden Notengänge die Herabkunft des Erlösers im Sohne Gottes dargestellt. Das zarte, breit angelegte: Et incarnatus est (für uns Mensch geworden), wo Note gegen Note gesetzt ist, drückt in einfach erhabener Weise sowohl das Geheimnißvolle als auch das Freudige des Ereignisses der Menschwerdung Christi aus. In dem jetzt folgenden Crucifixus etiam pro nobis sub Pontio Pilato (auch für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus) beginnt die Composition, zweistimmig anfangend, dann in drei und vier Stimmen sich entfaltend, bei den Worten passus et sepultus est (der gelitten hat und begraben worden ist) den Ausdruck verklärten Schmerzes anzunehmen, während das bewegtere Et resurrexit (und auferstanden ist) schon mehr die freudige Auferstehung, und das in den Stimmen hell emporstrebende Ascendit in coelum (aufgefahren gegen Himmel) die Himmelfahrt des Herrn uns versinnbilden will. Heiliger Ernst durchbringt die Worte: judicare vivos et mortuos (zu richten die Lebendigen und die Todten). Bei dem Et in Spiritum sanctum, dem Bekenntniß des Glaubens an den heiligen Geist und seine Gottheit, wird der Chor wieder sechsstimmig und schreitet in ernstem, feierlich getragenem Vortrage voran, während das Et vitam venturi saeculi in freudig bewegter Zuversicht auf die ewigen Freuden der kommenden Welt uns hinweist. Das imposante Amen bildet den würdigen Abschluß der herrlichen Composition.

Das Sanctus, der Gesang der Engel am Throne Gottes, beginnt homophon, aber bald wetteifern die einzelnen Stimmen in reichfigurirten Gängen, um die himmlische Harmonie nachzuahmen, bis sie in den mystischen Klängen des Dominus Deus Sabaoth dies erreicht zu haben scheinen. Die Worte: Pleni sunt coeli et terra erzählen uns in mancherlei Weisen

wie die Welt voll vom Lobe des Herrn ist, während das **Hosanna in excelsis** in breiten, scharf accentuirten Accorden den Triumphruf der Juden beim Einzuge Jesu in Jerusalem nachahmend, den bald auf den Altar herniedersteigenden Heiland begrüßt. Das folgende **Benedictus** ist eine der schönsten, aber auch der schwierigsten Partieen des Werkes. In vielverschlungenem, reich figurirtem Gesange wird hier dem Heiland, der im Namen des Herrn kommt, das Lob der Menschenkinder dargebracht.

Von wundervoller Wirkung ist auch das **Agnus Dei.** Es steht in innigster Verbindung mit dem **Kyrie**, beginnt auch mit fast gleichem Thema, steigert aber mit innerlich wachsender Kraft die Stimmung desselben. Das demüthige Flehen um Vergebung der Sünden der Welt wird wiederholt vorgetragen, aber immer tiefer, immer inniger wird die Bitte, bis in dem **Miserere nobis** das Gebet der Erbarmung für uns in majestätischen Tönen ausklingt.

Für diejenigen Leser, die Gelegenheit haben, diese Messe oder auch andere im polyphonen Stile zu hören, erlauben wir uns die Bemerkung, daß man, um in das Verständniß solcher Compositionen einzudringen, mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrag der Sänger folgen muß. Dem noch nicht an derartige polyphone Musik Gewöhnten wird vielleicht beim ersten Anhören die kunstvolle, contrapunktische Verschlingung der Stimmen vorerst das Verständniß erschweren; er muß indeß beachten, daß hier jede Stimme ihre selbständige Melodie hat, und die Harmonie erst das Ergebniß der zugleich erklingenden Melodieen ist. Wer so vor Allem das Thema festzuhalten sucht und ihm in den einzelnen Stimmen nachgeht, wird bald an diese Musik sich gewöhnen und einzusehen beginnen, daß sie das Höchste in der Kunst nicht nur für Kenner, sondern für jeden gebildeten Menschen bietet.

Das Verdienst, welches Palestrina sich durch die Composition dieser Messe um die Kirchenmusik erwarb, besteht hauptsächlich darin, daß er die kunstvollen Formen des polyphonen Kirchen-*gesanges dem Zwecke*, dem derselbe zu dienen hatte, wieder

unterordnete. Palestrina bediente sich der überlieferten Kunstmittel, aber nur dann und nur insoweit, als sie ihm geeignet erschienen, die Worte des Textes zum adäquaten musikalischen Ausdruck zu bringen. Die heilige Handlung war ihm die Hauptsache. Deßhalb mußte das dramatische Wort der heiligen Handlung durchaus verständlich werden; die Musik mußte das ausdrücken, was der kirchliche Text lehrte. Und weil das nun bei dieser Composition in erhöhtem Maße der Fall ist, unterscheidet sich diese Messe auch so vortheilhaft von allen früheren durch ihre Einfachheit und den ruhigen, maßvollen Stil. Sie zeichnet sich aus durch die sorgfältige Declamation des Textes, die stellenweise sehr markirt hervortritt. In allen textreichen Sätzen finden wir den gleichen Contrapunkt öfters angewandt, so daß die Worte gut verständlich bleiben, und doch der Inhalt derselben zum lebendig schönen Ausdruck gelangt. Palestrina hat es also verstanden, in dieser Messe den höchsten Anforderungen der Kirche und der Kunst zu genügen. Seine berühmte Messe erfuhr später mancherlei Bearbeitungen; F. Anerio bearbeitete sie für vier Stimmen, während Suriano sie für acht Stimmen setzte.

Papst Pius IV. belohnte auch Palestrina für seine Verdienste. Er erhöhte seinen Gehalt auf 9 Scudi monatlich und ernannte ihn zum Componisten (Maestro compositore) der päpstlichen Kapelle. Dieses Ehrenamt, welches der Papst eigens für ihn geschaffen, bekleidete später nur noch Anerio. Nach dessen Tod ging es wieder ein.

Als im Jahre 1565 Pius IV. gestorben war und in Pius V. (1565—1572) einen Nachfolger erhalten hatte, wollten die auf den gefeierten Compositore eifersüchtig gewordenen päpstlichen Sänger Palestrina von der Kapelle verdrängen. Indeß dies gelang ihnen nicht, da Pius V. als Cardinal zu der Commission gehört hatte, welche die Arbeiten Palestrina's zu beurtheilen hatte.

Im Jahre 1567 ließ Palestrina seine Preismesse mit noch

mehreren anderen vier= und fünfstimmigen Messen drucken und dedicirte diesen Band dem Könige Philipp II. von Spanien. Dieser hatte nämlich durch den Vertreter Spaniens beim heiligen Stuhle beantragen lassen, daß die berühmte Messe ihm gewidmet werden möge. Nach Rücksprache mit seinem Gönner, dem Cardinal Vitellozzi, beschloß Palestrina, dem König Philipp II. einen ganzen Band Messen zu widmen und in diesen Band auch die Preismesse mit aufzunehmen. Diese selbst widmete er jedoch dem Andenken seines verstorbenen Protectors, des Papstes Marcell II. Daher hat diese Messe auch den Namen **Missa papae Marcelli** erhalten.

Da das Dedicationsschreiben an König Philipp II. manche interessante Erinnerungen aus Palestrina's Leben enthält, so theilen wir dasselbe im Folgenden wörtlich mit:

„Philipp von Oestreich, dem katholischen und unbesiegten Könige, Johannes Pierluigi aus Palestrina.

„Da der Nutzen und das Vergnügen, welches die Tonkunst gewährt, mehr als alle menschlichen Wissenschaften eine Gabe des Himmels ist und durch das altehrwürdige Ansehen der heiligen Schriften ganz besonders gebilligt und gutgeheißen wird, so scheint es, daß diese Kunst mit Recht besonders bei heiligen und göttlichen Dingen ausgeübt werden muß. Deßhalb habe ich, der ich mich so viele Jahre mit dieser Kunst (wenn ich mich auf das Urtheil Anderer mehr als auf mein eigenes verlassen darf) nicht ganz ohne glücklichen Erfolg beschäftigte, es mir auf den Rath sehr angesehener und gottesfürchtiger Männer zur Aufgabe gemacht, allen Eifer, Mühe und Fleiß darauf zu verwenden, das Allerehrwürdigste und Göttlichste in der christlichen Religion, das heiligste Meßopfer, mit neuen Weisen zu verherrlichen. Ich habe daher mit aller möglichen Sorgfalt diese Messen ausgearbeitet, um die Verehrung des allmächtigen und allgütigen Gottes zu Ehren zu bringen, von dem mir, wie ich wohl einsehe, diese Gabe, wie gering sie auch sein mag, zugekommen ist. Und diese meine Geistesfrüchte (sind sie auch

nicht die ersten, so doch, wie ich hoffe, von einigem Erfolge), glaubte ich ganz besonders Deiner Majestät widmen zu sollen, die sowohl vom katholischen Glauben ihren eigenen Beinamen hat, als auch besonders eifrig die Reinheit der rechtgläubigen Religion in Schutz nimmt und den göttlichen Dienst durch vorzügliche Musiker ehrt und verschönert. Empfange also, mächtigster und gottesfürchtigster König, diese meine Versuche als Beweise meiner immerwährenden Ergebenheit gegen Deine Majestät; empfange sie mit der Dir eigenen wahrhaft königlichen Großmuth. Fürwahr, sollten diese Versuche Dir gefallen, so werde ich es für ihren reichlichsten Erfolg halten, dem Urtheile Deiner Majestät Genüge geleistet zu haben; sollten sie nicht gefallen, so wird nichtsdestoweniger meine Zuneigung unzweifelhaft nicht anders gegen den hochherzigen und edlen König beschaffen sein, welchen Gott, der Verleiher der Königreiche und Geber der Ehren, dem christlichen Gemeinwesen so lange als möglich gesund und unversehrt erhalten und der Erfüllung aller tugendhaften Wünsche theilhaftig machen möge. Lebe wohl, Du ganz besondere Zierde und Bollwerk für alles, was den christlichen Namen trägt.“ [24]

Im Jahre 1570 widmete Palestrina dem Könige einen weiteren Band seiner Messen; dem Cardinal Hippolyt von Este, seinem hohen Gönner, im Jahre 1569 und 1572 zwei Bände Motetten. Der letzte Band enthielt auch Compositionen von seinen drei Söhnen.

Im Jahre 1571 starb der Kapellmeister an St. Peter, Giovanni Animuccia. Das Kapitel der Kirche ließ durch den Cardinal Alessandro Farnese Palestrina diese Stelle antragen. Obgleich er durch die Annahme dieses Anerbietens augenblicklich pecuniären Nachtheil erlitt, so entschloß er sich doch, diesen Posten an der ersten Kathedrale der Christenheit, den er früher schon einmal inne gehabt, nicht auszuschlagen. Im April 1571 trat er denselben an und behielt ihn bis zu seinem Tode. Palestrina war also jetzt Kapellmeister an St. Peter und Componist der päpstlichen Kapelle.

V.

Palestrina's Verhältniß zu Nanini und Philippus Neri.

Giovanni Maria Nanini, der im Jahre 1571 Kapellmeister an St. Maria Maggiore in Rom wurde, errichtete im gleichen Jahre in Verbindung mit seinem Mitschüler und Freunde Palestrina in Rom eine Musikschule, welche auf die spätere Entwickelung des sogen. Palestrinastils einen so bestimmenden Einfluß ausübte. Palestrina selbst hat nur sieben Schüler ausgebildet, seine drei Söhne, die frühe starben, und noch vier andere, unter denen wir den hervorragendsten, Giovanni Guidetti, bald näher kennen lernen werden. An der Schule seines Freundes entwickelte der Meister eine Zeit lang eine ungemeine Thätigkeit. Während Nanini im Contrapunkt und in der Composition unterrichtete, fiel Palestrina die letzte Ausbildung der Schüler zu. Später mußte er wegen vieler Berufsarbeiten sich dieser pädagogischen Wirksamkeit wieder entziehen. Die Schule blieb aber noch lange bestehen und begründete die klassische Periode der katholischen Kirchenmusik. Die verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung zu schildern, werden wir später Gelegenheit nehmen. An dieser Stelle haben wir noch eines andern Mannes, eines großen Heiligen, zu gedenken, mit dem Palestrina bis an das Ende seines Lebens in enger Freundschaft verbunden blieb.

In Rom wirkte zu jener Zeit als Priester und zugleich als echter Volksmann in des Wortes erhabenster Bedeutung der heilige Philippus Neri. Hören wir, was kein anderer als Göthe in seiner italienischen Reisebeschreibung über ihn erzählt. „Philippus Neri," schreibt er, „steht in hohem Ansehen und zugleich in heiterem Andenken; man wird erbaut und erfreut, wenn man von ihm und seiner hohen Gottesfurcht vernimmt; zugleich hört *man* auch von seiner guten Laune viel erzählen. Seit seinen ersten

Jugendjahren fühlte er die brünstigsten Religionstriebe, und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebetes, der tiefen wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekstase und zuletzt sogar des Aufsteigens vom Boden und Schwebens über demselben, welches von Allen für das Höchste gehalten wird. Zu so vielen geheimnißvollen, seltsamen Innerlichkeiten gesellte er den klarsten Menschenverstand, die reinste Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den thätigsten Beistand in leiblicher und geistiger Noth, seinem Nebenmenschen gewidmet. Strenge beobachtete er alle Obliegenheiten, wie sie auch an Festen, Kirchenbesuchen, Beten, Fasten und sonst von dem gläubigen kirchlichen Manne gefordert werden. Ebenso beschäftigte er sich mit Bildung der Jugend, mit musikalischer und rednerischer Uebung derselben, indem er nicht allein geistliche, sondern auch geistreiche Themata vorlegte und sonst aufregende Gespräche und Disputationen veranlaßte." [25]

Im Saale des dritten Stockwerkes des Oratoriums Santa Maria in Valicella [26] hatte der Heilige eine Bühne errichten lassen. Auf dieser wurden (in der Zeit von Allerheiligen bis Palmsonntag) an allen Sonn- und Festtagen — dramatische Aufführungen in Originalkostümen veranstaltet. Damit waren zugleich musikalische Productionen und Predigten verbunden. Die schönsten Episoden aus dem alten und neuen Testament, so z. B. Moses, der Auszug aus Aegypten, Aaron, David, Esther, die Flucht nach Aegypten, der Verrath des Judas u. a. waren für diese Aufführungen bestimmt. Es war dem Heiligen darum zu thun, sowohl die fremden Pilger als auch seine Beichtkinder von andern öffentlichen Lustbarkeiten abzuhalten. Bisher hatte Animuccia die Gesangsproductionen geleitet. Als nach dem Tode desselben der hl. Philippus Palestrina die Leitung anvertrauen wollte, war dieser gerne zur Annahme bereit, zumal der Heilige sein Freund und geistlicher Rathgeber war. Die Anzahl der Madrigale und Motetten, die er für

die Aufführungen seines Freundes in St. Maria Valicella componirte, ist nicht unbedeutend.

VI.

Palestrina's Antheil an der Reform des gregorianischen Choralgesanges. Tod seiner Gattin.

Vom Papste Gregor XIII. (1572—1585) erhielt Palestrina den Auftrag, den gregorianischen Choralgesang in seiner Reinheit und Einfachheit wieder herzustellen, da im Laufe der Zeit mancherlei Abänderungen an demselben waren vorgenommen worden. Palestrina, dessen Gehalt bei dieser Gelegenheit von neun auf fünfzehn Scudi monatlich erhöht wurde, zog, um dem ihm gewordenen Auftrage in möglichst kurzer Frist gerecht werden zu können, seinen Schüler Guidetti zur Ausführung mit heran. Diesem fiel nun allerdings der mühsamste Theil der schwierigen Aufgabe zu, da er durch Vergleichung der verschiedenen Lesarten in den alten Handschriften die richtige Lesart zu eruiren hatte, während Palestrina gleichsam die letzte Feile an die von seinem Schüler gemachte Vorlage legte. Vom Papste approbirt, erschien im Jahre 1582 das Directorum chori und wurde allgemein begrüßt, so daß es verschiedene Auflagen erlebte. Im Jahre 1586 erschien der Passionsgesang nach Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Ein drittes Werk, enthaltend den Gesang für den Dienst der Charwoche, erschien 1587. Das letzte Werk dieser Art, welches die Präfationen in cantu firmo enthielt, erschien 1588. Bald darauf, im Jahre 1592, starb Guidetti. Die weitere Lösung der Aufgabe fiel also Palestrina allein zu. Er gab sich auch alle erdenkliche Mühe, das Werk der Reform des Chorals allein zu Ende zu führen. Bereits hatte er das Graduale de Tempore vollendet, als er einsah, daß er in dieser Beziehung seinem Schüler nicht gewachsen sei. Er zerriß das Manuscript und

warf es in eine Ecke. Nach dem Tode seines Vaters fand Hygin das zerrissene Manuscript, ließ es von einem Andern durchsehen, das Fehlende ergänzen und verkaufte es dann einem Verleger für 2105 römische Thaler. Die Congregation der Riten legte aber gegen den Druck desselben ihr Veto ein, weil in dem Werke viele Abweichungen vom Missale Pius' V. sich vorfanden. Es entstand ein langwieriger Proceß, der von der Rota, dem höchsten römischen Gerichtshof, endlich dahin entschieden wurde, daß der ganze Kaufact aufzuheben sei. So erhielt Hygin das Manuscript zurück und der Käufer sein Geld.

Im Jahre 1580 traf unsern Meister ein sehr harter Schicksalsschlag. Seine treue Gattin Lucretia wurde ihm durch den Tod entrissen. Bei Gelegenheit der Uebertragung der Reliquien des hl. Gregor von Nazianz in die neue Peterskirche fand eine große Procession statt, an welcher auch Lucretia sich betheiligte. Seit dieser Zeit war ihre Gesundheit angegriffen. Die Krankheit verschlimmerte sich immer mehr, bis sie am 22. Juli desselben Jahres nach langen schmerzlichen Leiden derselben erlag.

Wie sehr diese Trennung von seiner treuen Lebensgefährtin Palestrina niederbeugte, einen wie tiefen Eindruck dieser Tod auf sein Gemüth gemacht hat, davon zeugen seine Compositionen aus dieser Zeit, in welchen sich der innerste Seelenschmerz Bahn bricht. So z. B. in der Motette über die Worte des Responsoriums: „O Herr, wenn du kommen wirst, zu richten die Welt, wie werde ich bestehen vor dem Antlitze deines Zornes; meine Sünden ängstigen mich, wehe mir, o Herr.“ Wie Pitoni berichtet, wollte Palestrina die Musik gänzlich fahren lassen, in der Meinung, Trauer und Musik seien nicht mit einander vereinbar. Noch eine Composition wollte er liefern über die Worte des 136. Psalms: „An den Strömen Babylons saßen wir und weinten, wenn wir Sions gedachten, an den Weiden in der Mitte hingen wir unsere Harfen auf.“ Diese sollte die letzte sein. Er ist indeß seinem Vorsatze nicht getreu geblieben. Die Trauer, die sich in dieser Composition ausspricht, war bald

in christliche Ergebung und Hoffnung übergegangen. „Zu dir habe ich meine Augen erhoben," singt er wieder im Psalm 122, und im Psalm 119 ruft er: „Zum Herrn habe ich gerufen, als ich in Bedrängniß war, und er hat mich erhört." Sein heiliger Glaube hatte ihn wieder aufgerichtet und ihn veranlaßt, seinen Trost in der erneuten Hingabe an den Dienst Gottes zu suchen.

„Wohlan," so heißt es in der nächsten Composition (Ps. 133), „nun preiset den Herrn, alle Diener des Herrn, die ihr steht im Hause des Herrn, in den Vorhöfen unseres Gottes." Sein Herz, bedürftig des göttlichen Trostes, erschließt sich dem Rufe des sehnenden Verlangens nach ihm in der schönen Composition des 42. Psalms: „Wie ein Hirsch schmachtet nach der Wasserquelle, so schmachtet meine Seele, Gott, nach dir!"

VII.

Palestrina's fernere Wirksamkeit bis zu seinem Tode.

Die Arbeiten zur Verbesserung des gregorianischen Gesanges hatten Palestrina von seiner eigentlichen Berufsthätigkeit entfernt. Er war hier nicht so ganz in seinem Fahrwasser geblieben. Erst nachdem er im Jahre 1581 Concertmeister im Hause des Fürsten Buoncompagni, eines Enkels Gregors XIII., geworden war, sehen wir ihn seiner früheren Wirksamkeit als Componisten wiedergegeben. Er gab einen Band Motetten heraus, darunter die oben erwähnten Psalmen; ferner einen Band geistlicher Madrigale, Gesänge zu Ehren der hl. Jungfrau nach den Dichtungen Petrarca's enthaltend, und das vierte Buch seiner Messen, welches er dem Papste Gregor XIII. dedicirte.

Wir kommen jetzt auf ein Werk Palestrina's zu sprechen, welches die ganze Mitwelt zu staunender Bewunderung hinriß und dem Meister den großen Namen „Fürst der Musik" errang. Ich meine die 29 Motetten über das hohe Lied Salo-

mons. Palestrina verfügte sich nach ihrer Vollendung selbst zum Papste und bat ihn, die Widmung des „hohen Liedes", welches er gerade für ihn in Musik gesetzt habe, huldvoll annehmen zu wollen. Der Papst nahm die Dedication mit freundlichen Worten an, und so erschien dann im Jahre 1584 dieses großartige Werk.

In dem Dedicationsschreiben beklagt sich der Componist über die Tonsetzer seiner Zeit, die sich öfters profaner und schlüpfriger Gedichte über Liebesgegenstände bedienten, und gesteht dabei ein, daß er selbst einst zu solchen gehört habe, daß er aber jetzt von Reue darüber ergriffen sei. Zugleich fügte er hinzu, daß er sich in den folgenden Compositionen eines lebhafteren Stils als bisher bedient habe.

Palestrina hat, nach eigener Angabe, in diesen 29 Motetten des „hohen Liedes" die göttliche Liebe, die sich in diesem Epithalamium (Hochzeitslied) ausspricht, mit feuriger Begeisterung wieder geben wollen, damit auch sein Herz von einem Funken dieser (göttlichen) Liebe entzündet werden möchte. „Hier ist," wie K. v. Winterfeld sagt, „der Schmerz um den Verlust seiner theuren Gattin in reine, heilige Sehnsucht aufgelöst; die freudige Hoffnung des Wiedersehens ist in diesen Tönen anklingend wiederzufinden." [27] Aber auch mit fast jugendlichem Feuer, fahren wir fort, ergeht sich seine Phantasie in diesem neuen, heiteren, poetischen Stile. Dieser Stil bot ihm Gelegenheit, die ganze Fülle seines einzigen Genius so recht zu offenbaren. Die eigenthümliche, orientalisch prächtige Poesie, die uns aus den Worten des Textes entgegen weht, hat er durch seine Composition in seltener Schönheit und Anmuth zu verklären gewußt. Er hat dieses mystische Liebesgedicht mit einem wundervollen Reiz umkleidet, mit einer merkwürdigen Gluth durchdrungen und dadurch das vollste Verständniß für die tiefsten Regungen des menschlichen Herzens an den Tag gelegt.

Da darf es uns denn nicht wundern, daß die Welt ihm, nachdem er seine Superiorität auch auf diesem Gebiete bewiesen,

ihre schönsten Lorbeeren bewundernd entgegen brachte und ihn fortan nur noch als „Fürsten der Musik“ begrüßte.

Am 10. April des Jahres 1585 starb Gregor XIII. und am 24. April folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhle Sixtus V. Zur Feier der Inthronisation desselben schrieb Palestrina eine fünfstimmige Motette und Messe über die Worte: **Tu es pastor ovium** (Du bist der Hirt der Schafe). Da in dieser Messe der neue effectvolle Stil des „hohen Liedes“ gegen den älteren, feierlich ernsten, mit welchem er verbunden war, contrastirte, so fehlte dem Werke die innere Einheit. Nach Beendigung der Aufführung erklärte Sixtus V.: „Diesmal hat Pierluigi die **Missa papae Marcelli** und die **Cantica** vergessen.“ Dieses scharfe Urtheil sollte alsbald gute Folgen tragen. Pierluigi hatte nämlich nichts Eiligeres zu thun, als sofort eine neue Composition in Angriff zu nehmen.

Ueber die Antiphon **Assumpta est Maria** schrieb er für das bevorstehende Fest Mariä Himmelfahrt eine Motette und sechsstimmige Messe. Jetzt war es ihm gelungen, die Lebhaftigkeit des Ausdrucks, welche seine Zeitgenossen an dem „hohen Liede“ so sehr rühmten, mit der einfachen Erhabenheit des gregorianischen Gesanges zu verschmelzen. In der Messe **Pastor ovium** war dieser neue Stil noch nicht zur vollen Einheit in der Behandlung durchgedrungen; hier finden wir ihn bereits zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet. In dieser Messe, die man als die verjüngte **Missa papae Marcelli** ansehen darf, feiert die Vereinigung der Kirche mit der Kunst wieder ihren höchsten Triumph. Als sie am 15. August in Gegenwart des Papstes aufgeführt wurde, wurden alle Anwesenden von seltener Bewunderung fortgerissen, und der Papst erklärte: „Die Messe dieses Morgens ist wirklich neu; sie kann nur von Palestrina herrühren. Am Feste der heiligen Dreifaltigkeit haben wir uns über seine Musik beklagt; heute hat er uns völlig befriedigt. Wir hoffen, er wird noch häufig unsere Andacht auf so liebliche Weise zu beleben suchen.“ [28]

Zum andern Male in seinem Leben sollte Palestrina eine sehr verhängnißvolle Belohnung für seine rastlose Thätigkeit zu Theil werden.

Sixtus V. ging mit dem Gedanken um, ihn zum Kapellmeister der Sixtina zu machen. Da diese Stelle bisher immer nur von einem Prälaten bekleidet worden war, so ließ der Papst durch den Kapellmeister Boccapadule bei den Sängern anfragen, ob sie nicht lieber einen Kapellmeister aus ihrer Mitte wünschten; in diesem Falle wolle er dem Pierluigi diesen Posten anvertrauen. Allein die Sänger wollten sich auf keine Art bereden lassen, einen Laien als ihren Dirigenten anzuerkennen; zudem beriefen sie sich auf die Bulle Pauls IV., wonach Pierluigi nicht einmal Mitglied der Kapelle sein könnte, geschweige denn Kapellmeister. Vier Sänger, die sich besonders durch Agitationen gegen die Absichten des Papstes hervorthaten, wurden sofort entlassen, zwei von ihnen aber später wieder angenommen. Endgültig wurde die Angelegenheit durch die Bulle vom 1. September 1586 geordnet, in welcher bestimmt wurde, daß in Zukunft nur ein Mitglied des Sängercollegiums zum Kapellmeister der Sixtina zu erwählen sei und daß dieser alle früher mit dem Amte verbunden gewesenen Rechte und Privilegien besitzen solle. Palestrina konnte nach dieser Entscheidung also nicht mehr gewählt werden, da er überhaupt nicht Mitglied war. Er blieb indeß, was er bis dahin gewesen war, Componist der päpstlichen Kapelle.

Die ganze Angelegenheit, der Palestrina sehr fern gestanden hatte, mußte wiederum dazu beitragen, die Eifersucht der päpstlichen Sänger auf's Neue gegen ihn wach zu rufen. Einige derselben glaubten, Palestrina habe sich nach der Kapellmeisterstelle gesehnt und trage deßhalb die Schuld an allen Maßnahmen des Papstes. Dieser Stimmung im Collegium ist es auch zuzuschreiben, daß ein Geschenk Palestrina's, drei schöne Messen, sehr kalt aufgenommen wurde, und daß die Eintragung derselben in die Chorbücher erst nach seinem Tode erfolgen konnte.

Von hoher Bedeutung für die weitere Entwickelung Palestrina's sollten die beiden nun folgenden Compositionen des Meisters sein, wir meinen die Lamentationen und die Hymnen.

Mit dem Namen der „Lamentationen" werden die alttestamentlichen Klagelieder des Propheten Jeremias bezeichnet. Dieselben sind in fünf Gesänge abgetheilt. Der Prophet, der seine Warnungen und Drohungen vergebens an das Volk gerichtet hat, beklagt in den vier ersten dieser Gesänge, auf den Trümmern Jerusalems sitzend und weinend, das verlorene Glück seines Volkes und die, wenn auch gerecht verhängten, göttlichen Strafgerichte; während in dem fünften Gesange seine Klage in ein Gebet um Wiederherstellung des Volkes übergeht. Die Klagelieder werden mit Beziehung auf das große Unglück, welches die Sünde über die Menschheit gebracht, an den drei letzten Tagen der Charwoche in dem Officium der katholischen Kirche gebetet. Sie sind für diesen Gebrauch in Lectionen eingetheilt, deren einzelne Verse nach der Reihenfolge des hebräischen Alphabets mit den Buchstaben Aleph, Beth, Ghimel, Daleth u. s. w. bezeichnet werden. Am Ende jeder Lection ertönt der Mahnruf: „Jerusalem, Jerusalem, bekehre dich zu deinem Gott und Herrn!" Diese Lectionen hatten eine vom gewöhnlichen Vortragstone der Lectionen ganz verschiedene, ergreifende Melodie, welche die tiefe Trauer des klagenden Propheten zum Ausdruck bringen sollte. Da sie überdies den Componisten einen sehr dankbaren Text boten, so wurden sie von vielen Tonsetzern des Mittelalters zu polyphonen Compositionen benutzt. Bis zur Zeit Sixtus' V. wurden die mehrstimmigen Lamentationen von Genet (auch Carpentrasso genannt) zu Rom aufgeführt. Der Papst bestimmte aber, daß vom Jahre 1587 an nur die erste Lamentation mehrstimmig gesungen werden sollte; aber in passenderem Gesange als bisher. Die andern sollten nach dem von Guidetti und Palestrina herausgegebenen Directorium einstimmig vorgetragen werden.

Palestrina componirte nun die erste Lamentation des grünen

Donnerstags für vier Stimmen, zwei Soprane, einen Alt und einen Tenor; am Schlusse bei den Worten: „Jerusalem, Jerusalem" u. s. w. kam noch der Baß hinzu. Der Papst und sämmtliche Sänger lobten diese Composition sehr, so daß Palestrina sich veranlaßt fand, noch einen ganzen Band Lamentationen zu schreiben. Ueber den Stil dieser Compositionen schreibt Baini: „Der Stil der Lamentationen ist mit keiner der Compositionen zu vergleichen, die Pierluigi bisher geschrieben hatte. Die Noten scheinen wegen ihrer Schwere und gleichen Geltung auf den ersten Anblick ohne Bedeutung; hört man sie aber, so sind es die feinsten Melodien. Die Kunstmittel scheinen nur angedeutet zu sein, und in der Ausführung hört man die blumigste Ideenfülle. Der Ausdruck der Worte ist überall heilig und ehrfurchtgebietend; selbst die Pausen bedeuten hier das ihrige; sie geben nämlich Gelegenheit zu ernster Betrachtung des mystischen und allegorischen Sinnes, womit die bitteren Gefühle, wovon diese Klagelieder überfließen, erfüllt sind. Jeremias' erschütternde Beschreibung der Leiden seines Volkes ist durch die eigenthümliche Musik Pierluigi's charakteristisch gefärbt; keine Empfindung des ersteren verklingt, ohne daß sie durch die letztere auf den möglichst erreichbaren Grad von musikalischem Ausdrucke gesteigert worden wäre." [29]

Dieser Band Lamentationen, den Palestrina dem Papste Sixtus V. dedicirte, enthält auch in dem Widmungsschreiben eine Lamentation, freilich eine solche, die uns über die bittere Wahrheit belehrt, daß unser Tonmeister auch noch in den letzten Jahren seines Lebens mit mancherlei Sorgen zu kämpfen hatte. Die Widmung lautet:

„Heiligster Vater! Wenn schon Sorgen aller Art mit den Studien sich nicht vereinen lassen, so ganz besonders diejenigen nicht, welche der Mangel an Vermögen mit sich bringt. Wenn die Mittel vorhanden sind, die man zum Leben nothwendig hat (mehr zu verlangen, wäre ein Zeichen von Unmäßigkeit und Unbescheidenheit), kann man sich der übrigen Sorgen leich-

ter entschlagen; sicherlich hat derjenige sich selbst anzuklagen, der hiermit nicht zufrieden ist.

„Wie drückend es ist, arbeiten zu müssen, um sich und den Seinigen einen standesmäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen; und wie sehr dies den Geist vom Studium der Wissenschaften und freien Künste abhält, kann nur derjenige beurtheilen, der Erfahrung darin hat. Ich habe es stets erfahren und erfahre es augenblicklich am härtesten. Aber ich sage der göttlichen Güte Dank dafür, daß ich bald am Ziele meiner irdischen Laufbahn angekommen bin; Dank ferner dafür, daß ich unter den schwierigsten Verhältnissen niemals das Studium der Musik vernachlässigt habe. Welch' bessere geistige Erholung hätte ich mir aber auch verschaffen können, da ich ja von Kindheit an diesem Studium ergeben war und es beständig gepflegt habe? (Möchten nur Fortschritt und Fleiß auf derselben Stufe stehen!)

„Schon Vieles habe ich componirt und herausgegeben, noch viel mehr Werke besitze ich, die ich aber wegen Mangel an Geld nicht herausgeben kann. Die Kosten, die bestritten werden müssen, sind nicht unbedeutend; besonders wenn die größeren Noten und Buchstaben zur Verwendung kommen sollen, die doch für Kirchensachen erforderlich sind. Indessen habe ich bei den Lamentationen des Propheten Jeremias, die während der heiligen Woche in den Tempeln gesungen zu werden pflegen, die kleinere Form benutzt.

„Ich biete dieselben deiner Heiligkeit an in jener Demuth, welche sowohl der erhabenen Würde des Hirten der ganzen katholischen Kirche, als auch deiner besondern Heiligkeit und deiner bewunderungswürdigen Auctorität geziemt." [30]

Nachdem Palestrina die Composition seiner Lamentationen beendet, wandte sich seine rastlose Geistesarbeit auf die alten kirchlichen Hymnen, die schon seit längerer Zeit sein Interesse in Anspruch genommen hatten. Er componirte dieselben für *vierstimmigen* Gesang. Der Schluß: **Gloria Patri etc.** ist

jedoch gewöhnlich sechsstimmig. Auch seine Hymnen widmete Palestrina Sixtus V., der für diese altehrwürdigen Gesänge eine besondere Vorliebe hegte.

Diese kirchlichen Lobgesänge, welche aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen, bieten der Phantasie reichlichen Stoff zur Composition. Bald enthalten sie ja das Lob des Allerhöchsten, bald das seiner heiligen Mutter, bald besingen sie die Standhaftigkeit der heiligen Martyrer und Bekenner, bald die Frömmigkeit der heiligen Jungfrauen und Wittwen. Schon der hl. Augustinus fand diese Art von Gesängen so ergreifend: „Wie sehr weinte ich," schreibt er, „bei deinen Hymnen und Gesängen, wie heftig erschüttert wurde ich von den lieblich tönenden Liedern der Kirche. In meine Ohren ergossen sich jene Stimmen; es thaute die Wahrheit auf in meinem Herzen, und es loderte auf in demselben die Flamme der Andacht. Thränen flossen, und wohl ward mir dabei." [31]

Palestrina verstand es, das specifisch Charakteristische der hergebrachten Melodie dieser alten Gesänge für seine Composition beizubehalten, und auch zu noch höherer Bedeutung dadurch zu steigern, daß seine Phantasie denselben immer mehr und immer neue, überraschende Seiten abgewann.

Die erste Ausgabe der Hymnen wurde später durch eine andere ersetzt. Urban VIII. (1623—1644) nahm Anstoß an der Latinität und dem Metrum vieler Stellen der Hymnen und ließ durch die drei Jesuiten Strada, Galluzzi und Petrucci eine Verbesserung derselben hinsichtlich des Textes und des Versmaßes vornehmen. Diese verbesserten Hymnen stehen im Brevier vom Jahre 1631.

Die Folge dieser Verbesserung war, daß an vielen Stellen Text und Noten nicht mehr zu einander paßten. Diesem Uebelstande half auf Befehl des Papstes der Kapellmeister Naldini ab, der mit seinen Collegen, Ceccarelli, Landi und Allegri, sowohl die Noten des gregorianischen Choralgesanges als auch die Figuralmusik *Palestrina's mit* dem Text in Einklang brachte.

Die so revidirte Ausgabe der Hymnen erschien zu Antwerpen im Jahre 1644.

Der hohe Gönner unseres Meisters, Sixtus V., starb am 27. August 1590. Ihm folgten auf dem Stuhle Petri Urban VII., der nur 13 Tage, und Gregor XIV., der nur zehn Monate regierte. Dem letzteren Papste widmete Palestrina ein für Sixtus V. ausgearbeitetes Werk, nämlich eine Sammlung von Motetten, ein Magnifikat und das einzige **Stabat mater**; letzteres eine Composition von solcher Schönheit, daß Baini ausrufen konnte: „Hätte Palestrina nichts geschrieben als dieses **Stabat mater**, dieses einzige Werk hätte hingereicht, ihm die Anerkennung der ganzen Nachwelt zu sichern.“ [32] Das Werk ist geschrieben für zwei vierstimmige Chöre, die theils alterniren, theils sich zusammen vereinigen. Der Stil nähert sich dem sogenannten **stile familiaire**, den wir oben besprochen haben. Von welch wunderbarer, wahrhaft unerschöpflicher Kraft das Genie Palestrina's bis hart an des Lebens Neige blieb, möge folgende kurze Charakteristik zeigen.

Der erste Chor beginnt mit **Stabat mater dolorosa**; der zweite fährt fort **Juxta crucem lacrimosa**. Achten wir hier auf den schönen Tonfall bei den Worten **dolorosa** und **lacrimosa**, wo der heilige, thränenreiche Schmerz der Gottesmutter in Tönen versinnbildet werden soll. Im folgenden Satze **Cujus animam** wird dieser Schmerz durch die Harmonisation der Worte **gementem et dolentem** ein wahrhaft verklärter. Ganz besonders charakteristisch tritt auch das **pertransivit gladius** hervor. In drastischer Weise wird durch die Führung der Stimmen uns hier geschildert, wie scharf das Schwert des siebenfachen Schmerzes war und wie es so tief in das Herz der Mutter Gottes gedrungen sei, indem der zweite Sopran in kürzeren Noten von c nach f heruntersteigt. Durch das Festhalten des hohen f deutet der erste Sopran uns die intensive und anhaltende Kraft dieses herben Schmerzes an, während der Alt *und Baß* durch ihre Gegenbewegung das Schneidende dessel-

den hervorheben. In dem folgenden Satze **O quam tristis et afflicta** vereinigen sich die beiden Chöre, um die Betrübniß der Gottesmutter gemeinsam zu verkünden. Schon bei dem ersten langgehaltenen Accord auf der Silbe O ahnen wir, was der Componist im tiefsten Grunde seines Herzens empfunden. Bei den letzten Worten dieses Theiles, **dum emisit spiritum**, ist in den auf- und absteigenden Tonreihen der musikalische Ausdruck derartig getroffen, daß wir im Geiste den Heiland, seine Seele aushauchen und sie zu seinem himmlischen Vater emporsteigen sehen, um alsbald wieder hinabzusteigen zu den Vorvätern in der Unterwelt.

Der folgende Theil **Eja mater** beginnt in schweren langgehaltenen Accorden und im dreitheiligen Zeitmaß mit der Anrufung der schmerzhaften Gottesmutter. Bei den Worten **me sentire vim doloris** (Laß mich fühlen deinen Schmerz) entwickelt sich eine so wunderbar schmerzliche Harmonie, daß man sich mit der leidenden Gottesmutter vollkommen im mitleidenden Gemüthe vereint glaubt. Jetzt vereinigen sich wieder beide Chöre zu einem Gebete **Sancta mater** im zweitheiligen Zeitmaß, um der Gottesmutter zusammen die Bitte vorzutragen, sie möge die Wunden ihres geliebten Sohnes tief in unsere Seele einprägen, und nach unserem Tode die Freuden des Paradieses uns von ihm erflehen. Bei den Worten **paradisi gloria** verklären sich die Melodien so himmlisch schön, als ob in unserer Seele das Verlangen erweckt werden solle, mit ihnen gen Himmel zu ziehen.

Der Papst Gregor war erkenntlich gegen den Componisten des **Stabat** und erhöhte seinen Gehalt auf 24 Scudi monatlich. Dafür dedicirte ihm Palestrina wieder einen Band Magnificat in allen acht Kirchentönen. Doch Gregor XIV. starb bald und nach einem nur zweimonatlichen Pontificate Innocenz' IX. bestieg Clemens VIII. (1592—1605) den päpstlichen Thron. Im Jahre 1591 widmete Palestrina dem Herzog Wilhelm von Bayern, der in fürstlicher Großmuth seiner öfter gedachte, den fünften Band seiner Messen.

Im Jahre 1593 ließ er zwei Bände mehrstimmiger Litaneien zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria drucken; zugleich widmete er seinem Wohlthäter, dem Abt von Baume, zwei Bände fünfstimmiger Offertorien für das ganze Kirchenjahr. Dem Cardinal Aldobrandini, dem Neffen Clemens' VIII., der ihn zum Concertmeister in seinem Hause gemacht, widmete er den sechsten Band seiner Messen, und der Prinzessin Christine von Lothringen, der Gemahlin Ferdinand's von Toskana, der als großer Kunstliebhaber seine Compositionen gut honorirte, einen Band geistlicher Madrigale.

Zehn Tage nach dem Erscheinen der Madrigale sollte der siebente Band seiner Messen, der Clemens VIII. gewidmet war, im Druck erscheinen, als den Meister eine schwere Krankheit, die Rippenfellentzündung befiel, welche seine Kräfte bald dahinschwinden ließ.

Am 26. Januar 1594 legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Der heilige Philippus Neri, sein treuer Freund und Gewissensrath, nahm ihm am 28. die heilige Beichte ab. Am 29. empfing er mit der größten Andacht die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Am 31. rief er seinen Sohn Hygin an das Sterbelager, um ihm seinen letzten Willen mitzutheilen: „Mein Sohn,“ sagte er zu ihm, „ich lasse noch viele ungedruckte Compositionen zurück. Durch die Großmuth meiner gegenwärtigen Gönner, des Abts von Baume, des Cardinals Aldobrandini und Ferdinands, Großherzog von Toskana, wirst Du die nothwendigen Mittel erhalten, dieselben drucken zu lassen. Ich befehle Dir, daß Du sobald als möglich Alles zur Ehre und zum Ruhme des allerhöchsten Gottes und seines heiligen Dienstes drucken lassen mögest.“ Darauf gab er ihm seinen väterlichen Segen und nahm Abschied von ihm. Die Krankheit verschlimmerte sich zusehends. Am 2. Februar, dem Feste der Reinigung Maria's, merkte der hl. Philippus Neri, der zum Besuche des Kranken anwesend war, daß *es nun schnell* mit demselben zu Ende gehe. Er sprach ihm

deßhalb reichlichen Trost zu und machte ihn darauf aufmerksam, daß er den heutigen Festtag vielleicht bei der seligen Himmelskönigin selbst vollenden werde. „Ja, ich wünsche es inbrünstig," antwortete der Sterbende, „möchte doch die heilige Maria, meine Fürbitterin, mir diese Gnade von ihrem göttlichen Sohne erflehen." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er sanft entschlummerte. Sein Geist war in jenes Reich der unendlichen Harmonien entrückt, in welches ihn sein Sinnen und Trachten hienieden so oft emporgehoben.

In dumpfem Klange verkündete die Todtenglocke der ewigen Stadt den herben Verlust. Palestrina's Ableben war das einzige Gespräch des Tages. Noch am Abende desselben Tages wurde seine irdische Hülle zur letzten Ruhestätte gebracht. Nicht bloß die ganze päpstliche Kapelle mit dem Kapellmeister an der Spitze, ferner alle Musiker und Künstler Roms, sondern auch eine große Menge Volkes geleitete ihn in endlosem Leichenzuge zu Grabe. In traurigem Gesange erschallten die Todtenpsalmen, bis der Peterskirche geweihter Boden vor dem Altare der Apostel Simon und Judas die letzten theuren Ueberreste aufnahm. Die päpstliche Kapelle sang das vorgeschriebene vierstimmige Libera me Domine. Eine einfache Bleiplatte auf dem Grabe verkündet der Nachwelt, daß hier Johannes Pierluigi aus Palestrina, der Fürst der Musik ruhe; sie trägt die Worte: „Johannes Petroaloysius Praenestinus, Musicae Princeps." Das feierliche Todtenamt für seine Seelenruhe wurde erst zwölf Tage später, am 14. Februar, in der Kapelle Santa Maria del Soccorso abgehalten.

Bald nach dem Hinscheiden des großen Tonmeisters erkundigte sich Papst Clemens VIII. bei den päpstlichen Sängern, die des Krönungsfestes wegen gerade zur päpstlichen Tafel gezogen worden waren, wie es mit dem musikalischen Nachlaß Palestrina's stehe. Die Sänger antworteten ihm, daß Hygin diesen geerbt habe. Der Papst versprach dafür zu sorgen, daß eine vollständige, gedruckte Ausgabe aller Werke Palestrina's erscheine. Hygin besorgte nun zunächst den Druck des siebenten

Bandes der Messen, in welchen er auch die bekannte, von Sixtus V. so scharf kritisirte Tu es pastor ovium aufnahm. Das diesem Bande vorgedruckte Widmungsschreiben Hygins an Papst Clemens VIII. theilen wir, weil es den Sohn im Gegensatz zu seinem großen Vater vollständig charakterisirt, wörtlich mit: „Heiliger Vater! Johannes Petroaloysius Pränestinus, mein Vater, der beinahe 70 Jahre in der Composition des Lobes Gottes thätig war, besonders was die Kapelle des Papstes angeht, ist in diesen Tagen zur lieblichen Harmonie des himmlischen Reiches, wie ich hoffe, von Gott abberufen worden. Auf seinem Sterbebette hat er mir Alles übergeben, was er zur Ehre Gottes geschrieben hat. Ich soll es zum allgemeinen Besten veröffentlichen. Um diesen Willen meines Vaters zu erfüllen, habe ich das siebente Buch der Messen, mit dessen Herausgabe er beschäftigt war, vollendet und biete es Deiner Heiligkeit an. Ich würde auch gerne das Uebrige, was noch in großer Menge vorhanden ist, herausgeben, wenn ich nicht so dürftig gestellt wäre. Ich erlaube mir daher, heiligster Vater, an Deine Großmuth zu appelliren. Da diese allgemein bekannt ist, so ist kein Grund vorhanden, weßhalb ich nicht auf eine reichliche Spende rechnen dürfte, mag ich nun die vielleicht nicht geringen Verdienste meines Vaters oder das öffentliche Wohl, welches Deiner Heiligkeit so sehr am Herzen liegt, dabei in's Auge fassen. Euerer Heiligkeit demüthigster Diener Hygin." [38]

Der Papst mußte aber bald erfahren, wie wenig der Sohn den Wahlspruch seines Vaters, der auch sein letzter Wille gewesen: „Alles zur Ehre und zum Ruhme des allerhöchsten Gottes und seines heiligen Dienstes", achtete und kümmerte sich schließlich um die ganze Sache nicht mehr. Hygin suchte alsbald mit der Nachlassenschaft seines Vaters zu speculiren. Er verkaufte endlich die handschriftlich hinterlassenen Werke an drei Venetianer, die beiden Buchhändler Tiberio de Argentis und Andrea de Agnetis, welche die Messen in sechs Bänden drucken ließen.

Der dritte unbekannte Venetianer hatte für 2105 Scudi die Handschriften gekauft, welche den gregorianischen Choral enthielten. Wie es diesem ergangen, haben wir bereits mitgetheilt. Es erschienen ferner noch von Palestrina mehrere Bände Motetten bei Fabio Constantino in Rom im Jahre 1614, darunter auch die berühmte Fratres ego enim accepi, welche die Einsetzung des heiligen Abendmahles behandelt. Außerdem finden sich noch handschriftliche Werke in den Archiven der päpstlichen Kapelle, des Vatikan, des Lateran, des Oratorium vom hl. Philippus Neri, der Kirche St. Maria Maggiore und in der Bibliothek des Collegium Romanum.

VIII.

Die Musik Palestrina's.

So haben wir denn das Leben eines Mannes vor uns, dessen Wirksamkeit für das nachfolgende Zeitalter eine unberechenbare ist. Eine Musik, wie sie Palestrina geschaffen, eine Musik von so unbeschreiblich himmlischem Zauber wird niemals veralten; sie wird fortleben und für den Componisten eine unversiegbare Quelle musikalischen Materials, für die Verherrlichung des Gottesdienstes eine stets neu strömende Quelle frommer Erhebung und Andacht sein. Die größten Musikkenner der Folgezeit bis auf den heutigen Tag haben diese Musik zu schätzen und zu ehren gewußt. Baini, Kandler, von Winterfeld, Kiesewetter, Thibaut haben sich eingehend mit unserem großen Meister beschäftigt.

Baini, sein glühender Verehrer, hat ihm in seinem großartigen Quellenwerke das schönste Denkmal gesetzt. Er beruft sich gerne auf die Zeitgenossen Palestrina's, die ihn den „großen Nachahmer der Natur" nannten. Dieser Bezeichnung liegt die allgemeine, aristotelische Anschauung von der Nachahmung der Natur in der Kunst zu Grunde, die aber im eigentlichen Sinne auf die Tonkunst keine Anwendung finden kann. Wo findet,

abgesehen von der rein materiellen Nachahmung des Hörbaren (Vogelgesang, Waffenlärm u. s. w.) der Tonkünstler in der Natur ein Vorbild für eine Messe, Motette, ein Madrigal? In diesem Punkte unterscheidet sich eben die Tonkunst von den bildenden Künsten. Der Componist muß aus seinem eigensten Innern heraus produciren; er kann nicht nachahmen. Soll aber die in Rede stehende Bezeichnung Palestrina als einen Tonmeister hinstellen, der es verstanden hat, natürliche Musik zu schreiben, das heißt solche Musik, welche die Stimmung bei den Zuhörern reproducirte, welche der Meister durch seine Composition in ihnen hervorzurufen bezweckte, dann ist dieser Titel gerechtfertigt.

Baini unterscheidet auch zehn verschiedene Stile in den Compositionen des Meisters. Wir fassen dieselben zusammen in den Stil für außerkirchliche Compositionen, der durch einen lebhafteren Rhythmus sich kennzeichnet, und den für die Kirche. Der letztere theilt sich wieder in drei Stile: 1) in den einfachen, familiären Stil, wo Note gegen Note, Sylbe gegen Sylbe gesetzt ist, ohne kanonische Nachahmungen; 2) den künstlichen, niederländischen Stil; 3) den aus der Verbindung beider entstandenen sogenannten Palestrinastil. Den ersten Stil repräsentiren seine Improperien, auch wohl noch sein Stabat mater. In dem zweiten finden wir sämmtliche contrapunktischen Künste der Niederländer wieder. Der Meister wollte zeigen, daß er auch in diesem Genre etwas leisten könne. Hieher gehören die Messen Ecce sacerdos magnus, die Missa ad fugam, L'homme armé, das sechsstimmige Offertorium Tribularer si nescirem misericordias tuas. Der dritte Stil, der eigentliche Palestrina-Stil, umfaßt die größte Zahl der kirchlichen Compositionen, läßt aber auch wieder verschiedene Nüancirungen zu. So ist z. B. die Missa papae Marcelli durchaus verschieden von der Missa assumpta est Maria. Dieser letztere Stil findet sich vereinzelt auch schon vor der Zeit Palestrina's, so z. B. bei Brümel, Arcadelt, Jacobus Clemens non Papa u. A. Unter Palestrina ist er aber

erst eigentlich vollkommen zum Durchbruch gelangt und zwar in Folge der Beschlüsse des Concils von Trient, die einen so heilsamen Einfluß auf die weitere Entwickelung der kirchlichen Musik ausübten.

Bei dieser Gelegenheit bewährte sich wieder die alte Wahrheit: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Früher waren die Formen des künstlichen Satzes vielfach sich selbst Zweck geworden. Palestrina hat das Verdienst, den contrapunktischen Stil dem kirchlichen Zwecke untergeordnet zu haben. Und gerade in dieser zweckmäßigen Unterordnung der Kunstmittel liegt seine Größe und das Verdienst der von ihm bewirkten Reform der Kirchenmusik. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Gesang in der Kirche nicht um seiner selbst, sondern um der heiligen Handlung willen da sei und daß der die Handlung begleitende dramatische Text musikalisch das auszudrücken habe, was die Kirche darunter verstehe und gelehrt wissen wolle. Deßhalb mußte vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß das Volk den Text verstehen lernte, und daß der Sinn desselben dem Gefühle und Verstande Aller nahe gebracht wurde.

Denselben Grundsatz, der von Palestrina im Anschluß an die Vorschriften des Concils von Trient für die Kirchenmusik geltend gemacht wurde, finden wir neuerdings von Richard Wagner für das musikalische Drama aufgestellt. „Der Irrthum in dem Kunstgenre der Oper,“ so schreibt er, „bestand darin, daß ein Mittel des Ausdrucks (die Musik) zum Zweck; der Zweck des Ausdrucks aber (das Drama) zum Mittel gemacht worden war.“ [84] In ähnlicher Weise hatten damals die Contrapunktiker die polyphone Musik, welche ein Mittel des Ausdrucks war, zum Zweck gemacht; sie benutzten den liturgischen Text, um ihre künstlichen Tongewebe auszuführen. Palestrina hat den Grundsatz Wagners damals schon zur Geltung gebracht, so daß im 16. Jahrhundert auf kirchlichem Gebiete durchgeführt war, was heute als das „Kunstwerk der Zukunft“ hin-

gestellt wird: Die Vereinigung aller Künste zu einem Gesammtkunstwerke.

Weil Palestrina in seiner Kirchenmusik den objectiven Sinn des dramatischen Wortes immer vollendeter zum Ausdruck zu bringen bestrebt war, ist seine Musik so objectiv, so leidenschaftslos, ohne jegliche Effecthascherei; es ist **Musica del altro mondo**, wie der Italiener sich ausdrückt, oder „seraphisches Stimmengewebe“, wie Ambros sagt.

Man hat öfters gesagt, der Eindruck, den die Musik auf uns mache, sei mit dem Eindruck zu vergleichen, den der Anblick eines schönen Bildes bewirke. Wenden wir diesen Satz auf die kirchliche Musik Palestrina's an, so wäre der Eindruck, den sie verursacht, am ehesten mit dem Eindrucke zu vergleichen, den die Bilder des Fra Angelico da Fiesole auf uns machen.

Palestrina hatte öfters Gelegenheit, in der Kapelle des Vatican die berühmten Fresken[35] desselben zu bewundern; und gerade sie scheinen ihm besonders sympathisch gewesen zu sein, da ihm das gleiche himmlische Ideal der Kunst fortwährend vorschwebte. Becker schreibt über Fiesole: „Wir sehen hier die allerchristlichste Kunst, die tiefste Glaubensmalerei auf jenem, eben nur von Fiesole erreichten Punkte, wie sie ihr höchstes Wunder thut, indem sie, dringend in alle Tiefen des Menschengemüthes, den empfänglichen Betrachter nicht mehr losläßt, sondern bekehrt. Das, worin Fiesole so vorzüglich groß ist, die friedensreiche, tiefe Seligkeit heiliger Gestalten, findet sich noch in seinen spätesten Arbeiten mit einer unbeschreiblichen Fülle und Kraft ausgedrückt.“[36] Paßt das nicht Wort für Wort auf die Compositionen Palestrina's? Was Fiesole in Farbentönen ausgedrückt, das hat Palestrina in anderen Tönen uns nahe gebracht. Beide erheben uns durch ihre Kunst in den Himmel, während die Künstler der späteren Zeit, sowohl in der Malerei wie in der Musik, auf die fröhliche Erde herniedersteigen und uns den Himmel gleichsam auf *die Erde bringen.*

Ein anderes Verdienst, die Wiederherstellung des gregorianischen Chorals, theilt Palestrina mit seinem Schüler Guidetti, dem dabei die Hauptarbeit zufiel: nämlich durch kritische Vergleichung der alten Handschriften die richtige Lesart zu eruiren, deren endgültige Feststellung dann gemeinsam erfolgte.

Unsterbliche Verdienste hat sich Palestrina weiterhin durch die vierstimmige Bearbeitung der Hymnen erworben. Ein höherer poetischer Hauch weht uns seitdem aus diesen Gesängen entgegen, und die Mannigfaltigkeit in ihrer Composition legt ein stolzes Zeugniß ab von der originellen Schöpferkraft ihres Meisters. Nicht minder bewundern wir endlich Palestrina's künstlerische Vollendung in der Composition von Motetten und Madrigalen, der sogenannten Kammermusik der damaligen Zeit. Das Madrigal behandelte Palestrina mit besonderer Vorliebe. Zwei Bände geistlicher und zwei Bände weltlicher Madrigale sind im Druck erschienen. Von geistlichen Madrigalen schrieb er viele für die Aufführungen des hl. Philippus Neri. Die weltlichen hatten meistens Liebeslieder zum Text und wurden auch öfters für Orgel [81] oder Instrumente transponirt. Seine Zeitgenossen waren vollständig entzückt von seinen Madrigalen. Das ist leicht erklärlich, „denn wer Kirchen bauen kann", sagt Schumann, „dem sind Häuser ein Leichtes". Jene ungetrübte Naivität, wie sie jede neue Kunstperiode begleitet, charakterisirt auch diese Compositionen. Mit Grazie und Anmuth vereinigen sie den größten Reichthum in der Entfaltung origineller Ideen; ihre Musik bleibt ewig schön, ewig jung.

IX.

Die weitere Entwickelung der palestrinensischen Kirchenmusik; ihr Verfall und ihr Wiederaufblühen.

Eine Erscheinung, wie die Palestrina's, konnte selbstverständlich nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Mit- und Nachwelt bleiben. Gleichzeitig mit ihm und in seinem Geiste

wirkte in München Orlandodi Lasso, der nordische Palestrina genannt, der über anderthalbtausend geistliche Musikstücke componirte. Seine Zeitgenossen sagten von ihm: „**Hic ille est Lassus, lassum qui recreat orbem**“ (Das ist der Lassus, der den müden Erdkreis erquickt). Als Zeitgenossen desselben sind noch zu erwähnen Philipp de Monte und Jacobus Händl oder Handl (**Jac. Gallus**, bekannt durch seine Motetten **Ecce quomodo moritur** und **Media in vita**), der schon, wie die Venetianer Willaert und Andreas Gabrieli, für mehrere Chöre schrieb. Als Zeitgenossen Palestrina's führen wir noch seine Mitschüler Animuccia und Giovanni Maria Nanini, die Spanier Christophano Morales und Ludovico Vittoria. Persönliche Schüler von ihm waren nur seine drei Söhne, Angelo, Ridolfo und Silla, und noch vier Andere, nämlich: Annib. Stabile, Ant. Dragoni di Meldola, A. Ciprari und Guidetti. Wie wir bereits bemerkten, wandte Palestrina der Musikschule seines Freundes Nanini die regste Theilnahme zu, indem er sich persönlich an der Ausbildung der Zöglinge betheiligte. Aus dieser Schule gingen manche tüchtige Meister hervor, wie Felice Anerio, der nach dem Tode Palestrina's nur allein noch die Stelle eines Componisten der päpstlichen Kapelle bekleidete. Andere Schüler sind Bernardino Nanini und Suriano, welche, nachdem Palestrina wegen Ueberhäufung mit Berufsarbeiten sich von der Schule zurückgezogen, den älteren Nanini in der Lehrthätigkeit unterstützten.

Schüler dieser Periode ist auch der berühmte Gregorio Allegri (1586—1652) aus dem Geschlechte der Correggio. Urban VIII. nahm ihn, da er auch ein tüchtiger Sänger war, in die päpstliche Kapelle auf, die er mit vielen Compositionen beschenkte. Eine Weltberühmtheit hat sein zweichöriges Miserere für neun Stimmen erlangt. In Rom legte man so großes Gewicht auf diese Composition, daß es unter Strafe der Excommunication verboten war, dieselbe außerhalb der Kirche zu singen oder eine Abschrift von der Partitur zu nehmen. Der

vierzehnjährige Mozart umging dieses Verbot, indem er nach zweimaligem Anhören dasselbe zu Hause aus dem Gedächtnisse niederschrieb. Papst Clemens XIII. ließ später Abschrift davon nehmen und dedicirte dieselbe dem Könige von England. Als Schüler Allegri's erwähnen wir den Matth. Simonelli, den man auch wohl den Palestrina des 17. Jahrhunderts genannt hat. Weiter wären noch zu nennen Naldini (1617—66), der unter Mitwirkung von Cecarelli, Landi und Allegri die Umarbeitung der Hymnen nach den Compositionen Palestrina's besorgte. Schüler Anerio's waren M. Scacchi und F. Foggia, der Lehrer des Pitoni, der den Ehrentitel Palestrina des 18. Jahrhunderts erhalten hat. Diesem Schriftsteller verdanken wir viele Nachrichten über Palestrina und seine Schule. Von denen, die noch im Stile und Geiste Palestrina's schrieben, seien noch genannt: Giuseppe Corsi (geb. 1620), Benevoli († 1672), Bernabei († 1690) und Tommaso Bai († 1714), Pisari († 1778), Ballabene († 1803), Baini († 1844). Die Anführung der weiteren Namen eines Carissimi, Scarlatti, Durante, Leo und Lotti möge darauf hinweisen, daß, obwohl diese Meister einer neuen Richtung angehörten, sie doch auch den alten Palestrina-Stil nicht ganz vernachlässigten, sondern, wie Riehl treffend bemerkt, das Abendroth einer echt mittelalterlich katholischen Kirchenmusik wie im Widerscheine eines fernen Alpenglühens in das 18. Jahrhundert herüberleuchten ließen.

Während dieser Zeit hatte sich bereits ein großer Umschwung in der Tonkunst vollzogen. Die Thatsachen, welche ihn herbeiführten, sind zunächst: die Ausbildung des Einzelgesanges unter Galilei und Caccini (Monodie), gegenüber dem früheren polyphonen Gesange. Während in letzterem jede Stimme ihre Berechtigung und Bedeutung hatte, war in der Monodie nur eine Stimme, welche die Melodie hatte, von selbständiger Bedeutung, dazu kam eine passende harmonische Begleitung durch Instrumente oder andere Stimmen; zweitens: die Beschränkung der früheren acht Kirchentonarten auf zwei, nämlich unsere

Dur- und Moll-Tonart, so jedoch, daß diese beiden von jedem beliebigen Tone der Octav aus dargestellt werden konnten. Damit war verbunden eine ganz neue Harmonie, in welcher der Modulation der weiteste Spielraum gelassen war und die Dissonanz nicht nur zur Ueberleitung gebraucht wurde, sondern einen selbständigen Factor bildete, zur Erreichung eines bestimmten musikalischen Effectes. Drittens: die Ausbildung der Instrumentalmusik, welche bisher in einem mehr dienenden Verhältniß zur Vocalmusik gestanden, aber allmählich zu einer vollständig freien, selbständigen Stellung neben ihr sich emporschwang.

Dieser Errungenschaften bemächtigte sich sofort das neu aufblühende musikalische Drama. Auch das geistliche Musikdrama (Oratorium) adoptirte den neuen Stil. In dem oben genannten Oratorium zu St. Maria in Valicella wurde (1634) das geistliche Drama „Magdalena" von Erythräus, in Musik gesetzt von Virgilio Mazzochi, aufgeführt und gefiel so, daß es zwanzig Mal wiederholt werden mußte.

Ebenso befreite sich das Volkslied von seinen contrapunktischen Fesseln und rief, da es dem evangelischen Kirchenliede seine Melodien lieh, eine unvergleichliche Blütheperiode des kirchlichen Volksgesanges hervor.

In die Kirche hatte bereits Viadana um 1596 durch seine „Kirchenconcerte" den Einzelgesang eingeführt; die Kirchenmusik sollte aber von dieser Neuerung schwer getroffen werden. Mit der Monodie wurde zugleich das subjective oder besser gesagt individuelle Element in den Kirchengesang eingeführt.

„Im Mittelalter erkannte sich der Mensch," wie Burckhardt sagt, „nur in der Form des Allgemeinen, als Raçe, Volk, Partei, Corporation, Familie." Dem entsprechend fühlte sich der Componist als Mitglied einer bestimmten Schule, der Sänger als Mitglied einer Kapelle. Im Verein mit seinen Collegen hatte er den liturgischen Gesang auszuführen; seine Stimme war nur ein Theil des Ganzen, galt nicht mehr als die seines Nachbars. Das änderte sich aber jetzt. Sagt doch

Viadana selbst in Bezug auf seine Kirchenconcerte: Er habe dieser neuen Art sich bedient, um den Sängern Gelegenheit zu geben, durch ihren Sologesang sich hervorzuthun. Damit war der Grund des späteren Verfalls der Kirchenmusik schon angedeutet.

Wir haben demnach im siebenzehnten Jahrhundert bereits eine doppelte Kirchenmusik zu unterscheiden: erstens die alten Vocalcompositionen im a capella-Stile, welcher nach der Seite der Vielstimmigkeit hin (bis zu 48 Stimmen) durch die römische und venetianische Schule immer mehr ausgebildet wurde, so daß wir den Palestrina-Stil im selbigen Jahrhundert eine herrliche Nachblüthe treiben sehen; zweitens den Gesang mit Begleitung der Instrumente, der in der toskanischen und neapolitanischen Schule vorherrschend war. Je mehr der contrapunktische a capella-Stil vernachlässigt wurde, desto schneller eilte auch die Kirchenmusik ihrem Verfalle entgegen. Zwar hätte auch sie von dem neuen Stile mancherlei Vortheil ziehen können; weil aber die Kirchenkapellmeister sich meistens auch auf Operncompositionen verlegten, verfielen dieselben, sobald sie für die Kirche nicht mehr im alten Stile schrieben, in den weltlichen Opernstil. Zwar verstanden es Einzelne, neben der Pflege des alten Stils auch den neuen in würdiger Weise für die Kirche zu verwerthen, so z. B. Scarlatti, Lotti, Durante; aber um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann der Opernstil die Oberhand zuerst in Italien, dann in Frankreich und zuletzt in Deutschland.

Die Componisten schrieben, ohne einen sonderlichen Unterschied zu kennen, für die Kirche wie für die Oper. Je mehr die Opernmusik zur reinen Luxusmusik wurde, sank auch die Kirchenmusik auf dieses, für sie doppelt unwürdige Niveau herab und eilte so mit Riesenschritten ihrem Verfalle entgegen. Die Kirchenmusik am Ende des 18. Jahrhunderts war bereits Theatermusik im eigentlichen Sinne des Wortes. Sänger, Sängerinnen und Instrumentalisten suchten ihre Virtuosität,

sowohl in der Kirche wie auf der Bühne, zu zeigen. Daher die Seiltänzerkünste in den Stimmen sowohl als auf den Instrumenten, durch die Ausführung der schwierigsten Coloraturen und Passagen.

Alle Instrumente, die bei der Oper zur Verwendung kamen, waren auch nach und nach in die Kirche übergeführt worden, und an Stelle der früheren Vocal-Messe die Instrumental-Messe getreten. Mit Posaunenschall und Trommelwirbel wurde der Celebrans, der das heilige Opfer darbringen sollte, bei seinem Erscheinen am Altare begrüßt. Ganze Messen wurden aus Opernpartituren zusammengeschrieben; den Melodien einzelner Arien, die besonders gefielen, einen kirchlichen Text unterzulegen, war durchaus nichts Auffallendes. Während die protestantische Kirchenmusik unter Bach und Händel in Deutschland mächtig emporblühte, war die katholische Kirchenmusik der Bühne verfallen.

So stand es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als Papst Benedict XIV. in einem Rundschreiben an die Bischöfe des Kirchenstaates gegen die von prunkendem Hochmuth strotzende theatralische Kirchenmusik einschritt. Er duldete zur Begleitung des Gesanges in den Kirchen nur noch die Streichinstrumente und das Fagott. Waldhörner, Trompeten, Flöten u. dgl. wurden verboten; dabei aber bemerkt, daß die geduldeten Instrumente, wenn sie zur Anwendung kämen, das Verständniß der Worte nicht erschweren dürften, sondern nur dazu dienen sollten, durch ihre Begleitung den Sinn der Worte den Gemüthern der Gläubigen fester einzuprägen.

Nur in Rom in der sixtinischen Kapelle hatte man die guten alten Traditionen weiter gepflegt; dort hatten die Sänger im Vortrage der alten Kirchenmusik eine gewisse klassische Fertigkeit sich zu bewahren gewußt. Dorthin pilgerte der Musikfreund, der sich an echter Kirchenmusik erfreuen und erbauen wollte. Hören wir über die römische Pflege der alten Kirchenmusik das Urtheil Göthe's. Er hatte sowohl dem Gottesdienste

in St. Peter wie in der Sixtina beigewohnt, und schreibt darüber aus Rom: „Welch' ein leidig Instrument die Orgel sei, ist mir gestern Abend im Chor von St. Peter recht aufgefallen; man begleitete damit den Gesang bei der Vesper (Complet?). Es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme und ist so gewaltig. Wie reizend dagegen in der sixtinischen Kapelle, wo die Stimmen allein sind." In einem andern Briefe aus Rom heißt es: „Sonntag hörten wir in der sixtinischen Kapelle ein Motett von Palestrina. Dienstag wollte uns das Glück, daß man zu Ehren eines Fremden verschiedene Theile der Charwochsmusik in einem Saale sang. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneute Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Orte und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburschen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, fort; mit allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff." [38]

Auch die nach den weltbewegenden Katastrophen von 1789 aufsteigende Kunstperiode des sogenannten „schönen Stils" vermochte der Kirchenmusik ihre eigentliche Bedeutung nicht zurückzugeben; obwohl der Zusammenhang mit der Oper nicht so sehr hervortrat, als vielmehr das Uebergewicht der neuen glanzvollen Instrumentation. Haydn (1732—1809) und Mozart (1756—1791) schrieben Kirchenmusik nicht aus Beruf, denn Haydns Beruf war die Instrumentalmusik, während Mozart in der Oper die Fülle seines schaffenden Genius offenbarte. Sie schrieben Kirchenmusik, weil man das von ihnen verlangte und gut bezahlte. Denjenigen, welche sie verlangten, war es natürlich auch um „schöne" Kirchenmusik zu thun, das heißt um eine Kirchenmusik im Geiste der Zeit. Dieser Geist aber war kein anderer, als der des schalsten Indifferentismus und der offenen Verwerfung jedes positiven religiösen Bekenntnisses, namentlich bei den „Gebildeten", die, an dem „Aberglauben"

des Volkes Anstoß nehmend, sich in einer mehr natürlichen Religion (Deismus) mit dem Glauben an Gott als dem Urgrund aller Dinge und mit Verwerfung jeder übernatürlichen Offenbarung gefielen. Dabei ging man doch zur Kirche, um das religiöse Bedürfniß zu befriedigen. Natürlich mußte dort auch eine diesem religiösen Bedürfnisse entsprechende Nahrung geboten werden. Für eine solche sorgten die Haydn-Mozart'schen Compositionen. Wir können sie eigentlich gar nicht Kirchenmusik nennen, sondern im besten Falle noch religiöse Musik.

Diese religiöse Musik unterscheidet sich von der Kirchenmusik, wie die Religion von der Kirche. Religiöse Musik ist subjectiv und drückt die individuellen Gedanken des Componisten aus; Kirchenmusik ist objectiv und soll die Gedanken der Kirche wiedergeben. Gerade die Messen Mozarts und Haydns sind hauptsächlich wegen der subjectiven und darum willkürlichen Bearbeitung des kirchlichen Textes für die Kirche unbrauchbar. Daß hievon vereinzelte Compositionen Mozarts eine rühmliche Ausnahme bilden, kann hier weiter nicht in Betracht kommen. Hören wir hierüber das Urtheil eines tüchtigen protestantischen Schriftstellers: „Es ist bekannt genug,“ schreibt Thibaut, „daß Mozart und Haydn auf ihre geistlichen Compositionen gar kein Gewicht legten, daß Mozart über seine, ihm für Geld abgepreßten Messen selbst lächelte; daß J. Haydn seinem Bruder Michael das Uebergewicht im eigentlichen Kirchenstil unbedenklich einräumte. Daß jene Messen leicht gefallen können, gebe ich gerne zu, weil sie viel Rauschendes und Galantes haben. Allein darauf bestehe ich, daß ihr herrschender Charakter üppig weltlich, der Kirche im edlen Sinne ganz unwürdig ist, und daß kein Frommer in der Kirche daran Gefallen finden kann, wenn er ältere Meisterwerke im reinen Kirchenstile kennt, oder auch nur edle Werke im Oratorienstil! Es geht hier wie mit den Kirchengebäuden selbst. Der galanten, buntscheckigen, ausgeputzten, zierlichen Tempel haben wir neuerlich genug bekommen, aber keine, vor denen man, wie vor dem Portal des

Straßburger Münsters, sich in Staunen und Demuth verlieren könnte.“ [39] Daß Mozart über seine „für Geld abgepreßten“ Messen gelächelt habe, ist, wie Jahn bemerkt, nicht so zu verstehen, als ob Mozart über seine eigene Composition sich lustig gemacht hätte, nein, er lachte nur darüber, daß man von ihm, dem Operncomponisten, Messen verlangte. Hatte er aber Messen zur Composition übernommen, dann arbeitete er auch nach bestem Wissen und Gewissen.

Was sollen wir nun aber von der Kirchenmusik Beethovens (1770—1827) sagen, wie sie in der Missa solemnis ihren Culminationspunkt erreichte? Sie ist transscendental und offenbart noch so viel katholisches Bewußtsein, daß Mendelssohn ihr den „Weihrauchduft und Kerzenschimmer“ nicht absprechen konnte, aber sie ist wiederum zu subjectiv, zu gewaltig, zu leidenschaftlich für die Kirche. Auch schon die colossale äußere Anlage des Werkes macht es für die Kirche unbrauchbar. Hans von Bülow beurtheilt sie folgendermaßen: „Die Missa solemnis ist eine Messe, welche nicht bloß die Schrecken des jüngsten Gerichtes enthält, sondern als religiöse Darstellung alle Geheimnisse eines Glaubens offenbart, der wie der des hl. Augustinus inmitten der unendlichen Qualen des Zweifels und der Ungewißheit, namenloser Bedrängnisse geboren wurde und erstarkte.“

Was selbst competente Fachleute von dieser „schönen“ Kirchenmusik hielten, ersehen wir aus einem Briefe Mendelssohn-Bartholdy's an den Prediger Bauer (vom 12. Januar 1835): „Von eigentlich kirchlicher oder gottesdienstlicher Musik kenne ich nur die altitalienischen Sachen für die päpstliche Kapelle, wo aber wieder die Musik nur begleitend ist, und sich der Function unterordnet und mitwirkt wie die Kerzen, der Weihrauch u. s. w. Wenn Du aber sagst, unsere arme Kirche, so muß ich Dir wunderhalber erzählen, daß ich zu meinem größten Erstaunen gefunden habe, daß die Katholiken, die doch nun seit mehreren Jahrhunderten Musik machen, und in ihren

Hauptkirchen wo möglich alle Sonntage eine musikalische Messe singen, bis heute noch nicht eine einzige besitzen, von der man sagen könnte, daß sie mir erträglich passend und nicht geradezu störend und opernhaft sei. Das geht von Pergolese und Durante, die die lächerlichsten Trillerchen in ihrem Gloria bringen, bis auf die heutigen Opernfinales durch. Wäre ich Katholik, ich setzte mich gleich heute Abend hin und finge an, und es möchte werden wie es wolle, so würde es die einzige Messe, welche wenigstens mit fortdauernder Erinnerung an den kirchlichen Zweck geschrieben wäre. Aber ich will es vorläufig nicht thun, vielleicht einmal später, wenn ich älter bin.“ [40]

So hatten wir denn in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine Kirchenmusik, die wohl den Anschauungen der modernen Zeit, aber nicht denen der Kirche entsprach. Die Musik Palestrina's war in katholischen Tempeln längst verschollen. Nur Pilger, die in Rom gewesen, wußten uns gelegentlich etwas zu erzählen von jenen unbeschreiblich in einander wogenden Melodien, die sie in der Sixtina vernommen. Den Meisten war Palestrina und seine Musik ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch geworden.

Aus rein künstlerischem Interesse unternahmen es protestantische Singvereine, die Werke Palestrina's unter der Bank hervorzuholen, um an dieser reinen Musik sich zu erfreuen. Ein solcher Verein bestand zur Zeit in Heidelberg unter der Leitung des berühmten Thibaut, der durch sein Büchlein: „Ueber die Reinheit der Tonkunst“ die Grundsätze, auf denen eine echte Kirchenmusik sich aufbauen muß, der Welt vorführte, und auf die guten alten, in Verfall gekommenen Traditionen hinwies. Auch der von Friedrich Wilhelm IV. gegründete Berliner Domchor befaßte sich viel mit Aufführung alter Musik.

Angeregt durch Thibaut, wirkte auf katholischer Seite Carl Proske, Canonicus und Kapellmeister in Regensburg († 1861),

der in seiner Musica divina und in dem Selectus novus missarum für eine correcte Ausgabe polyphoner Musikwerke sorgte, während Johann Georg Mettenleiter, Chorregent und Organist in Regensburg († 1868), durch sein Enchiridion chorale (1852) sich um den gregorianischen Choralgesang große Verdienste erwarb.

Es gelangten ferner in Deutschland F. Commer und in Frankreich Edmund de Coussemaker († 1876) durch ihre Forschungen auf dem Gebiete der mittelalterlichen Musik zu großem Ansehen.

In Deutschland trat Dr. Franz Witt (geb. 1834, jetzt Pfarrer zu Landshut in Niederbayern), die Erbschaft Proske's an. Durch seine Schrift: „Ueber den Zustand der katholischen Kirchenmusik, zunächst in Altbayern" (Regensburg 1865) und die fast gleichzeitige des Pfarrers Stein in Köln: „Die katholische Kirchenmusik in ihrer Bestimmung und dermaligen Beschaffenheit" (Köln 1864) wurde eine große Bewegung in Deutschland hervorgerufen, welche die Gründung des „Allgemeinen deutschen Cäcilienvereins" im Jahre 1867 zur Folge hatte. Im Jahre 1870 wurde dieser Verein vom Papste Pius IX. approbirt und empfohlen [41].

Endlich war man, nachdem die Päpste und Provincialconcilien ihre Stimmen vielfach gegen die ausgeartete Kirchenmusik erhoben, zur Einsicht gelangt. Witt hatte einen gewaltigen Kampf zu kämpfen, fand aber doch Klerus und Volk in Deutschland williger als in Italien. Während in diesem Lande die Kirchenmusik immer tiefer sinkt, und sogar die alte ehrwürdige päpstliche Kapelle unter dem Einflusse widriger Zeitumstände so gut wie vollständig zu Grunde gegangen ist, sehen wir in Deutschland die alte Kirchenmusik immer mehr zu neuen Ehren und Ansehen gelangen.

Hier hat man zuerst die Einsicht erlangt, daß man auf verkehrtem Wege sei und auf die Zeiten von Palestrina und seiner Zeitgenossen zurückgehen und dort die besseren kirchlichen

Traditionen studiren müsse. Durch das Studium und die Aufführung dieser alten Werke haben Componisten und Laien wieder einmal einen Begriff davon bekommen, welch' ein hoher und ernster Geist die echte Kirchenmusik durchwehen müsse. Es wird nun die Aufgabe der Kirchencomponisten sein, nachdem sie die alten Traditionen wiedergefunden haben, das Ueberlieferte aus eigenen Kräften, mit eigenen Mitteln zu verjüngen, mit den neueren Errungenschaften auf musikalischem Gebiete weiter zu arbeiten, und so einen neuen Geistesfrühling der kirchlichen Tonkunst hervorzurufen.

Robert Eitner, der Redakteur der Monatshefte für Musikgeschichte, beantwortet die Frage: „Können die alten Werke als Muster für unsere heutigen Componisten dienen?“ wie folgt: „Im beschränkten Maße gewiß; denn die alten Werke haben vor den heutigen den Vorzug der besseren Gesangsart oder besseren Verwendung und Benutzung der Stimmen. Unsere heutigen Altisten, Tenoristen und Bassisten werden im mehrstimmigen Liede nicht mehr als Sänger verwendet, sondern als instrumentale Begleitungs- und Füllstimmen, und in dieser Hinsicht können wir sehr viel von den Alten lernen. Leider gehen die Kenner und Verehrer der alten Musik zu weit; denn sie wollen nicht allein die selbständige, gesangliche Stimmführung der Alten wieder herstellen, sondern ihre Tonarten, und, was nach meiner Ansicht der größte Verstoß ist, die alte Conception in ihrer ganzen Eigenart, und das ist ein Rückschritt, den kein heutiger Componist erträgt. Nur allein die Kunstfertigkeit im mehrstimmigen Satze müssen wir uns aneignen und dazu die alten Meister als Wegweiser benutzen; unsere musikalische Ausdrucksweise ist aber ohne Zweifel ein Fortschritt, den wir weder aufgeben wollen noch können.“ [42]

Diese Ausführungen in Bezug auf die äußere Anlage der Composition haben ihre Berechtigung und widersprechen auch nicht dem Generalstatut des Cäcilienvereins: „Es soll der gregoria*nische* Gesang oder Choral überall gepflegt und der figurirte,

polyphone Gesang, soweit es den kirchlichen Gesetzen entspricht, verbreitet werden, mögen nun die Compositionen der älteren oder der neueren Zeit angehören."

Man braucht nicht die Fortschritte der letzten Jahrhunderte in technischer und ästhetischer Hinsicht vollkommen zu ignoriren, auf die Melodie und die musikalische Periode im neueren Sinne zu verzichten. Auch darf der Künstler es sich nicht zur Hauptaufgabe machen, den Palestrina-Stil mechanisch nachzuahmen, denn das würde zu leerem Manierismus hinführen; sondern er muß vielmehr im Geiste Palestrina's schaffen, d. h. in derselben gläubig frommen und regsten Hingabe an die Vorschriften und Traditionen der Kirche und ihre Kunst.

Wie die Kunst einer jeden Epoche der Kirche dienen kann, wenn sie nur will, indem sie von kirchlichen Grundsätzen ausgeht und den Anforderungen der Kirche sich unterwirft, so kann auch unsere neuere Tonkunst mit ihren großen Errungenschaften der Kirche dienen, wenn sie nur über die Vorbedingungen ihrer Existenz als Kirchenmusik sich klar werden und auf den richtigen Grundsätzen der kirchlichen Tradition weiterbauen will.

Das ist nun, um ein Beispiel anzuführen, nicht der Fall bei der **Missa solemnis** (Graner Festmesse) von Abbé Dr. Franz Liszt (geb. 1811, seit 1865 in Rom Abbate, nicht Priester). Was wir über die **Missa solemnis** von Beethoven gesagt haben, gilt theilweise auch von dieser Messe. Nach Wagner'schen Grundsätzen auf bestimmten Motiven, die bis zuletzt im **Dona nobis pacem** an unser musikalisches Gedächtniß appelliren, erbaut, ist diese Messe zwar ein bedeutendes Kunstwerk, aber doch auf der einen Seite zu doctrinär, auf der andern zu leidenschaftlich, um als Kirchenmusik betrachtet werden zu können; während andere Compositionen dieses berühmten Tonkünstlers, wie seine **Missa choralis, Ave maris stella, Pater noster, Ave Maria** u. a., für die kirchliche Aufführung geeignet sind.

Die echten Grundsätze für eine gute Kirchenmusik vertritt der Cäcilienverein, dessen verdienstvoller Gründer, Franz Witt, bis zur Stunde eine ungemeine Thätigkeit zur Verbreitung derselben in Schriften, Compositionen und in praktischer Wirksamkeit entfaltet. Durch die Bemühungen dieses Vereins sind wir wenigstens in den Rheinlanden schon so weit gekommen, daß wir uns an Palestrinensischer Musik nicht bloß in den hohen Domkirchen, sondern auch in einfachen Landkirchen schon erfreuen können. Möchte ihre unverdrossene Pflege allerorts Eingang finden! Durch die Aufführung der Werke Palestrina's muß der Geschmack des Volkes mehr und mehr geläutert und gebildet werden. Erst dann, wenn man die alten Meister gründlich verstehen gelernt hat, wird auch die Liebe zu ihrer großen Kunst wieder erwachen und die Zeit nicht mehr ferne sein, wo die Kirchenmusik, die in eine neue Phase der Entwickelung bereits eingetreten ist, sich zu der unbestrittenen Herrschaft auf ihrem Gebiete wieder emporschwingen und die Bedeutung für das zeitgenössische Geschlecht wieder erlangen wird, die sie unter Palestrina im 16. Jahrhundert gehabt hat.

Anmerkungen.

---

[1] „Semibreven und Minimen“ sind Gattungen der alten Mensuralnoten; die ersteren entsprechen der Form nach unsern ganzen, die letzteren unsern halben Noten; der Zeitdauer nach unsern Viertel- und Achtel-Noten im Andante-Tempo. Vergl.: Musica ecclesiastica catholica (die katholische Kirchenmusik). Eine leichtfaßliche Darstellung der allgemeinen Musik-, Harmonie- und Compositionslehre nach den Grundsätzen der Meister wahrer kirchlicher Tonkunst von Ferdinand Krieger. Freiburg bei Herder, 1872. Vgl. z. B. über die S. 2 erwähnten authentischen und plagalen Tonreihen S. 33. Dazu Ambros, Gesch. der Musik, Bd. II. S. 43.

[2] Hoquetus oder Ochetus (Schluchzer) hat seinen Namen von den abgebrochenen Lauten des Schluchzens und bestand darin, daß der Sänger einzelne, durch Pausen unterbrochene, kurz abgestoßene Töne hören ließ. Vgl. Ambros, Bd. II. S. 328.

[3] Der lateinische Text steht im Corp. Jur. Can. Extravagg. commun. c. unic. De vita et honest cl. (III. 1.)

[4] v. Winterfeld: Zur Geschichte heiliger Tonkunst. Zweiter Theil, S. 238.

[5] Das Wort Canon bezeichnet nichts Anderes, als eine Regel, weil man den Canon nach Regeln derartig anlegt, daß eine oder mehrere Stimmen alle in der ersten Stimme enthaltenen Figuren oder Noten nachholen. (Bononcini.)

[6] Vgl. Hist. Studien v. Franz Witt. Fliegende Blätter für kath. Kirchenmusik, 1874, Nr. 7. 1870, Nr. 8.

[7] Ambros, Geschichte der Musik. Bd. III. S. 25.

[8] Erasmi Comment. ad I. Corinth. 14.

[9] Concil. Germ. t. 7 bei Baini, Memorie t. I, p. 230.

[10] So die neueren Forschungen. Vgl. Kandler: Ueber das Leben und die Werke des G. Pierluigi da Palestrina, S. 1, 63 u. 118,

und den Aufsatz Schelle's in der „Neuen Zeitschrift für Musik". Jahrg. 1864, S. 80. Vgl. Schluß.

[11] Vgl. Italienische Tondichter v. Dr. Emil Naumann. Berlin 1876. S. 27.

[12] Die päpstliche Sängerschule in Rom, genannt die Sixtinische Kapelle. Ein musikhistorisches Bild von Eduard Schelle. Wien 1872. Seite 239.

[13] Der lateinische Text lautet: Popule meus, quid feci tibi? aut in quo contristavi te? responde mihi. Quia eduxi te de terra Aegypti: parasti crucem salvatori tuo. Agios o Theos. Sanctus Deus. Agios ischyros. Sanctus fortis. Agios athanatos, eleyson imas. Sanctus immortalis miserere nobis.

Crux fidelis, inter omnes arbor una nobilis: nulla silva talem profert, fronde, flore, germine. Dulce lignum, dulces clavos, dulce pondus sustinet.

[14] Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1870. S. 143.

[15] Göthe's Italienische Reise. Brief aus Rom v. 22. März 1788.

[16] Der lateinische Text steht in Acta ss. oecum. Concilii Tridentini von Theiner tom. II, p. 122. Ich habe denselben veröffentlicht in den Monatsheften für Musikgeschichte. Berlin 1877. Nr. 6.

[17] Acta u. s. w. tom. II, p. 590.

[18] Canones et Decreta sacros. oecum. Conc. Trident. Sess. XXII. Decret. de observandis et evitandis in celebratione missae.

[19] Sess. XXIII. De Reform. cap. XVIII.

[20] Geschichte des Conc. v. Trient v. Cardinal Sforza Pallavicino. Deutsch von Klitsche. Bd. VIII, S. 44.

[21] Cetera, quae ad debitum in divinis officiis regimen spectant, deque congrua in his canendi seu modulandi ratione — synodus provincialis, pro cuiusque provinciae utilitate et moribus certam cuique formulam praescribet. Sess. XXIV de Ref. cap. XII.

[22] Kandler, S. 47.

[23] Die Schlüsse sind aber jonisch (in C-dur), weil der obigen Tonart der Leitton zur Schlußbildung fehlt. Der plagalische Nebenton der mixolydischen Tonart heißt hypomixolydisch. Die Tonreihe heißt d, e, f, g, a, h, c, d. Ueber den Unterschied dieses achten Tones vom ersten vergleiche Musica ecclesiastica catholica von Krieger, Seite 40. Ferner Monatshefte für Musikgeschichte. Jahrg. 1872. S. 110.

[24] Uebersetzung von A. Bill in Naumanns Italienischen Tondichtern, S. 69.

[25] Italienische Reise. Brief aus Neapel v. 26. Mai 1787.

[26] Schelle (in der „Neuen Zeitschrift für Musik", Jahrg. 1864, Nr. 10) bestreitet, daß die Aufführungen in dem Oratorium (Betsaale) selbst abgehalten worden seien und daß die spätere Compositionsgattung „Oratorium" hiervon ihren Namen herzuleiten habe.

[27] C. v. Winterfeld: Joh. Pierluigi von Palestrina, seine Werke und deren Bedeutung für die Geschichte der Tonkunst. Breslau 1832. S. 18.

[28] Memorie storico critiche v. Baini. Bd. II, S. 164.

[29] Kandler, S. 95.

[30] Schelle schreibt in seinem oben citirten Buche, Seite 238: Aus Urkunden, die Cicerchia im Städtchen Palestrina aufgefunden habe, gehe hervor, daß Palestrina kein armer Schlucker, sondern ein potenter Mann gewesen sei. So viel wir aus den mitgetheilten Urkunden ersehen, hatte unser Meister allerdings einiges Besitzthum; aber wer bürgt uns dafür, daß dasselbe nicht mit Schulden belastet war? Selbst wenn dieses nicht der Fall war, wird dadurch seine Klage nicht unberechtigt. Denn er spricht ja von einem standesmäßigen Lebensunterhalte und von den enormen Kosten, die ihm die Herausgabe seiner Werke verursachte. Diese konnte er von einem kleinen Gehalte nicht bestreiten.

[31] Augustini Conf. IX, 6.

[32] Baini, Memorie. Bd. II, S. 229.

[33] Lateinisch bei Baini a. a. O. S. 285.

[34] Rich. Wagner, Oper und Drama. Ges. Schriften. Bd. III, p. 282.

[35] In Kupferstichen nachgebildet von Förster.

[36] Becker, Charakterbilder aus der Kunstgeschichte. 2. Aufl. S. 295.

[37] Palestrina schrieb auch den Madrigalen ähnliche Compositionen für die Orgel, Ricercari genannt. Monatshefte für Musikgeschichte, VI. Jahrg. 9. Heft.

[38] Brief v. 7. März 1788 aus Rom.

[39] Thibaut, Ueber die Reinheit der Tonkunst. 5. Ausgabe. S. 59.

[40] Briefe von Mendelssohn-Bartholdy, S. 318.

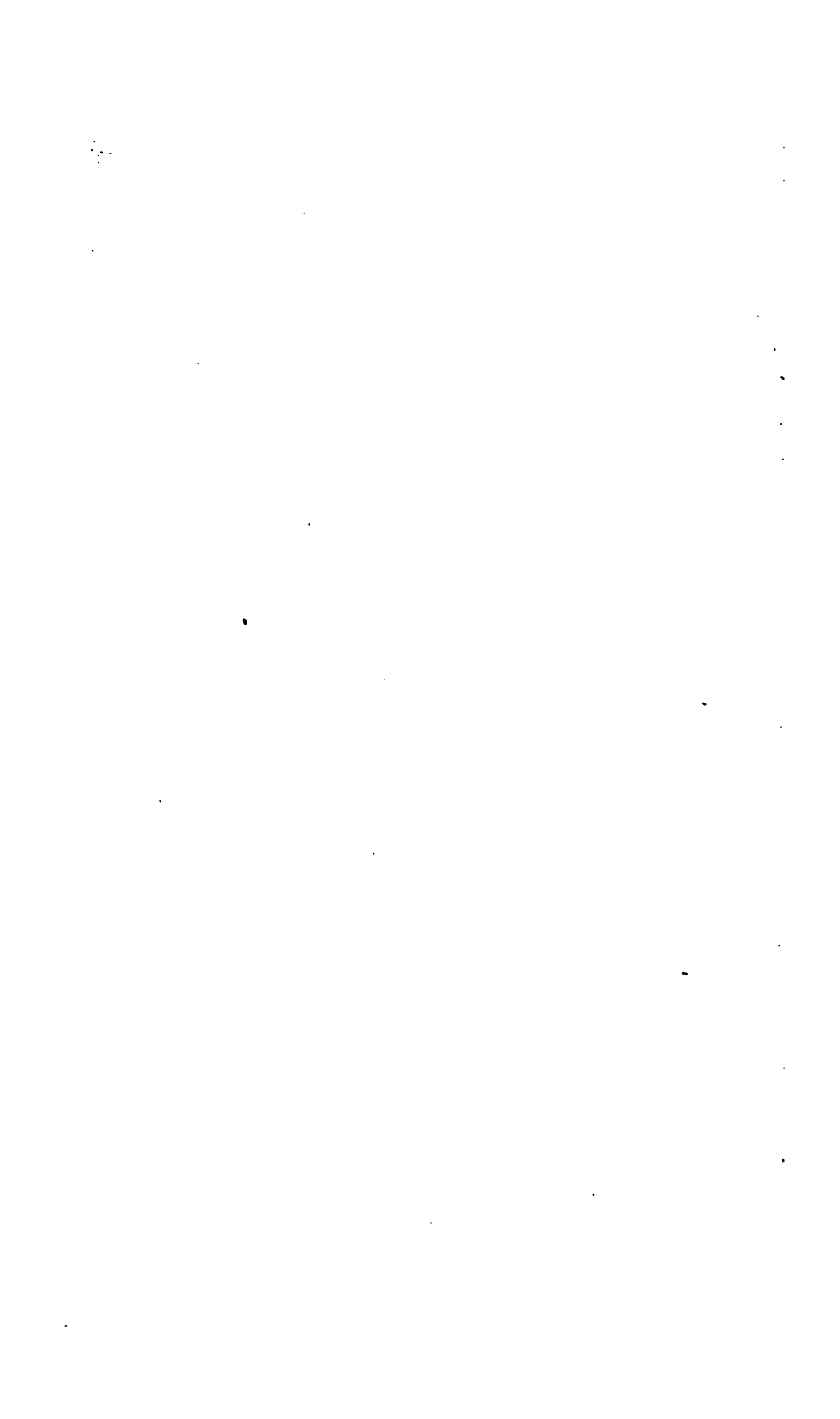
[41] Dr. Franz Witt hat im vorigen Jahre seine Stelle als Generalpräses des „Allgemeinen deutschen Cäcilienvereines" niedergelegt und redigirt zur Zeit die beiden im Verlage von Fr. Pustet in

Regensburg erscheinenden Zeitschriften: „Fliegende Blätter für katholische Kirchenmusik“ (im zwölften Jahrgange) und „Musica sacra, Beiträge zur Reform und Förderung der katholischen Kirchenmusik“ (im zehnten Jahrgange erscheinend).

[42] Fliegende Blätter für kath. Kirchenmusik. Jahrg. 1873, 6. Heft.

Ein alphabetisches Verzeichniß von sämmtlichen gedruckten Compositionen Palestrina's nebst Bezeichnung der Ausgabe findet der Leser im „Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke“ von Rob. Eitner. Berlin 1871.

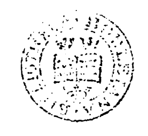
Eine kritische Abhandlung über das Geburtsjahr werde ich demnächst in einem Fachblatte veröffentlichen, da die Sammlung historischer Bildnisse grundsätzlich Derartiges nicht bringt. So viel sei hier noch bemerkt: Im Jahre 1569 schrieb Palestrina in einer Widmung an den Cardinal Hippolyt von Este, er sei ad senium vergens d. h. dem drückenden, schwachen Alter nahe. Nehmen wir 1524 als Geburtsjahr an, dann wäre er erst 45 Jahre alt gewesen. Das senium kann man mit 60 Jahren beginnen, aber nicht schon mit 50.



Sammlung historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

II



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.

Johannes Geiler

von Kaisersberg,

ein katholischer Reformator am Ende des 15. Jahrhunderts.

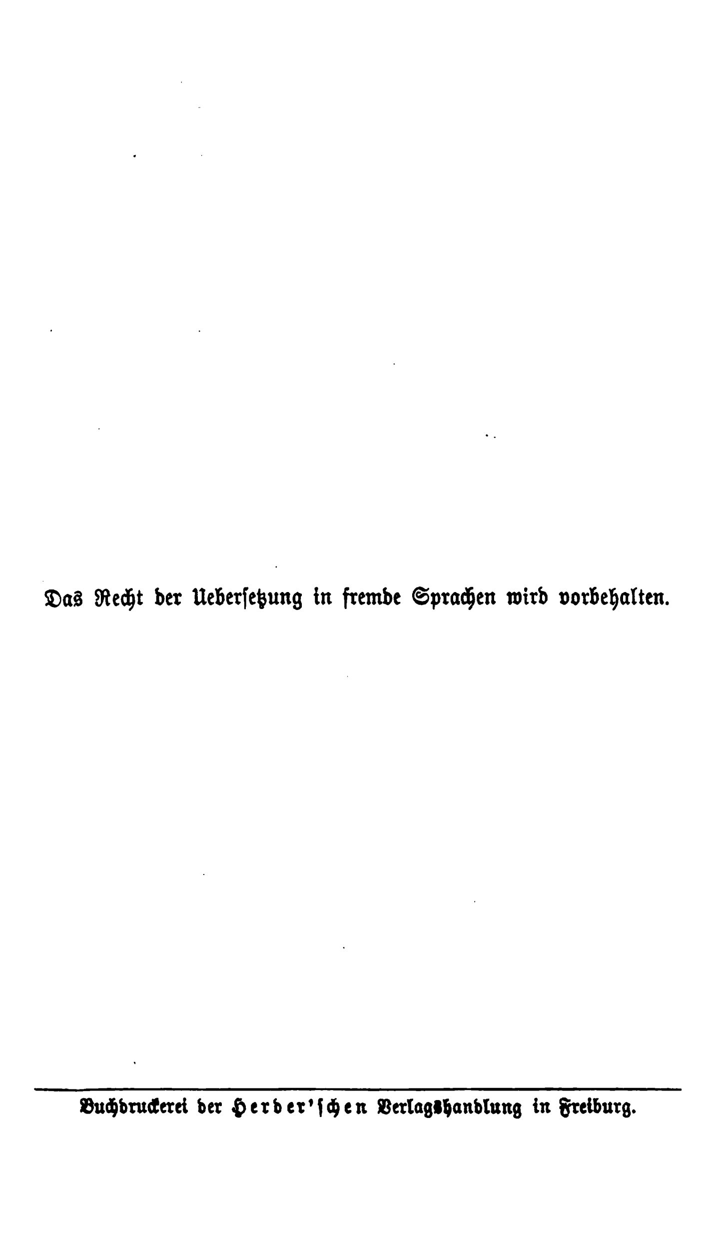
Nach dem Französischen des Abbé Dacheux

bearbeitet von

Dr. W. Lindemann.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Mit Johannes Geiler von Kaisersberg, der „helltönenden Posaune der Straßburger Kirche", wie ihn die Zeitgenossen zu nennen pflegten, schließt die Reihe der großen deutschen Prediger des Mittelalters auf eine glänzende Weise ab. Bruder Berthold, Tauler und Geiler, das sind die drei Koryphäen der Kanzelberedsamkeit im deutschen Mittelalter; jeder von ihnen spiegelt die ihm eigenthümliche Zeit ab, jeder bringt eine besondere Richtung der geistlichen Rhetorik zur Geltung.

Ueber Geilers Leben und Wirken sind verschiedene Werke erschienen. Gleich nach seinem Tode haben sowohl Beatus Rhenanus als auch Wimpheling seine Lebensumstände kurz dargestellt. Diese Notizen sind dann nach fast drei Jahrhunderten, vermehrt durch Auszüge aus den Freiburger Universitäts-Akten, durch Riegger im ersten Bande der „Amoenitates literariae Friburgenses" (Freiburg 1779) wiederum zugänglich gemacht worden. Ueber Geilers deutsche Schriften existirt eine Dissertation von Vierling (Straßburg 1786). Als Hauptwerk, auf fleißiger Durchforschung der gedruckten Geiler'schen Werke, im Uebrigen auf Rhenanus und Wimpheling gestützt, erschien: Geilers Leben, Lehren und Predigen, dargestellt von F. W. Ph. von Ammon, Erlangen 1826. Kann man ihm eine ruhige und verhältnißmäßig tolerante Haltung nachrühmen, so tritt bei Röhrich (Reformations-Geschichte des Elsasses) und bei Hagen (Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Re-

formations-Zeitalter) mehr das Bestreben hervor, Geilers kirchlich unbefleckten Namen auf die Liste derjenigen zu bringen, die als Vorläufer und Gesinnungsgenossen der Lutherischen Reformation gefeiert werden. Ihnen gegenüber hat endlich M. Kerker im 48. und 49. Band der historisch-politischen Blätter (Jahrg. 1861 und 62) die Ehrenschuld des katholischen Deutschlands gegen einen seiner würdigsten Männer abgetragen durch eine treffliche Biographie und Charakteristik. Sie lag, nebst den mir damals zugänglichen Geiler'schen Schriften, meinen Aufsätzen zu Grunde, die als Beilage zu Nagelschmitts Chrysologus (Jahrg. 10) erschienen, aber wohl kaum über den Leserkreis dieser Predigtzeitschrift hinaus gedrungen sind.

Während nun an eine neue Biographie Geilers für diese Sammlung gedacht wurde, kommt uns aus dem deutschen Reichslande, aber in französischer Sprache, das umfangreiche, herrliche Werk des Abbé L. Dacheux: Un réformateur catholique à la fin du XVe siècle, Jean Geiler de Kaysersberg, Paris et Strasb. 1876, die Frucht eines zwanzigjährigen unermüdeten Studiums in Bibliotheken und Archiven des Elsasses und einer ausgiebigen Benutzung der sonstigen literarischen Hülfsmittel. Meine Aufgabe war daher, die Arbeit dieses liebenswürdigen Forschers zu Grunde zu legen, sie — was bei dem reichen und interessanten Inhalt nicht immer so leicht war — auf ein Drittel des Umfangs zusammen zu drängen und nur hier und da durch einige Zusätze für das deutsche Lesepublikum zu ergänzen.

Niederkrüchten, im Mai 1877.

Lindemann.

Inhalt.



I.

Predigt und Prediger vor Geilers Zeiten.

Eins der am meisten verbreiteten Vorurtheile gegen das Mittelalter geht dahin: damals sei die Religion in reine Aeußerlichkeiten entartet gewesen. „Der Gottesdienst bestand in einer Anzahl von Ceremonien, höchstens gut genug, um auf die äußeren Sinne und die Einbildungskraft des Volkes einzuwirken; aber die Sitten dieses Volkes zu bessern, es in seinen Pflichten und in den Wahrheiten des Christenthums zu unterrichten, daran dachte Niemand; war ja die Bibel verschlossen, die Predigt verstummt." Das ist, mit kleinen Varianten, der Text der Vorwürfe, den die Gegner des Katholicismus vorbringen. Und so groß ist die Macht des Vorurtheils, daß solche Beschuldigungen uns selbst in den Schriften Derjenigen begegnen, die man weder einer grundsätzlichen Feindschaft, noch einer blinden Eingenommenheit gegen das Mittelalter zeihen kann.

Das ist aber durchaus unrichtig. Im Mittelalter und besonders seit der Erfindung der Buchdruckerkunst war die Bibel dem Volke weit mehr bekannt, als man gewöhnlich annimmt. Sebastian Brant sagt in der Vorrede zu seinem im Jahre 1494 zuerst erschienenen Narrenschiff:

> All land sind jetz voll heilger gschrifft
> Und was der selen heil antrifft;
> Bibel, der heilgen vätter ler
> Und ander der glich Bücher mer,
> In maß, das ich ser wunder hab,
> Das niemandt bessert sich darab.

Was aber die Predigt betrifft, so genügt schon ein Blick auf die Lage der Dinge im Mittelalter. Damals, wo es keine Buchdruckereien, keine Zeitungen gab, wo die Bücher selten, die Flugblätter unbekannt waren, da war für die Kirche das gesprochene Wort das einzige Mittel, um auf die Volksmassen zu wirken; durch das Wort wurde das ganze Abendland in seinen Tiefen aufgeregt und auf das muhammedanische Asien geworfen; es war wiederum die Macht des Wortes, die zur Zeit der Investitur-Streitigkeiten den Thron der deutschen Kaiser erschütterte und ihren Händen die Fesseln entwand, mit welchen sie sich anschickten, die Kirche zu belasten.

Nirgends vielleicht war das Aufblühen der Predigt glänzender, als in Deutschland. Frühzeitig verbreiteten sich hier die Söhne des hl. Franziskus und des hl. Dominikus. Bald hatten alle größeren Städte, oft sogar die vom zweiten und dritten Range, ihre Franziskaner- und Prediger-Klöster; und man weiß, mit welcher Begeisterung diese Mönche, damals in ihrem ersten Eifer, sich der Predigt hingaben. Ihnen zur Seite, vielleicht mit weniger Geräusch, verkündigten die anderen Orden und der Weltklerus dem Volke das Wort Gottes, und arbeiteten zugleich an der Ausbreitung des Glaubens und der christlichen Bildung.

Unter den Namen, die auf uns gekommen sind, müssen wir an erster Stelle Manegold nennen, die Zierde des Elsasses. In der Achtung seiner Zeitgenossen steht er dem berühmten Lanfrank und dem heiligen Anselm von Canterbury zur Seite; er war im Elsaß der eifrigste Vertreter der Sache Gregors VII. und seiner Nachfolger, wurde dafür von Heinrich IV. heftig verfolgt; und seine Gefangenschaft versetzte, nach dem Ausspruch eines gleichzeitigen Schriftstellers, die ganze Kirche in Betrübniß.

Im folgenden Jahrhundert erscheint als berühmter Prediger Johannes, genannt der Deutsche (Teutonicus); er sprach mit gleicher Leichtigkeit Latein, Französisch, Deutsch und Italienisch; gezwungen, das Bisthum Preßburg anzunehmen, entsagte

er bald dieser Würde, trat in seinen Orden zurück, wurde General desselben und starb 1254 zu Straßburg. Albert der Große, der lange Zeit im Dominikanerkloster zu Straßburg wohnte, predigte hier, zu Köln, Hildesheim, Freiburg, Regensburg; er verzichtete auf den Bischofssitz der letzteren Stadt, um in seine geliebte Zelle zurück zu kehren.

Bruder David von Augsburg aus dem Orden des hl. Franziskus († 1271) war einer der größten Redner seiner Zeit, wurde jedoch, wenn auch nicht an Talent, so doch an Ruhm überragt von Bruder Berthold von Regensburg, seinem Schüler und Begleiter auf seinen apostolischen Fahrten. Der Letztere brachte mit seinen Predigten zu Regensburg, in Bayern, Sachsen, Oesterreich, Böhmen, Mähren, einzig durch die Macht seines Wortes wahre Wunder hervor. Da die Kirchen seine Zuhörer nicht faßten, so predigte er im Freien, vor vierzig, sechzig bis hundert tausend Menschen, wenn wir gleichzeitigen Schriftstellern glauben dürfen; auf sein Wort bekehrten sich die größten Sünder, Raubritter gaben ihre Beute zurück und verließen ihre bösen Wege. Sein Grab in Regensburg ist bis auf unsere Tage der Gegenstand der Verehrung und das Ziel zahlreicher Wallfahrten geblieben.

Im vierzehnten Jahrhundert gaben die Mystiker der Kanzelberedtsamkeit neuen Aufschwung: vornan der Dominikaner Johannes Tauler (1290—1361), dessen mächtiges zugleich und mildes Wort Straßburg, Basel und Köln um die Wette vernahmen. Um ihn scharen sich Heinrich von Löwen, Heinrich und Frank von Köln, Gerhard von der Sterngassen, der selige Heinrich Suso (1280—1365), alle von demselben Orden, und Meister Eckhart († 1322), sowie der Weltpriester Heinrich von Nördlingen. An diese Namen schließen sich noch speziell für das Elsaß an: Ludolf der Karthäuser, der Verfasser eines weitberühmten Lebens Christi, Johann von Tamlach, der erste Professor der Theologie an der Universität Prag, Nicolaus von Straß

burg, der Karmeliter Johann Fust und Thomas von Straßburg, Philosoph und Redner, der zu Wien im Jahre 1357 starb.

Im fünfzehnten und im Anfang des folgenden Jahrhunderts finden sich bloß im Elsaß: Johann Creutzer aus Gebweiler, Pfarrer zu St. Lorenz am Münster zu Straßburg, später Dominikaner und Prediger am Münster zu Basel; — Ulrich Surgant, Pfarrer an St. Theodor in Klein-Basel; — Michael Wildegk aus Mülhausen, Stiftsherr und Prediger zu Basel; — Johann Gebweiler aus Colmar, Pfarrer zu Türkheim; — Sebastian Murrho, Canonikus zu Colmar; — Hugo von Schlettstadt, Dominikaner in seiner Vaterstadt; — der Karmelit Johann Freitag aus Düsseldorf, ein Gesinnungsgenosse Geilers, Verfasser einer Reise in das heilige Land, Prior zu Straßburg und hier 1493 oder 1494 gestorben; — Engelin von Braunschweig, Professor zu Erfurt und Prediger zu Mainz († zu Straßburg 1481); — Hofmeister, berühmter Prediger zu Colmar; — Jodokus Gall, Domherr und Prediger zu Speier, Theolog, Dichter und Geschichtsschreiber; — Wimpheling, einer der berühmtesten Humanisten, der auch eine Zeit lang zu Speier predigte; — Othmar Luscinius (Nachtigall) aus Straßburg, hebräischer und griechischer Philolog, Professor an der Schule von St. Ulrich und Prediger an St. Moritz in Augsburg; — und endlich der bedeutendste von allen: Geiler von Kaisersberg.

Man sieht, die größeren Städte waren mit Kanzelrednern so ziemlich versehen; in den kleineren Städten und auf dem Lande versah der Pfarrklerus das Predigeramt. Hier fehlen uns begreiflicher Weise die Namen. Statt dessen besitzen wir in den Akten der Concilien und Diözesan-Synoden eine Reihe von werthvollen Nachrichten. Während des 15. Jahrhunderts beschäftigen sich diese Versammlungen sehr angelegentlich mit der Predigt. Oft sind es allgemeine Vorschriften: das Concil von Basel verpflichtet die Seelsorgspriester, an den Sonn- und Feier-

tagen ihre Pfarrkinder zu unterrichten und ihnen heilsame Unterweisungen zu geben. — Eine Synode zu Schwerin (1492) ermahnt besonders die Landpfarrer, niemals an Sonn- und Feiertagen ihre Pfarren zu verlassen, damit die Gläubigen nicht Messe und Predigt entbehren müssen. Auf einer Synode zu Freisingen werden Visitatoren bestimmt, die sich überzeugen sollen, ob, neben andern Punkten, der Pfarrer auch jeden Sonntag predige [1]. In den Gegenden, wo Slaven mit Deutschen vermischt wohnen, sollen die Pfarrer sich Vikare verschaffen, die fähig sind, slavisch zu predigen, falls sie nicht selbst diese Sprache kennen; erlauben die Mittel das nicht, so soll ein Dolmetscher den Slaven die deutsche Predigt übersetzen [2].

Wir könnten noch weiter citiren die Synoden von Freisingen (1440, 1475, 1490), von Eichstädt (1447), von Mainz (1451), von Bamberg (1491), von Basel (1503), von Regensburg (1512) mit ähnlichen Verordnungen. Meistentheils setzen die Concilien die sonn- und festtägliche Predigt geradezu voraus. „Obgleich," so sagt ein Concil zu Magdeburg zwischen 1383 und 1403 gehalten, „kraft des gemeinen Rechtes die Gläubigen gehalten sind, an Sonn- und Festtagen in ihren Pfarrkirchen einer vollständigen Messe und der Predigt des Gotteswortes beizuwohnen, so legen wir doch als besondere Pflicht den Pfarrern auf, zu predigen, den Gläubigen, die Predigt zu hören." [3]

Die Concilien geben weiter den Pfarrern auch die Punkte an, auf die, nach Orts- und Zeitgelegenheit, sie sich besonders verlegen sollen: Sakramente, Abendmahl, österliche Communion und Vorbereitung darauf, Buße und Pflicht einer jährlichen Beichte beim Pfarrer, letzte Oelung, Firmung, Taufe. So drückt sich das Concil von Eichstädt (1447) aus: „Da die Priester von Gott das Amt haben, zu predigen, so sollen sie den ihnen anvertrauten Schäflein das Brod des göttlichen Wortes spenden und sie lehren, auf dem Wege seiner Gebote zu wandeln. Darum sollen sie in ihren Predigten nicht eitle, unnütze *oder anstößige Worte* gebrauchen, sondern an Sonn- und

Festtagen in deutlicher und faßbarer Weise die heilige Schrift und besonders das Evangelium auslegen. Und weil es sehr nützlich ist, daß die Gebote des Herrn öfters dem Volke vorgetragen werden, so verordnen wir ausdrücklich den Pfarrern, jedes Jahr wenigstens einmal zum Inhalt ihrer Predigten die göttlichen Gebote zu nehmen und dieselben mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Laster auszulegen." [4]

Wie diese Synode zu Eichstädt, so verordnen Synoden zu Bamberg und Regensburg, daß das Vaterunser, der englische Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß dem Volke erklärt werden sollen. Eine Synode zu Meißen (1504) will, daß diese Gebete jeden Sonntag nach der Predigt nicht bloß deutsch, sondern auch in slavischer Sprache mit dem Volke gebetet werden. So hat die Kirche immerdar, auch in den traurigsten Zeiten, für die Belehrung des Volkes gesorgt; im 15. Jahrhundert galt wie im ersten Jahrhundert das Wort des Erlösers: Den Armen wird das Evangelium verkündigt.

Ja, fast scheint es, als ob in jenen Tagen des Guten hie und da zu viel geschehen sei. Ohne Unterlaß haben die Concilien zu ordnen und einzuschärfen: hier, daß die Prediger sich nicht wegen Glaubenspunkten bekämpfen sollen, dort, daß verwegene Meinungen an die kirchliche Aufsichtsbehörde und nicht auf die Kanzel gebracht werden sollen; jetzt Verbot für die Pfarrer, nicht approbirte Mönche, wandernde Almosensammler und dergleichen Leute zur Predigt zuzulassen, dann Verbot für die Mönche, die Gläubigen von der Pfarrkirche abzuziehen. Die ganze kirchliche Gesetzgebung des Mittelalters ist in der That von dem Grundsatz beherrscht, daß der Pfarrer — oder, wie er meist genannt wird, der Leutpriester (plebanus), — da er vor Gott die Seelen seiner Pfarrkinder verantworten soll, auch nothwendig die Mittel besitzen muß, um auf sie einzuwirken. Daher für die Gläubigen das strenge Gebot, der Pfarrmesse und Predigt an Sonn- und Feiertagen beizuwohnen, einmal des Jahres dem Leutpriester zu beichten und aus seiner Hand die österliche

Communion zu empfangen [5]. In den Privatkapellen ist jeder Gottesdienst, jede Predigt während der Messe, Predigt und Vesper in der Pfarrkirche untersagt. Das Concil von Passau (1470) verbietet den Klostergeistlichen, ohne eine besondere Erlaubniß des Bischofs Vormittags in ihren Kirchen zu predigen. Ein Jahr später bestimmte der Bischof von Speier, daß die Predigt im Dom zwischen Mittag und ein Uhr stattfinden sollte; die Mönche durften erst nach der Vesper predigen. Aehnlich zu Ulm und Stuttgart. In der letzten Stadt durften die Klostergeistlichen selbst im Advent und in der Faste nur an den Tagen predigen, wo in der Münsterkirche nicht gepredigt wurde. Und, um jede Sonderung zu vermeiden, die Mönche mußten sich derselben Evangelien bedienen, wie die Leutpriester.

Dieses Gebot der Predigt, das während des 15. Jahrhunderts in Deutschland so strenge eingeschärft wurde, findet sich auch in den ascetischen Büchern, seien sie nun für Cleriker oder für Laien bestimmt, mit derselben Strenge festgehalten. Ein weit verbreitetes Buch, das **Lavacrum conscientiae sacerdotum** [6], erklärt die Uebertreter dieses Gebotes für der Gnade verlustig; wer eine Pfründe wünscht, ist im Gewissen verpflichtet, jedem Mitbewerber den Vorrang zu lassen, der geschickter im Predigen ist. S u r g a n t, der ein vielgebrauchtes **Manuale curatorum** geschrieben hat, versteigt sich sogar zu der Erklärung: jeder Priester, der im Stande der Todsünde und ohne Reue zu erwecken das Predigtamt ausübe, mache sich einer Entheiligung und folglich einer neuen Sünde schuldig. Wie es sich auch mit der theologischen Richtigkeit dieser Behauptung verhalten mag, sie zeigt die hohe Achtung, die das Mittelalter gegen das Wort Gottes hegte. Es stellte dasselbe auf gleiche Linie mit der Eucharistie. Die Sünde ist nicht geringer, sagt derselbe Surgant, wenn man das Wort Gottes vernachlässigt, als wenn man eine Partikel vom Leibe des Herrn auf die Erde fallen läßt.

Wie der Pfarrer predigen soll, so sind die Pfarrkinder verpflichtet, Gottes Wort zu hören. Die Beichtspiegel, sagt der

protestantische Schriftsteller Geffcken [7], erwähnen regelmäßig beim dritten, oft schon beim ersten Gebot, die Vernachlässigung der Predigt. („Hefstu nicht eine ganze predekie gehort? Hefstu din ghesinde misse unde predekie vorsumen laten?“) Lanzkranna, Propst zu St. Dorotheen in Wien, der Verfasser des ascetischen Werkes „Himmelsstraß“, will, daß der Hausvater mit Frau und Kindern und seinem „Völklin“ (Gesinde) am Sonntagnachmittag die Predigt besprechen, ja sogar Einiges davon niederschreiben soll [8]. Nicolaus Rus von Rostock verlangt, daß der Bischof diejenigen excommunicire, die beim Beginn der Predigt das Gotteshaus verlassen; Concilien verbieten, während der Predigt sich auf dem Kirchhof aufzustellen; Uebertreter sollen dem Bischof angezeigt werden.

Zahlreiche Predigtsammlungen sollten die Aufgabe erleichtern. Surgant empfiehlt in seiner 25. Betrachtung den jungen Priestern folgende Werke: außer der Basler Bibel mit der **glossa ordinaria** und der des Nicolaus von Lyra sammt den Concordanzen, die Postille des Wilhelm von Paris (in wenigstens 75 Auflagen vor dem J. 1500 gedruckt), den **Thesaurus de tempore et sanctis**, das **Rationale divinorum officiorum**, das **Compendium theologicum** mit dem **Speculum exemplorum**, das **Lumen animae**, den **Liber similitudinum**, die **Sermones discipuli** (auch schlechtweg **Discipulus** genannt und vor dem J. 1500 mehr als vierzigmal gedruckt), den Vincenz Ferrier und die Schriften der Kirchenväter und Scholastiker; weiter dann die **Biga salutis**, das **Compendium morale**, das **Dormi secure** (eine sehr beliebte Postille, so genannt, „weil die Predigten sich ohne große Mühe einprägten“), Jakobus a Voragine, Gerson, Hugo von Prato, Lochmayer, das **Mariale**, das **Pomerium**, **Gemma praedicantium**, den **Peregrinus** und noch eine lange Reihe von Autoren. Daß der Klerus diese Bücher fleißig kaufte, kann nicht bezweifelt werden; die Humanisten fanden an denselben keinen Gefallen, die Verleger aber kannten ihr Geschäft wie in unsern Tagen.

Obgleich bei weitem nicht alle Auflagen dieser Bücher auf uns gelangt sind, so hat doch Panzer von dem Dormi secure sechsundzwanzig verschiedene Auflagen aufgefunden; von der Biga salutis wurden in Hagenau allein mehrere Ausgaben veranstaltet (1499, 1506); die Sammlung Pomerium erschien in demselben Hagenau wenigstens viermal und einigemal in Straßburg; Turrecremata's Flos theologiae (Predigtentwürfe) wurde mehrmals an verschiedenen Orten gedruckt, ebenso ist es mit dem Discipulus, der Gemma praedicantium. Nun waren zwar alle diese Predigtbücher lateinisch geschrieben, und das hat in früheren Jahren manchen oberflächlichen Kopf zu der unsinnigen Meinung gebracht, als ob man im Mittelalter auch vor dem Volke lateinisch gepredigt hätte; nein, dem Volke wurde in der Landessprache gepredigt; „die deutsche Predigt," sagt Geffcken, „war nicht etwa eine Ausnahme, sondern eine feststehende allgemeine Sitte." Wohl mußte man also die Sermones aus den Predigtbüchern sich selbst erst in die Landessprache umsetzen, und das war immerhin schon einige Arbeit, dennoch aber kann es nicht als ein Beweis geistiger Thätigkeit gelten, wenn die große Mehrzahl der Kanzelredner sich der eigenen Composition überhoben erachtete und mit Seelenruhe sagte: ich predige Abjiciamus, ich predige Suspendium, ich predige (seit 1395 viel gehört) Dormi secure [9].

Ueber die Art der Predigt in damaliger Zeit handelt Surgant in seinem Handbuch sehr eingehend und zählt fünf verschiedene Arten von Kanzelvorträgen auf. Die von ihm empfohlene Methode ist dieselbe, deren sich noch Bossuet und die Kanzelredner des 17. Jahrhunderts bedienten. Der Geschichtschreiber der französischen Kanzelberedtsamkeit im Mittelalter, Lecoy de la Marche, führt außer den verschiedenen Arten von Sonntags- und Festtagspredigten, von Heiligen- und Wallfahrtsreden, von Morgen- und Nachmittags-Predigten auch noch Standesreden (ad status) und sogar Predigten in Versen auf [10]. Solche schulgerechte Reden sollen nach Surgant die Regel sein, und

nur ausnahmsweise bei zahlreichen und dringenden Geschäften mag ohne Einleitung und Disposition an Stelle eines Sermons das Evangelium verlesen und in Kürze erklärt werden.

Wir können also Geffcken schon beistimmen, wenn er meint, daß im Mittelalter und namentlich in der Zeit, die der Reformation unmittelbar vorherging, wenigstens ebenso viel gepredigt worden sei, als in unsern Tagen. Uebrigens haben das auch die ersten Protestanten nicht selten selbst wohl anerkannt; sie beklagen sich hauptsächlich darüber, daß das Predigtamt in kleinen Städten und auf dem Lande durchaus unwissenden Menschen anvertraut sei. Aber man weiß schon, daß die Parteigänger Luthers sehr bereit waren, Jeden als Ignoranten und Dunkelmann zu bezeichnen, der nicht zu ihnen hielt. Doch wollen wir gerne zugestehen, daß es vor der Reformation recht viele ungeschickte Kanzelredner gab, wenn auch die Spöttereien des Erasmus über die Prediger seiner Zeit, vorzüglich über die Mönche, nicht allzuviel beweisen. Aber auch Geiler klagt, daß unter den zahlreichen Predigten seiner Zeit sehr wenig wirklich Gutes und Vollendetes sei. Freilich: Vollendetes ist zu allen Zeiten selten gewesen.

Doch mögen besondere Umstände die Klagen des Erasmus und Geilers bis zu einem gewissen Grad rechtfertigen. Die beiden Hauptpredigerorden, die Dominikaner und Franziskaner, waren nach ihrem ersten Aufschwung rasch gesunken. Nur zu oft beschränkte sich ihre Kanzelthätigkeit auf unfruchtbare Erörterungen über ihre Rechte und Privilegien und auf Mißgunst gegen den Weltklerus. Diese Lage der Sache führte einen Umschwung herbei. Bis dahin war ihnen die Predigt in den meisten Großstädten anvertraut; jetzt suchte man sie davon auszuschließen. Da wurden zahlreiche Pfründen gestiftet für Prediger aus dem Weltklerus: zu Basel, Constanz, Speier, Mainz, Würzburg, Straßburg; in der kleinen Grafschaft Württemberg von 1440 bis 1522 in nicht weniger als zwölf Städten. Bald waren die Bischöfe und Domkapitel, bald einfache Priester,

bald Bruderschaften oder fromme Laien die Stifter; bald auch that sich die ganze Bürgerschaft zusammen zum Unterhalt eines Predigers. Fast immer schließen die Stiftungsbriefe den Klosterklerus förmlich aus, selbst wenn es sich nur um zeitweilige Stellvertretung handelt.

Auch in Straßburg waren die Bettelorden an Ansehen gesunken. Zwar war ihnen in einem Streit mit dem Weltklerus über das Begräbnißrecht (ultimum vale) der Sieg geblieben, Dank ihrem Bündnisse mit dem Magistrat; aber dieser Sieg brachte ihnen keinen Nutzen. Sie besaßen die Kanzel im Münster, doch ihre Predigtmanier war weit entfernt, den gesunden Theil der Bevölkerung zu befriedigen. Man gedachte sie, wie es bereits anderwärts geschehen war, anderweitig zu ersetzen; indeß pflegen sich solche Sachen in die Länge zu ziehen. Eine fromme Frau hat das Verdienst, die Angelegenheit rasch gefördert zu haben. Susanna von Cölle, Gattin von Peter Schott, einem der ersten Bürger der Republik, drängte ihren Mann zu den weiteren Schritten. Schott verständigte sich mit einigen Freunden; man beschloß, einen weltlichen Kanzelredner zu suchen. So standen die Sachen, als Johann Geiler von Kaisersberg gerade nach Straßburg kam.

II.

Geilers Jugend und Bildungsstätten. Reformversuche in den hohen Schichten des Klerus.

Johannes Geiler wurde zu Schaffhausen am 16. März 1445 geboren, seine Eltern waren Johann Geiler und Anna Zuber. Der Vater war Unterschreiber an dem Gerichte der Stadt, die damals dem Hause Oestreich gehörte. Nicht lange nach der Geburt seines Sohnes verlegte er als Notar und Stadtschreiber seinen Wohnsitz nach Ammerschweier in Ober-Elsaß. Dort starb er drei Jahre später an einer Wunde, die er auf einer Bärenjagd

erhalten hatte; der verwaiste Sohn fand Aufnahme bei seinem Aeltervater in der benachbarten Stadt Kaisersberg. Daraus scheint hervorzugehen, daß Geiler vielleicht durch beide, sicher wohl durch einen von seinen Eltern dem Elsaß angehört, und es rechtfertigt sich der Beiname „von Kaisersberg“, den ihm seine Zeitgenossen und die Nachwelt gegeben haben. Ruhig und glücklich verlief von da an Geilers Jugend, sie hinterließ ihm süße Erinnerungen, an die er in seinen Predigten gerne anklingt. Er erzählt uns, daß er seine erste Communion zu Kaisersberg gehalten, daß er gefirmt sei in der Kirche zu Ammerschweier, das er gern **Amoris villa** nennt[11]. Dort lernte er lesen; über seine ersten Studien schweigen sowohl er als seine Biographen. Doch waren dieselben mit seinem fünfzehnten Jahr so weit vorgeschritten, daß er den väterlichen Herd verließ und die Vollendung seiner Studien an einer Universität suchte. Freiburg erhielt den Vorzug.

Diese Hochschule war eben erst durch einen Prinzen aus dem Hause Habsburg, den Erzherzog Albert VI. (1456), gegründet. Nach dem Stiftungsbriefe sah der Gründer in der Errichtung dieser Hochschule ein löbliches und gutes Werk, durch das er den Dank für zahlreiche göttliche Wohlthaten abstatten und für menschliche Fehler die Verzeihung Gottes erringen wollte; die Anstalt sollte eine Quelle der Wissenschaft und Weisheit sein, und zur Ehre Gottes und der unbefleckten Jungfrau, zum Troste und Schutz der Christenheit und zur Verbreitung der katholischen Religion dienen. Papst Calixt III. und Bischof Heinrich von Constanz bestätigten die Stiftung, die mit Kirchengütern dotirt wurde, und in der Reformationszeit, abweichend von ihren Nachbarschwestern Basel und Heidelberg, der katholischen Sache treu blieb.

Geiler war einer der ersten Schüler: die Vorlesungen begannen im Frühjahr 1460, am 28. Juni desselben Jahres ward er durch den ersten Rektor Matthias Hummel in die Fakultät der freien Künste (philosophische Fakultät) eingetragen.

Nach zwei Jahren wurde er, neben einem Johann Scriptoris von Kaisersberg, zum Baccalaureus, 1463 zum Licentiaten und am 3. Februar 1464 mit den gebräuchlichen Feierlichkeiten im Liebfrauen-Münster zum Magister der freien Künste promovirt.

Das bekannte ausgelassene Studentenleben an den mittelalterlichen Universitäten war auch in Freiburg zu Tage getreten. Ein Gebot, das Lehrern wie Schülern die kirchliche Tracht vorschrieb, scheint nicht gar strenge gehalten worden zu sein. Auch Geiler, der sich bei seinem Vermögen einen gewissen Luxus gestatten durfte, hatte sich davon emancipirt. Als er sich nun zum Licentiats-Examen stellte, mußte er sich vorab eidlich verpflichten, zwei Jahre lang keine Schnabelschuhe, Ketten und Armspangen zu tragen, und zwar, wie die Akten sagen, zur Strafe dafür, daß er sie früher getragen hatte.

Der junge Magister der Künste verweilte mehrere Jahre als Docent in Freiburg; er las nacheinander über die Summa des Alexander von Hales und verschiedene Schriften des Aristoteles. Er erhielt alle akademischen Würden, wurde Mitglied des Rathes der philosophischen Fakultät, Beirath des Dekan und am 31. Oktober 1469 selbst Dekan, eine Würde, die nach akademischem Gebrauch nur sechs Monate dauerte.

Um diese Zeit trat Geiler in den geistlichen Stand. Um sich in der Theologie zu vervollkommnen, begab er sich an die damals blühende Universität Basel, wurde Mitglied der philosophischen und theologischen Fakultät, las 1471 über Deuteronomium und Apokalypse, die zwei nächsten Jahre über Meister Lombardus' Sentenzen, wurde 1474 Dekan der Artisten-Fakultät und 1475 Doktor der Theologie. Kaum hatte er so seine Studien beendet, da kam ihm ein ehrender Ruf von Freiburg. Am 17. April 1476 war dort eine Deputation des Magistrats vor dem akademischen Senat erschienen und hatte für Dr. Johann von Kaisersberg einen Lehrstuhl begehrt. Der Senat stimmte zu, Geiler ward am 19. April 1476 Mitglied der theologischen Fakultät zu Freiburg, am 31. Oktober Rektor der

Universität. Am Vorabend von Philipp und Jakob (30. April) 1477 lief diese Würde aus, und bald nachher verließ Geiler die Universität und die gastliche Stadt Freiburg [12].

Während seines Aufenthaltes zu Basel war Geiler mit der Seelsorge am Münster betraut gewesen; aber bald hatte er erkannt, daß er nicht für diesen Beruf geschaffen sei. Es war die Verwaltung des Bußsakramentes, die ihn schreckte; er konnte sich dabei nie genug thun, war, nach eigenem Geständniß, nicht bloß langsam, sondern auch unruhig und scrupulös bis zum Uebermaß. Es kam vor, daß er zwei-, dreimal die bereits losgesprochenen Pönitenten zurückrief, um ihnen noch Rath oder Ermahnungen zu geben.

Mehr gefiel ihm die Kanzel; da konnte sein Eifer und seine Thätigkeit sich besser entfalten. So nahm er gern den Vorschlag einiger angesehenen Bürger von Würzburg an, die ihn in Baden-Baden hatten predigen hören und ihm die Stelle eines Kanzelredners in ihrer Stadt anboten. Er hielt eine Probepredigt und riß seine Zuhörer dermaßen hin, daß man sofort sein Gehalt auf die für jene Zeit sehr beträchtliche Summe von zweihundert Goldthalern festsetzte, bis sich für ihn ein passendes Benefizium finden würde. Geiler kehrte nach Basel zurück, um seine Bücher zu holen; auf dem Wege durch Straßburg besuchte er den Ammeister Peter Schott. Dieser kannte ihn mindestens durch seinen Ruf, da die beiden Universitäten Basel und Freiburg von vielen jungen Elsässern besucht wurden. Er hörte, daß Geiler das Katheder verließ, um sich der Kanzel zu widmen, und da er eben für Straßburg einen Prediger suchte, so lag es nahe, Geilern diesen Posten anzubieten und ihm neben dem traurigen Glaubens- und Sittenzustand Straßburgs auch vorzustellen, daß er vor Allem seinem Vaterlande verschuldet sei. Geiler ließ sich überreden und blieb in Straßburg.

Nun handelte es sich um den Unterhalt des neuen Kanzelredners. Schott verständigte sich mit dem Bischof Robert; es

fand sich eine Präbende, genannt bischöfliche Kaplanei, die der Prälat vergeben konnte. Aber der bisherige Inhaber mußte entschädigt werden, und daher rührt wohl eine jährliche Rente von 30 Goldthalern, die Schott lange Zeit aus seinem Privatvermögen zahlte. Unterdeß kam ein Abgesandter von Würzburg, wo die Verzögerung Geilers bereits Unruhe erregt hatte. Daher große Aufregung in Straßburg, man beschleunigte die Angelegenheit und hielt den Würzburger Abgesandten, damit er keinen Lärm schlagen konnte, so lange ganz artig in strengem Verwahr. Als Alles abgemacht und Geiler als Prediger feierlich installirt war, erschien ein zweiter Bote von Würzburg. Den nahmen die Straßburger freundlich auf, gaben dem ersten die Freiheit wieder, entschädigten ihn großmüthig für seine Gefangenschaft und schickten dann Beide mit Brief und Gruß an „ihre guten Freunde" in Würzburg.

Auf den Wunsch von Schott und vielen angesehenen Bürgern Straßburgs errichtete nun Bischof Robert im Einverständniß mit dem großen Kapitel die Stelle eines Predigers durch eine Urkunde vom 1. April 1478. Diese Einrichtung wurde dann am 12. Mai 1479 auf Ansuchen des neuen Bischofs Albert von Bayern und des Kapitels am Münster von Papst Sixtus IV. bestätigt. Die Urkunde bestimmt in ihren Hauptzügen:

Der Bischof unterdrückt den Titel der bischöflichen Kaplanei, die für jetzt und immer der Stelle des Dompredigers annex sein soll. Dieser Domprediger soll außerdem an gewissen Einkünften des Kapitels Antheil haben und vom Kapitel eine passende Wohnung nicht weit vom Münster erhalten. Der Bischof überläßt dem Dechanten und dem Kapitel das Ernennungsrecht zu der neuen Stelle; er selbst bestätigt den Gewählten. Das Kapitel soll möglichst den Würdigsten und Erfahrensten zum Prediger aussuchen; derselbe soll Licentiat oder Doktor der Theologie sein und erst nach einer Probe von zwei Monaten definitiv angestellt werden. Er hat jährlich vier Wochen

Ferien, außerdem darf er auch nicht eine Nacht ohne Erlaubniß des Dechanten, und niemals während der Fastenzeit abwesend sein; er darf, Krankheit ausgenommen, niemals oder doch nur mit Erlaubniß des Dechanten die Predigt aussetzen. Und während seiner Abwesenheit oder Krankheit soll die Predigt nicht ausfallen, sondern durch einen andern Weltgeistlichen, aber nicht durch einen Mönch, gehalten werden. In der Fastenzeit muß täglich, sonst an Sonn- und Festtagen gepredigt werden, außerdem am Vorabend der Hauptfeste und bei besonderen Gelegenheiten, wie bei öffentlichen Gebeten, oder wenn ein Legat des hl. Stuhles oder eine andere hochwichtige Persönlichkeit nach Straßburg kommt. Der Bischof dispensirt den Prediger vom Chor, doch soll derselbe das Offizium der Stiftsherren niemals stören, auch dem Pfarrer von St. Laurenz seine Rechte lassen; auch soll er dem Kapitel am Münster Gehorsam geloben.

Geiler hatte sich bei der Uebernahme seines Amtes weder die Schwierigkeiten desselben, noch die unvermeidlichen Kämpfe verhehlt. Er sah voraus den Widerstand, den der Angriff gegen tief eingewurzelte Mißbräuche nicht nur bei Laien, sondern auch in den Reihen des Klerus erregen würde. Aber nichts konnte ihn schrecken; er wußte, daß es seine Pflicht sei, als Diener des göttlichen Wortes sich wie eine eherne Mauer dem Strom der Laster entgegenzustellen und der Bosheit jeder Art kühn die Maske abzureißen. Stark im Vertrauen auf Gott, auf den Beistand des Bischofs und auf die Zustimmung des gesunden Theils der Bevölkerung, begann er ohne Zögern den Kampf und führte ihn 32 Jahre mit einer Ausdauer, die nichts zu beugen vermochte, ähnlich (nach seinem eigenen Ausdrucke) der Trompete, die trotz Kugeln und Granaten forttönt und die nur der Tod zum Schweigen bringen kann [13].

Bald konnte Geiler bei einer feierlichen Gelegenheit sein Talent und seine Kühnheit zeigen. Bischof Robert von Bayern starb zu Zabern am 17. Oktober 1478; gerade einen Monat

später, am 17. November, hielt ihm Geiler eine lateinische Leichenrede in Gegenwart des neuen Bischofs Albert, vieler Prinzen und Grafen, Bischöfe, Aebte und sonstigen kirchlichen Würdenträger. Bischof Robert hatte seine Fehler, aber auch seine guten Eigenschaften gehabt; er hatte in den letzten Jahren seiner langen Regierung (1439—78) die Finanzen seines Fürstenthums zu ordnen und die Fehler der früheren Verwaltung, sowohl der seines Vorgängers Wilhelm von Diest als seiner eigenen, zu heilen gesucht. Das Urtheil der Geschichte ist ihm nicht ungünstig; für Geiler war er ein wohlwollender Beschützer gewesen. Aber der strenge Redner wollte hier nicht Tugenden loben, die er wohl als sehr gewöhnlich erkannte. Lieber benutzte er die ernste Todtenfeier, um seinem glänzenden Auditorium die großen Wahrheiten des Glaubens vorzutragen und an dem noch halb offenen Grabe mit seltener Beredtsamkeit die Eitelkeit aller irdischen Größe zu schildern.

„Robert ist todt," so ruft er aus, „Robert, von Gottes Gnaden Bischof von Straßburg, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Landgraf von Elsaß ... gestorben in den Armen der Seinigen wie ein anderer Erdenwurm." Und nachdem er ihm einen anderen Grabredner gewünscht hat, der etwa mit der Eleganz eines Cicero sprechen könnte, beschreibt er das Glück des Friedens, den die Diözese ihrem Bischofe zu verdanken gehabt, und spricht: „Möge Dir, o Robert, Gott dafür den ewigen Frieden geben!"

Hier hält der Redner inne; nunmehr ruft er den erzürnten Schatten des Verstorbenen hervor und läßt ihn reden. „Du zählst meine Ahnen auf," so ruft dieser aus, „Du rühmst den Adel meines Hauses, Du erhebst bis an den Himmel die Wohlthaten des Friedens; und deshalb beklagst Du meinen Tod. Du Thor!" — „Weshalb bin ich denn ein Thor?" fragt Geiler. — „Weil dieser ganze glorreiche Stammbaum nichts ist, weil Ruhm, Reichthum, Genuß, das Leben selbst, weil Alles, was die Menschen schätzen und suchen, nichts ist! Gar nichts!"

— Geiler entschuldigt sich: er wisse das wohl, aber wage es nicht zu sagen, Robert möge an seiner Statt diese herben Wahrheiten vortragen. „Wage nicht," so fährt der Todte fort, „den Adel des Blutes zu erheben! Haben wir nicht Alle einen Vater? Sind wir nicht Geschöpfe eines Gottes?" Und er führt nach einander Saul, David, die Apostel vor, die der Herr aus den Kleinen und Niedrigen dieser Welt erwählte, und er zeigt, daß nur der Adel der Seele und der Tugend, nicht der von Fleisch und Blut wahren Werth hat, und er schildert die ganze Eitelkeit des Menschenlebens.

Doch dieses Leben hat ja auch etwas Gutes: es ist der Weg zu einer glücklichen Ewigkeit, wenn nur der Mensch diesen Weg nicht verfehlt. „Und welches ist dieser Weg?" fragt Geiler. — „Fürchte Gott und halte seine Gebote; das ist der ganze Mensch." — „Aber hier sind Bischöfe, Prälaten, Aebte; hast Du, o Vater, für sie nicht noch besondere Vorschriften?" — „Sie haben die Regeln der Väter; mögen sie diese befolgen." — „Aber," so fährt der Todte fort, „sage mir, Johannes, ist schon ein neuer Bischof da? Wer ist's?" — „Albert ist es, Dein Neffe. Hast Du ihm etwas zu bestellen?" — „Wenn Du ihn siehst, vergiß nicht, ihm oft das Wort des Apostels zu wiederholen: Ein Bischof soll tadellos sein" u. s. w. und auf Grund dieses Textes zeichnet der Verstorbene den ganzen Umfang der bischöflichen Pflichten. „Sage ihm das Alles," so schließt er dann. — „Albert hat es selbst gehört," antwortet Geiler, „er ist hier." Und dann läßt der Redner den Verstorbenen mit einem letzten schauerlichen „Gott befohlen!" in seine Todtenruhe zurück sinken und schließt sofort: „Gott befohlen, ihr Alle! Robert ist todt!"

Mit solchem apostolischen Freimuth legte Geiler dem neuen Bischof seine Lebensregeln vor. Mit derselben Kraft wiederholte er sie ihm sechs Jahre später in der Grabrede auf seinen Bruder Johann von Bayern, Propst am Münster, der 1481 zu Jerusalem starb.

„Das Blut Deines Bruders schreit zu mir empor," so beginnt sein Text. Dann läßt er den Tod selbst predigen: Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurückkehrst, und nach den schwermüthigen Klängen des Buches Job malt er den flüchtigen Schatten des Menschenlebens, diese Blume kaum erblüht und bereits von den Füßen der Wanderer niedergetreten, diese Schattengestalt, die zu der Verwesung spricht: Du bist mein Vater; zu den Würmern: Mutter und Schwester seid ihr mir. Dann aber erhebt er den Blick des Menschen aufwärts zum Himmel, der einst sein Erbtheil sein soll, den aber Fleisch und Blut nicht besitzen werden.

„Es gibt noch andere Stimmen," so wendet er sich nunmehr an den Bischof, „die zu Dir rufen in dieser Diözese, noch anderes Blut, das um Rache schreit. Denn das Land ist bedeckt mit dem Blute der Sünden; unsere Hände sind voll Blut; was sage ich? unser Gesicht, unser Körper ist damit bedeckt. Von den Füßen bis zum Haupte ist kein gesundes Glied am Klerus wie am Volke. Das Blut all dieser Sünden schreit auch gegen Dich, daß Du es rächest und Deine Hände waschest im Blute der Sünder. Es ist sehr schlimm für die Oberen, wenn sie nicht hören die Stimme dieses Blutes, von dem Gott einst in seinem Zorn eine strenge Rechenschaft fordern wird." —

Bischof Albert setzte das Verbesserungswerk seines Onkels fort, suchte die Schulden des Bisthums zu tilgen, kaufte verpfändete Lehen zurück und stellte die Befestigungen der Städte und Burgen seines Fürstenthums her, — heilsame Maßnahmen, durch welche seine Nachfolger in den Stand gesetzt wurden, mit geringerem Nachtheil die Unruhen der Reformationszeit und des Bauernkrieges zu überstehen. Für dergleichen Ausgaben mußte Albert sich nach außerordentlichen Hülfsquellen umsehen. Er wandte sich nach Rom und ließ sich vom Papste Sixtus IV. bevollmächtigen, ein Jahr lang die Revenüen aller vakanten *Benefizien seiner* Diözese in Empfang zu nehmen.

Man nannte das Annaten. Zugleich erhielt er auf sein Ansuchen auch eine Dispens von der Strenge der vierzigtägigen Faste. Der Papst gestattete, wie es schon 1344 für Köln und Trier geschehen war, nun auch für die Diözese Straßburg den Genuß von Butter und Eiern während der Faste. Wer von dieser Dispens Gebrauch machen wollte, mußte ein nach seinen Verhältnissen bemessenes Almosen geben. Es scheint, daß von der Dispens gern und viel Gebrauch gemacht wurde; das Volk nannte in seiner Laune die von den Dispensgeldern angeschafften Kanonen „Ankenbüchsen“ (Butterbüchsen).* Anders der strenge Geiler. Er bedauerte bitter und tadelte scharf diese Abweichung von der ursprünglichen Fastenstrenge; und seine Freunde bezweifelten, ob er je von der Dispens Gebrauch gemacht habe, wie schwer ihn auch das Fasten ankam.

Im Uebrigen machte das kirchliche Leben am bischöflichen Hofe wohl einige, doch immerhin geringe Fortschritte. Während Bischof Robert nie Messe las, sondern am Grünendonnerstage mit dem Hofgesinde die Laien-Kommunion in seiner Kapelle empfing, celebrirte Bischof Albert doch zu Zeiten an hohen Festen und während der Fastenzeit in seiner Kapelle zu Zabern, aber nie in seiner Domkirche. Geiler mußte nach seinem Tode von ihm sagen: Es ist wahr, daß er nie einen Pontifikalakt ausgeübt hat. Zwar ließ er Stab und Mitra machen, die vorher nicht vorhanden waren, — seit hundert Jahren nämlich waren den Straßburger Bischöfen diese Insignien der bischöflichen Würde abhanden gekommen, wahrscheinlich versetzt, — aber gebraucht hat er sie nie.

Doch einmal raffte Bischof Albert sich auf und berief eine Diözesan-Synode nach Straßburg auf den Donnerstag nach dem weißen Sonntag (28. April) 1482; es sollen sich sechshundert

---

*) In Frankreich haben einzelne Kirchen, wie zu Rouen, zu Chartres, sogen. Butterthürme, die ohne Zweifel von ähnlichen Veranlassungen herrühren.

Priester eingefunden haben. Als der Bischof Geilern die Eröffnungsrede übertrug, mußte er sich auf ein freimüthiges Wort gefaßt halten; hatten ja die Concile von Constanz und Basel, die Schriften von Gerson und Peter d'Ailly dem freimüthigen Tadel bereits die Wege recht breit gebahnt. Aber Geiler hatte sich vorgenommen, hier die Wahrheit dermaßen zu sagen, daß dem Bischof und seinen Höflingen beide Ohren klingen sollten.

„Es freuten sich die Jünger" — so begann er — „als sie den Herrn sahen. Und es stand Jesus der gute Hirt unter ihnen und sprach: Der Friede sei mit euch. Dann zeigte er ihnen seine Seite und seine Hände, und es freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen.

„Nun merke, Du Vorsteher des Straßburger Stuhles: sieh, Deine Jünger sind hier alle versammelt, nicht aus Furcht vor den Juden, sondern durch Gehorsam vereinigt, nicht als irrende Schafe, sondern gewendet zu Dir, ihrem Hirten, dem Bischof ihrer Seelen. Glaube mir: es freuten sich Deine Jünger, als sie Dich, ihren Herrn und Bischof, in ihrer Mitte sahen. Und warum freuten sie sich? Weil sie hoffen, Du werdest ihnen sagen: Der Friede sei mit euch! Du werdest ihnen zeigen Deine Hände und Deine Seite, die Seite der Liebe, nicht die Säckel der Besteuerung, die Hände des Schutzes, nicht den Stab der Unterdrückung. Es staune also, es überfließe und erweitere sich Dein Herz, da Du Deine Gehülfen, die Hirten Deiner Herde, vor Dir siehst. Deine Briefe haben sie ja berufen zur Ausrottung der Laster, zur Pflanzung der Tugenden. Du hast sie ja zusammen treten lassen, daß sie sehen und hören, was für kirchliche Reform zu thun und vorzukehren sei.

„Du suchest nach dem Vorbilde des wahren Hirten eine Reformation. Du wirfst Dein erstes Augenmerk auf die Quelle des ganzen Leidens. Denn wie aus dem Hause Gottes alles Gute hervorgeht, so kommt auch aus ihm alles Böse. Ist das Priesterthum im rechten Stande, so blüht die ganze Kirche. Ist der Klerus verdorben, so ist die ganze Kirche verdorben.

„Ich bin gewiß, daß nicht Fleisch und Blut, nicht der Teufel, nicht die Welt, sondern der gute Geist Dich so in der Mitte Deiner Brüder stehen heißt. Fleisch und Blut hat es Dir nicht befohlen; denn das führt eher in Schlafgemächer und Kammern der Unzucht, zu Schmausereien und Trinkgelagen, zu Köchen und Weibern, nicht aber in die Mitte der Jünger. Der Teufel, ich weiß es, hat es Dich auch nicht geheißen; der hat niemals solche Vereinigung geliebt. Wehe, wehe denjenigen Bischöfen, welche jetzt schon in der Hölle heulen und zähnklappern, die ihre Jünger nicht um sich versammelt, sich nicht in ihre Mitte gestellt haben wie Bischöfe, sondern sich stellten unter die lärmenden Schaaren von Soldaten, Kupplern und Schlemmern, die nicht Mitra und Stab trugen, sondern Lanze und Schild; ihnen hat der Teufel so zu stehen gerathen; darum haben sie auch bereits ihren Lohn empfangen im ewigen Feuer."

Und nun bekommen die berüchtigten und bei dem Klerus so mißliebigen weltlichen Räthe des Bischofs ihr volles, gerütteltes Maß:

„Auch die Welt hat Dir nicht dazu gerathen, ich meine jene weltlichen Aegypter, die Menschen der Finsterniß; denn Aegypten bedeutet Finsterniß. Was habt ihr, Aegypter, Männer der Finsterniß, mit dem Hirten der Schafe zu thun? Was hat das Licht mit der Finsterniß, Christus mit Belial gemein? Was habt ihr mit dem Fürsten der Priester zu schaffen, daß ihr also seinen Tisch umringt und euch an seine Seite setzt? Wißt ihr nicht, daß er ein Hirt ist, und daß die Hirten auf jene Thiere losschlagen, die ihr verehrt? Ja, euch gefallen die Rosse des Stolzes, die Schweine der Unzucht, die Wölfe der Gefräßigkeit, die Hunde der Speichelleckerei. Und das sind ja die Thiere, die der Hirt der Schafe schlagen und tödten muß.

„Aber ihr sagt: wir sind ja doch die Bewahrer des Zeitlichen. Nein, ihr seid bei dem Hirten der Schafe die lechzenden Blutsauger, die Verächter der Priester, teuflische Rathgeber, *unersättliche* Geldsäcke. Ihr seid die lechzenden Blutsauger, die

das Blut der zeitlichen Güter aus den Adern des Hirten und der Schafe aussaugen. Stets suchet ihr, ob ihr nicht einen fetten Bissen heraus ziehen könnt, irgend eine Pfründe oder Dignität, Blutgeld, womit Arme, Wittwen und Waisen sollten ernährt werden, — ihr versuchet, ob ihr nicht für eure Söhne, Neffen und Verwandte kirchliche Benefizien, Propsteien, Dekanien heraus locken könnt. Ihr vertreibt die Männer, die man von Rechts wegen von den äußersten Enden der Erde herbei holen sollte wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres ehrbaren Wandels, während ihr eure Söhnchen und Neffchen, die nicht einmal selbst die Nase putzen können, auf Stellen eindrängt, die Männern, nicht Knaben gebühren, zum Spott und Aergerniß der Welt, zur Schande des Bischofs und der Kirche. Nein, ihr seid nicht die Vertheidiger der Kirche, nicht die Wächter um den Weinberg gestellt zur Bewachung, sondern das Thier, das ihn abweidet.

„Ihr seid es weiter, denen der Haß gegen die wahren Hirten inne wohnt. Ja, während ihr den obersten Hirten umgebet, steht vor euch ein armer Priester, auch einer von den Hirten. O Schande! Länger kann ich es nicht zurück halten, er steht vor euch Nichtswürdigen, er, den nicht einmal der Bischof sollte also vor sich stehen lassen. Und ihr laßt ihn stehen mit entblößtem Haupte und gekrümmtem Nacken, ja, ihr laßt ihn gar die Kniee beugen. Doch ich weiß wohl, du sagst: nicht vor uns beugt er sich, sondern vor dem Hirten, dem wir zur Seite sitzen. Aber das ist es eben, worüber ich klage, daß der Wolf sitzt und der Blutsauger sich's bequem macht, während das Lamm und der Hirte steht... Aber die Bischöfe mögen wissen, daß sie Priester sind und nicht Herren; sie sollen die Kleriker auch als Kleriker ehren, damit auch sie, die Bischöfe, als Bischöfe geehrt werden. Selig derjenige, den seine Söhne umgeben, wie junge Oelbäume! Selig der Bischof, der, wenn er über Geistliche richtet, von Geistlichen, seinen Jüngern, umgeben ist!“

Aber auch bei solchen furchtbar ernsten, fast maßlosen Ausführungen findet sich Geiler bald wieder auf das für ihn haupt-

sächlich passende Gebiet zurück, wo der unverwüstliche Humor gedeiht. Wie schön warnt er den jungen Bischof vor den Schmeichlern!

„Lachst Du, so lachen sie; weinst Du, sie pressen sich Thränen aus; zürnst Du, sie zürnen mit. Sie behandeln Dich nicht anders, als wie die Knaben eine Schweinsblase: einer nimmt sie und bläst hinein, dann gibt er sie einem andern, der sie noch mehr aufbläst, und so einem dritten und vierten, bis sie endlich ganz aufgeblasen ist; dann werfen sie dieselbe einander zu. So werden sie's Dir machen. Der Eine, wenn er den Hals der Blase, d. i. Dein Ohr, in die Hand bekömmt, bläst hinein: ‚Siehe, Du bist ein weltlicher Fürst!‘ und so wird Dein Sinn aufgeblasen. Dann gibt er sie einem Andern, und der bläst hinein: „Ja, auch ein Herzog in Bayern bist Du!‘ und Du wirst noch mehr aufgeblasen. Nun kommt der Dritte und bläst hinein: „Auch ein Pfalzgraf bei Rhein bist Du!“ und Du schwillst von Eitelkeit wie eine Schweinsblase. Endlich überläßt man Dich dem Vierten, der bläst Dich auf: ‚Siehe, Einkünfte und zeitliche Güter gehören sich für einen Fürsten!‘ O ihr höllischen Verführer! Sie sagen Dir: ‚Du bist ein Fürst‘, aber sie verschweigen, daß Du ein Bischof bist. ‚Du bist ein Herzog‘, aber sie sagen nicht, daß Du ein Hirt der Schafe bist, deren Blut von Dir wird gefordert werden. Sie sagen: ‚Du bist Pfalzgraf‘; aber sie verschweigen, daß Du Priester bist.

„Sie sprechen: ‚Geistliches wie Weltliches soll zu gleicher Zeit besorgt werden, aber das Geistliche durch Vikarien und Stellvertreter, das Weltliche durch den Oberhirten selbst.‘ O Zeiten, o Sitten! Bei Gott, ihr Unglücklichen, was ist denn das Größere und Wichtigere, das Geistliche oder das Weltliche? Und wenn denn Beides zumal besorgt sein muß, warum gebt ihr ihm nicht ein, daß er selbst das Wichtigere und Principale besorge, das Zeitliche aber und Zufällige durch Stellvertreter besorgen lasse? Vielleicht erwiederst du: Er wird Beides zugleich thun: bald wird er als Bischof unter seinen Jüngern stehen,

bald als weltlicher Fürst inmitten seines Heeres. O Rath des Achitophel! Er ist thöricht, euer Rath, und wird hinreichend widerlegt durch die beißende und witzige Antwort eines Bauern. Einst zog ein Bischof mit viel Trabanten und Kriegsknechten über Feld, und als er so mitten durch ein Ackerfeld ritt, stand ein Bauer und sah ihn lange an, also daß er den Pflug aus der Hand und den Mund offen stehen ließ. Da fragte ihn der Bischof, was er gaffte und dächte, darauf ihm der Bauer zur Antwort gab: ich hab' gedacht, ob der hl. Martinus, der doch auch ein Bischof war, auch mit solchem Kriegeszeug durch die Aecker geritten. Dem gab der Bischof zur Antwort: Ich thue das ja auch nicht als Bischof, sondern als weltlicher Herr, wie ich es denn jetzt auf diesen Tag bin. Willst du aber den Bischof sehen, so komme auf den und den Tag zur Kirche, dann will ich mich als Bischof erweisen. Darauf dann der Bauer mit lachendem Munde zur Antwort gab: Wann aber der Teufel (da Gott vor sei!) den Herzog hinführt, wo bleibt dann der Bischof?

„Ich will nicht mehr sagen und mit Stillschweigen Manches übergehen, so die Unordnungen in deiner Münsterkirche, die harten Forderungen deiner Steuerbeamten, den Mißbrauch der kirchlichen Strafen, die Leichtfertigkeit, mit der von Kirchengesetzen dispensirt wird; ich spreche nicht von der Ungebühr, die in dieser Stadt Straßburg sich begibt, von der Entheiligung der Feiertage durch Märkte, von heidnischem Aberglauben und Unsitte. Und wenn ich sprechen wollte davon, wie Männer in Frauenklöster und Frauen in Mannsklöster Zutritt haben, und von dem Aergerniß, das daraus entsteht! Nein, ich will es nicht; wir warten jetzt auf deine Worte.

„Ja, sprich du jetzt, hochwürdigster Bischof! Sage uns, was du in Bezug auf kirchliche Reform beschlossen hast. Zeige uns, daß du von Eifer für den Neubau der Kirche beseelt bist. Zeige uns, daß du auch die zu erlassenden Bestimmungen ausführen willst: denn was kann es sonst nutzen, neue Bestim-

mungen zu den alten hinzuzufügen, wenn die einen wie die andern nicht gehalten werden. Die That muß zu dem Worte hinzu kommen; sonst wird man einst dir vorrücken, du habest die Stimme des Jakob, aber die Hände des Esau." [14]

Die Akten dieser Synode sind uns nicht erhalten, sie erzielte nicht die Resultate, die man von ihr hoffen durfte; denn zahlreiche und verschiedene Hindernisse wirkten den guten Absichten des Bischofs entgegen. Geiler aber hielt sich nicht für besiegt; mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte er die Ausführung der Reformen, die er sich vorgesetzt hatte, und es glückte ihm, wenigstens einzelne Mißbräuche abzustellen. Wir wollen ihn bei diesen schweren Kämpfen begleiten, so weit uns geschichtliche Daten zur Seite stehen.

III.

Der Ruf nach Reformen im bürgerlichen und kirchlichen Leben.

Die erste Sache, für die Geiler seinen Eifer und sein beredtes Wort einsetzte, war eine Sache der christlichen Liebe; seine ersten Schützlinge die zum Tode Verurtheilten.

In Straßburg galt ein alter und im Mittelalter sehr verbreiteter Gebrauch, in Folge dessen diese Unglücklichen der heiligen Communion und des kirchlichen Begräbnisses beraubt waren. Die zum Strang Verurtheilten wurden vor der Exekution in die Kapelle „zum elenden Kreuz" geführt, wo ein Priester ihnen die heilige Hostie zeigte, dann zum Henkersplatz vor dem Zaberner Thor. Dieselbe Ceremonie vollzog sich an der St. Martinskirche mit den zu Ertränkenden, sie beichteten auf der „Schindbrücke" und wurden von der Brücke in die Ill gestürzt.

Geiler erhob sich gegen diese Sitte, die er gottlos und barbarisch fand, und verlangte Aufhebung derselben. Darob große

Unruhe. Der Magistrat vertheidigt die altgewohnte Sitte; die Mönche stellen sich auf seine Seite; nur Einer, der Karmelit Johann Freitag aus Düsseldorf, nimmt Geilers Partei. Der Streit wird heftiger, der Bischof wendet sich an die gelehrtesten Männer unter seinem Klerus; auch hier sind die Meinungen getheilt. Mittlerweile kommt ein päpstlicher Nuntius, der Franziskaner Emmerich von Kemel, nach Straßburg; er wird sofort mit der brennenden Frage bestürmt, weigert sich jedoch eher zu entscheiden, als bis der Bescheid der Universität zu Heidelberg, an die man sich gewandt hatte, eingetroffen sein würde. Endlich kommt der Bescheid; einstimmig erklären die theologische und die juristische Fakultät: wenn die Verurtheilten Zeichen der Reue gäben und die heilige Communion verlangten, dürfe sie ihnen nicht verweigert werden.

Die Verhandlungen mit Heidelberg hatte Peter Schott geführt, der Sohn des Ammeisters, Stiftsherr an Neu=Sankt Peter, Schüler und Freund Geilers, von dem wir später noch ausführlicher zu berichten haben. Er verfaßte über diesen Gegenstand noch eine besondere Denkschrift, in welcher er hauptsächlich mit theologischen und kirchenrechtlichen, aber auch mit allgemeinen Gründen der Humanität sich der Verurtheilten annahm. Auch andere Freunde Geilers zeigten sich thätig für die Sache; Geiler selbst suchte den Widerstand des Magistrates zu brechen. Noch ist der Brief vorhanden, in welchem er in rührender Weise den Ammeister Matern Drachenfels beschwört, sich zur Ehre Gottes und zum Trost der Aermsten und Elendesten der Sache warm anzunehmen. Die Ablehung seines Antrages entmuthigte Geilern nicht; und endlich hatte er die große Freude, daß Montags nach dem ersten Fastensonntag 1485 der Stadtrath den alten Brauch abschaffte und bestimmte, wenn der Beichtvater den betreffenden Delinquenten für würdig erachte, solle ihm die heilige Communion gereicht werden. So blieb es, bis Straßburg mit Frankreich vereinigt wurde; da sahen die zum Tod Verurtheilten sich abermals der Communion beraubt, nach

dem strengen Brauch der gallikanischen Kirche, in welcher bis zum Jahre 1386 solchen Delinquenten sogar das Bußsakrament verweigert worden war.

Zugleich mit dieser Angelegenheit hatte Geiler dem Nuntius noch andere wichtige Fragen vorgelegt. Aber dieser mußte bald abreisen und wünschte, Geiler möge ihm einen genauen Bericht über die schwierigen Fragen zusenden. Auch dießmal war Schott der Sekretär Geilers, und in einem Briefe, worin er den Nuntius von dem Entscheid der Heidelberger Universität unterrichtet, macht er ihm auch Mittheilung über verschiedene Mißbräuche in der Stadt Straßburg, die uns im Folgenden noch weiter beschäftigen werden. Ob der Nuntius antwortete und sich auf Geilers Seite stellte, ist nicht bekannt, doch möchte man es schließen aus dem Eifer, mit dem Geiler den Kampf fortsetzte.

Gesetze des kleinen Freistaates beschränkten auf's Aeußerste die sogenannten Schenkungen zur todten Hand. Geiler hatte schon lange derartige Gesetze von der Kanzel aus als ungerechte und gottlose bezeichnet. Nun gerieth er selber als Testaments-Exekutor des verstorbenen Stiftsherrn Johann Symler, der sein Vermögen größtentheils für fromme und wohlthätige Zwecke bestimmt hatte, mitten in den Streit hinein. Die Verwandten des Verstorbenen bemächtigten sich eines Theiles der Erbschaft, wurden vom Magistrat trotz der Remonstrationen Geilers im Besitz aufrecht gehalten; ja die Entscheidung des kleinen Rathes, der mit Erbschafts-Angelegenheiten sich zu befassen hatte, schloß mit dem für uns sehr auffallenden Zusatz: wenn die Testaments-Exekutoren sich dieser Entscheidung nicht unterwerfen sollten, so würde ihnen die Stadt ihren Schutz entziehen und sie der Rache der Erben überlassen. Was ein solcher Spruch in einer so rauhen Zeit zu bedeuten hatte, läßt sich denken. Geiler unterwarf sich nicht, und es scheint nach einer Andeutung Wimphelings, daß die Erben sich wirklich zu Gewalthandlungen gegen ihn hinreißen ließen. Erst als der Bischof sich

mit der Sache befaßte und Geilern um des Friedens willen befahl, nachzugeben, fügte dieser sich, aber wider Willen und mit Protest.

Der Straßburger Magistrat fuhr in seinen Ränken und Chikanen gegen die Kirche und ihre Diener fort. Eines schönen Tages fiel es ihm ein, alle kranken Priester von dem Hospital auszuschließen. Man kann sich schon denken, daß Geiler Solches nicht ruhig hinnahm. „Dieses Statut," sagt er, „ist gegen Gottes Gesetz, das Nächstenliebe vorschreibt, ist gegen die priesterliche Würde und bringt seinen Urhebern nur Schande: man schließt weder Juden noch Mörder aus, also stellt man die Priester noch tiefer als diese. Es ist aber auch gegen die Interessen des Hospitals. Denn welcher Priester wird nun noch den Gläubigen zureden, daß sie dieser Anstalt etwas vermachen? Es ist ein Akt der Undankbarkeit. Da ist ein Priester (er war es selbst), der einmal 500, ein andermal 900 Gulden an das Hospital geschenkt hat. Er hätte es gewiß nicht gethan, wenn er gewußt hätte, daß die Priester davon sollten ausgeschlossen werden."

Geiler hat noch andere Klagen gegen die Hospital-Verwaltung. „Da gilt," klagt er, „in hohem Maße das Ansehen der Person. Der Diener eines Reichen wird sofort aufgenommen, sowie der Spittelmeister nur den Namen seines Herrn hört. Aber wenn der Dienstbote eines armen Bürgers krank wird und seine Herrschaft ihn 3 oder 4 Wochen verpflegt hat, bis ihr die Last zu groß wird, dann lädt man den Kranken auf eine Karre und fährt ihn zum Hospital. Doch hier erheben sich tausend Schwierigkeiten. Der Spittelmeister kann sich nicht entscheiden, der arme Mensch wird von einem Vorsteher und Verwalter zum andern geschickt, und der Entscheid wird bis zur nächsten Sitzung des Verwaltungsrathes vertagt. Warum hier ein doppeltes Maß?"

Endlich beklagt er sich noch, daß unter dem Vorwand, die Fonds reichten bei der Theurung der Lebensmittel nicht, manche

Kranke abgewiesen würden, während bei den Sitzungen der Verwaltung auf einmal bis 200 Mark verzehrt würden, — ein Mißbrauch, der sich auch anderswo, besonders bei der jährlichen Ablegung der Rechnung vorfand und mehrfach gerügt wird. Dafür könnte man schon manchen Armen unterhalten.

Man sieht, wie Geiler keinen Mißbrauch, keinen Schuldigen verschonte; mehr als einmal kam er auf diese Sache zurück und brandmarkte die Schwäche und Unehrlichkeit derjenigen, die Armen- und Kirchengüter verwalten sollten, aber sie ihrem Zweck entfremdeten. Oft hielt er den Richtern und Stadträthen ihre Pflichten vor und rief ihnen die Strenge der göttlichen Gerichte ins Gedächtniß. Aber der Erfolg entsprach nicht seiner Anstrengung; gelang es, diesen oder jenen Mißbrauch zu beseitigen, so blieb doch die böse Neigung, die zu stark eingewurzelt war, als daß der Eifer und die Bemühungen eines einzelnen Mannes sie hätten ausrotten können.

Auf dem kirchlichen Gebiet fand Geiler noch mehr zu bekämpfen und zu reformiren. Zunächst die Mißbräuche an kirchlichen Festen. In den Zeiten des Verfalls, wozu die vorliegende Periode zählt, verlieren die schönsten Einrichtungen ihren Sinn und ihre Bedeutung; Mißbräuche schleichen sich ein und entstellen das Ganze, wie Schmarotzerpflanzen auf die Dauer die schönsten Gewächse ersticken. So war's damals in Straßburg. Die schönen kirchlichen Festlichkeiten, die so erhebend und zugleich so volksthümlich sind: Unschuldige Kinder, Pfingsten und Kirchweih, hatten sich in dem Maße, wie das religiöse Gefühl abstumpfte, zum Bösen verkehrt, und als Geiler nach Straßburg kam, boten sie nur noch lächerliche oder anstößige Scenen dar.

Nach einem alten Ritual des Münsters sollte der Stephanstag von den Diakonen, der Johannestag von den Priestern, die Oktav der Erscheinung des Herrn von den Subdiakonen und das Fest der Unschuldigen Kinder von dem Chor oder vielmehr von den Klerikern der niederen Weihen ganz besonders

gefeiert werden. An diesem letzten Tage, berichtet Grandidier[15], hielten die Meßknaben den Chordienst, der Scholaster sang das Hochamt; danach fuhren die Knaben auf Karren durch die Stadt, sangen und führten sogenannte Mysterien (Christi Geburt, Anbetung der drei Könige u. dgl.) auf. Das war, so scheint es, der ursprüngliche Charakter dieses Festes. Aber auf die ruhigen Zöglinge der bischöflichen Schule waren freche und lotterbubenhafte Chorknaben gefolgt; sie feierten den Unschuldigen Kindertag, aber in ihrer Weise. Am Vorabend wählten sie unter sich einen Bischof; wenn am St. Johannstag in der Vesper gesungen wurde: Deposuit potentes de sede, dann bestieg der „Knabenbischof" in Pontifikalgewändern den bischöflichen Stuhl, sang die Orationen und gab den Segen. Seine Kameraden sangen in den Chorstühlen die Antiphonen und Responsorien. Dasselbe Spiel am folgenden Tag. Nach der Kirche führten die Chorknaben im Verein mit den Schülern ihren Bischof vermummt durch die Stadt, drangen singend und tanzend in Kirchen und Klöster ein und machten überall Lärm und Unfug. (Das Fest war von Kaiser Konrad I. im Jahre 912 in St. Gallen eingeführt; gegen die Mißbräuche desselben erhoben sich im 15. Jahrhundert mehrere Synoden, auch die von Konstanz und Basel.)

Anderer Art, nicht weniger anstößig, waren die Mißbräuche am Pfingstfest. Seit alten Zeiten wurde dieses Fest im Münster höchst feierlich begangen; von allen Seiten strömten die Bisthums-Angehörigen in Prozession, mit Kreuz, Fahnen und Reliquien herbei. Während der ganzen Oktave sah man bis in die Nacht hinein lange Pilgerzüge mit Gesang durch die Straßen ziehen von einer Kirche zur andern. Am Pfingsttage selbst begaben sich die Pilger nach dem Hochamt prozessionsweise zum sogen. Frauenhaus (eigentlich: Unser Liebfrauen-Haus) und holten sich den „Pfingstpfennig", einen kleinen Geldbetrag, den der Verwalter der Münsterbaukasse an die Bewohner verschiedener Elsässer Ortschaften zahlen mußte, ohne Zweifel zum

Andenken an die Beiträge, welche diese Ortschaften für den Bau des Münsters gespendet hatten.

Auch hier hatte sich ein häßlicher Mißbrauch ausgebildet. Wenn die Prozessionen mit Gesang in das Münster zogen, dann stand ein Possenreißer hinter einem plump und grotesk geschnitzten Standbild nahe an der Orgel, zog durch Geschrei und allerlei Bewegungen die Aufmerksamkeit auf sich, störte die geistlichen Gesänge durch wüste Lieder und brachte durch wunderliche Fratzen und unanständige Grimassen das Volk zum Lachen. Das nannte man den Roraffen [16].

Am Kirchweihfest wiederum Unordnung. Auch dießmal fanden sich schon am Vorabend die Stadt- und Landleute im Münster zusammen, ein ferner Nachklang der Vigilien in der alten Kirche. Aber was war daraus geworden? Wahre Orgien! Die Nacht hindurch wurde in der Kirche gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. In der Katharinen-Kapelle lag ein großes Faß Wein; es wurde an die Ankömmlinge vertheilt; wer sich weigerte, ward zum Trinken gezwungen; wer von Müdigkeit und Trinken einschlief, den weckte man mit spitzen Instrumenten; jeder mußte an dem wüsten Jubel Theil nehmen.

Das waren, man muß gestehen, wüste Mißbräuche. Man hat darin einen Ueberrest der nächtlichen Agapen (Liebesmahle) oder Reste heidnischer Opfermahlzeiten finden wollen [17]. Vielleicht braucht man nicht so weit hinauf zu steigen. Wir sahen in unsern Tagen bei den Volksmissionen, wie die Leute, wo es ihnen gestattet wurde, mit Lebensmitteln versehen, aus Mangel an sonstiger Herberge, sich in der Kirche häuslich einrichteten und übernachteten. So mag es auch damals gegangen sein; das Faß Wein war wohl eine reine Liebesgabe; aber in einer Zeit, da man sich zu Gott dem Herrn etwas vertraulich und familiär stellte, mußte der Fortschritt auf der abschüssigen Bahn ein rascher und bedenklicher sein. Das Fest selbst, das *so schön* angefangen hatte, schloß mit Lustbarkeiten und Aus-

schreitungen. Neben der Kirche Gottes hatte der Teufel seine Kapelle erhalten.

So ging es auch mit den andern Feiertagen. Und nun die Fasttage! Wenn die Kirche die Gläubigen ermahnte, sich zur Buße zu bereiten, dann zogen junge Leute aus den besseren Familien maskirt und verkleidet durch die Stadt und aßen Honig- und Lebkuchen; am Sonntag Quinquagesimä kehrten sie bei Priestern und in Manns- und Frauenklöstern ein, am Fastnachtsdienstag bei den Laien. Am Aschermittwoch wurde im Münster nach altem Gebrauch ein großer Vorhang vor den Altar gehängt, um den Gläubigen für die Trauer- und Bußzeit den Anblick der Meßgeheimnisse zu entziehen; man nannte ihn Hungertuch. Nach Austheilung der Asche zog eine Prozession mit verhülltem Kreuze unter Absingung der Allerheiligen-Litanei aus. Und die Vermummten ihrerseits, nachdem sie Aschenweihe und Aschenkreuz spöttlich nachgeäfft hatten, zogen prozessionsweise durch die Stadt und trugen an einer Stange einen Lappen Tuch in Asche getaucht und beschmiert. Ist es ein Wunder, wenn Geiler angesichts solcher Verhöhnungen, im Einverständniß mit den eifrigsten Männern seiner Zeit, oft die große Anzahl von Feiertagen beklagte und deren Verminderung verlangte? „Sie sind,“ sagte er, „das Verderbniß des Volkes an Leib und Seele.“

Solcher Unfug zeigt zur Genüge, wie sehr das religiöse Gefühl im Volke gesunken war; ein neuer Beweis dafür aber waren die Aergernisse, die man Tag für Tag sehen konnte und gegen die Geiler fort und fort donnerte. Im Münster konnte man nicht selten weltliche Herren, ja sogar die Mitglieder des Hochstiftes in Jagdkleidern, den Falken auf der Faust und mit einer Meute von Hunden erblicken. Der Ammeister, dem ein besonderer Platz reservirt war, gab dort den Bürgern Audienz, vernahm Zeugen und sprach Recht.

Kein Wunder, wenn das Volk dem Beispiel der Großen folgte. Die Vorhalle der Kirche war von Kaufleuten besetzt,

die dort für bestimmten Preis ihre Buden aufschlugen. Man spazierte und plauderte selbst während des Chordienstes; um den Ummweg zu sparen, wurden Lasten jeder Art, selbst junge Schweine, durch die Kirche getragen. Daß da Andacht und Ehrfurcht aus dem Gemüthe der Gläubigen schwinden mußten, ist begreiflich. Zum Unglück war nur allzu oft der Klerus nicht besser als die Laien und empfing daher von Geiler die bittersten, aber leider ganz nutzlosen Vorwürfe.

Auch der Name Gottes stand so wenig in Ehren wie sein Tempel; Fluchen und Gotteslästern war im Schwang. „Ihr lästert Gott vom Kopf bis zu den Füßen," ruft Geiler aus, „was hat dir denn Gottes Haupt, Herz, Blut gethan?" Die Gotteslästerer sollten nach seiner Meinung in der Ill oder im Rhein ertränkt werden. „Es sollte Einer solche Schandsachen gegen den Ammeister oder gegen die Herren Dreizehner oder Fünfzehner*) sprechen, er käme in's Gefängniß und würde nur herauskommen, um gehangen oder unter die Schindbrücke geworfen zu werden, auf's Mindeste würde er des Landes verwiesen. Aber wenn Gott gelästert wird, darum kümmert sich Niemand." Ohne Unterlaß ermahnt er Eltern, Meister und Wirthe, solche Lästerungen nicht zu dulden; er warnt besonders vor den Zunftstuben als den Lasterpfühlen des Trunkes, des Spiels, des Fluchens und Gotteslästerns.

Was ihn aber am meisten betrübt, das ist die traurige Erfahrung, daß sein Eifern und Warnen lange Zeit gar keinen,

---

*) Der Magistrat der freien Reichsstadt Straßburg bestand damals aus den drei Collegien der Dreizehner, der Fünfzehner und der Einundzwanziger, die das „beständige Regiment" bildeten, und aus dem Großen und dem Kleinen Rath. Die Herren **Dreizehner**, mit dem fungirenden Ammeister an der Spitze, besorgten die äußeren Angelegenheiten des Staates und den Krieg; das Colleg der **Fünfzehner** (zehn Plebejer und fünf Edle) hatte die Leitung des Innern; Beisitzer der Dreizehner und der Fünfzehner waren die **Einundzwanziger**.

und endlich doch nur einen geringen Erfolg hatte, mit dem er sich keineswegs befriedigen konnte. Ganz vergeblich waren indeß seine Anstrengungen doch nicht. Vom Jahre 1480 an verpönte der Stadtrath verschiedene Mißbräuche: es sollen im Münster keine weltlichen Zusammenkünfte gehalten, es soll dort nicht mehr Recht gesprochen werden; Frauen sollen sich nicht auf die Chorstufen setzen; man soll nicht bei den Gliedern des Herrn schwören; an Sonntagen und an den vier Hauptfesten sollen keine Lebensmittel verkauft werden; bei fünf Pfund Strafe ist den Männern der Eintritt in Frauenklöster verboten, und umgekehrt. Zwei Jahre später (1482) gelang es Geilern, den nächtlichen Unfug am Kirchweihfeste abzuschaffen. Dem Knabenbischof wurde untersagt, den Altar zu incensiren und die Oration zu singen; im Uebrigen jedoch behaupteten die Chorknaben sich im Besitz ihrer historischen Gerechtsame. Der Roraffe hatte ein zäheres Leben; Geiler konnte ihn nicht unterdrücken, hatte vielmehr in Bezug auf diesen Punkt bald noch einen frecheren Skandal zu erleben. Aber auch im Uebrigen scheint man den Weisungen eines ehrbaren Stadtrathes durchaus nicht immer nachgelebt zu haben.

Im Kampfe gegen die Mißbräuche seiner Zeit schonte Geiler keinen Stand, keinen Menschen; seine lebhafte Sprache respektirte keine Grenzen. Nun kam es im Jahre 1500 vor, daß er gegen den Magistrat Worte von einer solchen Strenge gebrauchte, daß man sich in der „Pfalz" (dem Rathhaus) darüber entrüstete. Ein Gerichtsdiener mußte dem Prediger ankündigen, die Herren vom Rathe hätten ihm eine Mittheilung zu machen; er möge Zeit und Ort bestimmen. Geiler wählte die Kapitelstube. Nun erschienen zwei Abgesandte des Senates und brachten vor: Die Herren vom Rath hätten in Erfahrung gebracht, daß Geiler offen in einer Predigt erklärt habe, „sie weren alle des Teufels und ir vorfaren und ir nachkommen". Nun wären sie sich aber eines derartigen Verbrechens nicht bewußt, das ihr Seelenheil in solche Gefahr bringen möchte; sie wollten also von Geiler den Grund zu einer solchen Sprache vernehmen.

„Liebe Herren," antwortete dieser, „es ist wahr, ich habe so gesprochen, und zwar nicht unüberlegt, sondern absichtlich. Und was meine Gründe angeht, so würde es zu weitläufig sein, sie hier für jetzt vorzutragen; ich will sie schriftlich vorlegen." Da wurde eine neue Zusammenkunft auf St. Johannes Chrysostomus (27. Jan.) bestimmt. Mittlerweile arbeitete Geiler ein Promemoria von Einundzwanzig Artikeln aus, das die schlimmsten Mißbräuche namhaft machte.

Am festgesetzten Tage begab er sich in die Pfalz, wo er den Rath und die sogen. Einundzwanziger-Herren vorfand. Er wiederholte, was er den Abgesandten des Rathes gesagt hatte; nach kurzer Berathung erklärten die Herren von der Stadt, sie wollten seine Beschwerden vernehmen, und Geiler verlas seine 21 Artikel, die wir jetzt auszugsweise mittheilen.

IV.

Die einundzwanzig Artikel.

1. Ein Gesetzesstatut bestimmt, daß eine Wittwe oder Jungfrau, die in ein Kloster tritt, nicht mehr als 200 Gulden einbringen darf; alles übrige Vermögen fällt den Verwandten zu. „Es ist ein grusel in christlichen oren zu hören," sagt Geiler, und führt recht eklatante Beispiele an, wie die leichtfertige Schwester in der Welt nicht nur ihr eigenes Vermögen erbt und verschwendet, sondern auch noch den größten Theil von dem Vermögen ihrer frommen Schwester. Es ist noch ein junges Gesetz, erst dreißig Jahre alt, bejahrte Leute erinnern sich dessen noch; ist aber gegen kaiserliches und päpstliches Recht, ja auch gegen Gottes Gebote. Und darum sind Jene, die sich danach halten, von den päpstlichen Censuren betroffen und zur Rückerstattung verpflichtet. Geiler sucht die Gegengründe, die von Staatswohl, Klösterreichthum, todter Hand u. dgl. sprechen, zu entkräften. Auch die Nürnberger träten gewiß für das

Staatswohl ein, seien aber nie auf eine solche Bestimmung gefallen.

2. Klosterleute werden nicht zum Erbe zugelassen; Ursache: „man erbe nichts heruß (aus dem Kloster), warum man dan solt hinein erben?“ Geiler sucht diesen Grund durch rechtliche Analogien zu entkräften und geht auch dem vulgären Einwurf: die Klöster seien doch reich genug, scharf zu Leibe. Gebe es denn nicht sonst auch reiche Leute? Hätten die Klöster nicht die besten Besitztitel? Uebrigens hatten sich, nebenbei bemerkt, die Straßburger Stadtpfleger schon lange und viel mit der „todten Hand“ zu thun gemacht, den Klöstern neuen Grunderwerb sehr erschwert oder unmöglich gemacht, ja im Jahre 1383 sogar bestimmt, daß „Seelgerete“ (Stiftungen für Verstorbene) nie in Häusern, Renten oder liegenden Gütern, sondern nur in baarem Geld fundirt werden durften.

3. Im dritten Artikel behandelt Geiler die bereits erwähnte ungerechte Behandlung, die ihm als Testaments-Exekutor des Priesters Johann Symler zu Theil geworden. Auch hier gehe die ganze Prozedur gegen die kirchlichen Bestimmungen an.

4. Ein Statut beschränkte testamentarische Schenkungen **ad pias causas** in der Art, daß von hundert Pfund Nachlaßvermögen je ein Pfund, von fünfzig Pfund zehn Schilling und von geringerem Vermögen höchstens fünf Schilling für solche frommen Zwecke testirt werden durften. Das ist, sagt Geiler, gegen die Freiheit der Kirche und gegen die Statuten des Straßburger Concils; auch das kaiserliche Recht kennt eine solche dem Heil der Seelen schädliche Beschränkung nicht. (Das Statut wurde denn auch im Jahre 1509 aufgehoben.)

5. Der folgende Artikel wendet sich gegen eine andere gesetzliche Beschränkung im Testiren, die zur Folge habe, daß die Laien vom Testamentmachen abgeschreckt würden und allbereits der sehr schädlichen Meinung huldigten, ihnen gebühre nicht ein Testament zu machen, sondern „die Testamente seien allein für die Pfaffen erdacht“.

6. Es ist neulich ein Statut gemacht, wonach den Wittwen ein Vogt gesetzt wird, ohne dessen Wissen und Willen sie nichts wegschenken oder testamentarisch vermachen können. Dagegen einem jungen Gesellen, der sein väterlich Erbe mit Spielen, Prassen und Wollust verthut, dem läßt man freie Hand, während doch das kaiserliche Recht den jungen Leuten bis zum vierzehnten Jahr einen Schirmer oder Vormünder, von da bis zum fünfundzwanzigsten Jahr einen Versorger (curator) bestellt haben will.

7. Verbotene Spiele müssen strenge untersagt und verfolgt werden. Brett-, Karten-, Würfel- und dergleichen Spiele waren allerdings bei Geldstrafe untersagt; wie wenig aber an eine ernsthafte Durchführung dieses Verbotes gedacht wurde, zeigte der sogen. Scholder[18]. Man ging mit einem Teller herum, auf welchen ein jeder Spieler mehr oder weniger, je nachdem er gewonnen hatte, zu legen pflegte. Damit erkaufte man sich gewissermaßen die Erlaubniß zum Spiel. Dieses Sammelgeld hieß der Scholder und wurde dem Nachrichter als ein Theil seiner Besoldung gegeben. Bei dieser Gelegenheit nimmt sich Geiler des Nachrichters an, dessen Amt nicht ein böses und verworfenes, sondern ein gutes und nützliches sei, so gut wie das des Schultheißen; daher man denn auch in etlichen Städten dem Nachrichter das Sakrament gerade so gut reiche als andern Christenmenschen.

8. Aber nicht dazu allein ist der Scholder bestimmt, sondern man bezahlt auch damit die Bediensteten der Zünfte; ja die hohen Herren vom Stadtrath glauben ihrer Ehre nicht zu nahe zu treten, wenn sie Bewirthungen (der schleck) aus solchem ehrlosen Fond bestreiten.

9. Ein wahres Gift für die Stadt sind die Zunftherbergen („Stuben"), wo man selbst in der Fastenzeit zusammen kommt. Ganze Tage verbringt da der Handwerker, verschwendet sein Verdienst, verspielt seinen Wochenlohn, läßt Weib und Kinder zu Hause darben und stürzt sich in leichtsinnige Schulden. Durch

die Herbergen verarmt das Volk; die Stadt kann nimmer auf einen grünen Zweig kommen, wenn dieser Zustand nicht in der Weise geändert wird, wie man bereits in Nürnberg, Ulm und anderswo Ordnung geschaffen hat.

10. Jeden Sonntag kommen auswärtige Bäcker in die Stadt und verkaufen Brod während des Morgengottesdienstes; sie selbst versäumen Messe und Predigt, nicht anders die Käufer. Imgleichen werden die Feiertage entheiligt durch Holzausladen an der Brusch. Erst im Jahre 1509 wurde nach dem Antrage Geilers der Brodverkauf am Sonntagmorgen unter Geldstrafe untersagt.

11. Manche Leute sind der Meinung, Unsrer Frauen Werk (d. i. der durch freiwillige Beiträge gebildete Baufonds des Münsters) und der Stadtsäckel sei ein Ding, und darnach wird gehandelt. Aber die Meinung derjenigen, die an Unsrer Frauen Werk beisteuern, ist doch offenbar die Unterhaltung und Ausschmückung des Münsters, nicht aber daß man dafür Stroh oder Sand auf den Roßmarkt fahren soll, wenn etwa ein Turnier oder Stechen dort Statt finden soll.

12. Im zwölften Artikel bringt Geiler seine Klagen gegen die Verwaltung des Hospitals vor. Man soll dort nicht ferner Diejenigen abweisen, die von der fürchterlichen neapolitanischen Seuche befallen sind (die blotterechten). Man soll nicht etwa die Dienstleute der Vornehmen bei der Aufnahme anders behandeln, als geringer Leute Dienstboten. Auch darf nicht zum Nachtheil der armen Spittelleute, wie es schon geschehen ist, in Getreide spekulirt werden. Man sollte auch den ewigen Einwand einstellen, als ob das Hospital arm wäre, um so mehr, da nach dem Gerüchte das Hospital doppelt so viel besitze, als das Werk Unsrer Lieben Frau, ja mehr noch als das ganze Stift zum Münster. Daher denn freilich nicht zu verwundern, wenn das Volk dem Hospital wenig geneigt sei, insbesondere auch deßhalb, weil die Kranken nach dem Abgang der Beginen und anderer frommen Personen, welche früher die Pflege mit

der größten Aufopferung geführt hätten, nunmehr von Miethlingen, die sich selbst in Essen, Trinken und Lärm gut sein ließen, ohne alles Mitgefühl und bisweilen gerade wie Thiere behandelt würden.

13. Eine große Plage jener Zeit waren die Bettler, die aus allen Ständen, selbst aus dem geistlichen, sich rekrutirten, in Arbeitsscheu von Lüge, Betrug und Diebstahl sich nährten und ihre eigenen wie die fremden, nicht selten gestohlene oder geliehene Kinder wiederum für den Bettel erzogen. Sie hatten ihre eigene Sprache, das Rothwelsch; und Sebastian Brant reimt von ihnen:

Bättler betrügen alle land:
Der gat uf krucken, so man's sicht;
Wan er allein ist, darf *) er's nicht.
Dieser kan fallen vor den lüten,
Das jederman tug **) uf in düten.
Der lehnt andern ir kinder ab,
Das er ein großen hufen hab,
Mit körb ein esel dut bewaren ***),
Als wolt er zu Sankt Jakob fahren.
Mancher verloßt uf bättlen sich,
Der spielt, bubt, halt sich üppeklich;
Dan so er schon verschlemt sin hab,
Schlecht man im bättlen doch nit ab,
Im ist erloubt der bättelstab.
Vil neren uß dem bättel sich,
Die me gelts han dan du und ich [19].

Mit diesen befaßt Geiler sich im dreizehnten Artikel. Man gibt, Gott sei Dank, zu Straßburg viel Almosen. Was aber Noth thut, das ist eine gute Vertheilung desselben, damit nicht die Aermsten und Bescheidensten am meisten vernachlässigt werden. Geiler schlägt vor, die Stadt in sechs oder sieben Bezirke zu vertheilen und jedem Bezirke einen Aufseher vorzusetzen, damit gesunde und junge Bettler zur Arbeit angehalten werden.

---

*) braucht. **) thut. ***) beladen, versehen.

14. Das Münster wird vom Ammeister wie eine Stadt-
der Gerichtsstube gebraucht und auch sonst in mancherlei Weise
ntheiligt. Der erste Mißbrauch datirt erst von wenigen Jah-
en her. Da aber auch die Geistlichen hier große Schuld mit-
ragen, so ist es nöthig, daß beide Gewalten sich verständigen,
nd jeder für sein Theil sich bemüht, das Aergerniß zu heben.

15. Das Asylrecht erstreckt sich auf Kirchen und Kirchhöfe,
nd zwar auf vierzig Schritt um das Münster, auf dreißig
Schritt um andere Kirchen herum. Das soll respektirt und
ieser Raum vor Verunreinigungen geschützt bleiben. Nun
immt aber die Stadt sogar einen Zins „von den hußlin, die
n die kilch gebuwen sind".

16. Schon zweimal habe ich gegen den Roraffen geeifert,
er nicht nur gegen Gottes Ehre ist, sondern auch gegen die
ischöfliche Würde, gegen das hl. Altarssakrament und gegen
as Sakrament der Firmung, welches während solcher Afferei
m Münster gespendet wird. Ja, man hat, um mich zu ärgern
nd den Unfug noch größer zu machen, statt eines Laien sogar
inen Priester genommen, diesen in den Roraffen gestellt und
hn dort schreien und spotten lassen zur Verachtung der priester-
ichen Würde.

17. Unter verschiedenen Titeln werden den Geistlichen Steuern
ufgelegt. Das ist gegen die kirchliche Immunität des Klerus
nd muß abgeschafft werden.

18. Wenn ein Straßburger einen Fremden im Bereiche der
Stadt oder des Burgbaues todt schlägt, so zahlt er nur eine
Buße von dreißig Schillingen (M. 15). Das ist gegen kaiser-
iche Gesetze. Auch die Gotteslästerung und die Nothzucht
ollten schärfer geahndet werden.

19. Es gibt Leute, die so eigensinnig an ihren eigenen
Ideen und alten verwerflichen Gebräuchen hangen, daß man sie
ann sprechen hören: eher noch wollen wir zehntausend Gulden
ran wagen, oder: eher noch lassen wir keinen Stein auf dem
ndern. Das ist unvernünftig; die Gesetze sollen zum Besten

der Stadt dienen und müssen abgeschafft werden, wenn sie sich als schädlich erweisen.

20. Ich höre, daß die Steuern sehr ungleich vertheilt sind, und daß von einem Vermögen über 16,000 Gulden (80,000 Mark) weiter .keine Steuern erhoben werden. Das ist Unrecht, um so mehr, da eine Begünstigung, wenn sie auf diesem Gebiete vorkommt, gerade den Geringeren gewährt werden sollte.

21. Hier erhebt sich Geiler mit Kraft gegen die Folter, die durch geistliches und weltliches Recht untersagt sei. Der Richter muß durch andere Mittel die Wahrheit erforschen.

Statuten, Gewohnheiten und Ordnungen dieser Stadt sollen vom göttlichen, kanonischen und kaiserlichen Recht nicht abweichen, und soll man damit offen auftreten, wie die Nürnberger zu Ehre und Ruhm ihrer Stadt es thun. Und diese unsere Stadt Straßburg wird im ganzen Land und von anderen Städten darauf angesehen. Jedermann spricht: man thut es zu Straßburg; die sind weiser als wir. Darum soll man sich wohl seiner Pflichten erinnern. Diese Artikel habe ich nicht Jemanden zu Schad oder Schmach geschrieben, sondern aus Pflicht meines Amtes und auf das Gebot der brüderlichen Zurechtweisung hin. Man soll sie untersuchen, und ich erbiete mich, sie zu vertreten auch jenen gegenüber, die Gottes- und Menschensatzungen besser kennen, denn ich.

Die Archive Straßburgs erzählen nichts von einem Erfolge dieser Artikel, aus der Geschichte haben wir nur einzelne spätere Erfolge verzeichnen können. Ja, Straßburg besaß seit dreiundzwanzig Jahren einen Mann von der reinsten Gesinnung, von tiefer Einsicht, von mächtiger Redekraft; dieser Mann, stark durch die Bewunderung und Verehrung des Volkes, verlangte, ohne zu ermüden, im Namen der Religion, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Menschenwürde, die Abstellung von schreienden und ärgerlichen Mißbräuchen, und am Schlusse von 23 Jahren hat er keinen ernstlichen Erfolg erzielt; all sein Eifer ist ohnmächtig gegenüber der Unthätigkeit der Einen,

dem bösen Willen der Anderen. So schwer ist es, die Sitten eines ganzen Volkes zu bessern oder es auch nur einen Augenblick auf der Bahn des Verfalles aufzuhalten! [20]

V.

Der Ruf nach Reform der Weltgeistlichkeit.

Wenn man die vorstehenden Blätter liest, dann fragt man sich gewiß, wie doch solche Mißbräuche sich einschleichen, wie der Geist des Glaubens und der Frömmigkeit sich also verlieren und die Kirche ihren Einfluß auf die Völker derart einbüßen konnte.

Fragen wir nach den Ursachen dieser traurigen Erscheinung, so bieten sich zahlreiche und sehr verschiedene dar. Zunächst muß man zurück gehen auf das große Schisma des Abendlandes. Wohl war es ganz geeignet, den Glauben der Christen zu erschüttern: jenes Schauspiel von Gegenpäpsten, die sich die Regierung der Kirche streitig machten und sich gegenseitig mit Excommunikation und Anathem begrüßten. Es folgten die Kirchenversammlungen von Constanz und Basel, deren leidenschaftliche Verhandlungen in Europa und vor Allem in Deutschland einen langen und schlimmen Nachklang fanden. Schlimmer als dieß war der tiefe Verfall des Priesterthums selbst. Man darf ihn schon ohne Rückhalt gestehen; denn die Kirche selbst hat es oft und laut genug bekannt, bekannt durch den Mund ihrer eifrigsten und besten Mitglieder, es sei das größte Unglück dieser trostlosen Zeiten, daß sich im Klerus so viele unberufene, unwürdige Menschen befänden, die den Guten zum Anstoß, den Schwachen zum Aergerniß und zur Verführung, den Gegnern der Kirche aber als willkommene Waffe gegen dieselbe dienten. Ist man nun beim ersten Blick nur zu geneigt, die Kirche *anzuklagen*, daß sie ihre Pflicht nicht gethan und das Salz der Erde habe schal werden lassen, so findet

sich doch bei näherer Erforschung, daß sie mehr zu beklagen als anzuklagen ist. Kaum jemals hatte sie schlimmere Feinde zu bekämpfen, als im 14. und 15. Jahrhundert. Man vergoß nicht mehr ihr Blut; aber langsam, Tropfen um Tropfen, wurde in ihre Adern das Gift der Corruption und des Lasters gegossen; und merkwürdig: die Heilmittel selbst verwandelten sich nach kurzer Zeit ebenfalls in Gift.

Es ist die Zeit, da der Lehensadel sich in die Kirchenstellen eindrängte. In den zwei Jahrhunderten, da die Bürger der Städte reich und mächtig wurden, war der Adel durch Unthätigkeit, schlechte Güterverwaltung, zunehmenden Luxus, thörichte Fehden und Raufereien herunter gekommen. Die Herren richteten ihre neidischen Blicke nach den reichen Kirchengütern und sagten sich, diese Güter seien ja doch abgerissene Stücke von ihrem eigenen Gute, von den Vorfahren und von ihnen vergabt, versetzt oder verkauft; konnten sie dieselben mit Gewalt oder List nicht wieder erlangen, so wollten sie ihrer doch gebrauchen, um ihre nachgebornen Söhne und ihre Töchter auszustatten. Nun beginnt das Streben nach kirchlichen Würden. Dank dem Patronats-, dem Wahl- und Cooptations-Recht gelang es dem Adel, seine Angehörigen in die Bisthümer, die Domkapitel und in reiche Pfründen hinein zu bringen; die reichsten Frauen-Abteien wurden ihrerseits in adeliche Fräuleinstifter umgewandelt. Einmal im Besitz vertheidigte der Adel sich ganz verzweifelt; vergebens erhoben die Päpste Widerspruch. Noch steht im Corpus juris der Protest Gregors IX. gegen die Ausschließung Bürgerlicher von dem Straßburger Domkapitel [21]. Die Kirche sah sich diesem Streben des Adels gegenüber wirklich machtlos, im Kampfe gegen sie war der ganze Adel, vom Kaiser abwärts bis zum letzten Krautjunker, einig. Was kommen mußte, kam. Bald waren die meisten Bischofsstühle und Kapitel mit Männern besetzt, die wie große Herren, nicht wie Priester lebten, und sich gegenseitig ihre Schwachheiten nachsahen („Gevatter über den Zaun“ nennt Thomas Murner das), die Kirchenzucht

sank, die Mißbräuche sproßten üppig auf, sowie das böse Beispiel von Oben nach Unten wirkte.

Eine der ersten Unordnungen war die Anhäufung der Pfründen in einer Hand; denn diese Pfründen waren großentheils nicht auf ein kostspieliges Leben berechnet. Bischöfe und Stiftsherren als die Edelsten fingen mit solcher Cumulirung der Pfründen an; die Andern ahmten sie baldmöglichst nach. Nun aber konnte der mit mehreren Benefizien Ausgestattete doch nicht auch an mehreren Stellen Residenz halten; nicht selten hielt er bei keinem einzigen seiner Benefizien Residenz, sondern verzehrte die Revenüen seiner Pfründen am Hofe oder anderswo, und überließ die Kirchendienste an irgend einen armen Priester, der mit dem Titel Vikarius und mit einer möglichst geringen Entschädigung ausgestattet wurde: ein kirchlicher Zustand, wie ihn bekanntlich in unserer Zeit die Verhältnisse in der englischen Hochkirche darstellen.

Dazu gesellte sich der Mißbrauch der Incorporationen. Verarmte ein Bisthum, ein Kapitel, ein Kloster — wodurch? das war gleichgültig — alsbald fand sich ein Hülfsmittel in der Incorporation von reichen Pfarreien oder Pfründen. Kapitel oder Kloster wurde dann **pastor primitivus** und bezog die Revenüen, die Seelsorge aber wurde einem schwach dotirten **vicarius perpetuus** überlassen. Sehr oft haben sich die Kirchenversammlungen dieser „ewigen Vikare" annehmen müssen.

Die Folgen für die Seelsorge und die Pfarreien lassen sich leicht ermessen. Wimpheling fand in seiner Vaterstadt Schlettstadt, die viele gute Benefizien besaß, doch nur einen Kaplan, der dort residirte; „Gottesdienst wie Seelsorge," sagt er, „sind in Folge der immerwährenden Absenzen vernachlässigt, die Güter und Rechte der Kirchen gehen verloren, die Gebäude zerfallen, Monumente verschwinden, Almosen werden nicht mehr vertheilt."

Da fanden die Päpste für solche Schäden der Kirche ein Heilmittel, aber ein gefährliches: sie zogen die Besetzung der Pfründen mehr und mehr an sich. Sie begannen mit Empfeh-

lungsbriefen (preces papales), die besonders zu Gunsten armer oder gelehrter Geistlichen, namentlich an den aufblühenden Universitäten, ausgestellt wurden; daraus bildeten sich im weiteren Verlaufe förmliche Weisungen (mandata de providendo); es folgten dann Befehle (litterae praeceptoriae) und endlich Vollstreckungs-Befehle (litterae executoriae). So stark war der Widerstand der herrschenden Kaste gegen diese Neuerung, die als Angriff auf ihre Privilegien galt. Hier handelt es sich nicht um eine bestimmte Pfründe, sondern um die erste, die erledigt werden würde. Aber außerdem behielten die Päpste sich noch in verschiedenen Diözesen die Besetzung von bestimmten Benefizien vor und stellten schon vor der Erledigung derselben Expectanzbriefe aus.

Es war ein sehr gefährliches Heilmittel, auf das man gefallen war. Zum vollen Unglück trat das große Schisma in der abendländischen Kirche ein, in welchem ein jeder der Gegenpäpste seine Partei durch Verleihung von Pfründen und Benefizien zu stärken und an sich zu fesseln suchte. Die Concilien zu Constanz und Basel hatten sich vollauf mit dieser Angelegenheit zu befassen. Durch das Wiener Concordat (1448) erhielt der päpstliche Stuhl außer den bereits bestehenden Reservationen noch die Besetzung aller in den ungeraden Monaten (Januar, März u. s. w.) zur Erledigung gelangenden Pfründen zugesichert. Ausgenommen blieben die Würden in den Kapiteln, welche nach wie vor durch Wahl besetzt wurden, die Laien-Patronate und mehr oder weniger die Seelsorgsstellen.

Wollten die Päpste durch ihre Reservationen verhindern, daß die kirchlichen Würden zum Monopol einer bevorzugten Kaste herab sänken, so wurde dieser Zweck keineswegs erreicht; denn der Adel wußte die schwachen Schranken zu durchbrechen und durch seinen Einfluß in Rom zu erreichen, was man ihm in Deutschland entziehen wollte. Wollten die Päpste auf demselben Wege der Reservationen eine innige Verbindung zwischen Rom und Deutschland herstellen, so gelang ihnen das allerdings, aber leider in einer sehr bedauernswerthen Weise.

Die Masse von Kirchenstellen, über die der Papst verfügte, zog nun eine entsprechende Masse von Klerikern, die in ihrer Heimat wenig oder gar keine Hoffnung auf ein Benefizium hatten, nach Rom; denn da war ja die Stadt der Gnaden, der Reservationen und der Dispensen. Das war die erste Klasse der Gnadensucher, und sie war schon zahlreich genug.

Ihr nach folgte bald eine bunte Gruppe: Leute von jeder Art, Adliche und Bürgerliche, die schon Pfründen besaßen, aber zu den alten noch neue oder noch bessere Pfründen, und je nachdem päpstliche Dispens von der Residenzpflicht suchten.

Eine dritte Kategorie folgte, noch unheilvoller für die Kirche. Seit man erkannt hatte, daß nicht mehr die theologischen Grade zu Ehren und Würden verhalfen, verließen diejenigen, die in der Kirche nur Fortkommen und Carrière suchten, das Studium der Theologie und wandten sich den Rechten zu, die bessere Aussichten eröffneten, da man nun mit dem Kleriker ohne Anstand die Geschäfte von Richtern oder Anwälten an den kirchlichen Gerichtshöfen verbinden konnte. Für solche Leute war Rom der rechte Ort der Wirksamkeit und des Verdienstes. Die Einen trachteten in die Bureaux der römischen Congregationen zu gelangen, Andere bildeten eine Art von Agenten und Vermittlern zwischen der päpstlichen Verwaltung und Jenen, die dort eine Gunst und Gnade suchten, sie besorgten für bestimmte Gebühren: Ernennungen, Anwartschaften, Dispensen u. dgl. Es war ein einträgliches Geschäft, und da sie an der Quelle saßen, so vergaßen sie vor Allem sich selbst nicht. Noch Andere widmeten sich den Rechtsgeschäften als Helfer, Beisitzer, Anwälte bei den kirchlichen Gerichtshöfen, wo Streitigkeiten ohne Zahl, und besonders aus dem lieben Deutschland, zur Verhandlung kamen. Einzelne kauften sich eine Stelle bei der römischen Curie; das Geld verzinste sich reichlich; denn ihnen war die Hauptsache, in Rom zu sitzen und auf Pfründen zu lauern, wie der Jäger auf das Wild. So vereinigte ein gewisser Burckard, seinem Titel nach Ceremonienmeister des Papstes, nach und nach mit der

Würde eines apostolischen Protonotars noch die Stellen eines Dechanten an St. Thomas, eines Propstes zu Haßlach, Grandval und Bamberg, und wurde endlich Bischof zu Orta im päpstlichen Gebiet, obwohl er, nach seinem Diarium zu urtheilen, eine erbärmliche Persönlichkeit gewesen sein muß; seine erste Stelle als Ceremonienmeister hatte er für vierhundert Dukaten gekauft [22].

Und das war noch nicht Alles. Der bekannte Wandertrieb der Deutschen richtete sich damals vorzugsweise nach Rom. Wenn beim Austritt aus der lateinischen Schule die Einen den Weg zur Universität nahmen, dann wandten sich die ärmsten und faulsten Schüler nach Italien. Es war für sie das gelobte Land. Leicht an Geld und Gepäck, noch leichter an Gewissen, aber stark in dem Entschluß, ihr Ziel zu erreichen und einst auf Kosten der Kirche sorglos zu leben, zogen sie heiter zur ewigen Stadt und verlachten ihre Mitschüler, die auf den langen und mühevollen Wegen des Aristoteles, der Digesten oder der Summa des Thomas von Aquin wandelten. In Rom angekommen, waren sie wenig besorgt, ihren Unterhalt zu erlangen. Man fand sie überall: in den Vorzimmern, in den Dienststuben, in den Küchen, sogar im Jägerhaus und im Pferdestall; sie trugen die Livrée, geschmeidig im Dienst, bei Gelegenheit Schelme, wurden sie endlich Kammerdiener und Lieblinge ihres Herrn, und Dank seinem Einfluß und ihren eigenen Schleichwegen erlangten sie früher oder später das Ziel ihrer Wünsche: die Anwartschaft auf eine Pfründe. Ja, die Bullen wurden noch oft fabrizirt und gefälscht, und Dispensen ohne Wissen des Papstes ausgefertigt. Es war auch damals noch richtig das Wort, das im 13. Jahrhundert Freidank gesprochen hat:

Ze Rome ist manic valscher list,
dar an der babst unschuldic ist.

Und das ist ja noch immer eingetreten: wenn der Einzelne den großen Umfang der Geschäfte nicht übersehen kann, dann *sündigen Andere* auf seinen Namen.

Waren einmal die Bullen fertig, dann beeilten sich die Glücklichsten, jene nämlich, die sich zu Rom eine Stellung errungen hatten, sich in den Besitz ihrer Benefizien zu setzen, was durch einen Bevollmächtigten geschehen konnte, und verzehrten in Rom ihre deutsche Pfründe. Die Anderen zogen ihre Livrée aus, kehrten in die Heimat zurück und legten, mit ihrem Gnadenbrief bewaffnet, bald ihre Hand auf das ersehnte Benefizium, nicht selten mit welscher Unverschämtheit auf ein solches, das ihnen gar nicht zukam. Daher eine Menge von Prozessen, ein Krieg von Kniffen und Rechtsverdrehungen, der gewöhnlich damit endigte, daß der Römling, wenn nicht das Benefizium, doch eine lebenslängliche Rente aus demselben erhielt. Und diese habgierigen Menschen kannten kein Maß, sie schreckte keine Verantwortlichkeit, wie sie etwa aus der Häufung der Pfründen hervorgehen könnte; immer auf dem Anstand, um nach neuen Vakanzen zu jagen, verbrachten sie ihr Leben in Ränken, und, obwohl reichlich mit Pfründen begabt, verschmähten sie auch kleinen Profit nicht und nahmen bis herunter zu kleinen Vikarien, die nur 3 bis 4 Gulden eintrugen, wie uns Wimpheling erzählt [23]. Um die Pflichten ihres Standes kümmerten sie sich nicht; wie der nachgeborene Adel waren sie in den Dienst der Kirche getreten, nur um von der Kirche zu leben, und wie zu leben? In Schwelgerei, Genuß, Müßiggang und recht oft in Lastern. Vornehm wie Gering beutete die Kirche aus und bereitete ihr Schande.

So erklärt es sich, daß diese Curtisanen zu den verächtlichsten Sorten von Menschen gezählt wurden, daß die Volksmassen Ehrfurcht und Liebe gegen Religion und Kirche verloren und am Tage der Prüfung sich unter die Fahne der Neuerer stellten. Noch eine andere Folge hatte dieser Zustand speziell für Deutschland: es entwickelte sich zwischen einem Theil der Weltgeistlichkeit und den Gelehrten desselben Standes, besonders den Universitätslehrern, ein scharfer Gegensatz und ein unvertilgbarer Haß.

Diesen Curtisanen, einst Bedientenseelen, jetzt frechen Emporkömmlingen, vertraut mit allen Rechtskniffen und reich ausgestattet mit Pfründen, aber meist ganz unwissend in Philosophie und Scholastik — ihnen standen Gelehrte und Professoren gegenüber, den Nebenbuhlern unendlich überlegen in Gesinnung und Bildung, aber nicht gemacht für Intriguen und Speichelleckerei. Und diese Gelehrten fanden sich, wenn sie in ehrlicher Weise Versorgung suchten, auf Schritt und Tritt von solchen ehr- und geldbegierigen Abenteurern bekämpft, überlistet und verdrängt. Da entstand in ihnen eine tiefe Abneigung gegen ihre verächtlichen, aber glücklicheren Gegner. Wimpheling, ein Freund Geilers, der zweimal das Terrain derartigen Gegnern räumen mußte, hat sich zum beredten und erzürnten Dolmetscher seiner Mitbrüder und Leidensgenossen gemacht.

Man soll, so verlangt er, einen Theil der Pfründen den Gelehrten und theologisch Gebildeten reserviren, und zwar nach den Bestimmungen des Concils von Basel wenigstens zwei Präbenden an jedem Kapitel. „Wohl wäre es eine heilsame Maßregel und eine Ehre für die Päpste, wenn sie ungebildete junge Leute nicht zum Priesterthum zulassen und ihnen nicht ferner kirchliche Würden und wichtige Pfarreien übertragen wollten; wenn neben denen, die in der Küche, im Pferde- und Hundestall gedient haben, auch studirte Männer zu wichtigen Kirchenstellen gelangen könnten und nicht, gegen Recht und Billigkeit und gegen die Dekretalen, von den Stiftspfründen ausgeschlossen wären. Bei diesen Männern würden die Päpste bessere Hülfe zur Ausrottung der Schismen und Aergernisse finden, als bei gewesenen Maulthiertreibern und Gerichtsgehülfen. Wollte man gelehrte und fromme Männer nicht von den Benefizien ausschließen, die Kirche würde dabei gewinnen, die schändliche Anhäufung der Pfründen in einer Hand würde aufhören, und manches Gebet und Meßopfer für Papst und Kaiser dargebracht werden."

Es fehle nicht, sagt er weiter, an studirten und gelehrten

Männern in Deutschland und namentlich im Elsaß, die es verschmäht hätten, ihre besten Jugendjahre mit erniedrigenden Diensten zuzubringen; sie würden gern die Pfarrseelsorge übernehmen und gewissenhaft führen, wenn ihnen nicht dazu, so gut wie zu den Stiftspfründen, der Zugang verschlossen wäre.

Solche Klagen und bitteren Tadelsworte wurden den Studirenden keineswegs vorenthalten, und so verbreitete sich in den gebildeten Schichten eine tiefe Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen, die sich naturgemäß auch auf die Häupter der Kirche erstreckte, von denen mehrere, wie Innocenz VIII., Alexander VI., ohnedieß sich nicht des besten Rufes und geringer Sympathien erfreuten. Doch muß man Wimphelings Mäßigung anerkennen; er meint, die Päpste kännten nicht den ganzen Umfang des Uebels, wüßten nicht, daß in Deutschland nicht selten ein Mensch ohne Wissen und Befähigung durch Anhäufen von Pfründen so viel Einkommen erziele, als zwei Bischöfe in Italien. Wüßten sie es, sie würden sicher die Mißbräuche abstellen. Er gesteht zu, daß ja auch Einzelne im Dienste der römischen Kurie sich Verdienste um die Kirche erwerben möchten; dem bescheidenen Manne, der in Rom auf erlaubten Wegen ein Kirchenamt erwarb und nicht auf die Pfründenjagd geht, will er seine Stelle gern gönnen, wenn er sie gewissenhaft auszufüllen sucht.

Aber nicht bloß in der gelehrten Welt, sondern auch bei den Fürsten und bei dem gewöhnlichen Volke fanden die unaufhörlichen Klagen über die Curtisanen und die Anhäufung der Pfründen in ihren schmutzigen Händen starken Wiederhall. Es ist gewiß bezeichnend, daß jene Aufhetzer der elsässischen Bauern im Jahr 1493, die den unter dem Namen „Bundschuh" bekannten Aufruhr zum Ausbruch brachten, sich auch dieser Anhäufung von Benefizien als Agitationsmittel bedienten. Und nun vergesse man nicht, daß wir hier am Vorabend der Reformation stehen.

Allerdings machten besonders die Concilien wohl zahlreiche

Anstrengungen, um das Uebel zu heben; aber es waren halbe Maßregeln, die immer noch die Thüren offen ließen, durch welche die Mißbräuche wieder eintreten konnten. Es bedurfte gründlicher Maßregeln: das Concil von Trient ergriff sie, indem es den päpstlichen Anwartschaften ein Ende machte und die Erziehung zum geistlichen Stande vorschrieb; die Vorsehung that das Uebrige durch die Hände jener Kirchenräuber, die gegen ihren Willen die Pläne der göttlichen Vorsehung durchführen und zur Läuterung des Priesterthums und der Kirche beitragen mußten. „Die Ungerechtigkeit der Menschen steht im Dienste der göttlichen Gerechtigkeit," sagt Frau von Schwetchin.

Es wäre eine müßige Frage, warum denn die Bischöfe, die natürlichen Vertheidiger des Heiligthums, sich nicht dem Uebel entgegenstellten, das krebsartig ohne Aufhören zunahm. Was war zu erwarten von Männern, die oft selbst nicht Priester waren und ihr Leben in Händeln mit ihrem Domkapitel oder im Krieg mit ihrer bischöflichen Stadt verbrachten? Konnte man von ihnen verlangen, die Gesinnungen und Handlungen zu bekämpfen, denen sie die Erhebung auf den Bischofssitz verdankten? sich der Anhäufung von Pfründen zu widersetzen, wovon sie das Beispiel gaben? vom Priesterstand jene fern zu halten, die nicht Beruf, nicht Kenntniß, noch die andern nöthigen Eigenschaften hatten? Sie waren ja selbst nicht damit versehen; die Bischofswürde war ihnen vor Allem eine weltliche Stellung, das Bisthum eine Domäne, um ausgebeutet zu werden; die Sorge für die Seelen war ihre letzte Sorge; hatten sie nicht einen Weihbischof, dem solche Sorgen und Geschäfte zufielen, einen Bischof im Kittel, wie der Volkswitz ihn nannte? So waren diejenigen, die auf der Warte stehen sollten, selbst zum Feinde übergegangen. Und wundern mag es nicht, wenn die Päpste mit der Besetzung zahlreicher Pfründen auch die Entscheidung vieler Rechtsstreitigkeiten an sich zogen, die ursprünglich den Bischöfen zugestanden hatte. Unglücklicher Weise hat aber auch die Centralisation ihre großen Nachtheile. Hier

beschränkte sie noch weiter das Ansehen der Bischöfe, das ohnedieß im Mittelalter schon eingeschränkt genug war.

Denn ihnen gegenüber standen Domkapitel und Stifte in fast vollständiger Unabhängigkeit; die Besetzung der Benefizien war den Bischöfen zum großen Theil durch das ausgedehnte Patronatsrecht entzogen; wo sie selbst Verleiher waren, sahen sie sich durch päpstliche Reservation eingeschränkt. Ohne Zweifel gaben die Kirchengesetze ihnen das Recht und machten es ihnen zur Pflicht, Untaugliche nicht zuzulassen. Aber bis zur absoluten Unwürdigkeit ist ein großer Schritt, und für ein Benefizium ohne Seelsorge standen die wissenschaftlichen Erfordernisse nicht hoch über dem Nullpunkt. Schon Gerson klagt, und Wimpheling mit den bestgesinnten Männern seiner Zeit stimmt ihm bei, daß die Bischöfe es mit Ertheilung der Priesterweihe viel zu leicht nähmen, und ihre Gehülfen keine Stütze fänden, wenn sie strenge verfahren wollten. So strömte durch die offenen Thore allerlei Volks ein, es entstand ein Klerus aus den verschiedensten Elementen, fremd untereinander, fremd dem Bischof, nicht selten auch der Diöcese, ein buntes Gemisch von Theologen, Kanonisten und Abenteurern, von Adelichen und Bürgerlichen, ohne Standesgeist, verbunden nur durch Ehrgeiz und Begehrlichkeit und leider allzu oft durch Ausschweifungen. Gewiß waren Ausnahmen nicht selten; aber mochten die Guten selbst die Mehrheit ausmachen, eine lasterhafte Minderheit reichte hier, wie immer, aus, um einen ganzen Stand zu entehren.

Nun hätten die Bischöfe ausgestattet sein müssen mit einer Macht, ebenso groß wie die auftretende Zügellosigkeit; aber im Gegentheil, wollten sie handelnd vorgehen, so fanden sie tausend Hindernisse. Sahen die Schuldigen sich bedroht, alsbald stellten sie sich unter Laienschutz: der eine ließ sich zum Bürger einer Stadt oder zum Mitglied einer mächtigen Genossenschaft machen; der zweite verbarg sich hinter seinem hochgestellten Patron; der dritte appellirte nach Rom. So konnte selbst der

gewissenhafteste Bischof nicht leicht durchdringen. Der weniger gewissenhafte ließ die Dinge gehen, wie sie gingen.

Reicht das Vorstehende schon aus, um den Verfall des Klerus im 15. Jahrhundert zu erklären, so kommt doch noch eine mächtige Ursache dazu: der Mangel von Priester-Seminarien. Einst wurden die jungen Kleriker im Schatten der Domkirchen unter der Leitung des Scholasters erzogen; diese Stiftsschulen verödeten, trotz der Bemühungen einiger Päpste, mit dem Aufblühen der Universitäten, an die nun auch die Theologen sich begaben. Gewiß verlor die Wissenschaft daran nichts; aber das lärmende und oft ungeregelte Studentenleben war doch — bei vollständigem Mangel einer abschließenden Seminar-Erziehung — eine wenig tröstliche Vorbereitung auf das Priesterthum. Manche mochten unversehrt durch das Universitätsleben hindurchkommen; aber gewiß Viele, ohne Sinn für Frömmigkeit und inneres Leben, ohne geistliche Führer und Anregung, hielten auch als Priester die früheren verweltlichten Gewohnheiten bei. Noch viel weniger konnte man von den adelichen Herren, die von ihrer Jugend auf für die Tonsur bestimmt waren, und von den römischen Curtisanen erwarten. Hier war jeder Versuch der Reform überflüssig und von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt.

Geiler kannte die Lage der Dinge recht gründlich, daher suchte er das Uebel an der Wurzel anzugreifen und vom Priesterstand Alle fern zu halten, die keinen wahren Beruf hatten. Hier soll man, betont er, kein leichtfertiges und müßiges Leben, keinen Reichthum, keine Carrière suchen. „Wir Priester sollen die Betrachtung pflegen; unser Beruf besteht nicht darin, Pfründen anzuhäufen, nicht mit einer Kavalkade von 60 Pferden daherzureiten, sondern ein beschauliches Leben zu führen." — Aber schon die Eltern betrachten den Priesterstand als Versorgungsanstalt: „er darf kein Sorg haben", heißt es da, „er ist Pfaff, er ist wol versorgt". „Das Allerunglückhafteste, das *wir nur* immer haben, das geben wir Gott dem Herrn. Ist

unter deinen Kindern ein lahmer Krüppel (du wolltest, daß er wäre, wo der Pfeffer wächst): Ei, sprichst du, er gibt einen guten Pfaffen; wir wollen einen Mönch aus ihm machen; es gibt eine gute Nonne und soll ohnedem nicht in die Welt. Nicht anders, als wie man auch St. Antonius oder St. Valentin opfert. Ist da ein Huhn, das den Pips hat: wohlan, sprichst du, ich will es nur St. Velten geben. Oder hast du ein lahmes Ferkel, das finnig ist: es ist eben recht, sprichst du, ich will es St. Antönchen verehren. Also auch opfern wir Gott dem Herrn unsere Kinder." [24]

„Ach, wie Viele," so ruft er aus, „haben den priesterlichen Charakter, ohne einmal in ihrem ganzen Leben Messe zu lesen! Andere lesen drei- oder viermal im Jahr. Was soll ich sagen von der Nachlässigkeit in der Seelsorge? Man trägt den Namen Seelenhirt und kümmert sich nicht um die Schafe, nicht durch Predigt, nicht durch die Sakramente, nicht durch gutes Vorbild."

Er weist hin auf Christus, das erhabene Muster eines guten Hirten, auf die Apostel, die Säulen und lebendigen Mauern der Kirche: „Wehe uns! der Zaun um des Herrn Weinberg ist zerstört, ein Jeder beraubt und plündert ihn. Ein anderer Zaun ist aufgeführt, ein Zaun von Ranken und Dornen, von Lastern und Gottlosigkeit. Die Christenheit ist zerstört von oben bis unten, von dem Papst bis auf den Sigrist, von dem Kaiser bis auf den Hirten; darum geht es so schlecht."

Doch mäßigt er wieder den letzten allgemeinen Ausspruch: „Darumb als ein münch ein bub ist, darumb soltu nit alle münch buben schelten; darumb das ein pfaff unrecht thut, darumb sind nit alle schelck." Er freut sich, tugendhafte Priester, wie den Johann Creutzer, den Johann Rot, und musterhafte Bischöfe, wie die von Worms, Bamberg und Trient, namhaft machen zu können [25].

Auch in Straßburg war die große Menge von Pfründen in verhältnißmäßig wenigen Händen aufgehäuft. Das Münster-

stift hatte 36 Kanonikate, das von St. Thomas 20, Alt-Sankt Peter 17, Neu-Sankt Peter 15, Allerheiligen 12. Und dann kamen noch die Stifts-Vikare und die sogen. Summissare (so genannt, weil sie anstatt der Stiftsherren das Hochamt — summam missam — hielten); am Münster waren ihrer 63 und außerdem noch 38 Kaplaneien. Mochten einzelne von den letzten Stellen zum Unterhalt eines Priesters nicht ausreichen, die Kanonikate thaten es sicher. Und doch war hier die Cumulation der Pfründen etwas ganz Gewöhnliches, und mit den Straßburger Kanonikaten meistens noch solche zu Köln, Trier, Mainz, Augsburg, Bamberg in einer Hand vereinigt. Ja, der geistliche Geldgeiz hatte ganz richtig berechnet, daß eine Präsenz, weil man dann an dem betreffenden Stifte residiren mußte, viel theurer zu stehen kam, als eine Absenz. Wer also viel Absenzen hatte, war ein glücklicher Mann. Darauf beziehen sich die strafenden Verse des Sebastian Brant:

„Merk: wer vil pfründen haben well,
Der letzten wart er in der hell:
Do wurt er finden ein presenz,
Die me dut, dan hie sechs absenz.“ [26]

Natürlich bekämpft auch Geiler dieses verderbliche System. Er zeigt uns diese fetten Pfründner, wie sie stets auf der Reise sind von Straßburg nach Worms, von da nach Speier, nach Konstanz, Würzburg — „und unterdeß fällt Kirche und Chor in Ruinen und die Seelen verderben“. Man stellt, wenn es sein muß, einen Vikarius an; aber das ist ja ein Unsinn; denn dann könnte ja auch ein jeder Bauer auf dem Schwarzwald oder Kochersberg, ja wohl noch gar ein Weib mit Pfründen versehen werden. Man stützt sich auf die zu Rom erhaltene Dispens; aber eine Dispens gilt nur, wenn sie auf ausreichende Gründe gestützt ist, sonst ist sie null und nichtig. Eine Dispens ohne hinreichende Gründe ist nichts anderes als eine Anweisung auf die Hölle. („Ita dispensari est cum licentia *infernum intrare.*“) [27]

Gegen die Verleihung der Domherrnstellen an Adeliche allein ruft Geiler den schon berührten Kanon Gregors IX. an. Vor Gott und seiner Kirche sind alle Menschen gleich. Den Patronen aber, die ihre Blicke bei Verleihung von Benefizien vor allen auf ihren Verwandten und Freunden ruhen lassen, schärft er das Gewissen. — Da sagt der Herr aus einem großen Hause: Hier habe ich einen von meinen Leuten, er wird schon predigen und Messe lesen, spielen und den Falken steigen lassen kann er schon. Wenn nun so viel schlechte Priester da sind, ihr habt es nicht anders gewollt. — Sprecht nicht: der Prediger thut selbst nicht, was er predigt. Ich weiß wohl, ihr freut euch, neben den vielen rechtschaffenen Predigern auch solche zu finden, die euch eine Entschuldigung für eure Laster an die Hand geben. Wenn ich euch von dieser Kanzel aus Gold- und Silberstücke zuwürfe, würdet ihr sie verschmähen und sagen: wir wollen sie nicht aus unreiner Hand? Warum denn, wenn wir euch das Gold und Silber der Tugenden, der Gnaden, der göttlichen Gebote zuwerfen? Was ist denn der Grund für den Unterschied, den ihr zwischen irdischen und himmlischen Gütern macht? Es gibt nur einen: wenn man mit einem Freunde brechen will, dann hat man bald einen Grund gefunden.

Beklagenswerthe Zeit, da Geiler sagen konnte: „Wenn es so viele schlechte Priester gibt, so kommt es daher, weil ihr sie nicht anders wollt, weil ihr sie der Kirche aufdrängt, weil ihr die Gesetze der Kirche nicht achtet!" Sah man in dem Betragen so mancher Priester einen Vorwand, um' sich über göttliche Gebote hinwegzusetzen, so noch mehr, um sich dem Gehorsam gegen kirchliche Oberen und Kirchengebote zu entziehen. Wie oft nimmt Geiler Veranlassung, diese Pflichten gegen die Kirche einzuschärfen und die Waldenser und Brüder vom freien Geiste mit ihren gegentheiligen Grundsätzen zurechtzuweisen! Und auch die schweren und unglücklichen Folgen der Excommunikation unterläßt er nicht zu schildern, obgleich sein Herz blutet darob, daß diese Kirchenstrafe so oft ohne Maß und aus den

nichtigsten Gründen verhängt und dadurch in ihrer Wirkung so tief geschädigt worden war.

VI.

Die Orden und das Bedürfniß ihrer Reform.

„Vom 7. bis zum 9. Jahrhundert sind es die Benediktiner, welche Belgien, England, Deutschland und Skandinavien für die Kirche erobern und den Gründern aller abendländischen Reiche die unentbehrlichen Gehülfen für die Begründung der christlichen Civilisation darbieten. Im 10. und 11. Jahrhundert führen eben diese unter der mächtigen Leitung von Cluny concentrirten Benediktiner den siegreichen Kampf gegen die Gefahren und Mißbräuche der Lehensherrschaft. Im 13. und 14. Jahrhundert erhalten und verbreiten die neuen, von den heiligen Franziskus und Dominikus und ihren Nacheiferern gegründeten Orden überall die Herrschaft des Glaubens über die Seelen und die gesellschaftlichen Zustände." So spricht sich der jüngste Geschichtschreiber des Mönchthums, Graf Montalembert, aus. Was hat er von unserem 15. Jahrhundert zu melden? „Es war dieß," sagt er, „die Zeit, in welcher die älteren Orden den Geist ihres ursprünglichen Eifers verloren hatten, und wo kein neues religiöses Institut entstand, um den christlichen Geist zu verjüngen." [28]

Auch Elsaß verdankt seine Civilisation den Benediktinern, deren Niederlassungen von den Merovingern, von Pipin und Karl dem Großen, von den Freigrafen des Landes wie von den Herren des 12. Jahrhunderts befördert und beschenkt wurden. Das älteste der Benediktiner-Klöster ist Maurmünster, gegründet gegen 590 durch St. Leobard, einen Schüler des hl. Columban; Oswald, ein Schüler des Papstes Gregor des Großen, brachte bald nachher eine Kolonie von Benediktinern aus Italien nach St. Gregors Münster im Thal. Dann

entstanden Ebersmünster bei Schlettstadt, Weißenburg, Surburg bei Hagenau, Haslach, St. Thomas in Straßburg, St. Sigismund und Hohenburg, das Kloster der hl. Odilia: alles Stiftungen des 7. Jahrhunderts. Die folgenden Jahrhunderte sind ebenso fruchtbar an Klosterstiftungen, von denen ich hier St. Stephan in Straßburg, Niedermünster, Murbach, Eschau, Erstein, Andlau, Altorf, Craufthal, Seltz, Walburg, Biblisheim; die Cisterzienser-Klöster Lucelle (Luciscella), Baumgarten, Schönensteinbach, Pairis, Königsbrück, Michelfeld erwähne. Der berühmte Manegold beförderte besonders die Klöster nach der Regel des hl. Augustin, die sein Freund Ivo von Chartres verbessert hatte. Dieser Regel folgten: Marbach, Goldbach, Oelenberg, Ittenweiler, St. Arbogast bei Straßburg, Truttenhausen, gegründet von der berühmten Herrad von Landsberg. Außerdem waren fast alle andern Orden vertreten: Wilhelmiten, Prämonstratenser, Karthäuser, Karmeliten, Eremiten vom hl. Augustin, Dominikaner und Franziskaner; dann die Ritterorden: Templer, Johanniter, Deutschritter.

Die Diözese Straßburg, damals auf beiden Seiten des Rheins gelegen, jedoch auf dem linken Rheinufer lange nicht so ausgedehnt als jetzt, hatte doch auf diesem linken Rheinufer nicht weniger als sieben Benediktiner-Abteien. Straßburg allein hatte Augustiner, Karmeliter, Franziskaner, Wilhelmiten, Dominikaner, vier Klöster Dominikanerinnen, zwei Clarissen-Klöster, regulirte Chorherren vom hl. Antonius, Pönitenten, und außerhalb der Stadt Chorherren nach der Regel des hl. Augustin zu St. Arbogast und Karthäuser.

Leider hatte zu Geilers Zeit derselbe Verfall, der das Bild des Weltklerus so unerquicklich macht, auch die Klöster ergriffen; und stufenweis mit diesem Verfall war ein allerdings übertriebenes, aber allgemein verbreitetes Gefühl von Mißachtung an die Stelle der tiefen Verehrung getreten, welche die katholische Welt so lange den großen Orden geweiht hatte [29].

Man forscht nach den Gründen eines solchen Verfalls. Auch diese geistlichen Orden stehen unter dem Gesetze der menschlichen Schwäche, wie alle irdischen Einrichtungen. „Noch war es keiner menschlichen Stiftung verliehen, immerdar ausgezeichnete Früchte hervorzubringen," sagt Montalembert. Man muß gewiß anerkennen, wie besonders der Benediktiner-Orden durch immer neue Reformen und Congregationen dem vordringenden Uebel widerstand; selbst das nicht mit Unrecht so übel beleumundete 15. Jahrhundert hat zur Auffrischung die Bursfelder Congregation gebracht, der sich vom Jahr 1485—1520 alle Benediktiner-Abteien der Diözese Straßburg anschlossen. Aber so glücklich waren die anderen Orden durchweg nicht; neben den Franziskanern von der strengen Observanz lebten im 15. Jahrhundert die Conventualen, bei denen die Ordensregel nur ein Andenken alter, vergangener Zeiten war und die mit dem heftigsten Haß ihre strengeren Brüder verfolgten.

Das Unheil lag vorzüglich in der allzu großen Selbständigkeit, welche den Klosterleuten die freie Wahl ihrer Vorsteher gewährte. Was einst in wilden Zeiten eine Schutzmauer war gegen fremde Eingriffe, wofür die klösterlichen Genossenschaften einst bis auf's Aeußerste gekämpft und gelitten hatten, das Palladium der freien Wahl, das war jetzt vom Uebel. Neigte die Mehrheit in einem Convent der Lauheit zu, dann wurde ihre Wahl eine Befestigung dieser Lauheit und ein weiterer Schritt auf der abschüssigen Bahn. Die fast vollständige Unabhängigkeit der einzelnen Häuser ließ von den General-Oberen nicht viel erwarten. Die Bischöfe wurden ferngehalten durch die Exemtionen, auch wieder eine zur Zeit heilsame Einrichtung, die in anderen Zeiten nur verderblich wirkte, und uns lehrt, wie jedes Ausnahmegesetz, wenn es die Zeit des Bedürfnisses überlebt, zum Verderben ausschlägt. Die ersten sechs Jahrhunderte kannten solche Exemtionen nicht; das Concil von Chalcedon (451) unterwirft in feierlicher Entscheidung die Klöster den Diözesan-Bischöfen. Dann kommen vereinzelt Exemtionen vor;

häufiger wurden sie, als es galt, die friedlichen Söhne und Töchter des hl. Benediktus gegen die Gewaltmaßregeln kriegerischer Bischöfe zu schützen. Päpste, Könige und Kaiser kamen dahin überein, zwischen den Mönchen und den Bischöfen die Schranke der Exemtion aufzuführen. Als dann in den schweren Kämpfen zwischen Papst und Kaiser so viele deutsche Bischöfe auf Seiten des letzteren und gegen den Papst, die Mehrzahl der Klöster aber auf päpstlicher Seite standen, da fuhren die Päpste, gewiß in vollständig erklärlicher Weise, fort in der Begünstigung der Mönche durch Exemtionen und Privilegien.

Weiterblickende Augen sahen schon damals das Unheil: der hl. Bernhard erhob seine mächtige Stimme gegen die Exemtionen, Johann von Salisbury, Peter von Blois traten für die Bischöfe ein, der hl. Franziskus erklärte sich förmlich gegen jede Exemtion. Auch die Päpste suchten einzulenken, und Bonifaz VIII. erklärte, die Klöster seien nur als Klöster exemt, aber in Allem, was Seelsorge betrifft, den Bischöfen unterworfen. Da kam das Exil der Päpste zu Avignon und das abendländische Schisma, Päpste und Gegenpäpste vertheilten nun wiederum Exemtionen mit freigebiger Hand. Das Konstanzer Concil dagegen suchte die Quelle des Unheils zu verstopfen, Martin V. versprach, die Exemtionen möglichst zu beschränken; erst das Trienter Concil schaffte auch hier wieder reine Bahn. Unterdessen waren diese alten Exemtionen das größte Hinderniß für jede ernstliche Reform. „Wen man schon etwas gutes wil anfahen und reformiren," sagt Geiler, „so hat man da das privilegium, da den brieff, da den ußzug." [30]

Eine andere Ursache des Verfalls der Klöster war ihr Reichthum. War dieses Vermögen auch so ehrlich und rechtlich erworben, wie kaum ein anderes, es hörte darum nicht auf, für die Besitzer verhängnißvoll und verderblich zu werden, einerseits weil es die Handarbeit beseitigte, andererseits weil es das Commendenwesen, diese Geißel der Klöster vom Anfange des Mittelalters an bis zur französischen Revolution, ausbildete.

Durch die Commende nämlich wurde der Abtstitel mit einem großen Theil der klösterlichen Revenüen einem auswärtigen Geistlichen, oft gar einem Laien übertragen — Alles natürlich mit Dispens.

Von Laien stammte auch der abscheuliche Mißbrauch, Kinder bereits in ihren unmündigen Jahren in die Klöster zu thun; Montalembert nennt das „gezwungenen Beruf". In den guten Zeiten des Mönchthums findet man von diesem Mißbrauch nur einzelne Spuren, wie ein Unkraut wuchert er zur Zeit des Verfalls und der Erschlaffung, wo Eigenliebe und Familien-Rücksichten in den geistlichen Oberen nicht selten bereitwillige Mitschuldige fanden. Von dieser Krankheit des „gezwungenen Berufes" waren besonders die nicht reformirten Klöster heimgesucht; war es hier der Mangel, dort die Hoffnung, einst eine Stütze zu finden, so doch in den meisten Fällen die Begier, das Vermögen in die Hände e i n e s bevorzugten Kindes zu bringen, was diese verruchte Gewohnheit aufrecht erhielt.

Auf diesem Wege konnten sich die Klöster wohl mit Männern und Frauen ohne Beruf bevölkern; man braucht sich nicht zu wundern, wenn es damals so viel schlechte Klosterleute gab. Gezwungen, ein Joch zu tragen, das sie nicht gewählt hatten, suchten diese Unglücklichen die Schwere dieses Joches in jeder Weise zu erleichtern; eine Generation verdarb die andere; und durch ein verkehrtes Mitleiden verführt, waren die Eltern, die ihre Kinder gegen deren Willen dem Klosterleben geweiht hatten, nunmehr noch die ersten, die sich dagegen erhoben, wenn man sie durch Reformen zu guten Klosterleuten machen wollte.

Doch vergessen wir nicht, um diesen großen Institutionen die gebührende Gerechtigkeit zu erweisen, daß der Verfall am Ende des 15. Jahrhunderts weder allgemein, noch hoffnungslos war. Für die Benediktiner war durch die Bursfelder Einigung, für die Augustiner von Sachsen her eine Reform gekommen; Bernhardin von Siena hatte in vielen Franziskaner-Klöstern die *strenge* Observanz eingeführt; seit dem Ende des 14. Jahrhun-

derts vollzog sich auch bei den deutschen Dominikanern eine heilsame Reform.

Auch in Straßburg glichen sich die Klöster nicht im Entferntesten. Auf der niedrigsten Stufe standen wohl die zwei Clarissen-Klöster; dort war das Verderben tief eingedrungen, die Schwestern besuchten ohne Bedenken die allerweltlichsten Zusammenkünfte, und ihr Thor stand Jedem offen. Zur Zeit der Reformation verließen sie Kirche und Kloster und baten den Magistrat, ihnen anständige Ehemänner zu verschaffen. Die Stadt nahm das Kloster in Besitz und überließ es den Damen, sich selbst mit Ehemännern zu versehen. Im Hinblick auf diese sauberen Töchter der hl. Clara mochte Geiler, wie Wimpheling berichtet, das harte Wort aussprechen: lieber wollte er, seine Schwester würde eine Dirne, als daß sie in ein regelloses Frauenkloster, selbst als Aebtissin, einträte; in dieser letzten Stellung würde sie alle Ehre genießen, als „gnädige Frau" angeredet und auf den Knieen begrüßt werden — und mit eingeschläfertem Gewissen der Hölle zueilen, während eine Prostituirte, unter der Last ihrer Schande gebeugt, zuletzt doch noch in sich gehen und Buße thun möchte[31].

Augustiner, Karmeliter, Dominikaner und Franziskaner waren ebenfalls sehr entartet; keines der Straßburger Klöster hatte, scheint es, die Reform angenommen. Diese Mönche unterhielten einen langen Krieg mit den Weltgeistlichen — es handelte sich hauptsächlich um Pfarrzwang, Pfarrechte, Beichte, Communion und vorzüglich um Begräbnisse (ultimum vale) — eine Einigung wurde im Jahre 1493 durch den bischöflichen General-Vikar Andreas Hartmann von Eptingen erzielt, ohne indeß auf die Dauer zu helfen. In diesen Mönchen fand Geiler die erbittertsten Widersacher, als er sich der zum Tod Verurtheilten annahm. Doch gab es auch hier neben den schlechten Elementen noch untadelhafte Klosterleute; nicht von allen galt Geilers Tadel, daß sie „in der Tabern hinter dem spilbrett und gutem wein sitzen, wo einer zu dem andern spricht: sursum corda, seind gutes mutes." [32]

Einen tröstlicheren Anblick boten die anderen Straßburger Klöster: Karthäuser, Wilhelmiten, Hospitaliter, Dominikanerinnen und Pönitenten.

Dieser Lage der Dinge gegenüber war Geilern sein Verhalten vorgezeichnet. Er war durchaus kein Feind der Mönche und Nonnen, zu dem man ihn protestantischer Seits, gestützt auf einzelne, allerdings nicht immer so genau berechnete und eingeschränkte Aeußerungen, machen wollte. Nein, er ehrte das Klosterleben, er liebte rechtschaffene Klosterleute, er zählte unter ihnen manche Freunde und Anhänger. Aber schlechte Mönche und Nonnen verfolgte er mit heftiger Erbitterung, mit der ganzen Schärfe seines strengen Wesens, mit jener äußeren Rücksichtslosigkeit, die den rauhen Sitten der Zeit entsprach. Den Bischof sowohl als den Magistrat regte er zu öfteren Malen an, die Reform der verweichlichten Klöster in die Hand zu nehmen. Klosterleute und ihre Familien widerstrebten; die Herren vom Magistrat weigerten sich, an die Gesalbten des Herrn zu rühren, hatten sie doch Söhne, Töchter, Verwandte und Freunde in den zu reformirenden Klöstern.

Den Bischof indessen brachte Geiler dahin, daß er in der Abtei der adlichen Stiftsdamen an St. Stephan in Straßburg wieder Regel und Ordnung einführte. Zwar drohten auch diese Damen mit Widerstand und Appellation, aber sie mußten sich schicken. Doch bald kehrten die alten Unordnungen zurück; Bischof Albert visitirte persönlich die Abtei, und nachdem er sich von den vorhandenen Uebelständen überzeugt hatte, ernannte er eine Commission, die aus dem Propst zu St. Thomas, Johannes Geiler, dem Generalvikar Andreas Hermann von Eptingen und Johann Symler bestand. Diese Commission revidirte und verschärfte die Statuten, wodurch denn wenigstens einiger Erfolg scheint erzielt worden zu sein; die Stiftsdamen widerstanden denn auch dem ersten Andrang der Reformation und fielen erst im Jahre 1541 ab.

Geiler beschränkte sich nicht auf diese Schritte. Er suchte

auch in Reden auf das Volk zu wirken und durch dieses einen heilsamen Druck auf die widerstrebenden Ordensgemeinschaften auszuüben. Er verlangte vor Allem, daß sie in Frieden und als Helfer der Pfarrgeistlichkeit wirken sollten. „Die münch seind den priestern geben zu helfferen, daß die seelen wohl geweiset werden zur ewigen selikeit. Das sollen die priester gedenken, und sollen die ordenslüt gedenken und sich nit über die pfarrer erheben, wan sie nit den priestern geben sein zu schaden, und gedenken das sie beid knecht seind eines herrn, münch und pfaffen.“ Er tadelt nicht minder die Eifersüchteleien und Händel der Orden unter sich, das bekannte Pochen auf höheres Alter des Ordens, größere Heiligkeit des Stifters, größere Gelehrsamkeit seiner Theologen; „die ordenslüt,“ sagt er, „sein wider einander, und meint ein jeglicher, sein orden sei heiliger und höher dan der ander, und kiflen und zanken mit einander der vetter (Väter) halb: so ist **der** orden also alt, so ist **der** elter, und sant Franziskus hat mein orden gestifft, und **der** Dominici ordens, **der** Benedicti. Sie soltens nit thun. Christus der Herr ist unser aller apt, und wir sein alle under ihm; darumb hinder kein orden den andern und veracht in nit, wan wir allesamen **ein** orden sein und Christus ist unser aller apt.“ ... „Auch sollen sie leren die andern nit verachten umb irer doctores willen und irer meinung. So ist **der** ein Thomist, **der** ein Scotist, **der** ein Albertist, **der** ein Ockamist, und nent kein münich ein lerer eines andern ordens. Ein barfüßer münich, ja wol das er Thomam allegierte, wie gut ding er sagt; ein prediger münch allegiert kein Scotum. Das ist ein thorheit. Es gilt mir alsgleich, er sei wer er wöl, dieweil er etwas guts sagt, so ist er mir ein guter lerer.“ [33]

Zugleich legte er direkt Hand an's Werk und hielt zahlreiche Predigten in verschiedenen Nonnenklöstern. Am gewaltigsten und dauerndsten zeigte sich sein Einfluß im Kloster der „Reuerinnen“ (Pönitenten) von St. Magdalena. Ihr Ordenshaus außerhalb der Stadt vor dem Judenthor war bei der drohenden

Annäherung Karls des Kühnen im Jahre 1475 nebst vielen andern Häusern vom Magistrat weggeräumt, und ihnen dafür ein Bauplatz in der damaligen Utengasse, jetzt Magdalenenstraße, gegeben worden. Am 20. Januar 1478 wurde in Gegenwart Geilers zu Kirche und Kloster der erste Stein gelegt und unserm Geiler die Leitung der Klosterfrauen übertragen. Da der strenge Mann zu viel Luxus und Wohlleben bei ihnen fand, führte er, ungeachtet der entgegenkämpfenden Einflüsse einzelner Nonnen, aber unterstützt durch den Eifer der Vorsteherin Susanna Horwartin, die strengere Regel des hl. Augustin ein; er flößte unermüdet diesen seinen geistlichen Töchtern den Geist ihres Standes ein, las ihnen täglich die heilige Messe, predigte ihnen öfters und übersetzte für sie mehrere ascetische Werke ins Deutsche.

Wir besitzen noch eine große Zahl von Predigten, die er hier bei den Reuerinnen und in anderen Klöstern gehalten hat. Sie zeigen uns die Gedanken Geilers über das Klosterleben und beweisen, wie Unrecht man ihm that, wenn man ihn als einen Gegner desselben hinstellte. Nichts ist, nach seiner Meinung, ruhmreicher, als Gott dem Herrn durch ein Klostergelübde geweiht zu sein; kein Stand ist erhabener und edler; dort lebt der Mensch reiner, fällt seltener, erhebt sich leichter; man überwacht sich selbst besser, man wird besser überwacht; man ist befreit von zeitlichen Sorgen und Geschäften; man empfängt reichere Gnaden; man bereitet sich besser auf den Tod und die Ewigkeit. Ja, man kann Gott nicht genug danken dafür, daß man jenen Stand erwählt hat, wo man Gott allein dient; und jeder Gedanke von Reue ist eine Eingebung des bösen Feindes [34].

Es gibt also nichts Vortheilhafteres für den Menschen, als in einen Orden einzutreten; man soll dem Berufe dazu nicht entgegentreten; ja, selbst der Gebrauch, die Kinder in frühem Alter dem Kloster zu übergeben, ist nach Geiler nicht zu mißbilligen, vorausgesetzt, es geschehe aus reiner Absicht und in ein *regulirtes Kloster* [35].

Was aber die zum Klosterleben Gezwungenen angeht, so behandelt Geiler diese schwierige Frage mit großer Weisheit; er bekämpft das früher erwähnte ungerechte Gesetz, das dem Mißbrauch Vorschub leistete; er beklagt die unglücklichen Opfer, aber er erklärt offen: einmal durch ihr Gelübde gebunden, können sie keine Lösung erwarten. Darum sucht er sie mit ihrem Geschick auszusöhnen. „Saget nicht," so ruft er aus, „mein Vater und meine Mutter haben mich ins Kloster gesteckt; möchten sie dafür bis an den Hals in die Hölle gesteckt werden! Ich gestehe es, ihre Absicht war keine gute. Aber ihr, danket vielmehr Gott, der euch aus der Welt hinausgeführt hat, suchet den Himmel zu gewinnen; Gott hat es also geschehen lassen; so betet denn für die Seelen im Reinigungsorte, besonders für eure Eltern!" [36]

Es genügt nicht, ins Kloster zu gehen, man muß auch ein wahrhaft klösterliches Leben führen. Geiler spricht von den drei Frauen, die zu dem Grabe des Herrn gingen. „Auch die Ordensleute müssen in das Grab eintreten. Was ist denn dieses Grab? Es ist nicht das Kloster; das ist nur das Aeußere, nur das Siegel an dem Grabe; das Kloster ist nur der Garten, in dem das heilige Grab sich befindet. Gott gab euch die Gnade, in den Garten einzutreten, ihr müßt nun in das Grab eindringen, d. i. in euer Herz, müßt euch hinstrecken durch Selbstentsagung, euch einhüllen in das Grabtuch eines reinen Gewissens. Streuet dann auf dieses Grab die Blumen der guten Werke, zündet an die Fackel der Erkenntniß und des Glaubens; dann sprecht die Todtengebete, betrachtet und lobet Gott!" [37]

Nicht die Kappe macht den Mönch, das Kleid nicht die Klosterfrau; es ist das Herz, die innere Heiligung. Zwei Orden gibt es: den äußeren, durch den man als Mönch oder Nonne erscheint, den inneren, durch den man es in Wahrheit ist. Der innere Orden besteht in Geduld, Demuth, Gottes- und Nächstenliebe, der äußere in der Ordensregel, Gesang, Lesung, Fasten, Stillschweigen, Klausur; er ist nichts ohne den

ersten. Das Ordensleben nur in äußere Werken setzen, das nennt Geiler geistlichen Müßiggang; man gibt Gott äußere Werke, aber nicht das Herz. Die äußeren Klosterwerke haben den Zweck, den inneren Menschen umzuschaffen, freilich eine schwere Aufgabe; denn Manche mögen leicht die Güter der Welt verlassen, nicht aber den eigenen Willen. Ohne Unterlaß schärft Geiler den Klosterleuten Beobachtung der Regel und freudigen Gehorsam ein, und bekämpft den Geist der Insubordination, des Murrens und des Ehrgeizes, der sich so vielfach eingeschlichen hatte und sich gegen jede Reform als gegen eine Neuerung erhob.

Für eine richtige Reform nun fand er drei Stücke unerläßlich, aber auch genügend: strenge Klausur, gemeinsames Leben in Allem, und Stillschweigen. Gewiß richtig! Die Lockerung oder Aufhebung der Klausur war ja die Hauptursache des Sittenverderbens in den nicht reformirten Klöstern. Aber auch in den strengeren Klöstern führte die Leichtigkeit, mit der die Nonnen ihre Eltern und Freunde sehen konnten, manche Inconvenienz mit sich: Beunruhigungen und Beschäftigung mit dem außerklösterlichen Leben, Zerstreutheit und Verlangen nach menschlichen Tröstungen. Am Sprachgitter erhielten die Nonnen Geschenke aller Art; so wurde die klösterliche Armuth eine Selbsttäuschung, und es entstanden zwei Klassen von Klosterschwestern: wirklich arme und solche, die von reicher Familie waren. Geiler tadelt beide: die Eltern, die unter dem Vorwande der schwachen Gesundheit ihrer Kinder diesen allerhand zusteckten, die Nonnen, die ohne „vögelin, kätzlin oder hündlin" nicht leben konnten [38].

In den nicht reformirten Klöstern war das gemeinsame Leben ganz verschwunden; da sah man, sagt Geiler, zwanzig, dreißig, vierzig verschiedene Töpflein am Feuer nach dem besonderen Appetit jeder Schwester. Er verlangt mit Strenge gemeinsamen Tisch, Gleichmäßigkeit in der Kleidung. Und diese Armuth soll nicht bloß beobachtet werden, man soll sie, durch Christi Beispiel angezogen, auch liebgewinnen [39].

Beobachtung des Stillschweigens aber ist nach Geilers Ansicht das wirksamste Mittel gegen Selbstrühmen, Lüge, Verleumdung, leichtfertiges Gespräch und Possen. Aber gerade hier war ein harter Kampf gegen die alte Gewohnheit einer erschlafften Disciplin zu führen, und Geiler findet es nöthig, die Oberinnen anzuweisen, daß sie schon beim Noviziat ihrer Klosterschwestern darauf ganz besonders ihr Augenmerk gerichtet halten.

Wenn das Ordensleben seine Freuden und Tröstungen hat, so hat es auch seine schweren Prüfungen; Gitter und Riegel können Ueberdruß, Widerstreit, Seelenschmerz, Trockenheit, Versuchungen nicht fernhalten. Geiler tröstet und erhebt, er richtet die geplagte arme Seele auf Gott hin; in seiner liebenswürdigen Natürlichkeit vergleicht er sie einem Vögelein, das in einer Stube gefangen gehalten wird: es fliegt ans Fenster, es streckt sein Hälslein aus und wäre gern draußen, und so das Fenster sich nur ein wenig öffnet, es eilt hinauszukommen. So soll die Seele, die mit dem Irdischen abgeschlossen hat, nach Gott verlangen[40]. „Wenn noch ein Glück auf dieser Welt zu finden ist," so ruft der Prediger aus, „so ist es nirgends sicherer zu finden, als in einem Kloster, wo man lebt, wie es der Ordensstand verlangt."

Solche Unterweisungen gab Geiler dreißig Jahre hindurch den Nonnen in den regulirten Klöstern Straßburgs. Die Geschichte der folgenden Jahre hat all' seine Befürchtungen und Hoffnungen bestätigt. Kaum hatte er die Augen geschlossen, da kamen für die Straßburger Klöster die Tage der Prüfung, hier des Abfalls, dort der standhaften Treue. Die Barfüßer warfen im Jahre 1524 ihre Kutten weg und übergaben dem Magistrat ihr Kloster; ihnen folgten die Dominikaner, von denen indeß ein kleiner Theil treu blieb und sich nach andern Orten wandte. Der Abfall der Clarissen ist bereits erwähnt, und ich will hier nur hinzufügen, daß in dem von Geiler so oft gerühmten Nürnberg, wo dasselbe traurige Schauspiel des Abfalls sich vollzog, die Töchter der hl. Clara durch ein heldenmüthiges Beispiel

von Glaubenstreue jene Makel verwischten, welche die Schwestern in Straßburg ihrem Orden anthaten [41]. Eben solchen Glaubensmuth bewiesen in Straßburg die Dominikanerinnen von St. Margaretha unter so vielen bösen Beispielen und heftigen Verfolgungen, und neben ihnen die geistlichen Kinder Geilers, die Pönitenten von St. Magdalena. Diesen galt noch seine letzte Sorge, er wirkte sterbend dahin, daß sie keinem Beichtvater aus einem der unregulirten Mendikanten-Klöster in die Hände fielen. Ihr Kloster erhielt sich durch alle Stürme der Reformation und war über hundert Jahre bis zur französischen Besitzergreifung der einzige Ort in Straßburg, wo katholischer Gottesdienst stattfand. Das ist für Geiler der unwiderlegliche Beweis seiner Rechtgläubigkeit und sein schönster Ehrentitel.

VII.

Die weltlichen Stände und ihr Reformbedürfniß.

Jene Sittenzüge, aus denen wir auf den vorigen Blättern ein nicht sehr erfreuliches Bild der damaligen Zeit entwarfen, finden sich bei allen gleichzeitigen Schriftstellern, besonders in Brants und Wimphelings Schriften wieder; sie sollen im Folgenden noch ergänzt werden. Bei dem Studium der Ursachen, welche die große kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts herbeigeführt haben, muß besonders ein Punkt betont werden: es sind die Kirchengüter und die Begierde, die sie nicht nur beim Pöbel, sondern auch bei den Großen und bis zu den Thronen hin erweckten. Man weiß, welche Rolle sie bei dem Reformwerk Heinrichs VIII. in England spielten; man weiß auch, wie die Hoffnung auf diese Güter viele deutsche Fürsten auf die Seite Luthers hinüberzog. Nun ist es nicht ohne Interesse, ein Vierteljahrhundert früher die Spuren und die weitere Entwickelung dieser Begier nach den Gütern der Kirche *in einer Schrift* Wimphelings zu verfolgen, die nicht bloß

helles Licht auf das Streben jener Zeit wirft, sondern auch die Frage auf ihr richtiges Gebiet, das des Rechtes, hinüberführt und die unheilvollen politischen und sozialen Folgen jener sich vorbereitenden ungerechten Beraubung mit großer Klarheit im Voraus entwirft [42].

Wimpheling wendet sich in seiner Einleitung an die Räthe der Fürsten, damals zumeist Rechtsgelehrte, die so viel beigetragen haben, um die Traditionen der byzantinischen Kaiserzeit an den Höfen wieder zu erwecken. „In unserer Zeit," sagt er, „greift eine wahre Krankheit des Geizes um sich, und Verführer unserer Fürsten suchen diese zu überreden, daß der Klerus allzu große Reichthümer besitze, und man, ohne vor Ungerechtigkeit, Eidbruch und Beleidigung Gottes zurückzuschrecken, diese Güter rauben und an sich bringen dürfe." Man beginnt damit, die Kirchengüter, Kapitalien, Ländereien, Häuser, Landgüter mit Abgaben zu belasten, in der Hoffnung, bald die Hand auf diese Güter legen zu können. Als erster Grund gilt die Entsittlichung des Klerus. „Da schreien sie gegen die Diener Christi, sie, die Blutigel am Leibe des Staates: die Priester sind zu reich, sie führen ein schlechtes Leben! Aber ich bitte euch, was besitzen denn die Priester, das euer eigen ist? Was habt ihr denn jemals der Kirche geschenkt? Sei es, der Klerus mag reicher sein, als viele von euch, die ihr Erbe in Spiel, Wohlleben, Ausschweifung und Lastern vergeudet haben. Gibt das ein Recht, die Güter der Kirche zu rauben? Es gibt ja auch sonst Reiche; haben denn die Armen das Recht, in die Wohnungen der Reichen zu dringen, Schlösser und Thüren zu erbrechen und Kassen und Speicher zu leeren?"

Ihr werfet dem Klerus vor, er mache einen schlechten Gebrauch von seinen Reichthümern — und ihr, verwendet ihr zur Vertheidigung der Kirche den Zehnten, den ihr doch unter solcher ausdrücklichen Bedingung erlangt habt? Ein Jeder wird zur Zeit seinen Richter finden.

Wenn man euch hört, dann scheint es eine gewaltige Ver-

günstigung eurerseits, daß die Kirche noch Güter besitzt. Aber ist es nicht der Priester, der täglich die Unterwerfung unter die obrigkeitliche Gewalt und den Gehorsam gegen die Fürsten predigt?

Und sind denn die Priester nicht eure Kinder? Wenn die Kirche sie nicht ernährte, so müßten es ihre Verwandten thun. Und nicht selten übergebt ihr eure Kinder der Kirche, um das Erbtheil der anderen Kinder zu mehren.

Es hat schon ein Autor gesagt: Glaubt nicht, ihr Fürsten, daß die Kirchengüter euch reich oder glücklich machen werden. Wenn überhaupt ungerechtes Gut keinen Segen bringt, dann gewiß nicht das Erbtheil Gottes, der Kirchen, der Religionsdiener, der Wittwen und der Armen.

Wenn das Staatswohl es verlangt, wird der Klerus sich nie weigern, mit seinem Vermögen helfend einzutreten; aber man gehe auf dem richtigen Wege vor, ohne Gewalt und Unterdrückung, und man verständige sich mit dem Papste.

Das Eigenthumsrecht der Kirche ist durch kanonische wie durch bürgerliche Gesetze gesichert; gegen den Verletzer haben Päpste, Concilien und Kaiser geistliche und zeitliche Strafen festgesetzt. Wenn ihr Fürsten dem bösen Rath eurer ungetreuen Höflinge folgt und der Kirche den Gehorsam kündigt, so wird der Tag nicht ausbleiben, da nach gerechter Vergeltung Gottes auch eure Unterthanen euch nicht ferner gehorchen werden.

Bedenkt auch wohl, daß niemals ein Verfolger der Kirche mit Ehren geendigt hat. Denkt an das Schicksal Heliodors und so vieler Anderen, die des Herrn Diener verfolgten, aber elend zu Grunde gegangen sind.

Man sieht, es sind die alten Beweisführungen, die schon Lactanz aus dem „Tode der Verfolger“ zog; aber wann haben die Lehren der Geschichte den Völkern oder den Herrschern je genutzt?

Während man in den höheren Kreisen sich zu einer systema-

tischen Beraubung der Kirche rüstete, setzten die Raubritter, die damals Deutschland beunruhigten, solche Grundsätze bereits praktisch in's Werk. Derselbe Wimpheling erzählt in einer Schrift, die er an den Papst Alexander VI. richtete, wie diese Raubritter die Geistlichen ausplünderten, in ihre Burgverließe schleppten, ihnen durch grausame Qualen Lösegelder auspreßten, ja sie sogar tödteten. Und das geschehe ganz offen, mit Wissen des Volkes und der Landesherren [42].

In Straßburg übrigens wußte man schon längst, wessen man sich von dem Adel versehen durfte. Als es zu Anfang des 15. Jahrhunderts zum offenen Bruch zwischen dem Adel und der Bürgerschaft kam, wurden protokollarisch die Frevel und Verbrechen festgesetzt, deren ein großer Theil des Adels sich vom J. 1406—1419 schuldig gemacht hatte: es ist ein schauerliches Verzeichniß von Schandthaten aller Art. Darauf waren viele adliche Familien ausgewandert, und zu Geilers Zeiten war die Bürgerschaft zu stark, um sich derartige Ausschreitungen noch ferner gefallen zu lassen.

Doch entwirft auch Geiler ein trauriges Bild von dem zurückgebliebenen Adel. „Nichts als der Name ist noch vom Adel da; da findet man nicht Tugend, nicht Einsicht, nicht Religion, nicht Freigebigkeit, nicht Patriotismus. Ich bin adelich, heißt es, ich bin von altem Stamm. Wenn du Verdienste hast, so kommen sie dir, aber nicht deinen Ahnen zu Gute; ebenso können die Thaten und Verdienste deiner Ahnen dir keinen Werth verleihen.“ [43] Der verkehrte Adelsstolz verhindert an ihnen jede christliche Tugend; Milde, christliche Liebe, Gehorsam, Keuschheit, Abtödtung wollen damit nicht zusammen stimmen. Und doch sind es nicht Wappen oder Titel, die bei Gott adeln. Wohl bewunderte und liebte Geiler das eigentliche Ritterthum, die Schöpfung einer früheren glaubensstarken Zeit; aber er betrauerte den Abfall desselben von seiner eigentlichen Bestimmung, der gemäß die Ritter den Landfrieden bewahren, Blut und Leben für ihre Brüder einsetzen,

die Verbrecher bekämpfen, die Kirche und ihre Diener beschützen sollten. Jetzt aber bekämpfen unsere Ritter die Kirche Gottes, verfolgen ihre Diener, treiben lächerlichen Luxus, spielen in höfischen und geselligen Kreisen den Aufschneider (miles gloriosus), während sie doch am Tage der Schlacht sich im Hintertreffen halten und ohne Stoß und Wunde davon kommen. Dafür renommiren sie dann nachher hinter dem Ofen und erzählen an Kind und Kindeskind ihre erlogenen Heldenthaten [44].

Neben dem moralisch und nicht selten auch finanziell gesunkenen Adel hatte sich ein starker Bürgerstand erhoben, intelligent, fleißig, im Handel durch die günstige Lage Straßburgs bereichert. Aber auch bei diesen Patriziern waren Männer von der alten Kraft und Tugend, von echt christlichem Geiste, wie der Ammeister Peter Schott, selten. Die neue Generation war leichtfertiger, ehrsüchtiger, übermüthiger; es galt hier, wie Geiler mit Trauer gesteht, nur der Grundsatz: Wer Geld hat, der hat Ehre. Hat Einer Gut erworben, flugs will er nicht mehr „Meister" betitelt sein, sondern „Herr" und „Junkherr", und darnach will er Ritter werden. Früher schrieb man einem Edelmann „Dem Vesten"; thäte man das jetzt, da würde es heißen: sieht man mich für einen Straßburger Jungherren an? nein, man muß ihm schreiben „Dem Edlen", welcher Titel sonst einem Freiherrn zukam; und dieser hinwieder verlangt den Titel „Wohlgeboren". Wie soll man nun einen Grafen oder einen Fürsten betiteln? [45]

Aehnlich ging es mit der Kleidung: Bürgersfrauen gingen einher wie adeliche Damen, ehrsame Frauen wie Buhldirnen (die eigene Kleidung tragen sollten), und diese wiederum wie Gräfinnen. Geiler billigt daher und empfiehlt die Kleiderordnung, wie sie z. B. in Nürnberg eingeführt war. „Es gon jetz," predigt er, „die frauwen wie die man, lassent das har an dem rucken hangen, und hond baretlin mit hanenfederlin *uff, pfuch* schand und laster! . . Sieh die hossen an, wie sie

geteilt seind wie ein schachbret, wie von kleinen bletzlin sie zusammengestuckelt seind, also das sie me kosten machen den das tuch wert ist.... Es seind darnach etlich die haben so viel kleider das sie die ganz wochen alle tag zwei kleid hont, eins vormittag und eins nachmittag; wan man zum danz gat oder zu einem andern spil, so haben sie andere kleider, und wellen lieber das die milwen sie essen wann das sie es armen lüten geben"... Wollt ihr ungarsche, böhmische, sächsische, französische, welsche, flandrische Kleidung sehen? Kommt nach Straßburg, da sind sie zu finden[46]. Auch die Priesterschaft entgeht hier dem Tadel Geilers nicht, sie hat aus Frankreich die Talare mit langem nachschleppendem Schweife herüber genommen.

Auch sonst zeigt sich große Erschlaffung der Sitten; die Heiligkeit des Ehebandes wird oft mißachtet; Ehebruch und Concubinat sind Dinge, die nicht bloß in den Reden Geilers immer wiederkehren, sondern auch Gerichte und Polizei fortwährend beschäftigen; der Besuch schlechter Häuser galt kaum als Schande. Die Satiren der Humanisten gegen Mönche und Kirchendiener, die liederlichen Flugblätter und Spottschriften mit schändlichen Abbildungen, die schlechten Witz- und Unterhaltungsbücher wurden fleißig gekauft und gelesen — zum Ruin des Glaubens und der Sittlichkeit.

Bleibt noch das gemeine Stadtvolk und die Bauern. Auch da war die Einfachheit der Sitten, das beste Schutzmittel gegen das Laster, in bedenklicher Weise geschwunden. Wir hörten Geiler schon über das leichtsinnige Leben in Wirthshäusern und besonders in den Herbergen der Zünfte klagen. Auch die Bauern blieben von der gerühmten Cultur der Zeit nicht unbeleckt. Seb. Brant widmet ihnen im Narrenschiff ein eigenes Kapitel, und Geiler hat darüber gepredigt. Sie wollen nicht mehr in Zwillich, nicht mehr in Joppen einhergehen, es muß Lündisch oder Mechelnsch Tuch sein, das wird dann zerhackt und gespreit in allerlei Farben gebraucht, daneben

treiben sie Korn- und Weinwucher. — Auch die Bauern suchten ihre Kinder in die Kirchenpfründen einzuschieben, während sie den Zehnten verfluchten. Bereits im Jahre 1476 erhob sich in Niederfranken ein Bauernaufruhr unter einem gewissen Johann von Niclaushausen, der von der Mutter Gottes gesandt sein wollte, und viele Tausende aus Bayern, Franken, Hessen, Thüringen, Sachsen, Schwaben, Elsaß an sich zog. Er erklärte sich gegen den Verderb der Geistlichkeit, gegen die Anhäufung der Pfründen, gegen den Kirchenzehnten; aber ebenso auch gegen Herrenrecht, Frohndienste, Jagd- und Fischerei-Privilegien u. s. w. Es folgte im Jahre 1502 der sogen. Bundschuh, bis dann später mit Luthers Billigung die Forderungen der Bauern in ihrem Blute ertränkt wurden.

Geilers Sittenschilderungen dürften uns übertrieben und ungerechtfertigt erscheinen, wir dürften vielleicht annehmen, der Prediger habe in seiner Strenge die dunklen Farben zu sehr gehäuft, wofern nicht sein Zeitgenosse Sebastian Brant ihm Schritt für Schritt, Zug um Zug, ja fast möchte man sagen Wort für Wort zur Seite stände. Beide Männer sahen mit den schlimmsten Ahnungen in die Zukunft.

So fand sich von den höchsten Höhen bis in die tiefsten Tiefen, vom Papst bis zum Sigrist, vom Kaiser bis hinab zum Viehhirten Verderb und Uebel genug. Die alten Formen bestanden noch, aber der Geist, der sie geschaffen hatte, war vielfach aus ihnen entwichen, und sie konnten beim ersten Stoß in Trümmer gehen.

Worin mußte denn nun jene Reform in Kirche und Staat bestehen, nach der so heftig gerufen wurde? Sollten, unter dem Vorwand, die Mißbräuche abzustellen, die Constitution des Katholicismus, Hierarchie, Ordenswesen abgeschafft werden? Sollte der Angriff auf Dogmen und Glaubenssymbole gerichtet werden? Beides lag nicht in Geilers Absichten. Sein Reformwerk sollte die kirchlichen Einrichtungen erhalten, aber die *Mißbräuche* entfernen; er wollte die Glaubenssätze nicht ändern

oder menschlichen Leidenschaften anpassen, sondern sie in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft wieder zum praktischen Leben erwecken. Mönch und Priester sollten nicht verschwinden, sondern, nach Wimphelings Wort, die Mönche sollten wieder lernen nach ihrer Regel, die Geistlichen nach den kirchlichen Bestimmungen leben, damit dann nach ihrem Beispiel die Laien wieder lernen die zehn Gebote halten.

Bei der Lektüre der Geiler'schen Schriften überrascht es, zu sehen, wie er so oft im Voraus die protestantische Reform in ihren wesentlichsten Lehren bekämpft. Man braucht sich indeß nicht darüber zu wundern; denn die Grundlehren des Protestantismus sind ja keineswegs aus Luthers Gehirn hervorgewachsen. Seit dreihundert Jahren hatten die Waldenser, die Brüder vom freien Geiste, die Anhänger Wiclifs und Hussens an den Grundlagen der katholischen Kirche gerüttelt und Irrlehren verbreitet, welche sich später die Reformatoren aneigneten. Das Rheinthal von der Schweiz abwärts bis Holland war davon keineswegs verschont geblieben. Die Elemente des Protestantismus waren zerstreut vorhanden und in der Atmosphäre verbreitet, Luther hat sie zusammengezogen und vereinigt; was so Manche seit längerer Zeit im Stillen dachten, das predigte er plötzlich mit seiner feurigen Beredsamkeit in klarer schneidender Form von den Dächern. Mit Geschicklichkeit wählte er seinen Kampfplatz und seinen Kriegsruf: Ablaß, Glaube und gute Werke.

Sieht man nun, wie Geiler ohne Unterlaß die Lehren Wiclifs, Hussens, der Waldenser u. s. w. bekämpft, dann möchte man sagen: er sah den Zeitpunkt voraus, da die Lehrsätze derselben mit neuer und größerer Kraft wieder auftauchen würden, und ging darauf aus, das katholische Dogma in allen Punkten zu festigen und die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum zu ziehen.

Mit welcher Kraft und Klarheit spricht er vom Glauben! Der Glaube ist die Grundlage aller Religion, er ist es, der die Vernunft erhellt, die Begierden läutert, den Menschen stärkt

und in den Dunkelheiten dieses Lebens erleuchtet; er ist der Morgenstern, der der Sonne der Gerechtigkeit vorausgeht; er ist das Wundergestirn, das zum Erlöser führt. Es ist aber durchaus nothwendig, daß man alle Wahrheiten der Offenbarung, wie sie von der Kirche gepredigt werden, im Glauben festhalte [47].

Mit Macht erhebt sich Geiler gegen den herrschenden Unglauben und die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen. Nicht Träumereien oder Kindereien sind es, was der Glaube lehrt; seine Grundlagen sind die Wunder, die Glaubenszeugen, die Weissagungen, das Ansehen der heiligen Schriftsteller, die Sorge der Kirche und der Gläubigen für die Reinerhaltung der Lehre, die Vernünftigkeit des Glaubens und die Unvernunft der Irrlehre, und endlich der feste Bestand der Kirche. Gott selbst hat die Kirche so lange Zeit in ihrem Haupt — dem apostolischen Stuhl und der bischöflichen Hierarchie — und in ihren Gliedern, den Gläubigen, erhalten.

Bei den Grundlagen des Glaubens hören wir Geilern auch über die Bibel, das Palladium der späteren Reformatoren, sprechen. Außer den fast an die hundert reichenden Druckausgaben der Vulgata erschienen vor der Reformation mindestens fünfzehn vollständige Bibeln in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart; die Bibel lag nicht unter der Bank, um erst von Luther hervorgezogen zu werden. Geiler empfiehlt seinen Zuhörern dringend und oft die Lektüre der heiligen Schrift, damit sie daraus Furcht Gottes, Scheu vor dem Laster, Liebe zur Tugend, Schreck vor der Hölle, Begier nach dem Himmel lernen. Er trägt kein Bedenken, die heilige Schrift geradezu neben die heilige Eucharistie zu stellen als „ein Gefäß, aus dem man den Quell heiliger Weisheit zum ewigen Leben" trinken soll [48]. Aber man muß sie in der rechten Weise gebrauchen, und hier weicht Geiler von den protestantischen Grundsätzen entschieden ab.

Er mißbilligt die eigenmächtige Auslegung der Bibel. „Was ihnen Stolz, Neid oder andere Leidenschaften eingegeben haben, das übertragen Manche in die Bibel und wollen es da-

raus beweisen, indem sie den Sinn verdrehen. Aber an ihrer Täuschung ist nicht die Bibel Schuld, die von heiligen Lehrern unter dem Beistande desselben Geistes, der die heilige Schrift eingegeben hat, erklärt worden ist. Diesen sollen wir in der Auslegung folgen, nicht unsern eigenen Einfällen. Denn auf solche Weise kann Jeder finden, was ihm lieb ist: die ungeregelten Mönche vertheidigen daraus ihr verkehrtes Leben, Priester die Häufung der Benefizien, Laien ihren Eidbruch und die Verletzung der kirchlichen Immunität. Hält man ihnen ihre Laster vor, so heißt es: „Wir verstehen die heilige Schrift nicht so wie ihr.“ [49]

Wie findet man denn die rechte Auslegung? „Man verlasse sich nicht auf seine eigene Einsicht, sondern prüfe dieselbe an dem Lichte der heiligen Schrift und an der Auslegung heiliger Lehrer: stimmt es, gut! denn alles Wahre muß zusammen stimmen; stimmt es nicht, so befindet man sich selbst im Irrthum, der Satansengel hatte sich in einen Engel des Lichtes verwandelt. Da mögen sich die Waldenser und die ‚vom freien Geiste‘ in Acht nehmen.“ — „Ein wahrer bescheidener Mensch zeucht die heilige Schrift nicht nach seinem Dünken und Anschlag. Das thun die Glaubensketzer, sie wollen ihren Sinn und Meinung nicht der heiligen Schrift unterwerfen, sondern vielmehr die heilige Schrift unter ihren Sinn und ihr Dünken zwingen und sie glossiren und auslegen, daß sie ihren Absichten diene.“ — „Man soll den Quell des Lebens aus dem Kelch der heiligen Schrift trinken, aber nur aus dem Kelche, den der Engel des Herrn reicht. Es gibt Solche, die nach ihrem Gefallen trinken, nicht nach Anordnung der Engel Gottes d. i. der Priester der Kirche, von deren Munde man das Gesetz empfangen soll; sondern die nach ihrem eigenen Sinn zu erklären sich unterfangen, wie die Waldenser, die ‚vom freien Geiste‘, die Böhmen (Hussiten) und sonstige Ketzer.“ [50]

Geiler hat es aber auch noch mit andern ‚Ketzern‘ zu thun, Solchen, „die da nichts halten uf die bibel, sprechen, es sei

fantasei, „als man dan des vil thut zu hof, da hab ichs selbst gehört", auch Solchen, die sagen, die Bibel sei wie eine wächserne Nase und lasse sich beliebig drehen und wenden. Und wiederum Andere verkünden: es sei unmöglich, die Gebote Gottes zu halten, der Mensch besitze nicht die Freiheit der Wahl, Gott gebe nicht Jedem die nöthige Gnade. Auch die Vorsehung wird geleugnet, und dafür der Zufall, das Fatum der alten Heiden, oder ‚der lauff der naturen' an die Stelle gesetzt[51].

Gegen alle diese Irrthümer tritt Geiler mit der kirchlichen Lehre und Wahrheit ein, erörtert und vertheidigt die Lehre von der Erbsünde und ihren Folgen, von der Gnade und ihren Kanälen, den heiligen Sakramenten, insbesondere der hl. Eucharistie; er mahnt ab von unnützem Grübeln über die Art und Weise der Gegenwart Christi und empfiehlt die öftere Communion, natürlich mit der rechten Vorbereitung. Vorzügliches Gewicht legt er auf das Bußsakrament; war ja die Beichte bei dem Priester schon dazumal Vielen ein Stein des Anstoßes, und viel besser gefiel ihnen eine bloß innere Buße, ein Bekenntniß vor dem allwissenden Gott allein. Aber Geiler erklärt jede nicht beim rechtmäßigen Priester geschehene Beicht für ungültig, und bemüht sich in jeder Weise, den Widerwillen gegen die Privatbeicht niederzukämpfen. Dann gibt er Anleitung zur Beicht, indem er sich über Reue, Vorsatz, Genugthuung, Besserung des Lebens verbreitet. Daß er schwere und läßliche Sünden auseinanderhält, braucht wohl nicht besonders versichert zu werden. Die läßliche Sünde vergleicht er, nach dem hl. Augustin, einem Kinde, das mit einer Diebesbande verbunden ist, und das die Diebesgenossen durch eine kleine Oeffnung hineinschieben, damit es ihnen von innen die Thüre öffne. Auch eine praktische Anleitung zur Beichte gab er dem Volke in die Hand, indem er ein Werk Gersons über die zehn Gebote, die Beicht und die Kunst gut zu sterben in's Deutsche übertrug und, wie es scheint, in der Weise unserer Broschüren verbreitete. Daß öfterer Empfang des Bußsakraments damals zu den Selten-

heiten gehörte, mag daraus erhellen, daß Geiler es schon zu dem „Oftbeichten“ rechnet, wenn Einer viermal im Jahr oder an jedem hohen Fest sich zum Sündenbekenntniß stellt [52].

An die Buße schließt sich naturgemäß der Ablaß, der am meisten bekämpfte, am besten gehaßte, allerdings auch dem Mißbrauch am meisten ausgesetzte. Geiler definirt ihn genau und richtig: „Ablaß ist Nachlaß einer Schuld. Aber welcher Schuld? Nicht der Todsünde; denn zur Erlangung des Ablasses wird gefordert, daß Einer davon frei sei; nicht der ewigen Sündenstrafe; denn in der Hölle ist keine Rettung; sondern der zeitlichen Strafe, die Einer nach Reue und Beichte, durch welche die ewige Strafe in zeitliche verwandelt wird, noch tragen muß.“ [53] — Doch soll der Mensch darum die persönlichen Bußwerke ja nicht vernachlässigen; denn die Buße, die du selbst leistest, ist viel besser, als jene fremde, die du durch den Ablaß erwirbst. Die eigene Buße ist zugleich eine Sühne für die begangenen Sünden und ein Bewahrungsmittel gegen den Rückfall. Am besten ist, daß man sich beider Hülfsmittel bedient. [54]

Als im Jahre 1500 nach alter Sitte ein Jubiläum verkündigt wurde und Schaaren von Pilgern über die Alpen nach Rom zogen, andere zu Hause den Ablaß zu gewinnen suchten, hielt Geiler eine Reihe von Predigten, die nach seinem Tode lateinisch und deutsch unter dem Titel Peregrinus oder „Christliche bilgerschafft zum ewigen vatterland“ (Basel 1512, Straßburg 1513) durch seinen Schüler Jakob Otther herausgegeben sind. Da heißt es: Wer nicht leiblich hingehen kann, soll eine geistliche Wallfahrt machen; er soll 1) sich durch Reue, Beichte und Communion in den Stand der Gnade setzen; 2) er soll für jede Meile ein Vater unser, also jeden Tag deren sieben, und hie und da noch ein frommes Stoßgebetlein sprechen; 3) wenn er dann nach 21 Tagen in Rom angelangt ist, bleibt er sieben Tage dort und besucht die sieben Hauptkirchen; diesen entsprechen in Straßburg: das Münster mit St. Lorenz, die beiden (Alt- und Neu-) St. Peter, St. Paul zu den Minoriten,

St. Sebastian, heilig Kreuz. Man kann auch in derselben Kirche von Altar zu Altar gehen, oder zu Hause in stiller Kammer im Geiste die Stationen halten, als ob man zu Rom wäre. 4) Nach Verlauf dieser sieben Tage kehrt der Pilger in derselben Weise, wie er hingegangen, wieder zurück, so daß die ganze Pilgerfahrt sieben Wochen dauert. 5) Ist der Pilger vermögend, so kann er täglich, was ihm die Pilgerfahrt kosten würde, an die Armen geben. 6) Wo möglich soll er täglich eine Kirche besuchen und der heiligen Messe beiwohnen. 7) Soll er sich statt der Strapazen der Wallfahrt ein Bußwerk in Fasten, Abstinenz oder sonstigen Abtödtung auflegen. „Ich bin des guten Glaubens, daß eine solche Fahrt im Geiste mehr nützt, als ein körperlicher Gang nach Rom; doch will ich damit Keinen von der wirklichen Wallfahrt abhalten."

Geiler steht also auch im Punkte des Ablasses auf katholischem Boden und im Gegensatz zu den bald kommenden Reformatoren. Das hindert ihn jedoch nicht, in Uebereinstimmung mit den meisten ernstgesinnten Zeitgenossen, die eingeschlichenen Mißbräuche zu betrauern und zu tadeln.

Vom ersten Kreuzzug an war es Sitte geworden, daß Jene, die nicht persönlich an der heiligen Fahrt Theil nehmen konnten, durch Geldspenden oder andere gute Werke sich an dem heiligen Unternehmen betheiligten. Durch solche milde Gaben ist manche Kirche, manches Kloster und Hospital zu Stande gekommen. Aber nun lag der Reiz nahe, diese Geldquelle immer reichlicher fließen zu machen, und schon das vierte Lateran-Concil (1215) hat zu klagen über die allzu große Leichtigkeit, mit welcher Ablässe bewilligt würden. Doch schlimmer war die Einrichtung der umherziehenden Ablaß-Prediger: das Concil von Vienne (1311) muß ihnen verbieten, in ihren Predigten mehr zu sagen, als womit Papst oder Bischof sie bevollmächtigt hätten; die Synode von Ravenna (1311) will aus guten Gründen, daß sie gar nicht predigen, sondern bloß ihre Vollmachten verlesen. Aber *die „Quästoren"* betrachteten ihr Amt gar zu gern wie ein

Handwerk oder ein Geldgeschäft; und zu ihnen kamen dann noch Abenteurer und Betrüger mit falschen Ablässen, und beschwindelten das arme Volk in viel schlimmerer Weise, als die Quacksalber und Gauner jener Tage.

Wie sehr Geiler die Auswüchse des Ablaßwesens bedauerte, zeigen zwei Vorfälle aus seiner Predigt-Wirksamkeit. Im Jahre 1509 sollte er feierlich einen Ablaß für diejenigen verkündigen, die den Deutschrittern in Liefland beistehen würden. Er verkündigte in trockenen Worten den Ablaß und sprach dann über einen andern Gegenstand. Und als man ihn, da man eine Empfehlung des betreffenden Ablasses erwartet hatte, dieserhalb interpellirte, sagte er etwas mürrisch: „Ich kann nicht immer davon sprechen, ich habe andere Dinge zu predigen.“ Nach der Mittheilung Wimphelings hat er ein anderes Mal, wahrscheinlich im Jahre 1502, vor dem päpstlichen Legaten Raymond sein Mißvergnügen mit den gegenwärtigen Zuständen und seine Befürchtungen für die Zukunft offen ausgesprochen. Es sollte, wie schon so oft, ein Ablaß verkündigt werden, um Beisteuern gegen die Türken zu erhalten, und der Legat wünschte für diesen Ablaß die Empfehlung des berühmten Predigers. „Ich will es thun,“ sagte Geiler, „aber wenn die Häupter der Kirche immerfort Geld zum Kriege gegen die Türken begehren, ohne jemals einen Feldzug zu unternehmen, so könnte es ihnen, das sehe ich voraus, einmal gehen wie jenen beiden Knaben, die so oft schrien: ‚Der Wolf! der Wolf!‘ ohne daß von demselben etwas zu sehen war, und die dann keine Hülfe fanden, als der Wolf wirklich kam.“ Man sieht, es waltete auch damals noch gegen Rom dasselbe Mißtrauen, mit dem Walther von der Vogelweide seiner Zeit den Opferstock begrüßte, der nach des Papstes Bestimmung die Gelder für die Befreiung des heiligen Landes aufnehmen sollte [55]. Den Päpsten des 15. Jahrhunderts aber darf trotz Geilers scharfer Kritik die Anerkennung nicht versagt werden, daß sie in jener Zeit so ziemlich die einzigen waren, die den Halbmond, den Erbfeind der Christenheit, mit Ausdauer bekämpften.

In der Lehre von den guten Werken, die Geiler naturgemäß zahlreiche Male vor seinen Zuhörern erörterte, findet sich auch nicht der leiseste Anklang, vielmehr der vollständigste Gegensatz zu der Lutherischen Sola-Fides-Theorie. „Der Herr hat genug und übergenug zu unserm Heile gethan, aber von Sündenschuld werden nur diejenigen befreit, welche die Handschrift des Leidens Christi sich aneignen durch Betrachtung, Danksagung, Nachahmung.“ [56] Unter den guten Werken ist es besonders Fasten und sonstige Abtödtung, die Geiler nach dem Vorgange Christi und der Heiligen empfiehlt, wobei er nur bedauert, daß so viele Christen zwar die vierzigtägige Fasten halten, aber unausgesöhnt mit Gott, da sie erst am Schlusse der Fastenzeit ihre Sünden zu beichten pflegen. So erwerben sie, obgleich sie das Kirchengebot beobachten, doch keine Verdienste vor Gott [57].

Es bedarf nicht der besonderen Bemerkung, daß Geiler in Bezug auf die andern Sakramente, in Bezug auf die Heiligung durch Gebet und Beiwohnung des Gottesdienstes, sowie durch Vorbereitung auf einen christlichen Tod, in Bezug auf die Verehrung der Heiligen, wie auf die Fürbitte für die Verstorbenen ganz auf katholischem Boden stand. Er will, daß bei öffentlichen Gebeten und beim Gottesdienste die ganze Gemeinde der Gläubigen sich dem Klerus anschließe, aber auch die Privatgebete wünscht er in der Kirche und besonders vor dem heiligen Sakramente verrichtet. Nun würde es gewiß merkwürdig erscheinen, wenn Geiler, der strenge Beobachter und Richter, nicht auch an dieser Stelle auf Mißbräuche und verwerfliche Besonderheiten sollte gestoßen sein. Er tadelt Solche, die da sonderbare Sitten einführen mit Armausstrecken, mit Niederwerfen, die da mit allerhand Gebetszeichen, großen Rosenkränzen u. dgl. aufziehen, wie denn die Begutten mancherlei Arten von Rosenkränzen mitbringen, damit man auch auswärts schon ihre Andacht wahrnehme. Sie müssen auch ihre besonderen Gebetsformeln haben; da heißt es: „Ich wil beten in unser Frawen rosenkranz und in Unser Frawen mantel, und dem heiligen das

und dem das, und in aller heiligen buntschuh so viel, und ist on end.“ [58] — Alle ordentlichen Christen knieen mit beiden Füßen nieder, nur nicht die närrischen Christen, die sich schämen und nur auf einem Knie niederknieen, wobei dann wohl noch der Degen sich seitwärts spreizt und Andern im Wege steht [59].

Bilder sind für den gewöhnlichen Mann wichtig, indem sie ihm Gebet- und Unterrichtsbuch ersetzen. „Kanst weder schreiben noch lesen, so nim ein gemalten brief für dich, daran Maria die muter Gots und Elisabeth gemalt ston als sie zusamen kumen seind und Maria Elisabeth gegrüßet hat in Zacharias huß, du kaufest einen umb ein pfennig; thu zu dem ersten eins, sitz nider und sihe den brief an und gedenk daran, wie sie frölich gewesen sein, und erkenn das im glauben, darnach wan du es erkant hast, so hab ein gefallen daran. Zu dem dritten darnach so erzög dich gegen inen in üßerer ererbeitung, küß die bild an dem brief, neig dich vor irem bild oder knüw dafür nider und ruff sie an oder gib einem armen menschen ein almusen um iret willen, das ist geeret Maria die muter Gots und ir mum Elisabeth.“ [60]

Im Uebrigen stimmte auch das Verhalten Geilers zu seinen Lehren. Einige Jahre vor seiner Ankunft in Straßburg machte er mit mehr als hundert Personen eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln; bei dieser Gelegenheit besuchte er auch den gottseligen Bruder Nicolaus von der Flüe, für den er sein ganzes Leben hindurch große Verehrung bewahrte. Nach langen Jahren erzählte er auf der Kanzel: „Es ist 32 Jar, darunder nit, da was ich einmal bei bruder Niclausen in Schweizerland, da fragt ich in: ‚Lieber Niclaus, ir füren ein streng leben, als man sagt, mee dan kein kartüser noch kein geistlicher; förchten ir nit das ir irren oder felen?‘ Er antwurt und sprach: ‚wan ich hab demut und den glauben, so kan ich nit felen.‘“ [61] In gleicher Weise begab sich Geiler als Pilger zum Grabe der hl. Maria Magdalena nach St. Baume bei Marseille, wo man, nach der Orts-Tradition, einen von den Krügen der Hochzeit zu Kana aufbewahrte.

Nach dem Bericht seines Lebensbeschreibers hielt er jeden Morgen vor Darbringung des heiligen Meßopfers eine Betrachtung über das Leiden Christi, und hatte zur besseren Uebung dieser Meditation an der Wand seines Zimmers Darstellungen des bitteren Leidens angebracht. Solchen frommen Brauch, sowie den richtigen Gebrauch des Weihwassers in den christlichen Häusern pflegte er dringend zu empfehlen. Ebenso soll man „mit einem guten christenlichen glauben zum lob Gots" gesegnete Palmzweige und Osterfeuerbrände gebrauchen, auch bei Unwetter mit den Glocken läuten, denn das sind „die trummeten Gotes". In Frankreich, so bemerkt er bei dieser Gelegenheit, und droben im Land (im Oberelsaß und der Schweiz) da geht man dem Wetter entgegen mit dem heiligen Sakramente; in Schwaben muß der Priester vor's Dorf hinausgehen und das Evangelium: Im Anfang war das Wort, gegen das Ungewitter sprechen[62].

VIII.

Ein Priester nach dem Herzen Geilers. Eine verunglückte Klosterreform.

Bis dahin betrachteten wir Geiler in seinem öffentlichen Leben und sahen ihn arbeiten an jener Reform, die sein theuerster und liebster Gedanke war, indem er alle Mißbräuche durch die Predigt der rechten katholischen Lehre bekämpfte. Wir haben ihn nun noch mehr in der Nähe, in seinem vertrauten Leben, zu beobachten, und auch hier sehen wir ihn einen ebenso gedeihlichen Einfluß ausüben wie auf der hohen Kanzel des Münsters, die eigens für ihn angeschafft war und vom Volke „die doctors canzel" genannt wurde. Gewiß, wenn irgend ein Mann befähigt war, sein Zeitalter auf der abschüssigen Bahn einen Moment aufzuhalten, so war es Geiler, wenigstens in Straßburg. Denn sein Einfluß war unermeßlich, und der gesunde Theil der Bevölkerung war ihm mit Leib und Seele ergeben. Und ebenso

war es in dem übrigen Elsaß; alle berühmten Schriftsteller dieses Ländchens: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Thomas Wolf, Sebastian Brant und viele Andere, machten sich eine Ehre daraus, seine Freunde und Schüler zu sein. Auch weiterhin im Reiche war sein Ruhm groß: Gabriel Biel, der berühmteste Vertreter der Scholastik in jenen Tagen, verehrte ihn gerade so wie Reuchlin, der berühmte Humanist.

Obenan unter den edlen Freunden steht Peter Schott und seine Familie. Wir sahen bereits, wie Gott sich der frommen Gattin dieses Straßburger Ammeisters bediente, um Geiler in seinen Wirkungskreis zu führen; seit dieser in Straßburg war, schlossen sich engere Beziehungen zwischen ihm und dieser echt christlichen Familie. Peter Schott war unbestreitbar die erste Persönlichkeit des Freistaates am Ausgang des 15. Jahrhunderts: viermal verwaltete er den Posten eines Ammeisters; unter ihm wurde die letzte Verfassung Straßburgs im Jahre 1482 festgesetzt; als Stadtvorsteher, wie als Diplomat und Krieger, diente er seiner Vaterstadt stets ehrenvoll im Rath wie im Feld, und sein Name ist mit allen wichtigen Ereignissen der städtischen Geschichte enge verbunden. Als eifriger Christ hatte er den Hauptantheil an der Errichtung und Erhaltung der Predigerpfründe; und die Kapelle von St. Laurenz, erbaut in der Zeit, da Schott Fabrik-Verwalter des Münsters war, ist ein Denkmal seines Eifers und seiner Frömmigkeit.

Die Familie Schott gehörte zwar nicht dem eigentlichen Adel, aber doch den ersten Straßburger Patriziern an; Glieder derselben erscheinen seit 1237 im großen Rathe der Republik, Verbindungen mit dieser Familie waren sehr gesucht. Drei Töchter unseres P. Schott heiratheten in die ersten Familien des Landes hinein, die jüngste, Anna Schott, nahm das Kleid des hl. Dominikus im Kloster St. Margareth zu Straßburg. Peter Schott hatte nur einen einzigen Sohn, desselben Namens, geboren zu Straßburg am 10. Juli 1460. Selbst mit Staatsangelegenheiten überhäuft, vertraute der Vater die Erziehung

des einzigen Erben seines Namens einem gelehrten und frommen Geistlichen, Johann Müller von Rastadt. Dieser begleitete seinen Zögling an die berühmte Schule zu Schlettstadt, die damals von Ludwig Dringenberg, einem Zögling der Brüder vom gemeinsamen Leben, geleitet wurde, und an der Wimpheling, Crato von Udenheim und die Blüthe der elsässischen Jugend ihre Bildung erhielten; später nach Paris, wo P. Schott Logik, Physik und Ethik studirte und jenen Johann Scriptoris von Kaisersberg als Professor wieder fand, der mit Geiler in Freiburg studirt hatte. Schließlich begaben Erzieher und Zögling sich auf die berühmte Universität Bologna, wo Schott Poetik, Beredsamkeit und Geschichte studirte und mit dem Civilrecht begann. Nachdem dann sein Studium durch die Pest und die Unruhen in Italien ein Jahr lang unterbrochen war, begab er sich Ende 1479 abermals nach Bologna, dießmal, da der neunzehnjährige Jüngling Charakterstärke genug besaß, ohne den Lehrer seiner Jugend. Aber er war nicht ohne Rath und Leiter: Geiler war eben in Straßburg angekommen und nahm als Freund des Vaters die Leitung des jungen Akademikers in die Hand. Es entwickelte sich zwischen Geiler und dieser reinen jungen Seele ein sehr interessanter Briefwechsel, von dem wir im Folgenden einige Bruchstücke mittheilen.

Geiler hatte dem jungen Manne verschiedene Lebensregeln gegeben und die zahlreichen Gefahren, welche seiner Tugend drohten, mit einem Bienenschwarme verglichen. „Die Bienen, von denen Du sprichst," schreibt der junge Mann in zierlichem Latein zurück, „sind zahlreicher, als Du glauben solltest; je mehr man sie verscheucht, um so heftiger dringen sie ein. Flucht ist mein einziges Hülfsmittel; und wenn ich mich ihrer erwehrt habe, schließe ich sorgfältig die Fenster, um ihnen den Zugang zu meinem Zimmer zu versperren; ich mißachte ihren Honig, da ich ihren Stachel fürchte." Am Schlusse des Briefes bittet er den älteren Freund, er möge zu Gott beten, daß dieser ihm *Erleuchtung* über seine Standeswahl verleihe.

In einem anderen Briefe rührt er mit leiser Hand an Geilers allzu strenge Arbeitslust. „Ich weiß wohl, daß mein Brief Dich mitten in Studium und Predigten treffen wird; aber das gerade gibt mir den Muth, Dir freimüthiger zu schreiben: ich wollte durch meine Kleinigkeiten Deinen Geist, dem Du nicht die mindeste Muße gönnest, etwas abspannen.“ Dann erinnert er ihn an das einschlägige Beispiel des Sokrates und fährt fort: „Ich hoffe, die dießjährige Faste wird Dir wegen der Dispens von Butter und Eiern weniger beschwerlich sein; denn Du wirst doch wohl nicht auf Grund Deiner stoischen und unerschütterlichen Grundsätze diese Vergünstigung von der Hand weisen, sondern wirst Dich für Deine Arbeiten erhalten. Sonst, fürchte ich, handelst Du gegen die Meinung des hl. Hieronymus, indem Du ein geringeres Gut dem größeren vorziehest; denn schließlich kann ein Jeder fasten, aber wie kannst Du, an Körperkräften erschöpft, Deinem Predigerberuf nachkommen? ... Oft preise ich das Loos meiner Landsleute, daß Gott ihnen einen solchen Lehrer gegeben hat, besonders wenn ich die Prediger höre, mit denen Italien stolzirt. Zumeist allerdings beredt und kenntnißreich, suchen sie nur Lob und Volksgunst, und lassen ihr Gedächtniß und ihren Geist glänzen. Sie predigen nicht das Evangelium und die heiligen Väter, sondern ein breites Gewebe aus Philosophen und Dichtern. Um sich zu zeigen, reizen sie sich gegenseitig mit Schimpfen, fordern sich zum Disput heraus, nennen sich Ketzer, und decken sich nicht mit ihrer Rechtgläubigkeit, sondern mit der Gunst ihrer Mitbürger. Weil Du Solches verschmähest, so bist Du ein wahrer Prediger des Evangeliums. Aber darum sollst Du Dich auch Deinen Zuhörern so lange als möglich erhalten.“

Nicht lange darnach vertauschte der junge Schott die Universität zu Bologna mit der von Ferrara, nachdem sein Vater ihm gestattet hatte, Theologie zu studiren. „Ich werde,“ schreibt er, „mich mit Eifer diesen Studien hingeben, für die ich immer Zuneigung hatte. Und nun bitte ich Dich, Du wollest meine

Studien, wie Du so weise angefangen hast, bis zur Vollendung leiten." Bald spricht er sich deutlicher aus: er sucht ein stilles und friedliches Leben, fern von den rauschenden Vergnügungen der Welt und von allen Sorgen, die nicht Gott zum Endziel haben. „Noch habe ich," schreibt er an Geiler, „kein Gelübde gemacht, habe nicht versprochen, Mönch zu werden; und weil ich Theologie studire, brauche ich doch noch nicht Priester zu werden. Aber dieses Studium scheint mir am besten zu dem stillen Leben zu stimmen, das ich träume. In welchem Stande ich dieses Leben finden werde, das soll mir Gott noch offenbaren." Geiler, der dem theuren jungen Freunde die Wege zum Studium der Gottesgelehrtheit gebahnt hatte, erkannte sicherlich dessen Beruf zum Priesterthum, dem aber der Vater Schott mit aller Macht sich widersetzte.

Doch gestattete der Letztere seinem Sohne, für einige Monate nach Rom zu gehen. Der Jüngling wollte die ewige Stadt doch wenigstens sehen, ehe sie, sagte er, von den Türken eingenommen würde. Hier empfing er, allem Anscheine nach ohne Wissen seiner Eltern, die geistliche Tonsur. Abermals vertrieben ihn die Pest und Kriegsunruhen aus Italien. Als Doktor beider Rechte kehrte der einundzwanzigjährige Jüngling nach Straßburg heim. Nach einem Sommeraufenthalt in Wildbad, von wo er an Geiler, der zur selben Zeit in Baden die Brunnenkur durchmachte, mehrere Briefe richtete, lebte er dann glücklich im elterlichen Hause mitten unter seiner Familie und seinen Freunden, einzig nach seinen Büchern verlangend, die er vor seiner Abreise aus Italien bereits nach Venedig vorausgeschickt hatte.

Er hatte von seinen Eltern die Erlaubniß erhalten, nach einigen Monaten wiederum zum Studium der Theologie abzureisen. Um nicht müßig zu sein, half er seinem Vater bei dessen verwickelten Geschäften, vertrat ihn auch bei dessen Abwesenheit. Aber solche Beschäftigungen sprachen ihn nicht an *und brachten* seine lange erwogenen Entschlüsse in Betreff seiner

Standeswahl zur Reife. Er theilte sie seiner frommen Mutter mit; er suchte in sanfter Weise den Vater von den städtischen Affairen abzulenken; doch seine Lage wurde immer schwieriger. Denn der Ammeister hatte sich Rechnung auf seinen einzigen Sohn gemacht, ohne Zweifel gedachte er diesem die hohe Stellung zu übermachen, die er sich durch Talent und Thätigkeit geschaffen hatte; die Verdienste des Sohnes versprachen den Glanz des Hauses noch zu erhöhen. So groß auch die Tugend eines Mannes ist, er opfert nicht ohne einiges Murren solche lang gehegte und geliebte Pläne. Nun beklagt sich zwar der junge Schott in seinen Briefen niemals über seinen Vater; aber nachdem die Probe überstanden ist, zeigt sich in der Lebhaftigkeit seiner Freude die Größe seiner früheren Seelenleiden.

„Gott hat mir endlich seine Güte offenbart,“ so schreibt er nach Ferrara an seinen Freund Bohuslas, „er hat meiner Mutter die Gesundheit wieder gegeben und meinem Vater Nachgiebigkeit, so daß er jetzt meine Pläne nicht bloß billigt, sondern sogar begünstigt und belobt. Da er sieht, wie wenig Anerkennung er nach allen seinen Arbeiten bei seinen Mitbürgern findet, so sieht er sich zu dem Geständniß gedrängt, glücklicher sei doch, wer sein Vertrauen auf Gott, als wer es auf Menschen setzt. So bin ich denn glücklich und ruhig, meine Mußestunden weihe ich meinen Büchern, die eben angekommen sind, den größten Theil meiner Zeit aber widme ich meinem Vater, dem meine Gegenwart mehr Freude macht, als meine Arbeit ihn erleichtert.“

Wenn in diesem Schreiben Schott von Geiler auch keine Erwähnung thut, wir können schon ahnen, wie oft er den jungen Mann ermuthigen und trösten, die Zaghaftigkeit der Mutter anfeuern und mit ernsten und christlichen Worten dem Vater zusprechen mußte. Er erreichte es, und bereicherte so die Kirche und die Stadt Straßburg mit einem heiligen Priester[63].

Einmal der Zustimmung seiner Eltern versichert, voll von Dank gegen ihre Nachgiebigkeit, eilte P. Schott keineswegs, sie

zu verlassen. Er blieb den Winter über; mittlerweile suchte man ihm ein Benefizium zu versorgen; am 20. Dezember 1482 empfing er die Priesterweihe, bald darnach wurde ihm auf die Fürsprache des Thomas Wolf hin ein Kanonikat an Neu-Sankt-Peter übertragen.

Die Beziehungen des jungen Kanonikus zu Geiler gestalteten sich immer freundlicher und enger; er wurde dessen getreuester Helfer und der Vertraute seiner geheimsten Gedanken. Wir sahen ihn Theil nehmen an den umfangreichen Reformversuchen Geilers und in seinem Namen den Nuntius consultiren.

Ende 1483 oder zu Anfang des folgenden Jahres finden wir P. Schott mit einer Angelegenheit beschäftigt, die allzu charakteristisch für jene Zeit ist, als daß wir sie hier übergehen könnten. Es handelt sich um eine verunglückte Klosterreform, deren Verlauf so recht überzeugend nachweist, mit welchen großen Schwierigkeiten die Kirche zu kämpfen hatte, wenn sie das Klosterleben zu der alten Ordnung zurückzuführen versuchte.

Auf dem rechten Rheinufer, Basel gegenüber, erhob sich einst das Kloster Klingenthal, dessen noch vorhandene Gebäulichkeiten jetzt verschiedenen weltlichen Zwecken dienen. Dieses Gotteshaus war elsässischen Ursprungs. Nach der Chronik der Dominikaner zu Gebweiler gründeten im Jahr 1233 vier fromme Frauen von Mülhausen ein kleines Kloster am östlichen Abhang der Vogesen, südlich von Colmar, im Dorfe Hüsseren, und weihten es dem hl. Leonhard; Papst Innocenz IV. bestätigte die Stiftung am 19. September 1244. Neun Jahre später verlegten die Nonnen ihre Niederlassung in das Dorf Pfaffenheim; und nachdem dann der berühmte Minnesänger Walther von Klingen, ein Freund des Rudolf von Habsburg, ihnen Grundstücke in dem schönen Wehrathal geschenkt hatte (1256), verließen die Nonnen Elsaß und zogen nach diesen ihren neuen Besitzungen. Doch noch einmal mußten sie in Folge eines

Krieges auswandern und verlegten nun ihr Kloster, das sie nach dem Namen ihres Wohlthäters Klingenthal genannt hatten, definitiv nach Klein-Basel, das zur Diözese Konstanz gehörte *).

Durch reiche Zuwendungen der Gläubigen und des Klerus war Klingenthal im 15. Jahrhundert die glänzendste Abtei von Basel geworden; die edelsten Familien von Basel, im Breisgau und Ober-Elsaß sind unter den Wohlthätern verzeichnet; Herzoge von Oesterreich, Könige, Kaiser und Päpste nahmen das Kloster in ihren besonderen Schutz. Das Haus indeß machte sich solcher Begünstigung keineswegs würdig. Noch im 14. Jahrhundert blühten hier die mystischen Lehren, die Schwestern standen mit dem berühmten Heinrich von Nördlingen in Verbindung. Im folgenden Jahrhundert begann der Verfall mit raschen Schritten. Die Nonnen entzogen sich der Aufsicht der Dominikaner und wurden von Papst Eugen IV. unter die Bischöfe von Konstanz gestellt; der Gegenpapst Felix V., das Concil von Basel, die päpstlichen Legaten gewährten ihnen Gunst auf Gunst, Alles im Sinne einer immer größeren Freiheit. Die Früchte eines solchen Verfahrens blieben nicht aus.

Während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigt uns die Geschichte Klingenthals das traurige Schauspiel von immer erneuten, aber stets vergeblichen Versuchen, das Kloster zu reformiren. Der Senat von Basel mischte sich hinein; denn die Nonnen verschenkten sogar Wein, eine Beeinträchtigung des städtischen Gewerbes. Papst Nikolaus V. gab sich vergebens Mühe, Ordnung im Kloster herzustellen, Pius II. betraute

---

*) Noch findet sich in den Ruinen von Klingenthal ein Grabmal, das die Ruhestätte einer Tochter des Walther von Klingen bezeichnet, mit der Inschrift, die ohne Zweifel der dichtende Vater verfaßt hat:

Von Baden margravinne
vrowa Clara rowit hinne (ruht hier).
Von Klingen ist ir vater ginant.
Nu breche Gott ir selin bant

(1456) mit dieser Sorge den Bischof von Basel und einige benachbarte Aebte, denen er später noch den Bischof von Konstanz beigesellte. Aber die Gleichgültigkeit des einen, die Nachgiebigkeit des andern und vor Allem die Ränke der Klosterfrauen vereitelten das ganze Unternehmen.

Doch so wollte der Senat von Basel sich nicht abspeisen lassen; im Februar 1462 wandten Magistrat, Senatoren und eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern des Adels sich schriftlich an den Papst: er möge neue Commissarien ernennen, die ausreichende Vollmacht besäßen und selbst den weltlichen Arm zu Hülfe rufen dürften, mit dem Auftrage, in Klingenthal die Regel wieder herzustellen und das Haus unter die Leitung der Dominikaner zu bringen. Zu Commissarien schlugen sie vor: den Bischof zu Basel, dann Johann Creutzer, früher Pfarrer am Straßburger Münster, damals Rektor der Basler Universität, und einen gewissen Peter zum Luft. Zugleich rief der Senat die Unterstützung des Nikolaus von Cusa an, der das Klosterleben in Deutschland mit Macht reformirte.

Ungeachtet des Protestes, den der Bischof von Konstanz erhob, ernannte Pius II. die von den Baslern bezeichneten Commissare; aber auch dießmal geschah nichts. Unterdeß wuchs das Uebel; als im Jahr 1466 eine Feuersbrunst das Kloster ergriff, schob die allgemeine Volksstimme diese Brandstiftung einer Nonne zu, die mit Gewalt festgehalten wurde und sich durch dieses Verbrechen die Thüren öffnen wollte. Der Weinverschleiß dauerte fort, und solchen Unordnungen gegenüber zeigte der Bischof von Konstanz eine bedauerliche Schwäche.

Indeß verloren die Dominikaner dieses Haus, das so lange ihrem Orden unterworfen war, nicht aus dem Auge; sie arbeiteten dahin, daß ihnen die lang ersehnte Reform übertragen wurde und gewannen dafür auch den Senat von Basel. Doch zunächst glückte es noch einmal den Ränken der Nonnen und des Konstanzer Bischofs, den Sturm abzuschlagen. Noch im Jahr 1476 bestätigte Papst Sixtus IV. alle Privilegien, die

dem Kloster Klingenthal von Eugen IV., Felix V. und dem Basler Concil bewilligt waren. Aber schon im folgenden Jahr schickte der mittlerweile besser unterrichtete Papst nach Basel einen Legaten, der sich mit dem Senat verständigte; am 4. August 1477 entzog eine päpstliche Bulle das Kloster der Oberleitung des Bischofs von Konstanz; der Provinzial der reformirten Dominikaner in Deutschland ward mit der Einführung der Ordensregel beauftragt. Dießmal waren die Gegenbemühungen des Bischofs von Konstanz vergeblich, der Papst hielt seine Entscheidung aufrecht und rief die Hülfe des Senates und des Bischofs von Basel, sowie diejenige des Landvogtes von Ober-Elsaß, Wilhelm von Rappoltstein, an.

Nunmehr hatte der Papst gefunden, woran es der Kirche in jenen trüben Zeiten so sehr gebrach, einen Mann, der fähig war, seine Absichten durchzuführen. Der Provinzial der Dominikaner, Jakob von Stubach, war in der That eine erlesene Natur, wunderbar angelegt für den Kampf, mit unbezähmbarer Energie eine große Thätigkeit und eine vollendete Klugheit vereinigend. Auf sein Betreiben erklärten sich der Senat von Basel, der Landvogt von Elsaß und mit diesem noch der Markgraf Rudolf von Hochberg bereit, den Anordnungen des Papstes nachzukommen und seinen Commissar zu beschützen. Noch handelte es sich um die Kosten des Unternehmens. Das Dominikanerkloster, das Stift St. Leonhard und einige Edelleute verpflichteten sich, die Stadt Basel für alle deßfallsigen Unkosten schadlos zu halten. Nun erst setzte der Basler Senat den Papst in Kenntniß, er nehme den päpstlichen Auftrag an, ohne sich indeß zu verhehlen, daß daraus große Gefahren für den Freistaat entstehen könnten. In unseren Tagen ist man versucht, über solche Vorsichtsmaßregeln und Befürchtungen zu lächeln; es scheint uns, man habe einem einfachen Frauenkloster zu viel Ehre angethan; die Folge wird zeigen, daß Senat und Provinzial das schwierige Terrain recht gut erkannten.

Am 8. Januar 1480 begann der Kampf, der zwei Jahre dauerte, und in den schliesslich nicht nur die Stadt Basel, sondern auch die Schweizer Kantone, der Herzog von Oesterreich, der Kaiser und der Papst hineingezogen wurden. An dem bezeichneten Tage rief Jakob von Stubach mehrere Stiftsherren von St. Leonhard, die ältesten Augustiner, Dominikaner, Franziskaner und Karthäuser Patres aus den Basler Klöstern, den alten Bürgermeister Peter Roth, mehrere Senatoren, den Beauftragten des Landvogts von Elsaß und den Dr. Johann Kreideweiß[64] zusammen. Mit diesen begab er sich nach Klingenthal; auf seine Bitte wandte sich P. Roth an die Nonnen und brachte sie nach verschiedenen vergeblichen Versuchen endlich dahin, sich zum Kapitel zu vereinigen, um die Mittheilungen des Provinzials entgegenzunehmen. Nun erfolgte ein wüster Auftritt. Aller Würde vergessend, antworteten die Schwestern, die doch zumeist adelichen Familien angehörten, auf diese Eröffnungen nur mit Geschrei und Schimpfen; als der Provinzial die päpstliche Bulle lesen ließ, unterbrachen sie den Vorleser, liefen in's Refektorium und sangen: Circumdederunt me viri mendaces. Im Angesicht solchen Skandals wandte sich der Provinzial an die gegenwärtigen Senatsmitglieder, sie möchten die widerspänstigen Nonnen einsperren und, bis sie sich unterwerfen würden, ihre und des Klosters Güter mit Beschlag belegen. Die Senatoren jedoch wagten nicht so weit zu gehen, sondern beschränkten sich darauf, Posten an die Thore zu stellen, damit die wüthenden Weiber nicht durchbrächen. Am 10. Januar ließ der Senat sie einsperren und bewachen, und da sie nur dem Bischof von Konstanz gehorchen wollten, nahm man ihnen mit Gewalt den Hausschlüssel.

Das ist der notarielle Bericht. In seinem Schreiben an den Papst fügt der Provinzial hinzu, daß die Nonnen sich nicht auf Schreien und Schimpfen beschränkt hätten; eine hätte sich mit einem Bratspieß, die zweite mit einem Prügel, die dritte *mit einem* Säbel bewaffnet und gedroht, das Kloster anzuzün-

den, und hätten die Mönche erwürgen wollen. Ihrerseits erzählten die Schwestern und berichteten nach Rom, man habe sie unwürdig behandelt und halb todt gemacht.

Nun berief der Provinzial aus dem Kloster Engelporten zu Gebweiler dreizehn Ordensschwestern und führte sie feierlich am 13. Januar in Klingenthal ein. Man lud die früheren Schwestern zum Kapitel ein, bot denjenigen, die sich der Reform nicht unterwerfen wollten, den Austritt an. Alles vergebens. Da constatirte der Provinzial ihre Hartnäckigkeit, setzte alle Würdenträgerinnen ab, bestimmte eine neue Priorin und ernannte zwei neue Beichtväter. Tags nachher schrieb er an den Papst, nie habe ihm eine Sache so viel Sorgen gemacht; ohne Hülfe des Papstes werde er zweifellos unterliegen; für sein Vorgehen und das Benehmen der Nonnen beziehe er sich auf das Zeugniß der Basler Senatoren.

Nur zwei von den Nonnen unterwarfen sich; die anderen blieben hartnäckig, regten ihre Familien und den Adel des Landes auf und appellirten an den Bischof von Constanz und den Propst von St. Peter, ihren sogenannten Conservator. Beide nahmen sich unter Mißachtung der päpstlichen Bulle der Sache an. Nun zeigte sich, daß Gewalt und Ueberredung nichts fruchteten; Bischof und Senat von Basel, sowie auch der Markgraf Rudolf erachteten, es sei besser, zu unterhandeln; unwillig gab auch der Provinzial nach, besonders deßhalb, weil die aufrührerischen Schwestern drohten, über die Klostermauern zu springen, wenn man sie nicht hinausgehen ließe. So kam denn ein Vergleich zu Stande: die alten Schwestern sollten Rechnung ablegen und das Klostereigenthum zurückgeben; dafür sollten sie ihr Eingebrachtes wieder erhalten und damit zu ihren Familien oder in andere Klöster gehen; ein Jahr lang sollte ihnen die Rückkehr nach Klingenthal offen stehen, natürlich wenn sie sich der Reform unterwürfen. Alles Geschehene sollte vergeben und vergessen sein. Montags vor Lichtmeß wurde der Vergleich geschlossen und von Allen, 37 an der Zahl, angenommen und be-

siegelt. Aber alsbald verschwanden nun Besitztitel, Geld und das kleine Siegel des Klosters.

Der Papst bestätigte die Reform von Klingenthal; der deutsche Kaiser Friedrich III. nahm die Priorin des Klosters und die neuen Schwestern unter seinen Schutz. Das beschwerliche Werk Jakobs von Stubach war vollendet, weil Kirche und Staat sich zur glücklichen Stunde die Hand gereicht hatten. Aber nun zeigten sich die größten Uebel der damaligen Zeit: die Schwäche der Reichsmacht, die Gewalt des Adels, die Selbstsucht des Bürgerthums und die wirkliche Ohnmacht des von Allen verlassenen Papstthums. Und hier lernt man schon die Kirche entschuldigen, wenn sie die verlangte Reform nicht zur Zeit durchgeführt hat.

Die ausgetriebenen Nonnen wollten nicht nach Klingenthal zurückkehren, das adelige Blut mochte sich weder den bürgerlichen Oberinnen, noch der Reform unterwerfen. Sie begannen sich auf dem Grund und Boden des Herzogs von Oesterreich niederzulassen, lebten bald auf Klingenthaler Besitz, bald anderswo. Einige traten in andere Häuser ein, ein kleiner Theil ging nach Klingenthal zurück; aber die Mehrzahl führte ein gar wenig klösterliches Leben, zog umher in der Klosterkleidung, ließ sich die Klosterpächte und Renten auszahlen und quittirte vermittelst des mitgenommenen Siegels. Mittlerweile schleuderten der Bischof von Constanz und der Propst von St. Peter einerseits, der Provinzial andererseits Interdict und Excommunications-Drohungen. Es waren aber nur Scharmützel, der eigentliche Krieg wurde in Rom geführt.

Dort hatten die Dominikaner an mehreren Kardinälen starke Stützen, und es gelang ihnen für's erste, alle Umtriebe ihrer Gegner zu vereiteln. Am 7. April bestätigte Sixtus IV. die frühere Bulle; vergebens versprachen die früheren Nonnen dem Propst von Ansoldingen eine schwere Summe, wenn er es erreichte, daß diese Bulle durch eine neue Bulle widerrufen würde; vergebens appellirte der Constanzer Bischof von dem

gegenwärtigen Papste an den zukünftigen; gegen eine jährliche Rente von fünf Gulden, die ihm das Kloster bezahlen sollte, zog er sich gänzlich von der Sache zurück. Und da er bald starb und sein Nachfolger den Vertrag nicht anerkennen wollte, so wagte man 900 Gulden daran, um auch dessen Widerstand zu überwinden.

Als nun von dieser Seite nichts mehr zu hoffen war, wandten sich die Nonnen an Sigismund von Oesterreich, schmeichelten ihm als ihrem Beschützer und versprachen achttausend Gulden. Dafür nahm er die Sache in die Hand, und zog zuerst den Grafen Oswald von Thierstein heran. Unter dem Vorwande, seine Vorfahren hätten Klingenthal gegründet, beanspruchte dieser, daß keine wichtige Aenderung ohne sein Vorwissen vorgenommen werden dürfe; trotz der päpstlichen Befehle bemächtigte er sich der Klostereinkünfte und zahlte sie den früheren Nonnen aus. Vergebens trat Kaiser Friedrich III. mit Befehlen und Verboten ein, er konnte sich keinen Gehorsam verschaffen.

Zum Unglück mußte Jakob von Stubach, die Seele der ganzen Reform, damals Basel verlassen und sich zum Generalordenskapitel begeben. Sigismund dagegen ging rücksichtslos vorwärts. Er hetzte einen Raubritter von der Sorte, wie sie damals häufig war, gegen die Beschützer Klingenthals auf, und dieser Raubritter schickte den Dominikanern sowohl als dem Baseler Senat eine Kriegserklärung in aller Form zu. Da nahm der Eifer der Baseler bald in bedenklicher Weise ab. Was kümmerte sie denn schließlich Klingenthal und seine Klosterreform? Sie verweigerten den Dominikanern ihren Schutz und versteckten sich dem Raubritter gegenüber hinter die Anordnungen des Papstes und des Kaisers. Das kümmerte den Raubritter sehr wenig, und er legte Hand an zwei Bürger von Basel, die nach Mülhausen gingen. Darüber legten sich die Schweizer Kantone in's Mittel, und so kam es endlich dahin, daß diese Kantone und Herzog Sigismund die Sache zwischen beiden Parteien vertragen sollten.

Als der Wind sich so günstig schwenkte, wurden die Nonnen doppelt kühn; sie wiesen als parteiisch alle Mitglieder des Senates zurück, die bei der Reform betheiligt gewesen waren. Sie sprachen davon, daß sie sich dem Papst unterwerfen und nach Klingenthal zurückkehren wollten; und dann, so setzten ihre Freunde hinzu, müsse man ihnen ihr Kloster wieder geben, wäre es auch nur, um sie vor dem ewigen Verderben zu bewahren; freuten sich ja doch die Engel des Himmels über einen bekehrten Sünder mehr als über neunundneunzig Gerechte u. s. w. Unterdessen wurden Sigismund neue Versprechungen gemacht und notariell bestätigt.

Die Dominikaner ihrerseits setzten Alles in Bewegung, um sich selbst und Klingenthal zu schützen; sie zogen sogar den gottseligen Nicolaus von der Flüe heran, der beim Herzog von Oesterreich für sie zu wirken versprach. Aber Alles vergebens: am 11. März 1482 entschieden zu Basel die Bevollmächtigten Sigismunds und der Schweizer die Sache zu Gunsten der früheren Nonnen; eine Deputation sollte den Papst bitten, dieselben wieder in Besitz zu setzen und unter die Obhut von Geistlichen zu stellen, die weder Dominikaner noch Franziskaner sein dürften. Ein Commissar sollte die Finanzfrage regeln.

Von jetzt ab war Alles verloren. Die Dominikaner unterwarfen sich ungern und mit Protest; die Baseler ließen sich damit trösten, daß man von ihnen keinen Ersatz fordern werde, sondern nur von den Dominikanern. Und Rom? Im Namen Sigismunds und der Conföderirten begab sich der Propst von Feldbach dorthin, und der Papst, gänzlich ermüdet, beauftragte den Bischof von Basel und den Prior der Benediktiner zu Morteau, den Baseler Entscheid zu prüfen, resp. zu bestätigen; er entzog den Dominikanern die Aufsicht über Klingenthal, weil es zwischen Beiden in Folge der Reform zu großen Aergernissen gekommen sei. Bald nachher nahm er das Kloster unter seine unmittelbare Jurisdiktion, erhob die Priorin zur Würde einer Aebtissin und bestimmte als Beichtväter die Benediktiner oder Cisterzienser.

Nun hatte zwar der Schattenkaiser Friedrich III. nicht nachgelassen, zu Gunsten der Reform ohnmächtige Dekrete zu erlassen; auch die bedrohten Klosterfrauen waren nicht müßig gewesen, zweimal im Laufe des Jahres 1482 machte eine Schwester die Reise nach Rom; die Dominikaner halfen ihnen nach Möglichkeit; der Baseler Senat war nicht zufrieden; aber Sigismund hielt über ihren Häuptern schwebend die Drohung des Oswald von Thierstein, der immer bereit war, die Einkünfte der Baseler mit Beschlag zu belegen. So kam am 12. October ein neuer schiedsrichterlicher Entscheid zu Gunsten der alten Nonnen zu Stande, demgemäß die neuen Schwestern in ihre früheren Klöster zurückkehren sollten. Diese Einigung wurde sogar von dem General der Dominikaner und von Jakob von Stubach unterschrieben.

Das war der traurige Ausgang eines löblichen Unternehmens. Sigismund von Oesterreich empfing den bedungenen Lohn, worüber zu seiner ewigen Schande die Quittung noch in dem Archiv von Kloster Klingenthal vorliegt; der schwache Papst gab der Rücksicht auf allgemeinere Interessen und einem diplomatischen Druck nach; den armen Schwestern zu Klingenthal schrieb der General der Dominikaner, sie dürften nicht an ihre persönliche Lage denken, sondern müßten beherzigen, daß hier ein ganzer Orden, der Frieden einer großen Bürgerschaft, ja einer ganzen Provinz in Betracht zu nehmen sei. Das war leider bis zu einem gewissen Punkte wahr; aber es war ein unendliches Aergerniß für alle eifrigen Christen. Und was der Sache die Krone aufsetzte: die Dominikaner wurden schließlich verurtheilt, den nach Klingenthal zurückkehrenden Nonnen die für jene Zeit ganz enorme Summe von 11,500 Gulden als Schadenersatz zu zahlen. Die frommen Frauen hatten sogar 36,000 verlangt dafür, daß sie an Vermögen und Ehre geschädigt seien. Freilich, der edle Raubritter von Klingenberg, der Graf Thierstein, und der wackere Sigismund wollten sich nicht mit den Gebeten ihrer Schützlinge begnügen [65].

Unterdeß wurde der Vertrag vollzogen, die strengeren Klosterfrauen hinausgestoßen — es war gegen Ende 1482 — mit ihnen diejenigen früheren Nonnen, die sich der Reform angeschlossen hatten; sie wurden beim Abschied mit den gemeinsten Schmähungen überhäuft, so groß war die Siegestrunkenheit! Die Ausgestoßenen blieben zusammen, wandten sich nach der Diözese Straßburg und fanden nach langem Umherirren eine Zuflucht im Kloster Renting oder Rentingen, nicht weit von Saarburg, wo 28 Schwestern vom dritten Orden des hl. Dominikus ein arbeitsames und sehr armes Leben führten. Die Ankunft von 24 neuen Schwestern vermehrte natürlich die Sorgen wie die Armuth, so daß sich ihr Beichtvater Thomas von Lampertheim Hülfe suchend nach Rom wandte.

Jetzt nahm unser Peter Schott, zu dem wir nun zurückkehren, wohl auf Betreiben Geilers, sich der armen Klosterfrauen an und richtete in ihrem Namen ein flehentliches Schreiben an den Papst, indem er ihre langen Leiden und ihre jetzige traurige Lage eingehend schildert. Sie hofften um so mehr Hülfe vom heiligen Vater, weil all' diese schweren Prüfungen sie eben nur wegen ihres Gehorsams gegen den heiligen Stuhl getroffen hätten. Aber auch nach Frankreich richteten die armen Schwestern ihre Blicke, und wiederum war es P. Schott, der durch den Kanzler Wilhelm von Rochefort sich Hülfe bittend an den König Ludwig XI. wandte. Die betreffenden Briefe sind noch vorhanden. Aber Ludwig XI. starb, noch ehe dieselben ankamen, und die Statthalterin des unmündigen Karl VIII. hatte andere Dinge zu thun.

Da war es ein Freund Geilers, Christoph von Udenheim, der den Nonnen das von seinen Bewohnern verlassene, von ihm angekaufte Kloster Obersteigen gegen die geringe Leibrente von einer Mark Silber überließ. Später kamen sie nach Gnadenthal in der Diözese Constanz.

All' diese Angelegenheiten, in die sich Schott hineingezogen *sah, ließen ihn* indeß die theologischen Studien nicht aus den

Augen verlieren. Noch im Jahre 1482 schreibt er an seinen Freund Bohuslas von Lobkowitz, er werde sie sofort beginnen, wenn er sein Residenzjahr als Canonikus abgemacht hätte. Er hatte sich für die berühmte Universität Paris entschieden, sein früherer Lehrer dortselbst, Johann Scriptoris, billigte diese Wahl; aber seine Eltern, die für seine schwache Gesundheit mehr besorgt waren als er selbst, verzögerten ohne Unterlaß seine Abreise. Unterdessen hörte er einen Curs der Theologie bei den Barfüßern, wo das vierte Buch des Scotus erklärt wurde. Nach einem Aufenthalt im Wildbad, der ihn gekräftigt zu haben schien, suchte er die Aufnahme im Collegium der Sorbonne wenigstens als Gast nach.

Schon war das umfangreiche Gepäck zugleich mit einem jungen Mann, der Schott als Diener zur Seite stehen sollte, von Straßburg abgegangen, da kam ein Brief, der Alles wieder vereitelte: die Pest war in Paris ausgebrochen. Bei dem Worte Pest erschraken die besorgten Eltern, die Reisesachen wurden zurück beordert, die Abreise in's Ungewisse verschoben, selbst dann noch, als nach der Meinung von Pariser Aerzten und Astronomen alle Gefahr vorüber war. Doch hatte der junge Schott im Laufe des Jahres 1485 die große Freude, seinen lieben Bekannten von der Universität Bologna her, den schon erwähnten Bohuslas von Lobkowitz, für einige Zeit bei sich zu sehen. Das Freundschaftsverhältniß zwischen dem geistesklaren und ruhigen Straßburger Patrizierssohn und dem beweglichen, leicht ergriffenen und leidenschaftlichen slavischen Edelmann wurde immer inniger und dauerte bis zum Tode Schotts. Während seines Straßburger Aufenthalts scheint Bohuslas Geilern öft besucht zu haben. Vielleicht irrt man nicht, wenn man den ersten Beginn der Straßburger literarischen Gesellschaft, die später von Wimpheling organisirt wurde, auf den Bund des wißbegierigen P. Schott mit seinen zahlreichen gebildeten Freunden zurückführt.

Denn trotz seiner Vorliebe für die Theologie ließ Schott

auch die literarischen und philologischen Studien nicht fallen. Er wendete sich mit verschiedenen dahin einschlägigen Fragen an den berühmten, hochgeehrten und der Ehre würdigen Humanisten Rudolph Agricola, den auch er für eine Zierde Deutschlands ansah; und als er die Antwort Agricola's erhielt, da erblühte der junge Mann, der gerade am Fieber litt, plötzlich vor Freude zu neuem Leben, alles Unwohlsein hatte ihn verlassen. Leider starb Agricola noch in demselben Jahre (1485), ehe die von Dank und Verehrung erfüllte Antwort Schotts anlangte. Andererseits wurde der junge Kanonikus, wie eine Correspondenz mit dem Philologen Wimpheling bezeugt, von diesem als eine Autorität auf dem Gebiete der Prosodie angesehen und befragt.

Doch beschränkte seine Thätigkeit sich nicht auf grammatische oder philologische Fragen. Sein verehrter Lehrer Geiler, dem er nichts abschlagen konnte, gewann ihn für ein Unternehmen, das ihm sehr am Herzen lag. Es war das eine vollständige Sammlung und neue Ausgabe der Werke seines Lieblingsschriftstellers, des Kanzlers Gerson. Bereits seit seiner Pilgerfahrt nach St. Baume hatte Geiler bei den Cölestinern zu Lyon und bei den Karthäusern zu Avignon die Manuscripte Gersons aufgesucht, der seine Bibliothek diesen beiden Klöstern vermacht hatte, und hatte mit großen Kosten mehrere abschreiben lassen. Schott seinerseits hatte zu Paris durch Johann Müller Alles, was sich an Schriften Gersons auffinden ließ, gesammelt, und ließ 1488 die drei ersten Bände der Werke des berühmten Kanzlers erscheinen. Ohne seinen Namen auf den Titel zu setzen, stellte er an die Spitze des ersten Bandes eine Lobrede auf Gerson, in welcher er dessen Wissenschaft, Tugenden und der Kirche geleistete Dienste hervorhebt, ihn als Weisen, als Schriftsteller und in seinem öffentlichen Leben schildert und neben Augustin, Athanasius und Chrysostomus stellt. In Bezug auf den Inhalt sagt er, er habe Alles, was von Schriften Gersons zu erlangen war, abdrucken lassen. Einige Stücke, die man *Gerson nicht mit* Sicherheit zuschreiben könne, seien mit aufge-

nommen; andere, die ihm zuweilen zugeschrieben worden, seien weggelassen, so das Buch de contemptu mundi, von dem fest stehe, daß es von einem gewissen regulirten Chorherrn Thomas verfaßt sei. Dieses Buch ist kein anderes, als das berühmte Werk des Thomas von Kempen, „die Nachfolge Christi“, über dessen Verfasser man schon damals uneins war. Die vorliegende Notiz spricht auf das Bestimmteste gegen die Autorschaft Gersons, ist dagegen ein frühes und wichtiges Zeugniß für Thomas von Kempen [66].

Innig verbunden mit Geiler und Wimpheling, konnte Schott den Reformbestrebungen dieser beiden Männer nicht fremd bleiben. Wir sahen ihn 1484 sich für die Reform des Barfüßerklosters zu Straßburg interessiren. Zwei Jahre später nimmt er Theil an dem Kampf, den Wimpheling sein ganzes Leben lang gegen die adlichen Benefizien-Fänger führte. Es handelte sich um einen Gnadenbrief, durch den Papst Sixtus IV. alle bürgerlichen Kleriker von verschiedenen Domkapiteln, namentlich von dem zu Speyer, ausgeschlossen haben sollte. Man begreift die Besorgnisse Wimphelings, der damals am Dom zu Speyer eine Präbende besaß; er kam nach Straßburg und bat seinen Freund Schott, eine Bittschrift an den Papst aufzusetzen, da er fürchtete, selbst zu leidenschaftlich und zu bitter zu werden. Schott schrieb ihm einen Brief voll weiser Anweisungen und Vorschläge, eine förmliche Vorlesung in literarischer Staats- und Kriegskunst. „Machst Du's so, mein lieber Jakob,“ so schließt der Brief, „so kann sich der Papst nicht beleidigt oder gekränkt fühlen; denn Du greifst bloß diejenigen an, welche diesen Gnadenbrief erlangt haben, nicht den Geber desselben.“ Schott hat auch selbst in dieser Angelegenheit geschrieben, wie er denn ein ganz erklärter Gegner der Pfründen-Anhäufung und der damals so gewöhnlichen gemeinen Ausbeutung der Kirche war [67].

Ueberzeugt, daß der einzige Weg der Rettung in der Heranbildung eines jungen Klerus liege, der mehr von dem Ernst

seiner Pflichten und von der Heiligkeit des Standes durchdrungen sei, beschäftigte er sich eifrig mit der Ausbildung begabter, aber armer junger Leute. Stets hatte er einen um sich, der ihn bediente und mit dem er zugleich klassische Studien trieb. Einen gewissen Gangolph wollte er mit nach Paris nehmen, wie oben erwähnt wurde; da es Schott nicht vergönnt war, die Reise auszuführen, so wurde der junge Mann allein hingeschickt und der Fürsorge Johann Müllers empfohlen. Ein anderer Zögling war Johann Klitsch, den Schott nach Holland, ohne Zweifel zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben, schickte, und in Briefen bald mit Nachrichten von seinen Eltern versieht, bald zu einer reinlichen und klassischen lateinischen Ausdrucksweise anhält. Später finden wir diesen Klitsch mit dem eben erwähnten Gangolph zu Paris, wo letzterer sein Examen als Meister der freien Künste machte. Von da ab gehen unsere Nachrichten über Beide zu Ende; aber wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Gangolph wieder finden in einem Priester desselben Namens, der noch manches Jahr an der Seite Geilers lebte und dessen Biographen manche werthvolle Mittheilung gemacht hat.

Zugleich befaßte sich der junge Kanonikus auch mit den städtischen Schulen, deren Zöglinge wir schon früher als Kirchen- und Straßensänger kennen lernten. Sie feierten auch das Fest St. Nikolaus und sangen dann dreistimmige Stücke in den Kirchen; um unschuldige Kinder thaten sie dasselbe in den Straßen der Stadt. Für diesen Zweck widmete Schott ihnen mehrere kleine Produkte seiner Muse, in denen er bald das Lob des hl. Nikolaus oder der guten Stadt Straßburg besingt, bald sich gegen die Hartherzigkeit der Menschen kehrt und den Unbestand der irdischen Dinge betrauert, bald geschichtliche Ereignisse, wie die Gefangenschaft des römischen Königs Maximilian zu Brügge, behandelt, bald auch die Knaben zu fleißigem Studium und insbesondere zu gebildeter klassischer Sprache ermahnt. Im Jahr 1487 läßt er sie bitten, daß man einen alten Lehrer,

der unter bösen Rangen sich heiser geschrieen und den Bakel kaum noch führen könne, in den sauer verdienten Ruhestand versetze. Ein Jahr vorher widmete er ihnen folgende hübsche Verse, die den Verfasser nebenbei als einen Gehülfen Geilers in der Reformfrage erscheinen lassen:

Alles zur Zeit! Jetzt Ernst, und zu Zeiten fröhliches Lachen!
Arbeit wechsle mit Ruh'; freudiger lebt es sich dann.
Mag denn auch uns, die so lange der birkene Bakel in Furcht hielt,
Jetzt die Erlaubniß blüh'n, freudig zu heben die Brust.
Denn der vergnügliche Winter erschien; er bringet wie ehemals
Im Saturnischen Reich Scherze und köstlichen Schwank.
Nun, so verbannt denn das Schweigen, das ernste, ihr Jugendgenossen,
Und zum lustigen Chor öffnet den rosigen Mund!
Schmerzen auch noch die Striemen, die euer Rücken empfangen,
Seht, sie heilet der Ritt heut' auf geflügeltem Gaul!
Schöpft in der Luft denn die Kraft, die dem Leib wie dem Geiste gedeihet,
Daß dann beide erneut wieder den Studien nah'n.
Doch nicht schändet den Tag mit schmutzigen Possen und Unflath,
Dringt mit den Larven des Spotts nicht in das Heiligthum ein!
Nimmer erblühet die Freude, die wahre, wenn Jener gekränkt wird,
Der mit ewiger Gluth schändliche Lüste bestraft.
Laß denn, heiliger Petrus, die Deinigen also sich freuen,
Daß sich ihnen das Thor himmlischer Freuden nicht schließt!

Mitten unter so verschiedenen Beschäftigungen unterhielt Schott einen ausgedehnten Briefwechsel. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Vitus Mäler, der zu Rom als Sollicitator apostolischer Schreiben fungirte, benutzte er mehrfach, um armen Priestern kirchliche Pfründen zu verschaffen oder um Andere, die nach Rom reisten, dort zu empfehlen. Dem Einen schreibt er in den Empfehlungsbrief: „er geht nach Rom nicht aus Gründen, die für gewöhnlich die Wanderer dorthin führen, sondern aus Frömmigkeit und christlicher Andacht"; einem Andern: „er scheut nicht die Strenge des Winters, nicht die Höhe der Berge, nicht die Weite des Weges; er geht nach Rom, um

dort, wie er hofft, bei den Reliquien der Heiligen zu sterben." Also immerhin noch Leute, die in Rom andere Geschäfte hatten, als man sonst zu Venedig, Frankfurt oder Antwerpen abmachte.

Auch mit Thomas Wolf dem Aelteren, der mehrere Pfründen besaß und auch dem jungen Schott sein Kanonikat verschafft hatte, wechselte dieser Briefe und durfte, obwohl der jüngere, doch den älteren Freund in milder Form darauf hinweisen, wie es einem Priester des Herrn gezieme, der allzu großen Sorge für das Zeitliche sich zu entschlagen und wenigstens im Alter die irdischen Bande zu lockern, die den Menschen an die Welt fesseln. Schotts römische Bekanntschaften und Correspondenzen, verbunden mit seiner Liebenswürdigkeit, ließen ihn den Pfründensuchern ganz als den brauchbaren Fürsprecher und Geschäftsträger erscheinen; und im Elsaß gab es ja so manche begehrenswerthe Pfründe. Mit feinem Sinn weist der würdige Priester dann wohl einen ungeduldigen Supplikanten zur Ruhe oder macht einen weniger gewissenhaften darauf aufmerksam, daß man nur durch die rechte Thüre in den Schafstall eingehen dürfe.

Für Keinen indeß interessirte Schott sich mehr als für den Erzieher seiner Jugend, Johannes Müller von Rastatt; und wie viel Mühe kostete es, demselben eine passende und längst verdiente Pfründe zu verschaffen! Die Geschichte dieser Bemühungen ist sehr lehrreich und wirft ein eigenthümliches Licht auf die Zustände jener Zeit. Nachdem Müller mit unserem Schott in Italien gewesen war, begleitete er den ältesten Sohn des Markgrafen von Baden auf die Universität Paris und von da nach Orléans, wo ausschließlich römisches Recht gelehrt wurde. Schon damals wurde er des akademischen Wanderlebens überdrüssig und sehnte sich nach einer ruhigen Kirchenstelle. Aber die Bemühungen Schotts und seiner Freunde wurden mehrmals vereitelt; selbst eine bescheidene ländliche Vikariestelle, mit der Müller sich zufrieden stellen wollte, sollte ihm nicht beschieden sein. Er begab sich mit seinem Zögling

nach Padua und erlangte dort das Diplom eines Doktors beider Rechte. Durch ein günstiges Geschick, wahrscheinlich auch durch den Einfluß des Markgrafen, erlangte er endlich die sogenannten primas preces des deutschen Königs und so, wie man sagte, die sichere Anwartschaft auf eine passende Pfründe. Aber so leicht ging die Sache doch nicht.

Zuerst mußte er erfahren, daß dies königliche Dokument ohne Bestätigung des Papstes ihm nichts half, weil man nirgendwo etwas darauf gab aus Furcht vor Prozessen und Unkosten, denen man sich sonst aussetzte. Die Bestätigung wurde also eingeholt, und es erschien bald eine Gelegenheit, wo Müller von seinen Briefen Gebrauch machen konnte.

Ein bejahrter Stiftsherr an Alt-Sankt Peter, Johann Reifsteck, nahte sich seinem Ende. Schott that die nöthigen Schritte für seinen Lehrer und Schützling. Vom Bischof mußte der sogen. processus erlangt werden, für welchen Schott der bischöflichen Kanzlei zehn Goldgulden (54 Mark) zahlte (die Kanzlei verlangte 20 Goldgulden, die erst auf die Verwendung des Prinzen von Baden auf die Hälfte herabgesetzt wurden). Jetzt mußten die Stiftsherren der Reihe nach besucht und gebeten werden, für dießmal auf ihr Ernennungsrecht zu verzichten und die königlichen preces anzunehmen. Das war ein langwieriges und schwieriges Geschäft; denn das Ernennungsrecht devolvirte, wenn der erste Domherr verzichtete, auf den folgenden und so weiter. So mußten acht nach einander gewonnen werden, wobei die letzteren sich immer schwieriger zeigten, weil bei ihnen die Aussicht stets geringer wurde, später einmal von dem wichtigen Ernennungsrechte Gebrauch zu machen. Mit Vorstellungen, Bitten, selbst Drohungen brachte Schott es endlich dahin und konnte seinem Günstling schreiben: „Es ist ein großes Glück; Du bist der erste, der auf diesem Wege (der königlichen preces) in dieser Diözese eine Pfründe erlangt hat; wenigstens sagt man so.“

Noch war ein Punkt zu erledigen. Müller mußte in Per-

son und mit ihm mußten vier Andere, zwei Laien und zwei Kleriker, sich dem Kapitel gegenüber verbinden, für allen Schaden aufzukommen, der demselben aus der Nachgiebigkeit gegen die königlichen preces erwachsen könnte. Der Ammeister Schott war zu dieser Bürgschaft nicht zu bewegen, weil er vor zwei Jahren mit solchen Angelegenheiten unangenehme Erfahrungen gemacht und in Folge dessen ein Gelübde gethan hatte, solche Bürgschaften nicht mehr zu übernehmen. Zum Glück für Müller, der sich im Bade befand, fanden sich noch zeitig genug vier Bürgen; denn schon verbreitete sich das Gerücht, Müllers Mitbewerber hätten sich an den Papst gewandt, und wenn Müller nicht bald in den Besitz des Kanonikates gelange, so werde es viele Prozesse absetzen. Deßhalb besorgte Schott in Eile Alles für seinen abwesenden Freund, leistete in dessen Namen den Eid, bezahlte 29 Goldthaler, erfüllte alle Bedingungen und Forderungen des Kapitels und ergriff in Müllers Namen Besitz von der Pfründe, die so mühsam durch einen fast zwanzigjährigen Aufenthalt auf französischen und italienischen Universitäten und durch Ueberwindung so mancher Schwierigkeiten errungen war, aber fast noch im letzten Augenblicke verloren gegangen wäre.

IX.

Ein Bischof nach dem Herzen Geilers.

Im Jahr 1486, Tags vor St. Matthias, starb Johannes von Werdenberg, Bischof von Augsburg. Auf die dringenden Empfehlungen des Kaisers Friedrich III., des römischen Königs Maximilian, fast aller Kurfürsten und vieler Bischöfe erwählten die Domherren, trotz des Ansuchens der bayerischen Herzoge, die einen Prinzen aus ihrem Hause gewählt wünschten, nach fünfzehntägiger Berathung einmüthig den Dechant am Straßburger Münster, Friedrich Graf von Zollern, den Neffen des *verstorbenen* Bischofs. Er war auch ein Zögling Geilers, und

wie uns Peter Schott den Priester gezeigt hat, so wird Friedrich uns den Bischof nach dem Herzen des Straßburger Predigers darstellen [68].

Friedrich von Zollern war im Jahr 1450, kaum fünf Jahre nach Geiler, geboren, traf mit diesem auf der Universität Freiburg zusammen und folgte ihm 1477 nach Straßburg als Dechant nach; von jener Zeit datiren offenbar ihre Beziehungen, wie aus einem Schreiben erhellt, in welchem Geiler seinem Freund weise Verhaltungsregeln gibt.

„Meide so viel als möglich den häufigen Verkehr mit jungen Leuten; ist es nicht möglich, so halte sie im Zaum. Sei ernst, doch ohne Uebertreibung. Man finde Dich immer in passender Kleidung, und erscheine auch vor Dir nie anders, als wie man sich vor einem Manne Deines Standes zeigen soll. Sei mit Wenigen vertraut, aber Allen zugänglich. Dulde niemals, daß in Deiner Gegenwart die Ehre irgend eines Andern angegriffen werde. Bevor Du sprichst, wäge wohl jedes Wort ab. Halte Zucht bei Deinen Leuten, kleide sie anständig; denn gewöhnlich schließt man von den Dienern auf den Herrn.

„Vermeide sorgfältig den Umgang mit Frauen; sonst werden Deine Wege nicht sicher sein. Ein Augenblick vollendet oft (wie der Dichter spricht), was ein ganzes Jahr versagt. Wir sehen, wie diese Krankheit nicht nur junge Leute, sondern auch gereifte Männer verdirbt. Magst Du keine Gefahr in ihrem Umgang finden, so stütze Dich doch nicht auf einen Stab, der nur ein schwaches Rohr ist; die List des bösen Feindes wiegt uns in Sicherheit ein, damit wir im gelegenen Augenblick um so tiefer fallen. Ein solches Benehmen wird Dir ohne Zweifel den Haß der Frauen und der Adelichen zuziehen; sie werden sprechen: was ist das für eine herbe Frömmigkeit? Deine Untergebenen werden Dich tadeln, wenn nicht offen, doch insgeheim. Geh darüber hinweg; hast Du den Sieg errungen, so wird Dein Licht leuchten, Du wirst für Andere ein Muster aller Tugenden sein.

„Fliehe den Müßiggang; regle Deinen Tag und Deine Geschäfte; denn die Folgen dieses Lasters sind unberechenbar. Es ist der gefährlichste Feind der Keuschheit, ein Gift für die Tugend. Niemals finde der Feind Dich müßig!

„Verlaß alsbald nach dem Erwachen Dein Lager und bete knieend. Bereite Dich zu den kanonischen Tagzeiten vor, und verrichte alsdann Dein Breviergebet so, als wenn Du es in Gegenwart des ganzen Volkes thätest. Gewöhne Dich, es nicht hastig, sondern bedächtig zu verrichten und mit solcher Sorgfalt, als ob die Ewigkeit daran hinge. Nimm Dir als Regel, mit der größten Genauigkeit jedes Geschäft, sei es auch weniger wichtig, auszuführen und nie eher zu einem anderen Geschäfte überzugehen, als bis das erste gut besorgt ist. Wohne jeden Tag dem heiligen Meßopfer mit andächtigem Gebete bei. Bei Tische iß nach Bedürfniß, nicht aus Sinnlichkeit. Meide lautes Lachen, laß es beim Lächeln. Nimmt das Gespräch eine Wendung zum Unanständigen oder gegen die Nächstenliebe, so hüte Dich, darüber zu lachen.

„Ich weiß nicht, wie Deine Gewohnheit in Beziehung auf Beichte und Communion ist, will Dir auch nichts vorschreiben; denn ich denke, daß Du bald die Priesterweihe empfangen wirst. Man kann es nicht aussprechen, von wie großem Nutzen die öftere Beicht und Communion ist."

Solche Lehren fielen bei dem jungen Hohenzollern auf einen guten Boden. Als Stiftsherr in Straßburg stellte er sich bescheiden unter die Leitung Geilers und half nach Kräften bei dessen Reformwerk. Die Priesterweihe empfing er indeß erst im reiferen Alter; am 29. Januar 1485 las er in Straßburg seine erste heilige Messe.

Als Geiler ein Jahr nachher vernahm, daß sein geistlicher Sohn für den bischöflichen Stuhl in Augsburg auserseben sei, schrieb er ihm unmittelbar nach einer Predigt „mit annoch von der Ermüdung zitternden Händen", aus der Fülle seines theilnehmenden, aber besorgten Herzens: „Ich höre, daß Du von

dem Ruder des Straßburger Nachens, wo Du Dein Heil wirken konntest, in das Schiff der Augsburger Kirche gezogen wirst; möge es geschehen von dem Vater, dessen Sohn gesprochen hat: Niemand kommt zu mir, wenn nicht der Vater ihn zieht. Ich bin sehr betrübt; denn ich hatte gehofft, Du würdest das bei uns Angefangene auch vollenden, um unter Dir, mit Dir und durch Dich in diesem Nachen die Fahrt bis an die Ufer des ewigen Friedens zu machen. Doch vielleicht bist Du zu etwas Höherem bestimmt ... Die Liebe aber läßt mich zittern und reden, damit ein Kind Gottes nicht ein Weltkind werde und zu Grunde gehe, sondern bleibe ein Diener Christi und lebe in Ewigkeit."

Friedrich erfuhr von der am 31. März geschehenen Wahl in Frankfurt, offiziell mitgetheilt wurde sie ihm in Aachen, wohin er sich in Vertretung seines Onkels, des eben verstorbenen Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, zur Krönung des römischen Königs Maximilian begeben hatte.

Er schwankte lange Zeit, und ein Brief Geilers war auch nicht geeignet, ihn aus seiner Unschlüssigkeit herauszuziehen. „Wärest Du hier, Du würdest mich fragen: Soll ich eine solche Bürde annehmen, die selbst für Engelsschultern bedenklich erscheint? Und ich würde Dir, wie der hl. Bernhard in einem ähnlichen Falle, antworten und Dich Deinem Gewissen überlassen. Drängtest Du aber, dann würde ich ohne Anstand sagen: Willst Du auf den Wegen der Bischöfe unserer Tage wandeln, Dich hauptsächlich um Deine Pferde bekümmern, Deine Diözese nie visitiren, die Laster nicht bekämpfen, die Kirchengüter nicht mit den Armen theilen, Dich nicht mit geistlichen Funktionen befassen, sondern Alles dieß, auch die Weihungen, Anderen überlassen, kurz, wenn Du nicht ein Wunder, ein Phönix unter allen Bischöfen werden willst, so wäre es besser, Du wärest nie geboren! ... Darum kann ich nichts Anderes für Dich thun, als Gott bitten, daß er Dich auf den Weg seiner Ehre und Deines Seelenheils lenke. Und auch Du erhebe Deine Hände,

wie einst die Apostel auf der stürmenden See, und bete: Herr, rette uns, wir geh'n zu Grund! Du schriebst, daß Du zu uns kommen würdest, aber ich fürchte, Du wirst Dein Vorhaben nicht ausführen; ich fürchte: Andere werden Dich gürten und Dich führen, wohin Du nicht willst. Gott bewahre Deine Wege und Dein Herz in seinem Gesetze!"

Insbesondere noch verlangt Geiler: Friedrich soll nicht, nach dem Beispiele anderer Bischöfe, sich heimlich („hinter dem Ofen"), sondern in seiner Kathedrale öffentlich weihen lassen; er soll nicht nach dem bisherigen Mißbrauch mit allem Pomp unter dem lärmenden Schall von Pauken und Trompeten in die Stadt einreiten, da Solches nicht einem Nachfolger des guten Hirten, sondern den Fürsten dieser Welt zukomme; vielmehr soll er von Geistlichen und Schaaren der Armen begleitet, als ein Vater des Vaterlandes, als ein Beschützer und Ernährer der Dürftigen, unter dem Zujauchzen: Benedictus qui venit in nomine Domini einziehen; er soll nicht den verderblichen Gewohnheiten folgen, sondern dieselben heben und ausrotten, soll sich nicht vom Volke beherrschen lassen, sondern selbst herrschen.

Auch Peter Schott schrieb seinerseits an den Erwählten von Augsburg und begleitete seine Glückwünsche mit weisen Rathschlägen. Auch er warnt vor den Schmeicheleien der Sirenen wie vor der allzugroßen Rücksicht auf fremden Rath. Keiner könne ihm besser rathen, als er sich selbst; nie werde er fallen, wenn er nur auf sich selbst höre. Noch ein dritter Freund Friedrichs, Johann Roth, Pfarrer am Münster, warnt ihn als langjähriger Freund vor den verderblichen Wegen, auf denen fast alle andern Bischöfe wandelten; er möge nicht seine Verwandten mit den Gütern der Kirche bereichern, sondern sie für die Armen Christi verwenden, möge die Kirchenpfründen nicht nach Laune und Gunst, sondern nach Verdienst und Bedürfniß vergeben, möge nicht Banden von Soldaten, sondern Chöre von Priestern schaffen, möge ein Hirt sein in Wahrheit, nicht bloß dem Namen nach.

Der neue Bischof nahm diese Ermahnungen mit derselben Aufrichtigkeit und Freundlichkeit auf, mit der sie gegeben wurden; er lud die drei Freunde zu sich ein, um auch persönlich mit ihnen zu berathschlagen. Nachdem er im Juni nach Onolzbach und Heilbronn gereist war, um den Exequien seines Onkels, des Markgrafen Albrecht, beizuwohnen, empfing er am 21. Juli seine Straßburger Freunde in seiner Residenz Dillingen. Schott überreichte ihm bei dieser Gelegenheit sein eben vollendetes Werk über das Leben und die Grundsätze der Heiligen. Uebrigens konnten die vier Freunde nur wenige Tage beisammen sein und benutzten diese Zeit, um sich gegenseitig zu ermuntern und zu befestigen.

Am 17. September empfing Friedrich die Bischofsweihe zu Dillingen in feierlicher Weise, immer begleitet von den aufrichtigsten Glückwünschen seiner Straßburger Freunde, die in fortwährender Correspondenz mit ihm blieben. Gern hätte er den väterlichen Freund Geiler ganz zu sich hinüber nach Augsburg gezogen. Aber auf den ersten Versuch dieser Art schrieb ihm Schott: „Wenn Du meinst, er könne Dir so viele Dienste thun, so wollen wir uns seiner für einige Zeit berauben, vorausgesetzt, daß er wieder zu uns kommt. Möge das Augsburger Volk sich damit begnügen, einen guten Bischof zu besitzen, und den Straßburgern, die doch auch Deine Kinder sind, wenigstens ihren ausgezeichneten Prediger lassen.“

Friedrich verdoppelte seine Bemühungen, Geilern an sich zu ziehen. Seine ganze Seele mit all' ihren Beunruhigungen und Wünschen spiegelt sich in einem Briefe, den er ihm am 30. Mai 1487 von Nürnberg schrieb, wo er dem Reichstag anwohnte.

„Es ist mir schwer, die Freude und den Trost auszudrücken, den mir, mein einziger Lehrer, Deine Briefe bereiten; denn ich sehe darin, wie ehemals in Deinen Worten, jenen Seeleneifer für mein ewiges Heil, der Dich begeistert. Meine Seele, früher alle Tage gespeist mit dem Worte Gottes, das aus Deinem Munde kam, ist jetzt dieser süßen Unterweisungen beraubt und

hat nur ein halbes Leben. Aber sie fühlt sich neu belebt durch Deine Briefe, und glaube mir: die schwere Bürde, die mir aufgelegt ist, sie würde mir leicht erscheinen, hätte ich hier einen Meister und Seelenleiter wie Dich....

„Unter den heiligen Lehren, die Du mir gibst, finde ich auch die, mein Volk zu unterrichten. Ja, ich sehe es auch als ein hohes Amt an, das Wort Gottes zu verkündigen; aber manchmal muß man ja durch Andere thun, was man nicht selbst thun kann. Und so beschwöre ich Dich bei der Liebe unseres Herrn: gibt es denn kein Mittel, Dich immer bei mir zu haben, als meinen Meister und Helfer, damit Du in meiner Kirche an meiner Statt meine Schäflein weidest? Kann ich Dich nicht für immer haben, so bewillige mir wenigstens dieses Jahr. Ich würde schon dieß als eine große Gunst ansehen. Denn ich hoffe mit fester Zuversicht: Du wirst bei meinem Volke so viel erreichen und mir solchen Beistand bringen, daß ich einstens weit leichter und sicherer Gott Rechenschaft werde ablegen können über die mir anvertraute Heerde.

„Deinem Vorschlage gemäß beabsichtige ich in meiner Domkirche die Stelle eines Predigers zu gründen, wenn ich einen fähigen Mann dafür finden kann; aber ohne Deinen Beistand, mein Leiter und Lehrer, wird es mir, glaube ich, unmöglich sein, einen solchen zu erlangen.

„An den Festen der Apostel, der Mutter Gottes und anderen Feiertagen, wo ich celebrire, trage ich das Rochet den ganzen Tag. Bei Tisch liest mein Kaplan vor allen meinen Hausgenossen vor bis zum Nachtisch, indem er bald nach dem Stoff, bald nach den mitspeisenden Klerikern die Lektüre einrichtet. Freilich sind einige Laien von meinem Haushalt damit übel zufrieden. Ich schreibe dieß nicht, um mich zu rühmen, sondern um Deinen Briefen und Deinen Mahnungen zu folgen und zu antworten."

Friedrich erzählt dann noch, was ihm in Nürnberg begegnete. Eines Tages war er — in vielleicht etwas übertriebenem

Eifer — mit dem Rochet angethan in der Sitzung erschienen. Sogleich hatten die anderen Bischöfe sich über ihn hergemacht: er ist ein Sonderling, sagte der eine; er strebt nach dem Kardinalshut, der andere. Auch das Volk wußte nicht, woran es war; einige lobten sein Auftreten, andere sagten: er ist ein Italiener. „Die anderen Bischöfe freilich," so schreibt er, „erschienen in einem Aufzuge, daß man sie kaum von Flötenspielern unterscheiden konnte." [69]

Erst im folgenden Jahr (1488) konnte Geiler, nachdem er nach seiner Gewohnheit einige Zeit im Bade zugebracht hatte, die dringende Bitte des Augsburger Bischofs erfüllen. Er besuchte Friedrich, der ihn am St. Michaelstage in seine bischöfliche Stadt geleitete. Dem Vorhaben des Bischofs, in Gemeinschaft mit seinem erfahrenen Freunde die Diözese zu visitiren, stellten sich jedoch Hindernisse entgegen. Dafür benutzte nun Geiler die Zeit, um fast täglich den Augsburgern zu predigen. „Er fing an zu predigen das A B C," so erzählt ein Augsburger Chronikschreiber, „darnach die Eigenschaften eines Pilgers, dann die zehn Gebote, die sieben Todsünden (bei der Unmäßigkeit machte er es mit der Hand nach, wie der Teufel Einem in die Kehle greift), und die zehn Stufen. Im Advent predigte er alle Tage zu St. Johann, lehrete den Berg auf- und absteigen, item am heiligen Christtag lehrte er ein Lebzelten machen; that das drei Tage bis St. Johannes, da segnete er das Volk, denn es hatte ihn gar gern gehört; hielt darnach noch zwei Predigten nach Unschuldiger Kinder Tag über die Eigenschaften der Kinder. Item am Samstag nach Octav von Epiphanie ritt Dr. Kaisersperg nach Dillingen und von da aus nach Straßburg; denn die zu Straßburg hatten viel Briefe geschickt um den Doktor, hatten ein Verlangen nach ihrem Lehrer und Prediger." [70]

Was der Chronist hier nur andeutet, das bestätigen die noch vorhandenen Briefe. Mit Mühe nur ist das Kapitel zu bewegen, Geilers Urlaub zu verlängern; „sie fürchten," schreibt

Schott, „ein längerer Aufenthalt könnte Dich dort so beliebt machen, daß man Dich den Straßburgern gänzlich entführen möchte. Wer weiß, ob nicht Gott Deine Abwesenheit benutzt, um die Lauigkeit des Volkes und seine Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort zu erwärmen?" Mit Mühe wurde auf Bitten des Bischofs der Urlaub noch einmal verlängert.

Erzählt der Augsburger Chronist mit aller Genauigkeit von Geilers Predigten, so kann er uns doch über die sonstige, ohne Zweifel mannigfaltige und ernste Thätigkeit desselben in der Nähe und Umgebung des Bischofs nichts mittheilen. Wir können diese Wirksamkeit schon ahnen.

Als er Geilern nicht länger behalten konnte, begehrte Friedrich den Johannes Roth, der am Münster in Abwesenheit Geilers predigte. Es wurde vom Kapitel gewährt, aber erst, wenn Geiler zurückgekehrt sein würde. Im folgenden Jahr war Geiler abermals, aber nur für kurze Zeit, in Augsburg, und allem Anscheine nach hat er auch im Jahre 1503 seinen bischöflichen Freund noch einmal besucht.

Im Uebrigen war Friedrich von Zollern in Wahrheit das Muster eines Bischofs. Im Jahre 1486 berief er eine Diözesan-Synode nach Dillingen, um die früheren Dekrete über Kirchenzucht in's Leben zu führen. Er selbst erfüllte die Pflichten seines Amtes, weihte Priester, Kirchen und die heiligen Oele, visitirte seinen Kirchensprengel, bemühte sich um Einführung der Reform in den Klöstern, oder baute solche auch wohl mit seinem eigenen Vermögen aus den Trümmern wieder auf. Die liturgischen Bücher: Missal, Brevier und Ritual, ließ er neu redigiren und drucken; bei der Revision des Breviers war Geiler mit thätig. Auch sonst genoß er großes Ansehen bei Friedrich III. und Maximilian, und auf den Reichstagen hatte er bedeutenden Einfluß. Wie er's in Straßburg gesehen hatte, so ordnete er auch an seiner Domkirche einen Pönitentiar an, der Beicht hören, in Stadt und Diözese nach Bedürfniß predigen *und visitiren* sollte. Erst am Abend seines Lebens sah er seinen

Lieblingswunsch in Erfüllung gehen: die Errichtung einer eigenen Dompredigerstelle. Dem Inhaber wurden, außer recht zahlreichen Predigten an das Volk, auch jährlich zwei Predigten für die Geistlichkeit insbesondere und wöchentlich ein Cursus der Theologie aufgelegt.

Wir besitzen von Bischof Friedrich auch ein geistliches Lied in deutscher Sprache, es ist „ein Gebet für Leben und Sterben" und eines der ältesten sogenannten Namenlieder; wenn man die Anfangswörter der einzelnen Strophen zusammenstellt, so erhält man: Friedrich von Zorn, Bischof zu Augsburg. Die erste Strophe lautet:

> Fried' gib mir, Herr, auf Erden
> Durch Deinen bittern Tod.
> Laß mich nicht sieglos werden
> In meiner letzten Noth,
> Daß mir nicht werde bange
> Bei Satans großer List,
> Daß fest ich an Dir hange,
> Den Lohn und Freud' erlange,
> Wie mir versprochen ist [71].

Friedrich von Zollern starb am 8. März 1504. In seinem Testamente vermachte er seinem Kapitel und der Kathedrale 25,000 Gulden in Geldeswerth und 20,000 Gulden in Getreide. Sein Leichnam wurde hinter dem Domchore in der Kapelle St. Gertrud beigesetzt, wo er sich ein Grab hatte bereiten lassen. Dort findet sich auch seine einfache Grabschrift:

FRIDERICUS. DE. ZOLLERN. EPISCOPUS.
AUGUSTANUS.
PIETATE. INSIGNIS. MEMORIAE. SUAE. P.
OBIIT. ANNO. SALUTIS. M.D.V.
OCTAVA. MARTII.

X.

Geilers gelehrte Freunde und Gesinnungsgenossen.

Im Jahre 1488 war es nahe daran, daß die Stadt Straßburg ihres Lieblingspredigers beraubt worden wäre. Bei den vielfachen Uebelständen und Mißbräuchen, die er doch nicht heben konnte, war Geilern wohl der Gedanke gekommen, die Welt zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen. Er machte daraus kein Geheimniß, und daher ließ sich das Volk, das jedesmal aufmerksam seine Entfernung verfolgte, oft zu unbegründeten Besorgnissen hinreißen. Bereits im Jahre 1484 schrieb Schott bei einer längeren Abwesenheit Geilers an diesen: „Du kannst Dir nicht vorstellen, welche Unruhe und Verwirrung bei dem Volke herrscht, man meint eine Heerde ohne Hirten zu sehen.“ Ebenso geschah es im Jahre 1487; Schott konnte sich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne daß man ihn von allen Seiten bestürmte, wo doch Geiler sei und wann er zurückkehren werde.

Geiler indeß konnte über seine Bedenken nicht hinüber kommen. Eben hatte er freudig seinen Freunden mitgetheilt, er sei Herr über seine Unschlüssigkeit geworden, da bot man ihm eine Predigerstelle in Basel an, und die Zweifel und Bedenken erwachten wieder. Wohl war es eine schwere Versuchung: dort eine gesicherte Stellung, der Aufenthalt in einer Universitätsstadt, der für Geiler und die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen ganz besonderen Reiz hatte. Geiler muß sehr erregt und ergriffen gewesen sein, weßhalb Schott in einem langen Briefe ihn für seine bisherige Stellung zu erhalten suchte. „Wenn Gott Dich nicht geschickt hätte,“ so schreibt er, „um dem armen Straßburger Volke zu predigen, wenn Du nicht bereits manche Laster ausgerottet hättest, die nach Deinem Abgange *sicherlich* wieder aufkeimen werden, wenn nicht noch viel

Böses zu zerstören, viel Gutes anzupflanzen wäre, wenn nicht dieß ganze Werk durch Dein Weggehen auf's Spiel gesetzt wäre, dann würde ich den Baselern einen solchen Prediger gern gönnen und Dir zu einer würdigen Stellung Glück wünschen... Wohl würde es ein Werk christlicher Liebe sein, dem Baseler Volke den Weg des Heils zu zeigen, aber ein schöneres Werk ist es, hier zu bleiben, mit Rücksicht darauf, daß die Bevölkerung Straßburgs zahlreicher, verdorbener und weniger mit tüchtigen Seelenhirten versehen ist... Kannst Du Dich über Deine Zuhörerschaft beklagen? Sie ist zahlreicher als früher. Ueber den Gehorsam, den man Dir bezeigt? Um nicht von Dingen zu reden, die Gott allein bekannt sind, hast Du nicht, wenn es sich um Abstellung ungesetzlicher Gewohnheiten handelte, beim Magistrat, trotz des Widerstandes einzelner Mächtigen, eine unerwartete Nachgiebigkeit gefunden? Du wirst mir vielleicht entgegnen: ‚Wenn ich zu Straßburg solche Erfolge errungen habe, so wird's ja auch in Basel geschehen.‘ Aber soll man den einen Altar berauben, um einen andern zu schmücken? Trotz der angebotenen Vortheile, trotz ihrer Universität müssen die Baseler draußen betteln um Einen, der ihnen das Brot des göttlichen Wortes spendet, und betteln bis jetzt umsonst; glaubst Du, Deine Straßburger werden, wenn Du sie verlässest, einen Mann finden, der eine solche erst halb errichtete Stelle annimmt, besonders wenn Du, der Du so wenig Ansprüche machst, von derselben nicht befriedigt erscheinst?"

Geiler konnte darauf mit gutem Recht antworten, nicht er trage die Schuld davon, sondern Jene, die trotz seiner Vorstellungen es versäumt hätten, ihm eine erträgliche Stellung zu schaffen. „Mein Vater," so fährt nun Schott fort, „je beklagenswerther der Stand der Dinge ist, um so mehr bedarf es eines mitleidigen Mannes... Welcher Trost, wenn Du Dir sagen kannst, daß Du nicht die Gunst der Menschen, nicht weltlichen Vortheil gesucht hast, sondern Gott allein, und daß Du für Ihn viel Armseligkeit ertragen hast!... Wenn Du

hier bleibst, so wird man erkennen, daß Du Gott allein gesucht hast; gehst Du nach Basel, dann wird man, ich weiß nicht welche Gründe auffinden, um Deinen Abgang zu erklären. Die Gottesliebe wie die Nächstenliebe also verlangen, daß Du bleibest. Und wenn ich mich nicht irre, so ist das auch die Ansicht Deiner meisten Freunde."

Diese edle und feste Sprache fand denn auch Wiederhall in dem Herzen Geilers, und zu Aller Freude entschied er sich, an dem Posten zu bleiben, dahin die Vorsehung ihn gewiesen hatte. Durch diese Vorfälle und auf Betreiben Schotts wurde denn endlich auch die Angelegenheit mit Geilers fester und standesmäßiger Anstellung in ein beschleunigteres Tempo gebracht. Am 3. Juli 1489 wurde die Sache erledigt, die beim ersten Anblick so wenig verwickelt erscheint, aber durch den schon damals in seinem ganzen Glanze aufgehenden Formalismus der Verwaltung sich ganze zehn Jahre hindurch hingezogen hatte.

Aus der Sprache, die P. Schott gegen Geiler führt, hat der Leser entnommen, daß ihre Beziehungen an Vertraulichkeit keineswegs verloren hatten. Hörten wir eben den jungen Kanonikus im Eifer seines Patriotismus und vor Allem als Priester zu Geilern reden, so zeigt er sich unter andern Umständen sofort wieder als einen anhänglichen Sohn. Als Geiler einmal wieder sein theures Kaisersberg für einige Zeit aufsuchte, schrieb ihm Schott: „Alles geht gut, ausgenommen daß wir unglücklich wegen Deiner Abwesenheit sind. Die Stadt kommt mir vor wie eine Wüste, wenn ich an den Festtagen nicht zur gewohnten Stunde die Glocke ertönen höre, wenn ich nirgends diese zusammenströmende Volksmenge sehe, wenn ich nicht nur Deine weisen und einschlagenden Predigten, sondern auch unsere so anmuthigen Unterhaltungen entbehren muß. Komme doch bald zurück, mein Vater, oder laß mich zu Dir kommen!" [72]

Während Geilers Abwesenheit besorgte Schott dessen Geschäfte, nahm Aufträge an, öffnete die an ihn gerichteten Briefe

und schrieb ihm oft im Auftrage seiner Angehörigen. Als der Kanzelredner sich in Augsburg aufhielt, besorgten Schott und Roth mittlerweile die Reparatur seiner Wohnung, so daß er bei seiner Rückkehr seine Stube wohl ausgetrocknet und mit Mennig ausgemalt fand.

Es wurde bereits erwähnt, wie der eben erwähnte Johann Roth Geilern nach seiner Abreise von Augsburg dort als Prediger ersetzen sollte. Ist es dahin gekommen, so hat er doch keinesfalls lange ausgehalten. Denn in demselben Jahre 1489 hatte er in Straßburg einen wunderlichen Streit durchzuführen, der wohl der Erwähnung werth ist.

Auf Roth's Betreiben und unter seiner Aufsicht wurde im Münster ein Fresko-Gemälde ausgeführt, das unter der Form eines Y die beiden Wege zur Ewigkeit darstellte. Der schmale Arm des Y sollte der Weg zum Himmel, der breite der Weg zur Hölle sein. In dem letzteren fanden sich nun Personen jeder Art mit den Merkmalen ihres Standes und den Abzeichen ihrer Laster. Da hatte das spottende Talent des Künstlers freie Hand, und weder Prälaten noch Geistliche waren verschont geblieben. Niemand nahm Anstoß, nur Jene, die sich vorzugsweise zur Demuth verpflichtet hatten, die Mönche, zürnten, weil auch von ihren Leuten auf dem breiten Wege wandelten. Und die Barfüßer erhoben noch besonders Geschrei, weil einer von ihren Ordensbrüdern mit dem Geldbeutel in der Hand dargestellt war. Nicht als ob sie darin eine Verleumdung erblickt hätten; nein, es sei gegen ihre Privilegien, sagten sie; es sehe so aus, als ob ihnen der Erwerb und Besitz von Geld verboten sei. Und doch besäßen sie ein Privilegium des heiligen Stuhles, wonach sie Geld besitzen dürften, und Roth selbst müsse von diesem Gnadenbrief, der seinen Freunden in Mainz vorgezeigt worden sei, Kenntniß gehabt haben. Der Streit gewann bedeutenden Umfang, auch Schott wurde hineingezogen, das Ende des Kampfes ist uns nicht bekannt. Wie weit aber der würdige Pfarrer Roth von einer grundsätzlichen Feindschaft gegen die Klöster

entfernt war, mag der Umstand zeigen, daß er bald nachher in das Karthäuser-Kloster eintrat [73].

Noch einmal kehren wir zu unserm Schott zurück. Wie er mit allen durch Wissenschaft und Tugend hervorragenden Mitgliedern des Straßburger Klerus enge verbunden war, so scheint es unzweifelhaft, daß diese sich von Zeit zu Zeit, wie eine Art Akademie, zusammen fanden, um Fragen der Dogmatik, der Moral oder des Kirchenrechts zu erörtern. Schott war, wie seine nachgelassenen Werke ergeben, eines der eifrigsten Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft. So floß sein Leben friedlich und glücklich dahin; ernste Studien, Dichtung, Umgang mit ausgewählten Freunden füllten die Mußestunden aus. Wimpheling erzählt uns, daß er von Zeit zu Zeit in der Kirche von Neu-Sankt-Peter predigte, in der Ueberzeugung, daß auch er Pflichten gegen die Gläubigen der Pfarre zu erfüllen habe.

Doch, so ruhig dieß Leben dahin floß, auch Schott lernte Schmerz und Leid kennen. Hart besonders war ihm der Verlust eines Freundes, den er wie einen Bruder liebte, des Adolf Rusch (Ruscus), eines ausgezeichneten Gelehrten, der dem Rudolf Agricola eng verbunden war. Rusch war mit einer neuen Ausgabe des Virgil beschäftigt, und Schott sollte den Stich der dazu gehörigen Vignetten überwachen. Da starb der junge Philologe zu Straßburg am 26. Mai 1489.

Im folgenden Jahr nahm Freund Bohuslaus von Hassenstein zu einer großen Reise in das Morgenland von Schott einen Abschied, der für die Ewigkeit sein sollte. Noch von Venedig aus schrieb er an Schott: „Dein Brief war mir sehr angenehm, aber noch angenehmer ist mir das unbefleckte Opfer, das Du wohl schon für mich darbringst; denn ich hoffe, es werde in Hinsicht auf die Reinheit Deines Glaubens und die Heiligkeit Deines Lebens dem Allerhöchsten wohlgefallen ... Nichts wäre mir lieber gewesen, als in Deiner Begleitung diese Reise zu machen; ich wollte es Dir vorschlagen; aber da ich weiß, wie sehr Dich die Deinigen lieben, wie schwer ihnen die

Trennung von Dir wird, so wagte ich nicht, ihnen davon zu sprechen. Was auch kommen mag, ich werde Dich nicht vergessen bis zu meinem letzten Lebenshauch."

Während Bohuslaus gen Aufgang zog, hatte Schott wenigstens den Trost, seinem früheren Lehrer Müller eine gesicherte Stellung zu bereiten, indem er ihn halb mit Gewalt in das Kapitel von Alt-Sankt-Peter hinein brachte. Es war eine der größten Freuden seines Lebens, es sollte seine letzte sein. Eine Epidemie — man nannte sie die Pest — brach im August zu Straßburg aus, viele Bewohner flüchteten. Schott blieb bei den Seinigen, aber seine Gesundheit war nie besonders stark gewesen, er starb als Opfer der Seuche am 12. September 1490, erst 33 Jahre alt.

Nicht bloß im Elsaß, im ganzen gelehrten Deutschland erregte Schotts Tod allgemeine Trauer. Ueber seine Wissenschaft, seine Tugend, seine Liebenswürdigkeit gab es nur eine Stimme, man lobte ihn als Gelehrten, zugleich aber auch als das Muster eines Priesters. Jodokus Gallus richtete eine Trauer-Elegie an die Stiftsherren von Neu-Sankt-Peter, Wimpheling verfaßte ihm eine Grabschrift. Als Bohuslaus bei seiner Rückkehr aus dem Orient die Trauerkunde vernahm, schüttete er sein Leid in einem Briefe an Geiler aus: er preist diese reine Seele glücklich, weil sie, den Leiden dieses Lebens entrückt, die Himmelsfreuden genieße, aber seine Thränen fließen, weil er einen Freund verloren, wie er niemals einen besessen habe, noch jemals erlangen werde.

Und Geiler? Wir finden nirgends in seinen Schriften einen Ausdruck seines Schmerzes, der doch sicher unendlich groß war; diese Natur von Stahl und Eisen verstand besser zu dulden, als ihren Schmerz auszudrücken. Tröstend mußte er zur Seite stehen dem gebeugten Vater, der seinen Sohn, die Freude und Ehre seines Alters, noch um vierzehn Jahre überleben sollte, der Mutter, die, ohne Zweifel durch diesen Verlust aufgerieben, bald nachher in's Grab sank. Um aber das Zusam-

menleben mit dem Verblichenen noch über das Grab hinaus fortzusetzen und ihm ein würdiges Denkmal zu errichten, suchte er Alles zusammen, was sich an Schriften, Gedichten und Briefen seines jungen Freundes auffinden ließ, und dieser zarten Anhänglichkeit verdanken wir das kostbare Buch, das uns Beide zugleich, den jungen Kanonikus und seinen würdigen Lehrmeister, so herrlich darstellt. Geiler freilich hatte nicht die nöthige Zeit für die Herausgabe, auch wohl keinen Geschmack für diese Art von Arbeit. Auf seine Bitten übernahm Wimpheling dieses Geschäft, und acht Jahre nach Schotts Tod erschien sein Nachlaß zu Straßburg unter dem Titel: „Petri Schotti Lucubraciunculae ornatissimae“, mehr als zweihundert Briefe oder Denkschriften, Dissertationen und andere ähnliche Stücke, alle lateinisch, und eine ansehnliche Zahl von Gedichten enthaltend [74].

Der einzige deutsche Brief von ihm, der sich erhalten hat, ist an seine Schwester Anna, Dominikanerin zu St. Margaretha, gerichtet. Er hat ihn von Bologna aus geschrieben und berichtet darin unter Anderem: „Da Du, liebe Schwester, mich gebeten hast, ich möchte Dich Deinem Vater St. Dominikus empfehlen, so wisse, daß ich das Versprechen, welches ich Dir bei meinem Abschiede gab, wohl im Gedächtnisse habe, wie ich mich denn befleiße, Dein nimmer zu vergessen; zu manchen Malen habe ich sein Grab in Deinem Namen geküßt. Wollte Gott, daß es ihm genehm wäre!“ — Anna Schott bewahrte diesen Brief sorgfältig, und später, wahrscheinlich nach ihres Bruders Tod, schrieb sie darunter: „Disen brif hat mir min allerliebster Bruder Petrus Schott geschriben von Bononi, in dem ersten jor, do wir von St. Agneß in diß closter stae Margreden kommen. Anna Schottin.“ Dann klebte sie ihn auf die Rückseite eines Buches, das ihr ebenfalls der liebe Bruder gegeben hatte und in welchem sich außer gedruckten lateinischen Predigten auch eine von P. Schotts eigener Hand geschriebene *Erklärung des* dreizehnten Kapitels vom Johannes-Evangelium,

die Synodalrede Geilers und ein lateinischer Commentar über die Psalmen befindet. Wem ein solches Geschenk für eine Klosterfrau vielleicht etwas seltsam vorkommen möchte, der bedenke, daß Anna Schott in Philosophie und Theologie schöne Kenntnisse besaß, daß sie, nach Wimphelings Bericht, viele Predigten Geilers genau niederschrieb, und wie sie einst den Kaiser Max in lateinischer Sprache begrüßte, so auch selbst Betrachtungen über das Leiden Christi schrieb und ein Leben der Heiligen verfaßte, das, wie der Hortus deliciarum der Herrad und wie so viele andere Schätze, bei der Belagerung Straßburgs im Jahr 1870 zu Grunde gegangen ist.

Der frühe Tod Peter Schotts hatte Geilern seinen treuesten Mitarbeiter geraubt, doch fand er fürder einen eifrigen Helfer an dem Manne, der damals unbezweifelt der erste unter den elsässischen Humanisten war, an Jakob Wimpheling. Geboren zu Schlettstadt im Jahr 1450, Zögling des Ludwig Dringenberg, der damals die berühmte Schule dieser Stadt leitete, hatte er seine Studien auf den Universitäten Freiburg, Erfurt und Heidelberg gemacht und war 1483 zum Licenziaten der Theologie befördert worden. Darnach hatte er vierzehn Jahre die Stelle eines Predigers in Speier versehen, unablässig mit literarischen Studien und Kämpfen beschäftigt.

Wimpheling war dort in einer guten Schule. Der Bischof von Speier, Ludwig von Helmstädt (1478—1504), einer der besten Kirchenfürsten des 15. Jahrhunderts, war eifrig in Diözesan-Synoden, Verordnungen und Visitationen, und als seine sterblichen Reste in dasselbe Grab gesenkt wurden, in welchem bereits zwei seines Stammes, Raban von Helmstädt, Erzbischof von Trier, und Reinhard von Helmstädt, Bischof von Speier, ruhten, da verlor die deutsche Kirche eine ihrer edelsten Zierden, die Kirchenreform einen ihrer eifrigsten Förderer [75]. Wimpheling verfaßte damals mehrere Anreden an die Speierer Synode, ein Gedicht zum Lobe der Bischofsstadt und verschiedene theologische Werke. Auch über die Grenzen der Diözese hinaus er-

streckte sich seine Thätigkeit; nach dem Berichte des Abtes Trithemius verfaßte er auch für die Reformsynode in Worms einen Vortrag.

Doch schon längst wünschte Wimpheling seinen Posten verlassen zu dürfen, einerseits wegen körperlicher Schwäche, die ihm das Predigtamt beschwerlich machte, andererseits aus Verlangen nach dem Lehrstuhl einer Hochschule; mit Peter von Blois hielt er dafür: **Extra universitatem non est vita** (fern von einer Universität läßt sich nicht leben). Er erhielt auch den Lehrstuhl der Literatur, den der Pfalzgraf eben an der Universität Heidelberg errichtet hatte. Drei Jahre später kam er nach Straßburg, wo Geiler ihn gastfreundlich aufnahm.

Wohl besaß Wimpheling nicht das feine und edle Wesen eines Peter Schott, der sich niemals zu persönlichen Angriffen hinreißen ließ, wie sie die Polemik Wimphelings nicht selten mißzieren. Dafür hatte er in seinem Charakter verwandte Züge mit Geiler: er war herbe und ernst, mehr zur Strenge als zur Milde geneigt und stets bereit zum Kampfe; und seine Charakterfehler wurden reichlich vergütet durch eine ernste und aufrichtige Männlichkeit, durch eine wahre Leidenschaft für das Gute, durch eine unbegrenzte Liebe für Kirche und Vaterland. So wurde er Geilers anderes Ich; gewissermaßen sein Sekretär, füllte er Peter Schotts Stelle aus. Er vollendete die Herausgabe der Werke Gersons durch den vierten Band, ließ auch die früheren drei Bände neu drucken, verfaßte auf Anregung Geilers ein Verzeichniß der Straßburger Bischöfe und trieb seinerseits den Kolmarer Kanonikus Sebast. Murrho an, eine deutsche Geschichte zu verfassen. Als diesen der Tod verhinderte, die letzte Hand an sein Werk zu legen, übernahm Wimpheling selbst diese Arbeit und veröffentlichte im Jahr 1505 diese „**Epitome rerum germanicarum**". „Es ist," sagt Janssen von ihr, „die erste von einem Humanisten geschriebene allgemeine deutsche Geschichte .... In lebendiger, edler, *anziehender* Darstellung feiert Wimpheling, um das Selbst-

gefühl der Deutschen zu stärken und die studirende Jugend zu ruhmvollen Thaten anzuspornen, die große Vergangenheit des Volkes, mit dem an Kriegsruhm und Tüchtigkeit der Sitte, wie an geistigen Leistungen keine zweite Nation der Erde sich messen könne. Schon allein durch die Erfindung der Buchdruckerkunst hätten die Deutschen sich als die größten Wohlthäter der anderen Völker erwiesen; in der Baukunst, in der Malerei und Bildnerei seien sie die vorzüglichsten Meister ... Am wohlthuendsten berührt das Buch durch seine innige Verschmelzung der treu kirchlichen und der treu vaterländischen Gesinnung, wie sich diese überhaupt nicht bloß in allen Bestrebungen Wimphelings, sondern in denen der ganzen christlichen Humanistenschule kund that." [76]

Von Wimpheling angeregt, schrieb der Abt Trithemius die erste Literärgeschichte Deutschlands; er und Geiler ermunterten den jüngeren Thomas Wolf, eine Geschichte der Stadt Straßburg vorzubereiten; und so ist Geilers Name mit den Anfängen der religiösen, politischen und Literär-Geschichte seines Landes verbunden. Geiler gab auch den Anstoß dazu, daß Wimpheling die Hymnen und die sonstige Liturgie revidirte; am Ende seines Lebens rief er noch einmal die scharfe Feder seines gelehrten Freundes zu Hülfe, um die Theologen gegen einen Humanisten der neuen Schule, den Jakob Locher genannt Philomusus, zu vertheidigen.

In Betreff der Abstellung von Mißbräuchen stimmten seine Gesichtspunkte und Gedanken vollständig mit denen Geilers; man ist überrascht, dieselben in seinen Schriften sogar bis auf die Lieblingsausdrücke des Predigers wieder zu finden, ein Beweis, daß Beide dieses Thema in ihren Unterhaltungen oft verhandelt haben müssen. Und wie Geiler, so arbeitete auch Wimpheling sein ganzes Leben lang an der Erhebung und Besserung des gesunkenen Klerus; das erstrebte er in seinen bereits erwähnten Synodal-Reden, zu denen noch eine auf dem Landkapitel zu Schlettstadt gehaltene hinzuzufügen ist; das erstrebte er in seinen Schriften über die dem Priester nothwendigen Tu-

genden, insbesondere in seinem Buche de integritate (Straßburg 1505), das er seinem sechzehnjährigen Zögling Jakob Sturm von Sturmeck widmete. Nach dem Vorgange Geilers und Schotts nahte er auch seinem Freunde Christoph von Utenheim, als dieser Bischof von Basel geworden war, mit weisen Rathschlägen und Mahnungen. Ihn möchte er, fern von den Wegen des damaligen Episkopats, auf die Pfade der früheren heiligen Bischöfe führen: zu der Leutseligkeit eines Augustin, zu der Weisheit eines Ambrosius, zu der Wißbegier und dem Studium eines Chrysostomus, zu der Freigebigkeit eines Nikolaus, zu dem Eifer eines Martinus, zu der Weisheit eines Remigius, zur Sparsamkeit eines Germanus, zur Beharrlichkeit eines Hilarius, zur Geduld eines Brictius, zur Gluth eines Amandus, zur Freundlichkeit eines Arbogast, zum Gottvertrauen eines Konradus, zur Herzensreinheit eines Ulrikus [77].

Um das Bild von Wimphelings Thätigkeit zu vollenden, dürfen wir nicht vergessen, daß er zahlreiche Schriften verschiedener Autoren aus dem Staube der Bibliotheken hervorzog und durch die Presse vervielfältigte: dahin gehören Abhandlungen des Wilhelm von Paris, Alberts des Großen, des hl. Bonaventura, des Heinrich von Hessen, Nikolaus von Dinkelsbühl, Johann Nibers u. A. Wimpheling, den sein jüngster Biograph Wiskowatoff nicht ohne Grund mit unseren modernen Publizisten vergleicht, erkannte vollständig die Macht der Presse und bediente sich ihrer in der ausgiebigsten Weise, um gute Bücher und gute Lehren zu verbreiten [78].

Wimpheling war unbezweifelt der erste Pädagog seiner Zeit. Allerdings, die Ehre jener tiefen und gründlichen Reform des Unterrichts, deren eifrigster Verbreiter er war, gebührt dem Stifter der „Brüder vom gemeinsamen Leben", Gerhard Groote von Deventer († 1384). Diese Brüder vom gemeinsamen Leben, deren Ziel es war, durch Beispiel und Lehre das christliche Leben wieder zu erwecken, lebten ohne irgend ein Gelübde *gemeinsam unter* ihren Oberen und beschäftigten sich außer

Gebet und Betrachtung mit dem Abschreiben der heiligen Schrift, der Kirchenväter, Moralisten und Asceten. Die Gelehrtesten unter ihnen aber unterhielten Schulanstalten, die Allen, auch den Aermsten, offen standen und sich bald von den Niederlanden, wo Zwolle, Alkmaar, Herzogenbusch, Deventer je 600 bis 1500 Zöglinge zählten, nach Westfalen, Norddeutschland und endlich auch bis nach Schwaben verbreiteten. Zu ihren berühmtesten Freunden und Förderern gehören Cardinal Nikolaus von Cusa, selbst einer ihrer Zöglinge, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Erasmus, Rudolf Lange und Thomas von Kempen, der Lehrer des Ludwig von Dringenberg. Dieser Dringenberg gründete gegen 1450 die weitberühmte Schule zu Schlettstadt, wo er länger als vierzig Jahre unterrichtete. Ihm folgte Crato Hoffmann von Utenheim und diesem im Jahr 1501 ein Zögling Wimphelings, Hieronymus Gebweiler, der den Ruhm der Schlettstädter Schule über Deutschland und Frankreich ausbreitete. Im Jahr 1509 folgte Gebweiler einem ehrenvollen Ruf des Domkapitels zu Straßburg und übernahm die dortige Stiftsschule. Alle diese Männer gehörten der älteren soliden, ernsten und christlich gesinnten Humanistenschule an; mit Johann Sapidus (Witz), dem Nachfolger Gebweilers, zog auch in Schlettstadt der Geist der Neuerung ein, dem die blühende Schule erlag [79].

Die Kapitels-, Kloster- und Pfarrschulen fanden sich gegen Ende des Mittelalters mehrentheils in einem sehr vernachlässigten Zustande. Wimpheling und seine Freunde erstrebten darum eine zwiefache Verbesserung: es galt, neben dem christlichen Geist auch bessere Lehrmethoden einzuführen, als es die unverdaulichen Grammatiken des Alexander, des Tartaretus und des Petrus Hispanus boten. Deßhalb findet sich in den pädagogischen Schriften Wimphelings jenes eigenthümliche Gemisch von lehrenden Vorschriften und von moralischen Anweisungen; der Verfasser wendet sich zugleich an Lehrer und Zöglinge, er will ihnen ihre Mission zum Verständniß bringen und gibt ihnen

mit den Vorschriften zugleich das Beispiel, indem er die Moral mit der Literatur mischt.

Daß Geiler auf die Ideen Wimphelings vollständig eingging, läßt sich denken. Es fehlte in Straßburg zu Ende des 15. Jahrhunderts nicht an Schulen; woran es fehlte, wonach auch Schott verlangte, das waren tüchtige Lehrer, das war der ernste Geist des Studiums, das war die Durchbringung des Unterrichts mit religiösen Grundsätzen. Um nach dieser letzten Seite hin auf Lehrer und Schüler einzuwirken, sollten nach Geilers Willen die Lehrer verpflichtet werden, ihre Zöglinge an allen Tagen der Fastenzeit in seine Predigten zu führen. Da er aber hier auf Schwierigkeiten stieß, so suchte er durch das Domkapitel diese Absicht wenigstens mit der Stiftsschule zu erreichen. Eine Stiftung des Stephan von Utenheim bestimmte dafür jedem Lehrer am Schlusse der Fastenzeit einen Goldgulden. Auch die Berufung Gebweilers nach Straßburg war ein Werk Geilers. Mehr noch; sein Plan ging dahin, daß Straßburg auch eine Art von höherer Schule erhalten sollte. Als es sich im Jahr 1500 darum handelte, einen Syndikus der Stadt zu wählen, lenkte Geiler die Blicke der Senatoren auf Sebastian Brant, damals Professor der Rechte an der Universität Basel. „Brant könnte dann," so meinte Geiler, „täglich den Bürgersöhnen Vorlesungen halten, damit sie nicht gezwungen sind, die Wissenschaft mit großen Kosten im Ausland zu suchen." [80] Brant wurde wirklich nach Straßburg berufen, aber Geilers Wunsch in Betreff seiner Vorlesungen scheint nicht in Erfüllung gegangen zu sein.

Wimpheling seinerseits trat in seiner Schrift „**Germania ad rempublicam Argentinensem**" beim Magistrat mit dem Vorschlage auf, in Straßburg ein Gymnasium, ohne alle Kosten für die Stadtgemeinde, zu gründen, „damit die Bürgerkinder, die bisher zu früh und mit mangelhafter Vorbildung ihre Vaterstadt verlassen mußten, noch fünf oder mindestens doch *drei Jahre*, ohne große Kosten und ohne sich von ihren Eltern

zu trennen, die Wissenschaften studiren und sich entweder gründlich auf die Universitätsstudien vorbereiten oder sich zum Eintritt in einen Orden, für den niederen Justizdienst, für Handelsgeschäfte oder für die Uebernahme städtischer und staatlicher Aemter befähigen könnten. Das wäre ihnen besser, als Vögel fangen, bankettiren, spielen, sich frisiren und in schlechter Gesellschaft verderben lassen, wie es jetzt, Dank der Sorglosigkeit der Eltern, so vielfach geschieht".

Wimpheling vertheidigt seinen Plan schon von vornherein gegen verschiedene Einwürfe. Ein solches Gymnasium werde keineswegs die bestehenden Stifts- und Klosterschulen beeinträchtigen, sich im Gegentheil an diese als Fortsetzung anschließen; es werde auch nicht — ein für die Zeit sehr bezeichnender Einwand — die Zahl der Priester ungebührlich vermehren, sondern vielmehr zur Förderung der bürgerlichen Gewerbe und zum Staatswohl beitragen. Das Projekt kam nicht zu Stande; an der Spitze der Gegner desselben finden wir den Franziskaner Thomas Murner, den berühmten Verfasser der „Narrenbeschwörung" und der „Schelmenzunft".

Um die geringe Zahl von weisen und tugendhaften Priestern zu vermehren, richtete Geiler an den Bischof Albert eine Denkschrift des Inhalts, aus der Frauenabtei St. Stephan, wo die strengere Ordensregel nicht recht Wurzel schlagen wollte, eine Theologenschule zu machen, an der Weltgeistliche: Doktoren und Baccalaurei der Theologie sowie Kanonisten, den Unterricht übernehmen sollten. An Schülern werde es nicht fehlen. Das Haus sollte, nach Geilers Absicht, eine Pflanzstätte für Volksprediger, Pfarrgehülfen, Beisitzer der geistlichen Gerichtshöfe, Beichtväter und Visitatoren werden. Aber die St. Stephans-Abtei war ein allzu guter Bissen für die Töchter des ganzen elsässischen Adels, und Albert von Bayern nicht der Mann für heroische Entschlüsse. Erst drei Jahrhunderte später und nach vielen Revolutionen ist die alte Abtei als Seminar eine Pflanzstätte für das Priesterthum geworden.

Wimphelings Plan dagegen wurde bereits im 16. Jahrhundert durch seinen Zögling Sturm von Sturmeck ausgeführt. Um die Verbesserung des Unterrichts in der lateinischen Sprache machte Wimpheling sich durch seine Werke „Elegantiae majores“ und „Isidoneus germanicus“, um die Erziehung im Geist des Christenthums durch sein Buch „Adolescentia“ verdient. Noch vor aller Grammatik sollen die Lehrer ihren Zöglingen das Glaubensbekenntniß, das Vater unser, den englischen Gruß und die Gebete vor und nach dem Essen beibringen. In dem Buche Adolescentia finden dann Lehrer wie Schüler eine christliche Pädagogik mit einer Blumenlese aus den Lehrbüchern der hl. Schrift, aus Seneka, aus Laktanz und Hieronymus, weiter aus Bernardus, Aeneas Sylvius, Petrarka, Joh. Gerson, und endlich aus den Zeitgenossen Hermann Busch, Thomas Wolf, Geiler und Wimpheling selbst.

XI.

Fortgesetzte Reformbestrebungen. Entmuthigung.

Während Geiler so die Schlachten des Herrn kämpfte, war Jahr um Jahr vergangen und das Greisenalter für ihn gekommen. Achtundzwanzig Jahre war er in Straßburg, da starb am 20. August 1506 zu Zabern Bischof Albert, Herzog von Bayern. Die Geschichtschreiber loben Alberts friedlichen Charakter; er lebte während seines ganzen Episkopates in gutem Einvernehmen mit seiner Bischofsstadt; erhob sich ein Zwist, so legte er ihn stets auf würdige Weise bei, ganz abweichend von seinen nur allzu kriegerischen Vorgängern. Thätig befaßte er sich mit dem zeitlichen Wohl seines Bisthums, erwarb versetztes Besitzthum desselben zurück, erneute und vermehrte die festen Plätze und verschönerte das bischöfliche Schloß zu Zabern, wo er seine stete Residenz aufschlug. Auch mit einer Visitation seiner Diözese machte er den Anfang; aber der Widerstand,

dem er begegnete, verleidete ihm die Sache. Da überließ er diese Angelegenheit an Christoph von Utenheim, der später Bischof von Basel wurde, und an zwei andere Stiftsherren von St. Thomas, denen er als vierten unsern Geiler zugesellte. Kaum hätte er besser wählen können; aber der Mangel an Energie seinerseits, unter dem seine Commissare zu leiden hatten, Appellationen nach Rom und bald eintretender Ueberdruß ließen die Hoffnungen, die man auf diese kirchliche Einrichtung setzte, nicht zur Blüthe gedeihen.

Im Uebrigen fand Geiler in seinen Reformbestrebungen bei Bischof Albert wenigstens keine Hindernisse. Waren die Sitten Alberts in seiner Jugend eines Priesters oder Bischofs allerdings wenig würdig, so zeigte er doch im reiferen Alter mehr Spuren von Gottesfurcht und Frömmigkeit, als manche seiner Vorgänger, las an hohen Feiertagen Messe, reichte am Gründonnerstage seinen Hausgenossen selbst die heilige Communion und empfing in seiner letzten Krankheit die Sterbesakramente mit vieler Andacht. Geiler allerdings legte an einen Bischof einen viel strengeren Maßstab und sprach nicht ohne übertriebene Härte von ihm.

Sonntags vor der Wahl eines neuen Bischofs sprach er zu den Gläubigen, und nachdem er sie zum Gebete für eine glückliche Neuwahl aufgefordert hatte, verbreitete er sich über die Eigenschaften eines guten Bischofs; er fand sie in den Versen des bekannten Hymnus Iste confessor: fromm, umsichtig, bescheiden, keusch, nüchtern, sittsam, ruhig (pius, prudens, humilis, pudicus, sobrius, castus, quietus) [81]. Dann ruft er den Wahlberechtigten zu, sie möchten wählen in reiner Absicht, nicht mit Rücksicht auf Verwandtschaft und Freundschaft, auf zeitlichen Nutzen oder fleischliche Begierden. Sie sollen bedenken, wie das Straßburger Bisthum, wie besonders sein Klerus von den Banden der Laster gefesselt ist, und das eben durch die Schuld der früheren Bischöfe, die von einem Bischof mehr nicht als den Namen trugen und ihre Diözese verdarben durch Nach-

lässigkeit und schlechtes Beispiel, der eine durch Streitsucht, der andere durch weltliche, üppige und fleischliche Gesinnung. Uns thut ein Bischof Noth, der das Bisthum wieder für sich erobert, der sich mit tugendhaften Rathgebern umgibt, nicht mit Angebern, Schmeichlern, Hofschranzen und Betrügern. Wählet einen Bischof ohne Ehrgeiz, der nicht nach der Bischofswürde strebt und intriguirt, der nicht wie ein Herrscher, sondern wie ein Vorbild der Heerde seinen Klerus regiert, einen Bischof ohne Geldgeiz, keusch, milde, friedfertig, nicht ergeben der Unmäßigkeit, einen Hirten, nicht einen Schinder seiner Schafe, einen Bischof, der nicht ein Sklave seiner Trägheit ist, sondern eifrig im Dienst des Herrn, der Messe liest, predigt, zu Priestern weiht, Chrisam segnet, der sich mit dem Geistigen befaßt und Anderen die Sorge um das Zeitliche überläßt. Wählt Ihr einen solchen Bischof, dann werden die Gläubigen frohlockend ausrufen: Gelobt sei der Gott Israels, weil wir einen Bischof sehen, wie wir ihn seit hundert Jahren nicht gehabt haben! Freuen sich die Engel über einen Sünder, der Buße thut, welche Freude für sie die Wahl eines Bischofs, der da arbeiten wird an der Bekehrung nicht eines einzelnen, sondern vieler tausend Sünder!

Noch einmal spricht er den Wahlberechtigten mit ganzer Schärfe ins Gewissen und erinnert sie an die Größe ihrer Verantwortung, wofern sie nicht, hier nach Christi Spruch, zuerst und vor Allem das Reich Christi suchten und seine Verherrlichung [81]. Gewiß, trotz einiger leidenschaftlichen Uebertreibungen war das eine wahrhaft apostolische Rede. Aber wenn sie Geiler zur Ehre gereicht, so gehörte doch unverkennbar auch Seitens seiner hochgestellten Zuhörer, unter denen sich drei Markgrafen von Baden, vier Prinzen von Bayern und viele Grafen befanden, ein gewisser Adel der Gesinnung dazu, um eine solche Rede zu veranlassen — denn man kannte ja Geiler von dieser Seite — und zu ertragen. Und noch ehrenwerther erscheint es, wenn *ein hohes* Domkapitel sich vor dem Ansehen dieses armen Prie-

sters beugte und mit Einmüthigkeit, fast gegen alle Erwartung, zum Bischof einen Mann erkor, der vielleicht am meisten alle die von Geiler geforderten Eigenschaften an sich trug, dazu einen der jüngsten Domherren zu Straßburg: den Grafen Wilhelm von Honstein.

Fünf Tage nach dieser Wahl hielt Geiler dem verstorbenen Bischof in lateinischer Sprache die Leichenrede. War seine Wahlrede an das Kapitel gegen den Verstorbenen schon strenge gewesen, so zeigt die Leichenrede eine wirklich unversöhnliche Härte, an der man die bittere Nachwirkung eines achtundzwanzigjährigen Ringens gegen die Mißbräuche der Zeit und die Absicht, auf die versammelten hohen Würdenträger und vor Allen auf den neugewählten Bischof eindringlich einzuwirken, nicht verkennen kann.

Er hätte, beginnt er, diese Rede gern einem Andern überlassen, da er mehr gewohnt sei, in der Volkssprache als lateinisch zu predigen; nun möge man denn in seinen vielleicht allzu lebhaften Ausdrücken nicht Persönlichkeiten finden, sondern eine brüderliche Zurechtweisung im Geiste der christlichen Liebe. Sonst pflege man in Leichenreden die hohe Abkunft, die Glücksgüter, die Tugenden und Unternehmungen des Verstorbenen zu rühmen; er hingegen wolle seiner Lobrede eine solidere Grundlage geben durch jenen Text der heiligen Schrift, in welchem Paulus seinen Jüngern Timotheus und Titus die Lebensregel eines Bischofs aus einander setzt. „Ein Bischof soll tadellos sein, guten Rufes, nüchtern, keusch, bedächtig, gastfrei u. s. w." Und bei jedem Worte fallen seine Hiebe schwer und dicht auf die Prälaten seiner Zeit. „Er soll seinem Hause wohl vorstehen." Ja wohl, er soll die Reform an seinem eigenen Hause beginnen, er soll die Schurkereien und Tyranneien des Promotors und Prokurators, er soll die ungerechten Vorladungen und Klagen verhindern und der Straflosigkeit seiner Beamten ein Ende machen. Er soll die langwierigen Prozesse und die endlosen kostspieligen Schreibereien aus der Welt schaffen; er soll die Zahl der Excommunikationen einschränken, die oft aus

den nichtigsten und durch und durch profanen Gründen verhängt werden, während sie doch nach dem Willen Christi das schwerste und letzte Strafmittel sein sollen für Jene, welche die Kirche nicht hören wollen. Bei dieser Gelegenheit donnert er gegen den Luxus der Bischöfe, der sie stets in neue Geldnoth bringe. „Aber er ist ja auch Herzog, er muß den Glanz seiner Würde behaupten! Ist er ein Herzog, so mag er den Herzog spielen aus den Revenüen seines Fürstenthums, nicht aus denen seiner Diözese!“

Jetzt käme der zweite Theil seiner Rede, und es bliebe darzustellen, wie der Verstorbene nach diesem apostolischen Bilde eines Bischofs sein Leben, seine Diözese, sein Haus eingerichtet habe. „Ja, das müßte ich Alles im zweiten Theile darstellen; aber ich bin zu ungeschickt dazu, und überdieß fehlt es an Zeit, die Stunde ist vorüber. Ich muß das also auf später verschieben, oder vielmehr ich habe gedacht, diese Sorge einem Anderen zu überlassen, der besser als ich die Sitten des Verstorbenen kennen mag. Lebt wohl!“ So schloß die Leichenrede auf den mächtigen Herrn Albert von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein und Fürstbischof von Straßburg.

Der neu erwählte Bischof vereinigte glücklicher Weise die Eigenschaften in sich, die seinen Vorgängern abgingen; „er war,“ sagt ein protestantischer Geschichtschreiber, „ein wirklich verdienstvoller Mann, der die neu erwachten Studien beschützte und einen sittlichen und frommen Klerus wollte.“ [83] Fähigkeit und Beredsamkeit hatte er auf den Universitäten Freiburg und Paris, Erfahrung in der Leitung einer Diözese trotz seines jugendlichen Alters als Generalvikar des erkrankten Bischofs von Mainz erworben. Da er bei seiner Erwählung erst Subdiakonus war, so empfing er noch in demselben Jahre die Priesterweihe und bald nachher die Bischofsweihe im Münster durch Ernst Herzog von Sachsen, Erzbischof von Magdeburg und Primas von Deutschland, in Gegenwart des Kaisers Max, der sich gerade *in der* Stadt aufhielt.

Voll Verlangen, sein Amt gewissenhaft zu versehen, bat der neue Bischof Geiler um seinen Rath, und dieser führte dasjenige, was er bereits in der Gedächtnißrede auf Bischof Albert gesagt hatte, in einer längeren Abhandlung über die Pflichten eines guten Bischofs aus. Mit Freuden erlebte er, wie Bischof Wilhelm im Jahre 1508 am Frohnleichnamsfeste das Hochamt im Münster celebrirte und bei der feierlichen Prozession selbst das Allerheiligste trug. Auch versuchte der Neuerwählte, Zucht und Ordensregel in den Klöstern einzuführen; aber Mönche und Nonnen appellirten nach Rom, Geiler wiederum appellirte dagegen; es blieb beim Alten. Das war ja der große Kunstgriff bei den Gegnern der Reform: für den Augenblick den Eifer der Kirchenverbesserer aufzuhalten, die Sache in die Länge zu ziehen, mit Geld, Lügen und Ränken bei den deutschen Sachwaltern in Rom ihre schlechte Sache zu vertheidigen, in solcher Weise die Gegner müde und mürb zu machen und dann vor dem Volke ihren Sieg als den der gerechten Sache auszurufen.

Geiler seinerseits benutzte die Anwesenheit des Kaisers für seine Reformideen. Längst kannte er den edlen Fürsten, der ihn im Jahre 1503 nach Füßen in den Julischen Alpen zu sich hatte rufen lassen, wo denn Geiler zu verschiedenen Malen in Gegenwart des Hofes über die Nothwendigkeit des Friedens unter den christlichen Fürsten und über die unerträglichen Gewaltthaten der Raubritter gepredigt hatte. Außerdem hatte der Kaiser ihn über manche wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen und seinen schriftlichen Bericht verlangt; Geiler stellte für ihn eine Auswahl von Sentenzen zusammen, geeignet für einen Fürsten, der das Wohl seiner Untergebenen ernstlich will. Maximilian behandelte ihn mit der ihm eigenen Leutseligkeit, ja, wie Geiler selbst berichtet, er litt nicht, daß jener in seiner Gegenwart das Barett absetzte; er verlieh ihm 1501 den Titel eines kaiserlichen Kaplans; so oft er nach Straßburg kam, — und das geschah von 1492 bis 1511 zwanzigmal — machte er sich ein Vergnügen daraus, den Reden des Predigers beizuwohnen.

Im Jahre 1492, so erzählt ein Chronist, fand er sich eines Tages mit dem Bischof, dem hohen Domkapitel und vielen hohen Herren zusammen, als Geiler sein Lieblingsthema von der Nothwendigkeit einer Reform behandelte und also schloß: Bis dahin seien alle Anstrengungen vergebens gewesen; Gott werde andere Reformatoren schicken; schon seien sie unterwegs; wohl werde er selbst sie nicht mehr sehen, aber manche seiner Zuhörer; es könne nicht mehr so bleiben, „es muß brechen!“ Und ein andermal soll er nach demselben Chronisten wiederum in Gegenwart des Kaisers gesagt haben: „Da Papst, Kaiser, Könige und Bischöfe es nicht wollen, so wird Gott einen Mann senden, der die Reform ausführt und die gesunkene Religion wieder hebt. Möchte ich doch diesen Tag sehen! — aber ich bin schon zu alt; viele von Euch werden den Tag erleben, dann denkt daran, daß ich es vorausgesagt habe.“ [84]

Vergessen darf man freilich nicht, daß der Chronist Speckle, der diese beiden Aussprüche mittheilt, in Bezug auf die Wahrheit der Thatsachen gerade keine große Sicherheit bietet. Indessen könnte Geiler nach seinem ganzen Wesen und Verhalten sich wohl zu solchen Aeußerungen haben fortreißen lassen, die der Mißdeutung unterliegen. Auch haben ja, als der rechtgläubige Theologe in Geiler fast vergessen war und man in ihm nur noch den eingefleischten Gegner aller kirchlichen Mißbräuche sehen wollte, die Straßburger Abgesandten auf dem Reichstage zu Nürnberg (1522) sich für ihre Hinneigung zu den Lehren Luthers auf das Ansehen ihres großen Predigers berufen: „Was die Anklagen gegen Priester und Mönche betrifft, so haben wir solche schon seit zwanzig Jahren, also lange vor dem Auftreten Luthers, gehört. Dazumal predigte Geiler in unserm Münster, und oft hat er mit dem verstorbenen Bischof Albert, mit dem Bischof Wilhelm und mit dem Magistrat verhandelt über die Mittel, um das Leben der Mönche und Geistlichen zu bessern; aber Alles war umsonst.“ [85]

So beuteten die Neuerer das Andenken Geilers aus und

versuchten, ihre Lehren und ihre Angriffe gegen die Kirche unter seinen Schutz zu stellen. Sicherlich konnte Keiner von den Senatoren, Keiner von den Straßburger Priestern, die zu Luthers Banner übergingen, diesen Anspruch auf Geiler als Gesinnungsgenossen im Ernst erheben: sie gehörten ja gerade in die Reihe derjenigen, deren eigene Reform Geiler sein ganzes Leben hindurch mit so großem Eifer verlangt hatte. Luther erkannte das besser, und unterließ es, sich jemals auf Geilern zu berufen, der ihm doch als Prophet und Vorläufer nur hätte willkommen sein können. Dagegen kann man wohl zugeben, daß bei dem gewöhnlichen Volke der Name Geilers, der mit so mächtigem Worte und mit so schneidender Schärfe die Laster seiner Zeit, vor Allem auch die der Geistlichkeit, gegeißelt hatte, daß dieser Name manchen nicht genugsam geschulten Mann berücken konnte, so daß er, als man die Reform von allen Dächern ausrief, in seiner Einfalt meinte, es sei dieselbe Reform, die Geiler so eindringlich und ausdauernd gepredigt hatte. Die unterrichteten Männer allerdings ließen sich nicht lange täuschen; auch Wimpheling und Murner und so viele andere der Kirche ergebene Männer begrüßten Anfangs mit Freuden die Erscheinung Luthers; aber bald wandten sie sich mit Schmerz ab, wohl erkennend, daß er nicht der von Geiler ersehnte und verkündigte Reformator sei.

Was nun Geiler anlangt, so war er, wie es scheint, ermüdet von so viel fruchtlosen Anstrengungen, gegen das Ende seines Lebens dahin gelangt, an einer Reform zu verzweifeln. Vor seinem Blicke standen die Concilien zu Constanz und Basel, und in bitterem Hohn rief er aus: Das ganze Concil von Basel vermochte nicht, Zucht und Regel in einem Frauenkloster herzustellen, das von dem Magistrat der Stadt gehalten wurde; wie erst, wenn es sich um adliche und mächtige Mannsklöster, wie erst, wenn es sich um die ganze Christenheit handelt? — Wenn jedoch, so fügt er hinzu, eine allgemeine Reform unmöglich ist, so kann doch im Einzelnen jeder Obere seine Untergebenen re-

formiren: ein Bischof seinen Sprengel, ein Abt sein Kloster, ein Senat die Stadtgemeinde, ein Bürger sein Haus. Das wäre doch nicht so schwer [86].

Aber für sein Gefühl ging auch diese Art von Reform viel zu langsam voran. Er fürchtete die letzten schweren Gottesgerichte, und, auch hierin mit Sebastian Brant übereinstimmend, glaubte er fest, daß der Antichrist nicht lange mehr ausbleiben könnte, und zwar, so sagte er, aus drei Gründen: erstens wegen der Masse von Büchern, zweitens wegen der Masse von Gelehrten, und drittens wegen der Masse von Abläßen. Es sind das, meinte er, drei Dinge, die von der großen Barmherzigkeit und Gnade Gottes zeugen; denn zu der Zeit, da der Glaube wankt, muß nothwendig ein außergewöhnlicher Ueberfluß von Gnaden eintreten; aber all diese überfließenden Gnaden werden in unseren Tagen mißachtet, und das ist eben wieder ein Zeichen der letzten Zeit [87].

Zu anderen Zeiten erfaßte ihn der Gedanke, Gott werde sich der Türken bedienen, um das entartete Europa zu züchtigen. Dann wiederum hoffte er von der göttlichen Barmherzigkeit die Sendung eines Propheten; so fest war er überzeugt einerseits, daß das Uebel durch keine menschliche Macht geheilt werden könne, andererseits, daß Gott seiner Kirche helfen werde, nöthigen Falls auch durch ein Wunder.

Wir müssen indeß gestehen, und der Leser wird ebenfalls unserer Ansicht sein: Geiler übertrieb das Uebel, wie jener prophetische Feuersohn des alten Testamentes, der das Wehen des göttlichen Geistes nicht erkannte und bei dem großen Abfalle Israels jene Siebentausend übersah, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten. Auch Geiler bemerkte unter all' den tausenden von Hindernissen und Hemmungen nicht, wie eine heilsame Reform langsam und geräuschlos, ja großentheils durch seine eigenen Anstrengungen, sich zu vollziehen begann. Gab es ja doch in der That nur ein praktisches Mittel, die Kirche *zu ihrem* früheren Glanz zurückzuführen, nämlich einen besseren

Klerus heranzubilden und so die Christenheit durch ein neues Apostolat zu regeneriren. Diesen Weg hatte Gerson verkündigt, Geiler zeigte ihn, seine Freunde lenkten bereits entschieden auf diese Bahn ein. Und Geilers Geschichte hat uns ja gezeigt, wie viel bereits auf diesem Wege zur Reform der Kirche geschehen war. Das konnte ja eigentlich nicht übersehen werden. Aber Geiler stand den Begebenheiten allzu nahe, er war allzu eifrig, als daß er gerecht gerichtet hätte; er schlug das bereits errungene Gute für nichts an, indem er das immer noch gebliebene Böse sah; und so lange noch etwas zu thun blieb, meinte er nichts gethan zu haben. Da liegt das Geheimniß seiner Entmuthigung; aber die Thatsachen selbst zeigen, daß er sein Leben nicht vergebens dem Dienste Gottes und seiner Kirche geweiht hat.

XII.

Geilers Tod und Charakteristik. Ein Reformator seiner selbst.

Endlich schlug die Stunde der Ruhe für den mächtigen Streiter Christi. Die Freunde seiner früheren Tage waren einer nach dem andern abgetreten: Johann Symler, Peter Schott mit seiner ganzen Familie, Johann Roth, Friedrich von Zollern; und mit Wimpheling, der aber nicht mehr in Straßburg verweilte, war Geiler fast als der einzige übrig geblieben von jener starken Schaar, die mit ihm das Werk einer Reform im Elsaß unternommen hatte. Wohl stand Geiler auch jetzt nicht allein, jüngere Freunde und Gesinnungsgenossen schlossen sich ihm an; aber für den Greis ist nichts trauriger, als die Oede, die der Tod um ihn her schafft. Geilers früherer Humor war umdüstert; blieb sein Eifer unerloschen, so stand ihm doch nicht mehr die Hoffnung auf den Sieg zur Seite. So erschreckte es ihn nicht, als einige Monate vor seinem Tode eine fromme

Person zu Augsburg, die wie der selige Nicolaus von der Flüe keine Nahrung zu sich nahm, ihm schriftlich mittheilte, daß sein Lebensende bevorstehe.

Zum letzten Male predigte er Sonntags nach Weihnachten, am Neujahrstage 1510, im Münster. Von da ab griff seine Krankheit rasch um sich, die Wassersucht entwickelte sich, und am 10. März, dem Sonntag Lätare, hauchte er etwas nach Mittag in Gegenwart von drei Freunden seine starke Seele aus. Am folgenden Tage wurde er beerdigt und Mittwochs darauf die Leichenfeier unter großer Theilnahme vollzogen: das Kapitel mit zahlreichen Priestern, der ganze Senat und das Volk drängte sich; Schluchzen und Thränen der Menge waren seine beredteste Grabpredigt. Seinem testamentarisch ausgesprochenen Wunsche gemäß wurde sein Leichnam zu Füßen der großen Kanzel beerdigt, von welcher er das Volk mehr als zweiunddreißig Jahre lang belehrt hatte. Wir wissen nicht, ob die großen Revolutionen dieses Grab geschont haben, von dem jetzt kein äußeres Zeichen mehr Kunde gibt.

Die Johannisherren vom grünen Werth, mit denen Geiler im Leben enge verbunden war, ließen ihm eine Inschrift im Münster setzen und eine zweite in ihrer eigenen Kirche. Die erste besteht aus zwei von Sebastian Brant verfaßten Distichen:

Quem merito defles, urbs Argentina, Joannes
  Geiler, monte quidem Caesaris e genitus,
Sede sub hac recubat, quam rexit praeco tonantis
  Sex prope lustra docens verba salutifera.

Diese Verse sind der Anfang eines längeren Epitaphiums, welches der Verfasser auch in deutsche Reime gesetzt hat:

Den alles Stroßburg weint billich,
Johannes Geiler lobes rich,
Den Doctor Keisersperg man nant,
Um den trurt warlich Doctor Brant,
Das er gestorben ist in zyt;
Hie under disem stul er lyt,

Den er ob dreissig jaren hat
Regiert wol in predigers stat.
Er was ein gzierd der geistlichheit,
Ein spiegel aller miltigkeit,
Ein liebhaber fridens vnd tugend,
Ein vnderweiser alt vnd jugend,
Ein pflanzer der gerechtikeit,
Ein besunder feiend der boßheit,
Laster vnd böse werk ußrüter,
Der sünden strofer vnd bedüter *),
Ein trost vnd zuflucht aller armer,
Ein milter vatter vnd erbarmer,
Senft in zugang, fruntlich vnd gütig,
Still, ufrecht, dapfer vnd demütig,
Nit ein ußnehmer der personen,
Sein ler vnd straf thet niemans schonen,
Sunder mit gleicher wag vnd moßen
Acht er den kleinen vnd den großen.
Hat sich mit pfrunden nit beladen,
Noch die gehuft **) zur selen schaden,
Sunder hat sich verniegen lon ***)
Mit dem ampt, das er hat gethon.
Reichtum vnd ere vnd großen bracht
Hat er durch willen Gots veracht.
Die pfrunden pfenning=prediger
Hat er gestraft stets durch sein ler.
Standhaft vnd stif ist er gesein
In worten vnd in werken sein,
Nit hat er sich bewegen lon
Als das ror von dem wind ist gewon.
Was er mit worten hat gelert,
Hat er mit werken vor fürkert †),
Recht gute werk vor hin gethon,
Damit gelert im nach zu gon.
Zytliche freud vnd uppig ere
Der welt hat er geflohen sere,

---

*) Zurechtweiser. **) gehäuft. ***) begnügen lassen.
†) vorher Anregung gegeben.

Gelesen stets die heilig gschrift
Vnd was der selen heil antrifft.
Darum hat er durch vil der tugend,
Durch gute werk von seiner jugend
Verdient on zweifel solchen lon,
Der ewiglich nit würt zergon.
Vf Letare ist er gestorben,
Ewige freud bei Got erworben,
Die im Got mere, auch uns allen.
Amen sprech wem es thu gefallen [88].

Die zweite Inschrift wurde im Jahre 1633 bei der Niederreißung der St. Johannis-Commende ebenfalls in's Münster hinüber gebracht und findet sich noch jetzt mit der ersten am Fuße des ersten Chorpfeilers nach dem Uhrwerke zu. Wir kennen nicht die Inschrift, die auf Geilers Grab selbst gesetzt wurde; aus Beatus Rhenanus muß man schließen, daß sie einfach und in gothischen Buchstaben ausgeführt war. Dieser Beatus Rhenanus zeigt sich darüber sehr empfindlich, er hatte nämlich selbst ein sogenanntes klassisches Epitaphium verfaßt, in welchem er den Verstorbenen einem Perikles, Sokrates und Numa Pompilius zur Seite stellt, das aber zu seinem großen Aerger zurückgewiesen wurde [89]. Nicht besser erging es Wimpheling, und auch er klagt über jene Verächter der zierlichen lateinischen Dichtkunst, über jene Ignoranten, die seiner feinen Arbeit die einfache alte Formel vorzögen: Im Jahre des Herrn .... starb der Herr Johannes .... seine Seele ruhe in Frieden.

Auch noch andere Zeitgenossen brachten dem Andenken Geilers ihren Tribut: Beatus Rhenanus verfaßte eine Biographie des großen Predigers, zwar kurz, aber elegant geschrieben; Wimpheling seinerseits beeilte sich, noch eine Reihe von Notizen hinzuzufügen, in denen er Gelegenheit nimmt, auch seine eigene Person genugsam hervortreten zu lassen.

In seinem 1505 verfaßten und 1507 umgearbeiteten Testament hat Geiler nichts von dem vergessen, was ihm auf dieser

Welt theuer war: Gott, Vaterland, Kanzel, Arme. Zuerst hatte er seinen Testaments-Exekutoren aufgelegt, drei Jahresmessen für ihn zu stiften: zu Türkheim, Kaisersberg und Ammerschweier; in dem Codicill von 1507 änderte er diese Anordnung und bestimmte die Summe für Knaben, die das heilige Sakrament zu den Kranken mit Gesängen begleiten sollten (comites sacramentarii). Er wollte der Nachwelt ein feierliches Zeugniß für seinen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi hinterlassen.

Seine Bibliothek vermachte er der Predigerstelle, sie sollte niemals verkauft werden, außer wenn etwa diese Stelle unterdrückt würde; dann sollte der Erlös den Armen zufallen. Das wenige Hausgeräth sollte der Wohnung des zeitigen Dompredigers verbleiben. Dann kamen die Armen an die Reihe, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten waren bedacht. Den Verwandten erließ er, mit Rücksicht darauf, daß sie selbst dürftig waren, dasjenige, was sie ihm verschuldeten[90].

Geiler war von hoher Gestalt, sehr hager, er hatte krauses Haar, eine stark entwickelte Stirn, Adlernase, feurige Augen; seine Physiognomie, wie sie ein in den letzten Jahren seines Lebens aufgenommenes Bildniß darstellt, trägt die unverkennbaren Züge von Willensstärke und Strenge, gerade wie man sich bei der Lektüre seiner Schriften den strengen Prediger vorstellt. Er hatte eine starke Constitution und war vollkommen gesund bis auf ein Nierenleiden, das ihn jedes Jahr in die Bäder führte. Obgleich er in seinen letzten Lebensjahren an Steinschmerzen litt, so bewahrte er doch bis an sein Ende die Lebhaftigkeit seines Geistes, sein starkes Gedächtniß und die Kraft der Rede.

Er lebte sehr einfach, aß nur zweimal des Tages, wobei er keinen Unterschied zwischen Fleisch und Fisch machte, sondern mit großer Strenge und ohne jemals von der bewilligten Dispens Gebrauch zu machen, die kirchlichen Fasten beobachtete. In einem Weinlande aufgewachsen, wußte er die guten Ge-

wächse von Ammerschweier, Türkheim und Wettolsheim, wo er einiges Besitzthum hatte, wohl zu schätzen; doch hielt er sich auch hier in den Grenzen der Mäßigkeit. Wenn er allein aß, ließ er sich während des Mahles von einem seiner Hausgenossen vorlesen. Da er sein Heim besonders liebte, so nahm er die Einladungen, die von manchen Seiten kamen, nicht leicht an; dafür war er von großer Gastfreundlichkeit und freute sich, an seiner Tafel weise und edle Männer zu vereinigen, die er durch Geist und scharfen Witz zu unterhalten und zu erheitern verstand. Nach dem Mittagsmahl hielt er seine Siesta; dafür erhob er sich um Mitternacht, um sein Brevier und das Offizium der heiligen Jungfrau zu beten. Täglich las er Messe bei den Reuerinnen und bereitete sich darauf vor durch Betrachtung des bitteren Leidens. Abends pflegte er sich ohne Licht zum Gebet und zur Meditation in sein Schlafgemach zurückzuziehen.

So oft seine Geschäfte es zuließen, nahm er im Münster an dem Chor Theil. Auch hier ging sein Bestreben auf eine Reform gemäß den kanonischen Vorschriften, und mit Unterstützung der Straßburger Bischöfe gab er den Stiftsklerikern Unterweisung im Chorgesang. Oft sprach er es aus, wie eine große Vorliebe für ein Einsiedlerleben fern von der Welt, in Gemeinschaft mit einigen auserwählten Freunden, seine Seele erfüllte. Wir sahen bereits, wie seine Freunde ihn der Welt und seinem schwierigen, aber segensreichen Beruf erhielten.

Doch mitten in der Welt pflegte er die Strenge und Entsagung des Klosters. Obgleich Doktor der Theologie, erschien er stets in der einfachen Kleidung eines Stiftsvikars und stach dadurch lebhaft ab von dem sonst entfalteten geistlichen Prunk. Getreu seinen Grundsätzen wollte er nie mehr als **eine** Pfründe besitzen, und so schwach auch lange Zeit sein Einkommen in Straßburg war, so wies er doch, wie wir gesehen haben, großherzig andere einträglichere Stellen zurück, um an dem Posten auszuharren, wo er meinte am nützlichsten zu sein. Er konnte *nicht das Haschen* nach Benefizien begreifen bei Leuten, die doch

durch Studium und Bildung darüber sollten erhaben sein. Darum wollte er auch nie für Freunde, selbst nicht für Verwandte, um eine Pfründe werben; ich kenne ja, sagte er, ihr künftiges Leben nicht, Benefizien aber sollen nur tugendhaften Männern verliehen werden.

Er suchte ebensowenig irdischen Ruhm als Reichthum. Der bitterste Tadel ließ ihn unempfindlich; man muß, sagte er, die Verachtung verachten. Darum ließ er auch seine Reden nicht drucken, und wenn Andere es für ihn thaten, so duldete er es, ohne es zu befördern.

Er war sehr freimüthig, ein unversöhnlicher Feind der Lüge, und der Schmeichelei gar nicht fähig; Allen, den Großen wie den Kleinen, sagte er die Wahrheit, doch wußte er sich wohl in den Grenzen einer christlichen Polemik zu halten, wenigstens wie man sie dazumal verstand. Die Böswilligkeit legte ihm oft Sachen zur Last, die er nicht, oder doch nicht so gesagt hatte, und er ärgerte sich darüber; denn er hielt darauf, keine persönlichen Anspielungen zu machen und auch nicht einmal den Schein zu gewinnen, als ob er Institutionen angriffe, die er doch sonst in hohen Ehren hielt, wie zum Beispiel die geistlichen Orden. Aber in diesen Grenzen nahm er den Freimuth des evangelischen Wortes für sich in Anspruch.

So wenig er sich um die Gunst der Menschen bewarb, sie kam ihm dennoch reichlich. Zu den bereits genannten hohen Gönnern, die ihn hoch schätzten, fügen wir hier noch den Stiftspropst Philipp von Daun und Oberstein, der ihn oft zur Tafel zog, ihm jedesmal den Ehrenplatz einräumte und regelmäßig seine Predigten besuchte. Sobald er im Jahre 1508 Erzbischof von Köln geworden war, schrieb er Geilern eigenhändig, um ihn an seine Seite zu laden [91]. Geiler jedoch, obwohl bei den Hochgestellten beliebt und gesucht, bewahrte stets seine ursprüngliche Einfachheit und die eigenthümliche Strenge seines Wesens. Das Ideal in seinen Augen war die Urkirche mit ihren heldenhaften Tugenden, waren die heiligen Bischöfe früherer Tage und die Stifter

der geistlichen Orden. Auf diese wies er ohne Unterlaß hin. Und so sahen denn alle jene, die seine Ansichten theilten, in ihm einen gottbegeisterten Reformator, während die von ihm angegriffenen Gegner der Reform ihren unversöhnbaren Zorn gegen ihn durch Schmähen, Lästern, Verfolgung, Spottschriften äußerten. Den Schmähungen setzte er Geduld und Sanftmuth entgegen, auf die gedruckten Angriffe antwortete er mit Gegenschriften, die eben so elegant geschrieben als kräftig gedacht sind. Die meisten Gegner brachte ihm der Ordensklerus, unter diesen auch den bekannten Thomas Murner; schlechte Mönche gefielen sich darin, ihn als einen unersättlichen Spieler auszuschreien.

Nun kann man ahnen, welchen Eindruck es machte, als dieser Mann zum bischöflichen Visitator ernannt wurde und seine Inspektionsreise begann. Alle schlechten Elemente empörten sich, ein reicher Pfründner verschwor sich, ihn zu erdolchen, falls er einen Fuß über seine Schwelle setzen würde; ein anderer drohte, ihn am römischen Hofe um seine Präbende und Predigerstelle zu bringen. Wie die Erben des Johann Symler ihn bis auf's Blut verfolgten, ist bereits erzählt. Eines Tages warfen seine Gegner ihm ein unanständiges Schmählibell auf die Kanzel. Tödtlichen Haß hatten ihm vor Allen die Laien-Verwalter im Bisthum geschworen; sie, die er wegen Erpressung und Ungerechtigkeit so schwer angeklagt hatte, sie beehrten ihn mit den Titeln: Schwätzer, Wortmacher und Ignorant. Die Angriffe auf Geiler gingen abwärts sogar bis zu den Chorknaben, deren nichtswürdiges Betragen er nach Gebühr bestrafte und die ihn besonders in der ersten Zeit durch Fratzen und Störung zu ärgern suchten.

Solche Kränkungen ertrug Geiler mit christlicher Geduld; dennoch aber griffen sie ihn empfindlich an, um so mehr, da er trotz seiner rauhen Schale ein sehr anhängliches und zartempfindendes Herz hatte. Seine alte Mutter, die viele Jahre *bei ihm lebte*, war für ihn der Gegenstand einer förmlichen

Verehrung; mit welch' väterlicher Liebe er an Peter Schott und dem jüngeren Thomas Wolf hing, haben wir bereits gesehen.

Während der dreiunddreißig Jahre, die er in Straßburg verbrachte, machte er manche Reisen, bald in die Bäder aus Gesundheitsrücksichten, bald aus andern Gründen. Auch bei solchen Gelegenheiten lief es für ihn nicht ohne Unglück ab; in Frankreich betrog ihn sein Führer und Dolmetscher, in Deutschland fiel er einmal in die Hände von Landsknechten, die ihn beraubten. Jährlich verbrachte er einige Zeit in seiner Heimat Kaisersberg.

Während solcher Reiseferien schweifte er gern durch die Berge und Wälder, suchte Einsiedeleien und alte Kirchen auf und entzifferte alte Inschriften; aber niemals betrat er eine Kirche, ohne die Schutzheiligen zu begrüßen; niemals streifte er einen Kirchhof, ohne Gebete und Psalmen für die Verstorbenen zu sprechen. Seine liebste Wanderung während des Aufenthalts in seiner „Lieblingsstadt" Ammerschweier führte ihn nach einer Einsiedelei, die dem hl. Bernardus geweiht war und in einem benachbarten Thale lag. Dort hatte er als Kind den Eremiten Bruder Sebastian, den er als Heiligen verehrte, oft besucht. Dieser Jugendeindruck verwischte sich nie, und manchmal kam der berühmte Domprediger von Straßburg dorthin, um am Patronsfeste des armen Kapellchens im Waldesgrün den zahlreich herbeigeströmten Landleuten ein Wort der Erbauung zu sprechen.

Bis an seinen Tod liebte er diese reizende Gegend, die ihm eine zweite Heimat geworden war. Aus dem Ertrag einer Sammlung, zu der er selbst reichlich beisteuerte, wurde auch in Kaisersberg eine Stiftung von vier jungen Begleitern des heiligen Sakramentes errichtet.

In seinen alten Tagen erinnerte er sich an die Begebenheiten aus seiner Jugendzeit und erzählte sie gern seinen Zuhörern. So theilte er einmal mit, daß man um Weihnachten und Neujahr da „oben im Land zu Kaisersberg, Kienzheim und

Ammerschweier eine Burg, ein Bollwerk von Bäumen und von Reisig machte; das hieß eine Weihnachtsburg, so kamen dann die Nebenstädtlein und Nebendörfer und zogen dafür und gewannen sie und schossen aus Büchsen mit Papier und hatten Pfeile und Bolzen aus Rübenschnitzen; so hatten sie zusammen eine Freude in Ehrbarkeit. Ob man es noch thue oder nicht, das weiß ich nicht; es ist zweiundfünfzig Jahr, daß ich es sah." [92]

Geilers Menschenliebe kannte keine Grenzen. Alles, was er von seinem Einkommen ersparen konnte, ward in den Schooß der Armuth geschüttet. Als Friedrich von Zollern ihm eines Tages einen silbernen Becher im Werthe von zwanzig Gulden schenkte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ihn zu verkaufen und den Erlös an die Armen zu geben. So oft er sich auf der Straße zeigte, war er von einem Haufen Bettler umringt, und keinen ließ er ohne Unterstützung gehen; vorzüglich aber nahm er sich der verschämten Armen, der Waisen- und Findelkinder und der Kranken an. Dabei begnügte er sich nicht, mit seinem eigenen Besitzthum zu helfen, er setzte auch bei Andern seinen Einfluß und sein mächtiges Wort für die Unglücklichen in Bewegung.

Als wahrer Diener des Herrn nahm er sich vor Allem der Seelen an. So verschaffte er den zum Tod Verurtheilten den Trost der heiligen Communion. Ebenso trat er für die Gefangenen ein, denen man Jahre lang den Empfang der heiligen Sakramente versagte; auch hier sollte „christliche Ordnung ihren Gang gewinnen und der Seelen Heil gefördert werden" [93]. So schrieb er an den Ammeister Jakob Wyssebach, den er auch für die sogenannten „Blatterichten" zu interessiren wußte, so lange, bis durch gemeinsame Bemühungen vieler Bürger ein besonderes Spital für diese Elenden, unter denen sich besonders viele Auswärtigen fanden, errichtet ward. Als eines Tages ein fremder Mensch in dem armseligsten Zustande von einem barmherzigen Samariter an das Thor des städtischen Hospitals gebracht, dort

aber ohne Erbarmen, den Statuten gemäß, als Fremdling abgewiesen wurde und nun ganz verlassen auf der Straße lag, da brachte Geiler ihn vorläufig in gute Pflege und rief dann in einer Predigt das Erbarmen seiner Zuhörer für seinen Pflegling an — natürlich nicht ohne Erfolg.

Es begreift sich leicht, wie diese allbekannte Theilnahme und Menschenliebe Geilers ihn in der Liebe des Volkes hob: die arbeitende Klasse pflegte in ihm ihren natürlichen Schutz und den Vertheidiger ihrer Rechte zu erblicken. Manchesmal trat er kräftig auf gegen die Parteilichkeit, mit der Recht gesprochen wurde, gegen die Nachlässigkeit, mit der die Sachen der Wittwen und Waisen, überhaupt der Armen betrieben wurden, gegen die endlosen Vertagungen und Verweisungen. Im Jahre 1502 fand Geiler auf der Domkanzel einen Zettel dieses Inhalts: „Lieber Doktor, saget doch unsern Herren, daß sie das Volk nicht so unter dem Druck von Auflagen und Schatzungen erdrücken; sonst könnte ihnen ein solches Leid geschehen, daß sie die Hände ringen würden."

Dieser Aufschrei aus den untersten Ständen der Gesellschaft war ein drohender Wink, dessen Ernst und Tragweite später der Bauernkrieg bestätigte. Geiler kannte diesen Ruf, hörte er ihn doch nicht zum ersten Mal. Ja, er hatte schon im Jahre 1483 bei einer Theuerung, wo das Elend der Armen noch durch den Geiz der Vorkäufer und Wucherer vermehrt wurde, sich hinreißen lassen, von der Kanzel aus zu sagen: „Lauft den reichen Leuten, die Korn haben, in die Häuser; ist es verschlossen, schlagt es mit einer Axt auf, nehmt das Korn und verzeichnet es auf ein Kerbholz; verliert ihr das Kerbholz, kommt zu mir, ich will euch sagen, wie ihr es verantworten sollt. Doch, es ist noch nicht Zeit; wenn es Zeit ist, will ich es euch sagen." So berichten die Rathsprotokolle, und die Herren meinten, Solches sei doch noch nicht Noth gewesen, und man solle Geilern freundlich bitten davon abzustehen. Doch war es wohl eine Folge dieser Rede, daß die Herren Ammeister und Dreizehner

und Fünfzehner Rathsherren auf die Beine und in Thätigkeit gesetzt wurden und der Magistrat beschloß, das Getreide des Hospitals und der städtischen Speicher zu veräußern, um so einen niedrigeren Preis herbeizuführen. Ammeister, Rathsherren und Schöffen versammelten sich täglich, um den gefürchteten Folgen dieser Geiler'schen Predigt auf gütlichem Wege entgegenzutreten. War dieser allerdings zu weit gegangen, so konnte er doch zu seiner Entschuldigung anführen, daß große Uebel auch außerordentliche Heilmittel erfordern, und daß wohl nur in solcher gewaltsamer Weise der Indolenz eines ehrsamen Magistrats ein Ende gemacht werden konnte [94].

XIII.

Geiler als Prediger und Schriftsteller.

Mehrmals haben wir im Verlaufe dieser Studie Gelegenheit gehabt, darzulegen, wie mächtig der Einfluß Geilers auf seine Zeitgenossen war; wir sahen, wie ein Kaiser, wie Bischöfe und Häupter der Republik sich vor seinem Ansehen beugten und ehrfurchtsvoll seine Weisungen, so strenge sie auch waren, hinnahmen. Wenn die Festigkeit seines Charakters und seine unanfechtbare Tugend viel zu diesem Einfluß beitrugen, so darf man doch auch nicht verkennen, daß dieselben durch ein großes rednerisches Talent gehoben wurden. Wohl hat Geiler nicht den Ruhm eines Bossuet oder Chrysostomus errungen; dazu fehlte ihm die ausgebildete anmuthige Sprache Griechenlands oder des französischen Hofes ebenso wie die Vorgänger, die ihm als Muster hätten dienen können. Sieht man aber von der Form ab, so findet man bei Geiler Alles, was den Redner macht: Ueberzeugung, Kraft, Schärfe, Originalität, Leidenschaft, Begeisterung, Schwung; insbesondere besitzt er eine merkwürdige Gabe der Aneignung, die ihm gestattet, von allen Seiten her Geeignetes herbeizuschaffen und ihm das Siegel seiner Rednergabe aufzudrücken.

Uebrigens hat Geiler, obwohl er nur eine theoretische Anweisung, nämlich um über die Leidensgeschichte zu predigen, hinterlassen hat, doch in seinen Reden selbst gelegentlich Andeutungen über die rechte Predigtweise, wie sie seinem Geiste vorschwebte, ausgesprochen.

Er verlangt vor Allem Studium. „Es spricht Mancher: was darf ich viel lesen und studiren? ich will bald ein Prediger sein, ich will bald gelernt haben zu predigen. Ich hab' wohl fünfzig Jahr daran gelernt und kann es noch nicht.“ [95] Dann soll der Prediger mit reiner Absicht auf die Kanzel treten, ein Nachfolger Christi, der einzig die Ehre seines Vaters suchte, ein Nachfolger der Apostel, die Menschenfischer waren, nicht Fischer von Pfründen und Ehrenstellen. Darum soll er auch seinen Reden ein höheres Ansehen geben durch den eigenen Lebenswandel, sein Wort soll durch das Siegel der guten Werke und durch das Zeugniß seiner Tugend befestigt werden; er soll Alle ohne Unterschied: Könige, Fürsten, Geistliche und Laien unterweisen, und nicht etwa die Großen schonen, um die Kleinen anzugreifen.

„Es ist,“ sagt er in einer Homilie am Pfingstfeste, „um einen Prediger wie um einen Koch. Du sprichst: wir haben wohl zehn Schüsseln gehabt und ist keine gut gewesen; denn der Koch konnte ihrer nicht aller warten. Es wäre besser gewesen, er hätte drei Schüsseln gemacht und deren wohl gewartet. Ebenso ein Prediger, der auf einmal Alles sagen will, der predigt nimmer gut.“ „Ein Prädikant soll die Weise eines Trompeters haben. Die Trompete ist aus vielen Stücken zusammen gesetzt, so soll auch eine Predigt aus Stücken zusammen gesetzt sein, daß sie wohl töne, der Prediger sie möge im Kopfe behalten und das Volk auch. Die Trompete ist gegen den Trompeter hin enge, aber bei dem Ende weit. So soll ein Prädikant bei sich selbst schweigen, enge und weniger Worte sein und die ganze Woche bleiben in Contempliren, Beten und Studiren. Aber der Text, den er predigt, der soll weit und

ausgespreitet sein. Der Trompeter legt nicht allein den Mund an die Trompete, sondern auch die Hand: und ein Prediger soll das thun, was er andere Leute lehrt. Will man, daß ein Trompeter im Krieg das Volk in Bewegung setze, so macht er nicht eingesetzte Stücke; diese spart er, bis er allein ist oder bis er zu Andern kommt. So soll ein Prädikant predigen einfältige, nützliche, belehrende Dinge. Disputiren und hohe Dinge richte er daheim aus und in der Schule bei Andern. Ein Trompeter bläst für den Einen wie für den Andern, für den König wie den Hirten, für den Ritter wie den Bürger. Also sei ein Prediger gemein und sage Jedermann, was ihm Noth ist, er sei König, Fürst, Ritter, Bürger, Pfaffe, Mönch, Jung oder Alt. Ein Trompeter trompetet, bis die Schlacht zergeht, fürchtet keinen Pfeil und keine Büchse, läßt sich nicht erschrecken, bis in den Tod trompetet er. So soll ein Prediger sich nicht erschrecken lassen; wenn man sündigt, soll er dawider schreien wie der Wächter auf dem Thurm; wenn es brennt, so stürmt er und schlägt an die Glocke, sobald er Feuer sieht, es sei eines Reichen oder Armen Haus. Ein Trompeter sucht nicht seine Ehre und Nutzen, sondern des Kriegsherrn Ehre und Sieg. Also suche ein Prediger nicht seine Ehre, Nutzen oder Geld, sondern Gottes Ehre, des Volkes Heil und Sieg. Er hat seinen Sold und sein Stipendium, daran lasse er ihm genügen."

Der Redner soll nicht Jene nachahmen, die nur Allgemeinheiten predigen und den erschütternden Wahrheiten der Religion aus dem Wege gehen. Mitunter allerdings mag es gut sein, sich mehr im Allgemeinen zu halten, besonders wenn der Redner sein Publikum nicht kennt. Sonst soll man, wie Christus selbst und Johannes der Täufer die Pharisäer, das Laster offen angreifen. „Seht Johannes Chrysostomus! Er schont Keinen: nicht den Klerus, nicht die Gläubigen, nicht die Großen, nicht die Höflinge, nicht den Eutropius, nicht die Kaiserin Eudoxia; er bekämpft gleichmäßig die abgefallenen Geistlichen,

die Arianer und die Heiden. Aber man liebt diese Art von Predigern in unsern Tagen nicht, man sucht Jene auf, die Keinem wehe thun, Jene, die da Fabeln und Witzworte vorbringen und durch Karnevalsspässe ihre Zuhörerschaft zum Lachen bringen.“ 96

Doch wollte Geiler keineswegs die Klugheit ausgeschlossen wissen; der Prediger soll einen verständigen Eifer besitzen und den Umständen der Zeit, des Ortes und der Personen gebührend Rechnung tragen. „Laßt die christliche Liebe walten. Eure Worte sollen vom Feuer der göttlichen Liebe, nicht vom Feuer des Zornes glühen.“

Was Geiler Anderen empfahl, das leistete er vor allen Dingen selbst. Sein ganzes Leben war eine angestrengte Arbeit, um aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern, den Theologen, den mittelalterlichen Mystikern, aus heiligen und profanen Schriftstellern für seine Predigtzwecke Ausbeute zu machen. Von Theologen liebte er besonders den Jordanus, Jakob a Voragine, Wilhelm von Lyon, Buridan, am höchsten stellte er indeß Johannes Chrysostomus, Bernardus und Gerson; von Scholastikern empfahl er vorzüglich Thomas von Aquin, Joh. Duns Scotus und den Zeitgenossen Gabriel Biel. Daneben standen in seiner Bibliothek Cicero, Quintilian, Plinius, Seneka, Aulus Gellius, Makrobius, Josephus, und von den Neueren Petrarca, Aeneas Sylvius, Erasmus, Picus von Mirandola. Wohl bedurfte er eines solchen reichen Schatzes von Hülfsmitteln, um dreiunddreißig Jahre das Predigtamt zu versehen in derselben Stadt, wo er in der Fastenzeit täglich und zuweilen sogar zwei- und dreimal des Tages und dann fast in allen Kirchen an Patrocinien, Kirchweihfesten und anderen Feierlichkeiten die Kanzel bestieg.

Es ist schwer, sich ein genau zutreffendes Urtheil über die äußere Gestalt der Geiler'schen Predigten zu bilden. Er schrieb sie, wie Beatus Rhenanus berichtet, Wort für Wort auf — doch wird auch diese Regel wohl manche Ausnahme erlitten

haben — und zwar lateinisch. Daher will Kerker nur die lateinische Synodalrede, drei Leichenreden, den „dreieckichten Spiegel“ und den „Trostspiegel“ für Originalwerke Geilers erkennen, alle anderen Predigten aber für mehr oder weniger stark interpolirt.

Die Eingänge seiner Predigten sind meistens kurz und schmucklos, die Dispositionen oft Wortschläge und überraschende Einfälle, zuweilen rhythmisch oder gereimt, die Zahl der Unterabtheilungen in der Regel drei, höchstens sieben, die er gemeiniglich am Anfang angibt, im Context wiederholt und am Ende wieder zusammenfaßt[97]. In der ersten Zeit ahmte er wohl die nach und nach eingerissene Gewohnheit anderer Prediger nach, am Charfreitag bis zu fünf oder sechs Stunden zu predigen. Später sagt er: „Es ist eine Thorheit und von unweisen Predigern erdacht, die Passion zu predigen, fünf, sechs, sieben Stücke an einander, zu Mitternacht anhebend. Wozu das lange Predigen? Die Männer schlafen, den Weibern passirt noch Schlimmeres, der Prediger übt sich selbst.“ Darum beschränkte er sich mit unnachsichtiger Strenge auf eine Stunde und brach nicht selten, und bei der Leichenrede auf Albert von Bayern sogar mit überlegter Absicht, rücksichtslos ab, sobald die Sanduhr ihn mahnte.

Er unterbricht sich zuweilen, spricht im Namen seiner Zuhörer, fängt ein Zwiegespräch an, macht Einwendungen und widerlegt sie. Stets fühlt man aus seinen Reden heraus, daß er sich mit seinen Zuhörern identifizirt, daß er lebt von ihrem Leben, daß er ihre Gefühle, ihre Freude und Trauer theilt. Im Jahre 1494 war das „Narrenschiff“ des Sebastian Brandt erschienen und hatte, besonders in Straßburg, der Heimat des Dichters, einen gewaltigen Erfolg gehabt. Geiler benutzte das Buch, um in den Jahren 1498 und 1499 eine Reihe von hundert und vierzig Predigten zu halten, die mindestens eben so stark in der Satire sind, als das benutzte Original. Im Jahre 1507 zeigte ein Fremder in Straßburg

einen lebendigen Löwen; alsbald predigte Geiler in siebzehn Reden von dem geistlichen, dem irdischen, dem himmlischen und dem höllischen Löwen; von dem letzteren zeigte er ein dreiundsechzigfaches Gebrüll auf. Einmal während der Straßburger Messe nahm er das zeitgemäße Thema von den Pflichten und den Sünden der Kaufleute vor. Er benutzte die Straßburger Sitte, wonach man am Fastnachtsdienstag Lebkuchen vertheilte, und kündigte seinen Zuhörern beim Beginn der Fastenzeit an, er wolle ihnen auch ein derartiges Geschenk machen. Dann theilte er die Passion in fünfundsechzig Stücke, die er seinen Zuhörern während der Fastenzeit zu kosten gab. Aehnlich machte er es zu Weihnachten in Augsburg. Um seine Straßburger recht gründlich kennen zu lernen, mußten Schott und dessen Schwager, der in allerlei Kaufmannschaft wohl unterrichtet war, ihm Mittheilungen machen über die verschiedenen Arten von Betrügereien, wie sie in Straßburg im Schwang wären.

Er hatte in Straßburg Gelegenheit, ein Kinderspiel zu beobachten, wo die Kinder unter sich einen König wählten und dann zu demselben mit der Anrede traten: „Herr der König, ich diente Euch gern; was ist Euer Begehr?“ Dieses Spiel gab den Titel zu einem Cyklus von fünfzehn Predigten, die unter dem Titel: „Her der Künig, ich diente gern“ ausgingen.

Etwas wunderlich, aber immerhin originell bewegt Geiler sich in der Erbauungsschrift: „Der Has im Pfeffer“. Das Häslein ist furchtsam, also soll auch ein guter Mensch furchtsam sein wegen der Erbsünde. Das Häslein ist schnell zum Laufen, also auch ein geistlicher Mensch schnell zu guten Werken; das Häslein läuft gewisser bergauf denn bergab, so der geistliche Mensch bergauf zu Gott. Wie die Hunde dem Hasen auffätzig sind, so die Teufel den Menschen. Das Häslein setzt sein Sach auf die Flucht, so der Mensch entgegen dem Laster der Unkeuschheit. Das Häslein bewegt allzeit die Lefzen und mufflet damit; das ist das Bild des unablässigen Gebetes.

Wie der Hase im Felsen seinen Unterschlupf findet, so der Christenmensch seine Ruhe in Gott. Wird der Hase geschunden, so auch der geistliche Mensch, und es sind drei Häute abzuziehen: erstens zeitlich Gut, das geht schon leicht; zweitens Eigenwille, diese Haut ist zart und linde und bös abzuziehen; drittens äußerlicher Wandel. Man muß das Häslein braten, so auch die Menschen in dem Feuer der Leiden, Widerwärtigkeit, der Angst und Noth. Man muß das magere Häslein spicken; so hast du auch nöthig, gespickt und beträuft zu werden mit dem Fett der Andacht und Liebe und mit dem Speck der Gnade Gottes, damit du nicht verbrennst in der Hitze der Widerwärtigkeit durch Ungeduld. Man muß das Häslein in eine Pfefferbrühe machen; so ist das Kloster der Pfeffer für den rechten Christenmenschen. In dieser Weise gehen die Parallelen weiter, freilich nicht immer nach unserm Geschmacke.

Im Jahre 1508 legte Geiler allen seinen Fastenpredigten den Text zu Grunde: „Geh' zu der Ameise!" davon hat diese Sammlung, die Johannes Pauli nach dem Gedächtniß aufgeschrieben und herausgegeben hat, den Titel: „Emeis oder buch von der omeissen" erhalten. Das Werk ist besonders für die Sittengeschichte wichtig und von den Kulturhistorikern nach Gebühr ausgebeutet worden; die ganze zweite Hälfte handelt nämlich von dem Aberglauben der Zeit, über den indeß Geiler keineswegs ganz erhaben war, von Gespenstern, wüthendem Heer, von wilden Männern, Werwölfen, Wechselbälgen, Zauberern und Hexenfahrten u. dgl., um dann auf die Segnungen und Sakramentalien der Kirche zu kommen [98].

Von den Zuhörern verlangt Geiler: „sie sollen sein wie ein Fenster, das Sonnenschein und Licht durchläßt, nicht aber Schnee, Regen und Hagel. Aber Viele sind gleich einem Sieb oder einem Seihtuch: da bleiben Fliegen und Wust darin, aber das Gute läuft hindurch. Also das Gute in den Predigten ist an ihnen verloren; aber was lächerlich, spöttisch und böse ist, das behalten sie." Andere hinwiederum wollen: ein

Prediger soll nur reden, was man gern hört und den Kauzen streichen; soll nur Rübenschnitze oder Asche schießen, die Niemand weh' thun, wie die Bauern in der Fastnacht. Aber ein Prädikant soll nicht neben hin, sondern die Sünder in's Antlitz schießen, wie Christus, Johannes der Täufer und Chrysostomus [99].

Einige Dispositionen mögen uns nun die eigenthümliche Predigtweise Geilers zeigen. Der höllische Löwe. Der böse Geist wird durch Sankt Petrum einem Löwen verglichen um sieben Eigenschaften willen. 1. Der Löwe ist stark und ein König der Thiere, der Teufel ist der König über alle Söhne der Hoffart. 2. Die Stärke des Löwen spüret man in seinem Kopf, seiner Brust und seinem Schweif, damit er sich selbst zum Zorne peitscht; der Teufel stellt dem Menschen besonders nach am Ende des Lebens. 3. Wenn der Löwe in einem Schiffe schläft, so senkt sich das Schiff; wenn er erwacht, so hebt sich das Schiff wieder zu seiner gewöhnlichen Höhe; wenn der böse Feind zu ruhen scheint, dann ist der Mensch in größerer Gefahr, als zur Zeit der Anfechtung. 4. Der Löwe frißt gern Waldesel. „Und der hellisch lew ist besunderlich auffetzig den geistlichen waldeslen, das ist den einsidlen, den geistlichen mönschen: münch, nunnen, clerick, junkgfrawen vnd witwen, die sich also besunder Gott geben." Der Teufel ist ein Leckermaul und sucht seltene Speise. Es ist aber leider wahr: vor Zeiten war es Wildpret und seltene Speise, wurde dem Teufel ein geistlicher oder Klostermensch zu Theil; jetzt aber ist es sein täglich Fressen. 5. Der kranke Löwe frißt als Arznei einen Affen (wie Albertus spricht). „Und der Teufel, so er krank und ohnmächtig wird, wenn ihm dann ein Affe wird, das ist ein Fürst oder Regent, so wird er stärker, mächtig und gesund, zu jagen und zu verderben seine Unterthanen." Weltliche Regenten sind den Rohraffen zu vergleichen; es gibt aber auch noch andere Affen, als: Lobaffen, Sorgaffen, Malaffen oder Zieraffen, Jaaffen (Schmeichler), Mohraffen (Prasser), Ginaffen (Vorwitzige), Faulaffen.

6. Der Löwe geht umher und sucht, wen er verschlinge. Er macht einen Kreis um die Thiere her im Schnee oder im Sande; diesen Kreis wagt alsdann kein Thier zu überschreiten. So der Teufel, dessen Umkreisungen unzählig sind; ich will aber hier 63 namentlich aufführen. 7. Der Löwe läßt sich erschrecken und vertreiben: a) er fürchtet einen weißen Hahn mit rothem Kamm; das sind die Prediger, nur leider daß sie nicht immer weiß (unschuldig) sind und den rothen Kamm der brennenden Liebe haben. b) Der Löwe fürchtet das Sittimholz, dabei verstehe das Kreuzesholz. c) Der Löwe geräth in Furcht, wenn er ein geschlagenes oder gegeißeltes Hündlein sieht — das ist Christus unser Herr, der Gegeißelte und Mißhandelte im heiligen Sakrament. d) Der Löwe fürchtet einen knarrenden Wagen und rasselnde Räder — dabei verstehe das Schreien der heiligen Engel, das sie für uns thun bei Gott dem Herrn. e) Der Löwe erschrickt, wenn er auf Eichenrinde tritt, der höllische Feind, wenn er findet einen kasteieten Leib, rauh wie Eichenrinde. f) Der Löwe fürchtet das Feuer; verstehe feuriges Gebet und inbrünstige Begierden. g) Der starke Löwe fürchtet die Maus, und der Teufel einen demüthigen Menschen, der da zittert vor den Reden Gottes.

Der „Eschengrübel“ (Aschenbrödel), ein Traktat, gepredigt von Geiler[100]. Magdalena, Martha und Lazarus waren drei Geschwister, die der Herr lieb hatte; sie bedeuten dreierlei christlich Leben, das Gott gefällt: ein schauendes Leben (Magdalena), ein übendes Leben (Martha), ein leidendes Leben (Lazarus). Letzteres ist das Leben des anfangenden Menschen, er liegt, wie Lazarus, in der Asche. Die anfangenden Menschen vergleiche ich dem Aschenbrödel wegen sieben Eigenschaften. 1. Der Aschenbrödel „grübelt“ in der Asche; der anfangende Mensch gedenkt stets, daß er Asche ist, und stößt auch sein Herz in die Asche der begangenen Sünden, die er betrachtet und bereut. 2. Der Aschenbrödel muß in's Feuer blasen, und vom *Rauch laufen ihm* die Augen über. So weint der anfangende

Mensch über seine Sünden, in der Hoffnung auf Vergebung entflammt dann das rechte Feuer der Reue. 3. Aschenbrödel muß Haus, Geschirr und Schüsseln fegen, der anfangende Mensch das Haus seines Gewissens mit dem Besen der Beicht, wobei er darauf sehen soll, daß der zusammengekehrte Wust der Sünde nicht hinter der Thüre liegen bleibe, sondern vollständig hinaus geworfen werde. „Doch sol er gewarnet sein, das er nit unbescheidenlich das geschirr feg vnd es also durchkratze, als die thuen, die das Beichtweh haben und nit genug künden beichten." 4. Aschenbrödel muß Braten und Häfen abschäumen, bis das Fleisch gesotten ist (Genugthuung); das Fleisch ist gar, wenn es sich durchstechen läßt (williges Erdulden der Sündenstrafen), wenn es nicht mehr blutet (wenn Liebe zu Fleisch und Blut im Herzen getrocknet ist), und wenn es sich losschält von den Knochen (Losschälung vom Leben, Trost des Todes). 5. Eigenschaft des Aschenbrödels ist Geduld in Verachtung; Gott schickt Widerwärtigkeit, Schmach, Armuth. 6. Aschenbrödel muß den Katzen wehren, der anfangende Mensch den bösen nachstellenden Geistern. 7. Aschenbrödel wird nicht selten vom Hausvater mehr geliebt, als das andere Hausgesind; also auch der anfangende, demüthige, leidende Mensch.

Der christliche Pilger. Es ist ein Jubeljahr, und man fährt jetztund hin nach Rom. Es gibt aber auch ein ewiges Jubeljahr, dahin wir alle Pilgrime sind. Wie thut nun ein Pilger? 1. Er bezahlt seine Schuld; 2. er ordnet Haus und Gesind; 3. er soll haben einen großen und starken Ledersack (Glaube); 4. er bedarf einen Pilgerstab zur Stütze und Abwehr; 5. ihm ist noth ein weiter und kurzer Mantel (christliche Liebe); 6. ein breiter Pilgerhut (Geduld); 7. Zehrgeld (Gott schlägt selbst die Münze der Leiden); 8. gute Schuh, nicht ganz neu, sondern etwas ausgetreten (Tugenden); 9. Handschuh (Ablaß und Gnaden); 10. der Pilger soll sich nicht mit Kleidern überladen (irdische Sorgen); 11. der Pilger muß die Wegzeichen kennen, als da sind Steinhaufen, Kreuze, „Knöpfe

an den Bäumen", Wegweiser; 12. der rechte Pilger meidet böse Gesellschaft und sucht sich einen getreuen, fröhlichen und gesprächigen Reisegenossen (Christus als Reisegenosse); 13. er nimmt einen treuen Hund mit (ernste Gesinnung); 14. er macht sein Testament (Andenken an den Tod); 15. er bricht früh Morgens auf; 16. er geht „bescheidenlich" fürbaß, ohne sich zu übereilen; 17. er achtet keines Gespöttes; 18. er läßt sich nicht aufhalten; 19. er zeigt nicht seine Barschaft; 20. er hält sich vernünftig in der Herberge (in der Welt); 21. er erquickt sich, so er müde wird (Sakramente); 22. wird er beraubt, so bettelt er sich durch (Gebet); 23. er ist leiblich auf dem Wege, mit dem Gemüthe daheim; 24. er plaudert mit seinem Wegegesellen; 25. er wird bei der Heimkehr „ehrlich" und freundlich empfangen (Triumph, Freude, Krönung, Gastmahl und Tanz im himmlischen Vaterlande).

XIV.

Geilers Werke und die Art ihres Erscheinens.

Wenn Beatus Rhenanus, wie bereits erwähnt wurde, erzählt, daß Geiler seine Predigten Wort für Wort niederschrieb, so darf dieß doch nicht strenge genommen werden. Sicher hat er sich nicht selten begnügt, eine einfache Skizze auf's Papier zu werfen. In späteren Jahren nahm er, wie er selbst gesteht, die Predigten und Entwürfe aus früheren Tagen wieder vor. In Augsburg predigte er über „die aygenschaft des bilgers"; diese Reden wurden mehr oder weniger getreu veröffentlicht in den „Predigen teütsch" (1508), sie sind dann weiter entwickelt und ausgeführt in der „christenlich bilgerschafft" und in dem „Peregrinus". Der „Trostspiegel", zuerst bei Gelegenheit der Pest im Münster zu Straßburg gepredigt, wurde auf Bitten des Markgrafen Karl von Baden neu überarbeitet, der Text, wie er aus dem Jahr 1503 als Broschüre und dann in dem

„Irrig Schaf“ vorliegt, weicht von dem Texte ab, der zugleich mit dem „Granatapfel“ erschien. Ebenso liegt der „Baum der Seligkeit“ oder das „Alphabet in 23 Predigten“ in seinen Grundzügen schon in einer 1480 veröffentlichten Broschüre vor unter dem Titel „Eine heilsame Lere und Predigt“. Der „Hölisch Leuw“, wie er als Anhang zu dem „Irrig Schaf“ gedruckt wurde, enthält nur einen Theil der Predigten über dieses Thema; später hat dann Johann Pauli in den „Brösamlin“ Bruchstücke der andern Predigten über diesen Stoff gesammelt.

Die Art und Weise, wie die Werke des berühmten Kanzelredners veröffentlicht wurden, war eine sehr verschiedene. Er selbst beförderte nur die Abhandlungen zum Druck, die sich in der Sammlung „das irrig Schaf“ vereinigt finden; doch gestattete er, daß mehrere seiner Schriften von Anderen herausgegeben wurden. So die Synodal-Rede, zuerst 1482 und dann noch mehrmals erschienen, 1509 von Wimpheling in deutscher Uebertragung herausgegeben. Derselbe Wimpheling veranlaßte den Otther, einen jungen Priester der Speierer Diözese, der bei Geiler das Amt eines Sekretärs versah, die Schriften seines Meisters zum Druck zu bringen; ihm verdanken wir die Fragmenta passionis (1507) und die Predigten über das Vaterunser (1509). Die „heilsame lere vnd predig“ war bereits im Jahr 1489, der Trostspiegel 1503 erschienen.

Waren diese Ausgaben im Auftrage oder doch wenigstens mit stillschweigender Billigung Geilers an's Licht getreten, so geschahen andere Veröffentlichungen ohne sein Wissen oder gar gegen seinen Willen. „Ein wohlbekannter Sykophant“, sagt Wickgram, „hat eine Sammlung von Witzen und Anekdoten gesammelt, mit denen Geiler den Ernst seiner Predigt unterbrach, hat seine eigenen Angriffe gegen den Welt- und Klosterklerus noch dazu gethan und das Ganze unter Geilers Namen drucken lassen.“ Der Schuldige war ein gewisser Joh. Adelphus Mülich oder Müling, ein junger Arzt, wie es scheint, ohne Kunden, der bei Straßburger Buchdruckern den Posten

eines Correktors versah; Geiler scheint ihn als Abschreiber benutzt zu haben. Damals regierte die Liebhaberei an sogenannten Scommata (Sammlungen von geistreichen Aussprüchen und Abfertigungen). Aus Geilers Munde hatte dergleichen bereits Petrus Schott gesammelt, andere Witzworte und Anekdoten circulirten ohne Zweifel im Volksmunde. Müling bemächtigte sich derselben und gab sie in Verbindung mit den Aussprüchen des Königs Alfons von Aragonien, der Kaiser Sigismund, Friedrich III. und Anderer im Jahre 1508 zu Straßburg heraus [101]. Es war eine wunderliche Zusammenstellung, die ohne Zweifel spurlos vorübergegangen wäre, wenn nicht der Name des verehrten Straßburger Redners zu seinem nicht geringen Verdruß die Käufer angelockt hätte.

Zur selben Zeit wurden ohne Unterlaß verschiedene Werkchen Geilers und mehr oder weniger genaue Sammlungen seiner Predigten immer neu gedruckt; die meisten Auflagen erlebte der „Trostspiegel", der von 1503—1519 in Straßburg, Basel und Augsburg siebenmal erschien. In Augsburg, wo Geilers Erscheinen so freudig begrüßt worden war, ließ der Buchdrucker Johann Otmar im Jahre 1508 ohne Geilers Mitwissen unter dem Titel „Predigen teutsch" einen Band von Kanzelvorträgen ausgehen, die Geiler theils zu Augsburg, theils an St. Magdalenen in Straßburg gehalten hatte und die von gottseligen Personen nachgeschrieben waren.

Hauptsächlich wurden jedoch erst nach Geilers Tode Geschäfte mit seinem berühmten Namen gemacht. Otther ließ in den drei nächsten Jahren das Narrenschiff, das Schiff der Buße, der Seelen Paradies, die christliche Pilgerschaft und den Peregrinus drucken; beklagt sich aber in der Widmung des letzten Werkes, daß ihm die Fortsetzung dieser Ausgaben unmöglich gemacht sei, da die Schriften Geilers, die doch einen so großen Schatz für Kanzelredner enthielten, zu seinem Schmerz ihm nicht mehr zur Verfügung ständen.

Bald nachher befaßte sich der Franziskanerbruder Johann

Pauli, der nacheinander Guardian zu Straßburg und Lehrmeister der Theologie zu Schlettstadt und zu Thann war, mit der Herausgabe Geiler'scher Schriften. Da ihm die Aufzeichnungen desselben nicht zugänglich waren, so schrieb er aus dem Gedächtniß nieder, was er von den in den vier letzten Lebensjahren Geilers gehaltenen Predigten in seinem für Anekdoten und Schlagwörter ganz besonders angelegten Kopfe behalten hatte. In dieser Fassung erschienen von 1515—1517 nach einander das Evangelienbuch, die „Emeis" mit „Her der Künig, ich diente gern" und die „Brösamlin".

Endlich führte denn auch Peter Wickgram, der Neffe und Nachfolger Geilers, den längst gefaßten Plan, die Werke des Predigers nach seinen Manuscripten herauszugeben, wenigstens theilweise aus. Im Jahr 1518 erschienen, von ihm besorgt, zu Straßburg lateinisch die „Sermones et varii tractatus Kaiserspergii". In der Widmung an den Propst Albert von Ellwangen bezeichnet Wickgram zunächst die echten Schriften Geilers: „Der Peregrinus trägt im lateinischen wie im deutschen Texte ganz Geilers Art und Weise an sich, ebenso die Oratio dominica und die Passio, wenn man sie in der lateinischen Ausgabe liest; nimmt man dagegen die deutsche Ausgabe, so gibt es nichts Abgeschmackteres und Zurückstoßenderes, als eine solche Schrift. Denn ein feindseliger Mensch hat — um mich der Worte aus der evangelischen Parabel zu bedienen — den Acker, den der Hausvater mit gutem Samen besäet, mit der Aussaat seines verderblichen Unkrauts schändlich zugerichtet."

Dann geht der Herausgeber mit dem oben erwähnten Mühlich unbarmherzig in's Gericht, und wendet sich endlich zu Johannes Pauli: „Mit nicht geringerer Schmach hat ein getaufter hinkender Jude meinen Oheim überhäuft; ich will weder sein Gewand noch sein Ordensgelübde näher bezeichnen, damit nicht die betreffenden Klosterbrüder darin eine feindliche Absicht vermuthen. Dieser, ein Mensch ohne Kenntnisse und Talente, vom Anhören der Predigten des Kaisersbergers nach Haus

zurückgekehrt, begann dieselben aufzuschreiben, kam aber dahin, seine eigenen Träume und Albernheiten mit denselben zu vermischen, woraus dann eine unglaublich gezwungene und unzusammenhängende Composition entstand, nicht anders, als wenn, um mit Flaccus zu reden, der Maler einem Pferdehalse einen Menschenkopf aufzusetzen versuchte. Wie oft bat, beschwor, ermahnte ich den Menschen, er möchte Rücksicht haben auf einen Christen, auf einen Genossen im Priesterthum, auf den Verbündeten im geistlichen Kampfe, auf einen Mann, der ein so reines Leben mit so hoher Gelehrsamkeit verbinde! Aber das hieß einem Tauben predigen." Dann erklärt Wickgram noch für echte Geiler'sche Schriften: den Traktat **de felici dispositione ad mortem**, soweit er nicht durch die Nachlässigkeit der Buchdrucker verdorben sei, das Schiff des Heiles, das Narrenschiff, das irrende Schaf und der Seelen Paradies[102].

Zugegeben, daß Wickgrams Auslassungen über den Franziskaner Pauli von einer ungerechtfertigten Leidenschaftlichkeit nicht frei sind, so braucht man doch keineswegs mit Ammon anzunehmen, „daß diese Behauptung theils aus Neid wegen des Gewinns, den die Herausgeber von Geilers Schriften hatten, hervorging, theils deßhalb von dem Neffen ausgesprochen wurde, weil er manche freie Aeußerungen Geilers um der Gunst des Papstes Willen in Anspruch nehmen zu müssen glaubte."[103] Denn Wickgram veröffentlicht ja selbst in demselben Buche, worin er diese Anklagen erhebt, ungefähr das Stärkste, was Geiler je hervorgebracht hat. Auch rechtfertigt eine Durchsicht der Pauli'schen Ausgaben die Beschuldigungen Wickgrams wenigstens insoweit, als rednerische Form, Ordnung und Zusammenhang, wie auch die Geiler'sche Originalität an unendlich vielen Stellen offenbar vermißt werden. Pauli war eben ein Schwank- und Anekdotensammler, und sein, vielleicht glückliches, Gedächtniß konnte doch eine stenographische Aufzeichnung um so weniger ersetzen, als er wohl zur Zeit noch gar nicht *an eine* Herausgabe der Geiler'schen Predigten dachte. Wie

sehr ist es zu bedauern, daß Geiler seine Predigten nicht selbst in deutscher Sprache niederschrieb! Denn auch der etwas hochtrabende Schwestersohn Wickgram hat uns mehrfach nicht den ganzen und richtigen Geiler liefern können. Er hat, so gesteht er selbst, den vorgefundenen Entwürfen durch Ausfüllungen erst Fleisch und Blut gegeben. Und so können denn auch diese Reden nur mit großer Einschränkung als die echten Geisteskinder Geilers gelten.

Außerdem erschienen noch als Geilers Werke: „Das Buoch der Sünden des Mundes" (Straßb. 1518), „Von den dry Marien" (1520 von einer Nonne herausgegeben), das „Buoch arbore humana" (1521) und die „Postille über die fyer Evangelia durchs Jor", ein Buch, das im Jahr 1522 ein gewisser Heinrich Weßmer „uß Geilers mund" nachgeschrieben haben will.

Wenn man nun diese Art und Weise, wie die Schriften Geilers veröffentlicht wurden, im Auge behält, dann wird man den milden und umsichtigen Worten des Protestanten Jung beistimmen: „So möchte es gekommen sein, daß dem trefflichen Prediger Manches aufgebürdet wurde, an welches er nicht gedacht hatte, oder auch Manches auf eine Weise dargestellt wurde, welche von der ihm eigenthümlichen weit abwich. Besonders scheinen die Nachschreiber und Herausgeber dessen tadelnden Vorwürfen der Sitten des Klerus eine größere Schärfe beigemischt zu haben, welche sie in dem Munde des Redners nicht hatten, oder auch wohl schonungslose Ausfälle untergeschoben, welche dem Prediger völlig fremd gewesen[104].

Es gibt auch Schriften, besonders Postillen und Predigtbücher, die man mit Unrecht Geilern zugeschrieben hat. Dahin gehören die im Jahr 1516 zu Straßburg gedruckten Predigten über die zehn Gebote, deren Verfasser Hans von Wildeck ist; man wußte freilich, daß Geiler über dieses Thema zu Augsburg gepredigt hatte. Schon Trithemius und Beatus Rhenanus waren nach dieser Seite hin nicht ganz sicher und legen Geilern Werke bei, die entweder von Peter Schott herrühren

oder doch sicher nie im Druck erschienen sind und von denen sich keine Spur einer handschriftlichen Aufzeichnung vorfindet. Ueberhaupt ist von Handschriften Geilers, außer einzelnen Briefen, fast gar nichts vorhanden.

Einen besonderen Antheil hatte Geiler noch an den damals zahlreich erscheinenden „Passionen". Wie andere Bücher, namentlich die **Biblia pauperum**, die Plenarien und Postillen, die Bilderkatechismen und Beichtspiegel zur Belehrung und Erbauung des Volkes in zahlreichen Bearbeitungen erschienen, so hat diese Zeit, die eine besondere Verehrung des bitteren Leidens Christi pflegte, eine Masse von Passionsbüchern, geschmückt mit Holzschnitten der berühmtesten Meister, eines Albrecht Dürer, eines Hans Burgkmair, Hans Schäuffelin u. A. hervorgebracht. Geiler, der die Passion „in Form eines Gerichtshandels" mit Berathungen der Teufel, mit Briefen Satans an seinen getreuen Lehensmann Judas, mit einer Proklamation des Kaiphas an das jüdische Volk, vorgetragen und mehrere Male das Leiden des Herrn unter der etwas barocken Form der „Passion des Lebkuochens" dargestellt hatte, lieferte für mindestens drei dieser illustrirten Passionsbücher den Text. Wie günstig diese Bücher von dem Volke aufgenommen wurden, das beweisen die zahlreichen Auflagen nicht allein in Straßburg, sondern auch sonst nah und weit im deutschen Reiche.

Endlich sei noch erwähnt, daß Geilers Schrift: „Das Schiff des Heils" von Direktor Bone in freier Uebersetzung und Bearbeitung (Mainz, 1864) und die einundzwanzig Artikel an den Straßburger Rath zum ersten Mal von Geilers jüngstem Biographen Dacheux im vorigen Jahr als Anhang zu seiner Lebensbeschreibung herausgegeben worden sind. Diese einundzwanzig Artikel sind dann noch mit den Briefen Geilers, von demselben Dacheux besorgt, vor Kurzem als „die erste Abtheilung der ältesten Schriften Geilers", der noch zwei Abtheilungen folgen sollen, zu Freiburg erschienen.

Anmerkungen.

[1] Fünfzehnte Sitzung des Basler Concils; Hartzheim, Deutsche Concilien, Bd. V. S. 105.

[2] Synoden von Breslau (1445), von Ermeland (1497), von Meißen (1504) bei Hartzheim.

[3] Hartzheim a. a. O. Bd. V. S. 697.

[4] Daselbst Bd. V. S. 264.

[5] Geissel, der Kaiserdom zu Speyer (2. Aufl.), S. 207 ff.

[6] Oft gedruckt, Augsburg 1480, 1492; Köln 1506.

[7] J. Geffcken, der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts I. Leipzig 1855 (ein sehr gründliches, frei von aller protestantischen Voreingenommenheit geschriebenes Werk), Beilagen S. 130.

[8] Bei Geffcken a. a. O., Beilagen S. 117, 118.

[9] Geffcken S. 16. Lecoy de la Marche, la chaire française au moyen âge (Paris 1868), p. 306. Ueber die Sprache der Predigten, daselbst S. 219 ff.

[10] Lecoy a. a. O. S. 246 ff.

[11] Geilers Emeis (Straßb. 1517), Fol. 21.

[12] Diese Notizen sind aus den Amoenitates Friburgenses entnommen, die Riegger im Jahr 1779 herausgegeben hat.

[13] Navicula fatuorum (Predigten über Brants Narrenschiff) turba 103.

[14] Diese Reden sind enthalten in der Sammlung: Sermones et varii tractatus Kaisersbergii. Strassb. 1518.

[15] Grandidier, essais sur la cathédrale l. I, p. 72.

[16] Das Wort Roraff war aus roren, roaren (brüllend schreien) gebildet. Denselben Namen trug auch eine fratzenhafte Figur, die an der Orgel angebracht war und durch das Gebläse und den Mecha-

nismus derselben in gähnende Bewegung gesetzt werden konnte. M. Schneegans, das Pfingstfest und der Roraffe, Mühlhausen 1851.

[17] Binterim, Denkwürdigkeiten, Bd. II. 2, 73.

[18] In einer Priamel heißt es:

„Welcher priester sich deß vermeß,
Der ein jar ob dem scholder seß" —

Lessing dachte dabei an Schuldthurm; das Wort bedeutet Spieltisch. Schmeller, bayr. Wörterbuch 3, S. 354.

[19] Brant, Kap. 63.

[20] Der Text dieser einundzwanzig, schon von Wimpheling in seinem Leben Geilers erwähnten Artikel galt lange als verloren. Schneegans (das Pfingstfest und der Roraffe) glaubte, derselbe sei entweder in dem Archivbrande von 1686 oder bei der Stürmung der Pfalz und der städtischen Kanzlei im Jahr 1799 zu Grunde gegangen. Doch hat Dacheux nach einander drei Exemplare, zwei in Straßburg und eines in Schlettstadt, aufgefunden und darnach die Artikel abdrucken lassen (Freiburg 1877).

[21] Decretal. Gregor. IX. lib. 3 tit. 5.

[22] Das Genauere bei Dacheux S. 115, 116.

[23] So Wimpheling in seinem berühmten Buche De astutia curtisanorum.

[24] Homilie auf Lichtmeß.

[25] Emeis Bl. 18.

[26] Brants Narrenschiff Kap. 30.

[27] Predigten über das Narrenschiff XXVIII. B. — Wimpheling, Apologia pro republ. Christ. cap. 38.

[28] Montalembert, Mönche des Abendlandes, Einleitung S. XXV ff.

[29] Daselbst, Einl. S. CLIV.

[30] Evangelibuch Bl. 223.

[31] Wimpheling im Leben Geilers.

[32] Homilie am Sonntag Cantate.

[33] Emeis, Bl. 27 a.

[34] Haß im Pfeffer. Ee. Berg des schowenden Lebens Bl. 56, 62.

[35] Navic. Fat. LXXII. Emeis, Bl. 28. Haß im Pfeffer, Ff. 2.

[36] Haß im Pfeffer Cc. 3. Baum der Seligkeit Bl. 12.

[37] Der dryer Marien Salbung, Bl. 11.

[38] Haß im Pfeffer Ee. 1, 2 und Cc. 5.

[39] Das. Bb. 3.

[40] Das. Ee. 4.

[41] Frz. Binder, Charitas Pirkheimer. Freiburg 1873.

[42] Wimpheling bei Riegger, Amoenitates II. S. 178.

[43] Navicula Fat. LXXVI.

[44] Daselbst.

[45] Postille Bd. III. Bl. 104.

[46] Granatapfel CII. („Hossen“ = Hosen, „bletzlin“ = Stücklein).

[47] Arbor hum. fol. 56. Peregrin. fol. 2.

[48] Peregrin. fol. 15. Hellischer Leuw, Bl. 35.

[49] Navic. Fat. CII.

[50] Seelen-Paradeis, Bl. 185. Peregrin. fol. XV.

[51] Navic. Fat. XI. — Sünden des Munds XII. Sünd. — Dreieckicht Spiegel, Bl. 51.

[52] Navic. penit. fol. II. — Navic. Fat. CVII. Dreieckicht Spiegel Bl. 61 ff.

[53] Peregrin. fol. X. X. Z.

[54] Daselbst fol. G. H.

[55] Pfeiffers Walther v. d. Vogelweide, Nr. 116.

[56] Peregrin. VII. Q.

[57] Navic. Fat. LXXVI.

[58] Hellischer Leuw, Bl. 62. Dryer Marien Salbung, Bl. 26.

[59] Brosamlin, Bl. 30.

[60] Evangelia mit ußlegung, Bl. 175.

[61] Peregrin. fol. IX. F. — Brosamlin, XV Staffeln XI.

[62] Emeis, Bl. 51 ff.

[63] Schott's Lucubraciunculae fol. 181, 182, 42, 6, 7.

[64] Dieser Johann Kreideweiß ist als mein Vorgänger zu Niederfrüchten und als Dechant des Kapitels zu St. Gereon in Köln am 14. März 1513 gestorben. Sein Denkmal befindet sich in der Vorhalle der Gereons-Kirche, ein Cleriker in Stein gehauen, der mit dem Haupt auf fünf Folianten ruht.

[65] M. X. Mossmann, les religieuses de Klingental in der Revue d'Alsace 1872. — Burckhardt, die Klosterkirche Klingenthal, Basel 1860. — W. Wackernagel, Walther v. Klingen, Basel 1846.

[66] Die Werke Gersons, herausgeg. von P. Schott, erschienen zu Straßburg 1488/89.

[67] Auch in Augsburg konnten nur Adeliche in's Domkapitel kommen, bis im Jahr 1503 auf Betreiben und mit Genehmigung

des Bischofs Friedrich von Zollern, bei dem wohl seine Freunde Geiler und Schott thätig gewesen waren, auch den Doktoren und Licentiaten der Theologie und des canonischen Rechtes der Eintritt gewährt wurde.

[68] Stillfried und Märker, Hohenzollerische Forschungen Bd. I. S. 246. Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg (1813 ff., 4 Bde.), Bd. III. S. 92.

[69] Sermones et varii tractatus Kaiserspergii, fol. 5.

[70] A. Steichele, Archiv für die Geschichte des Bisth. Augsburg, Bd. I. S. 134, 136, 137.

[71] Mein Blumenstrauß, S. 207.

[72] Schott's Lucubraciunculae fol. 34, 59, 80.

[73] Daselbst fol. 88. In Speyer ließen die Predigermönche aus Haß gegen die Minoriten den Herrn abmalen, wie er mit einer Hand an's Kreuz geheftet, mit der andern Hand Geld in einen Beutel schob, der an einem Franziskaner-Strick herabhing. Geissel, Kaiserdom, S. 110 Anm. 11.

[74] Petri Schotti Argentinen. Patricii ... Lucubraciunculae ornatissimae. 1498. p. 4.

[75] Geissel, Kaiserdom zu Speyer, S. 226 ff., 231 ff., 252.

[76] J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. I. S. 101 ff.

[77] Riegger, Amoenitt. II. p. 219.

[78] Wiskowatoff, P. v., Jakob Wimpheling, Berlin 1867.

[79] Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evang. Kirche des Elsasses, Bd. I. — Janssen, Bd. I. S. 58.

[80] Der Brief Geilers in Wencker, App. archiv., fol. 22.

[81] Der Hymnus Iste confessor hat, wie so manche andere Hymnen des Breviers, im 15. Jahrhundert mehrfache Veränderungen erfahren, die hauptsächlich in einer Annäherung an den classischen Rhythmus bestehen. Die zweite Strophe lautete früher also:

Qui pius, prudens, humilis, pudicus,
Sobrius, castus fuit et quietus,
Vita dum praesens vegetavit ejus
Corporis artus.

[82] Brosamlin, II. Bl. 16.

[83] Ch. Schmidt, hist. du chapitre de St. Thomas, p. 42.

[84] Speckle, Chronik ad ann. 1492 u. 1507.

[85] De Buissierre, hist. de l'établissement du protestantisme à Strasbourg, p. 99.

[86] Emeis (Druck von 1516), Bl. XXI. a.

[87] Navic. Fat. CII.

[88] Das deutsche Gedicht steht am Schluß der Emeis.

[89] Deo Trino et Uni — Bene valeas, quisquis es — JOANNI GEILERI Caesaromontano — Theologiae consultissimo — Qui Pericle eloquentior — Socrate continentior — Numaque religiosior — Vitae sanctimonia et sacris — Concionibus Argentorat. — Populum — Ann. XXXIII non sine — Magno profectu — Erudivit — Nemini unquam assentatus — Pauperes patrio affectu fovit — Bonos ac doctos miro studio — Dilexit — Argentorat. inclyta Respublica — aeterno decori et monimento — Posuit — Vixit ann. LXIV, mens. XI. d. XXIV. — Obiit totius Alsatiae lachrymis — Defletus — Sub Maximiliano Aug. a quo ob — Vitae integritatem plurimum — Amatus est. An. Gratiae M.D.X. — Sext. Id. Martias — Proh quam recti exempli — Homo erat — Sed orta cadunt.

[90] Der Wortlaut des Testamentes bei Dacheux, Anhang S. 70 und Aelteste Schriften S. 104.

[91] Riegger's Amoenitt. II. p. 296.

[92] Evangelia mit Ußlegung, Bl. 22.

[93] Wencker in Illgens Zeitschr. für hist. Theologie, 1848, S. 577.

[94] Dacheux, S. 528.

[95] Arbore hum. fol. 25.

[96] Navic. Fat. C.

[97] Ammon S. 108.

[98] A. Stöber, Zur Gesch. des Volksaberglaubens im 16. Jahrh. Basel 1856.

[99] Narrenschiff (Deutsche Ausg.), S. 202 u. 157.

[100] Eschengrübel in den „sieben Tractaten" gedruckt.

[101] Margarita Facetiarum, Straßburg 1508.

[102] Amoenitt. Friburg. I. p. 72.

[103] Ammon. S. 20.

[104] Beiträge zur Geschichte der Reformation, Bd. II. S. 20.



Sammlung historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

III


Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.

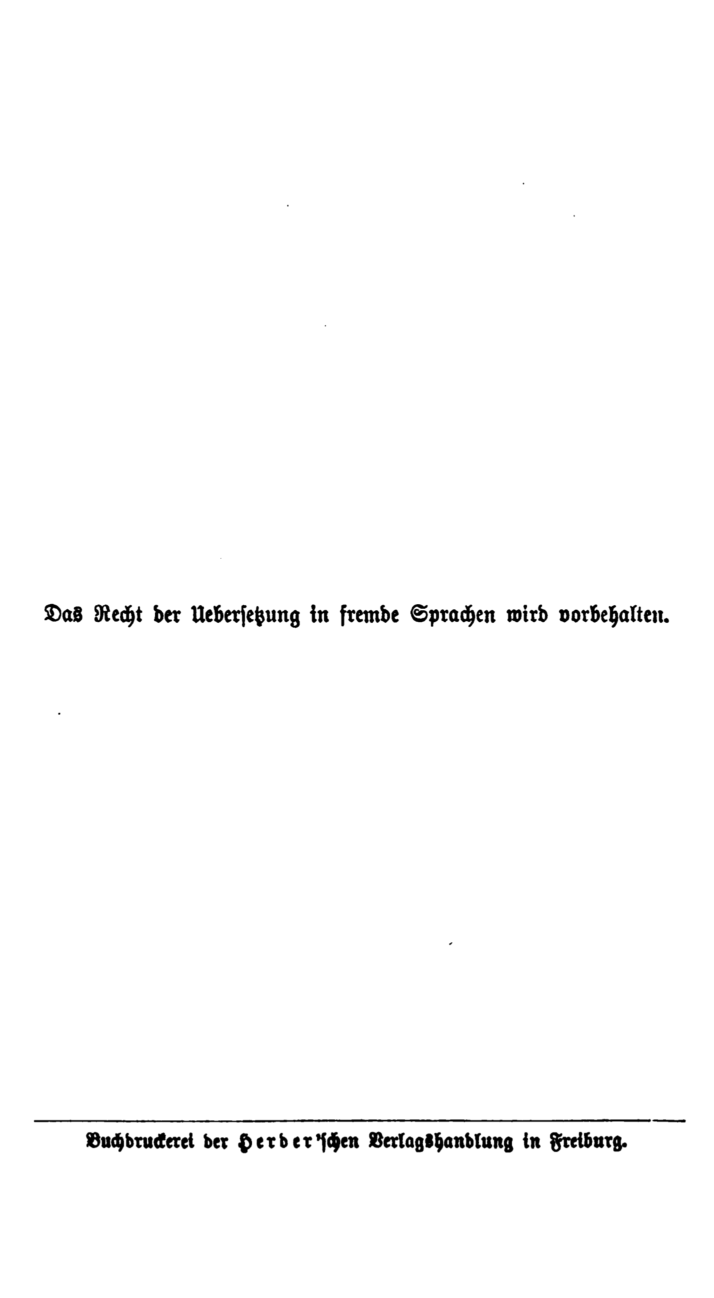
Sophie Swetchine.

Von

Amara George Kaufmann.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorrede.

Die nachfolgenden Blätter sind dem Leben einer in diesem Jahrhunderte vielleicht einzig dastehenden Frau gewidmet. Sophie Swetchine, die vornehme russische Convertitin, war kraft der seltenen Anlagen und Fähigkeiten ihres Geistes und Herzens, die sich bei ihr mit einer noch selteneren Bescheidenheit und Zartheit weiblicher Zurückgezogenheit, mit christlicher Demuth und Frömmigkeit verbanden, berufen, eine hervorragende Stelle im Kreise jener gefeierten Katholiken Frankreichs einzunehmen, welche so mächtig zur Wiederbelebung des religiösen Lebens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts beigetragen haben.

Graf Falloux, einer aus diesem Kreise, hat der edlen Frau durch die Veröffentlichung ihres Lebens und ihrer hinterlassenen schriftlichen Aufzeichnungen (Betrachtungen, Briefe, Gedanken) das schönste Denkmal dankbarer Freundschaft gesetzt*.

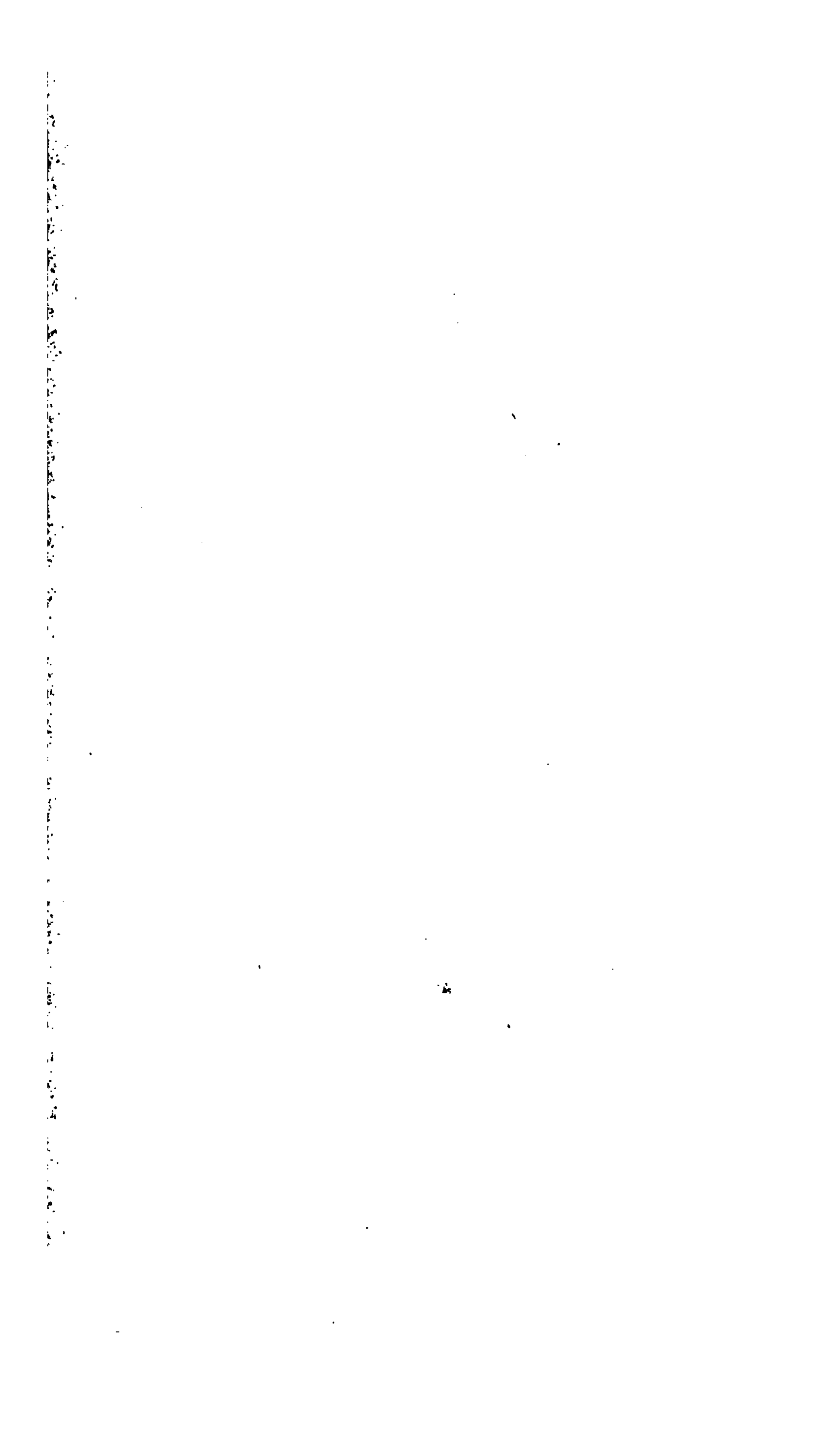
Indem wir versuchten, auf Grund dieses und anderen uns zu Gebote stehenden Materiales ein kurzes Leben Sophie

* Madame Swetchine, sa vie et ses œuvres, publ. par le comte de Falloux. Paris, 1861. II vols. Das. Journal de conversion etc. I v. (1863); das. Correspondance etc. I v. (1864).

Swetchine's zu schreiben, schwebten uns die schönen Worte der Fürstin Alexis Gallitzin an den Grafen Falloux vor: „Wenn ich Sie auf einen Gedanken aufmerksam machen dürfte, möchte ich Sie bitten, einige Daten, einige Worte, einige Winke niederzuschreiben, damit das Andenken dieser gottesfürchtigen Frau erhalten bleibe. Ich weiß wohl, daß sie dessen nicht bedarf und nur darauf sieht, daß ihr Name im Buche des ewigen Lebens eingetragen stehe. Für uns und unsere Nachkommen aber ist es ein großer Trost, von unseren Vorfahren im Glauben einige Kunde zu haben. So lange wir nichts von ihrem Charakter, ihrem Berufe, den Thaten ihres Lebens wissen, bleibt dieß alles für uns nur todte Abstraktion, und Sie wissen recht wohl, daß alle Abstraktionen nicht zum Herzen sprechen."

Mögen diese Worte auch dem deutschen Leser den Werth eines solchen Lebens nahelegen und ihm zugleich jene Gesichtspunkte angeben, die ihm die Lektüre der folgenden Zeilen lieb und nutzbringend machen.

Inhalt.



I.

Jugend und Erziehung (1782—1801). Russische Zustände unter Katharina II. und Paul I. Sophiens Vermählung. Französische Emigranten in Petersburg. General Swetchine's Stellung bei Hofe. Pauls I. Ermordung.

Sophie Swetchine gehört durch ihre Geburt dem Volke an, das seit Jahrhunderten dem übrigen Europa als ein „Ausnahmevolk" gegenüber steht, ein Volk, das einer seiner edelsten Söhne, Capitän Tschadajeff, „zur Zahl jener Völker" rechnet, „die keinen wesentlichen Bestandtheil des Menschengeschlechtes auszumachen scheinen, sondern nur da sind, um der Welt irgend eine große Lehre zu geben". Jene Absonderung, durch welche sich Rußland „dem allgemeinen Gesetze der Menschheit entziehen zu wollen schien", bestand noch in ihrer starrsten Form, als Sophie Swetchine am 22. November 1782 zu Moskau geboren wurde.

Moskau, „die heilige Stadt", war damals noch weit mehr das Herz Rußlands, die eigentliche nationale Hauptstadt der Russen, als heute, wo die leichteren Verkehrsmittel und der Gang der russischen Politik der Schöpfung Peters des Großen an der Newa, St. Petersburg, den Vorzug vor ihrer älteren Schwester vollständig errungen haben. In Moskau's Mauern sind die ruhmreichsten Erinnerungen des russischen Volkes aufgespeichert. Man braucht nur einen Gang durch die alte Czarenstadt zu machen, um an ihren großen Denkmälern, vor allen des Kremls, sowohl die Macht der alten russischen Herrscher-

geschlechter, als die ursprüngliche, noch unverfälschte und kräftige Nationalität des Volkes zu erkennen.

„Man nimmt bei uns im Westen gewöhnlich an," sagt Graf Falloux, „der Kreml sei ein Festungswerk und nur Moskau besitze einen Kreml; beide Meinungen sind irrig. Jede alte russische Stadt von Bedeutung besitzt innerhalb einer befestigten Ringmauer eine in besonderen Ehren stehende Kirche oder oft auch mehrere, ein Kloster und ein Zeughaus mit Kriegsmunition. Dieses alles zusammen wird mit dem Namen Kreml bezeichnet, könnte aber thatsächlich Festung genannt werden, insofern das Volk hier Alles vereinigt, was seine Stärke ausmacht, nämlich seine Religion, seine Archive und seine Waffen. In dieser dreifachen Beziehung birgt der Kreml Moskau's die zahlreichsten und bedeutsamsten Schätze."

Auf dieser ruhmreichen Stätte stand die Wiege Sophiens. Sie gehörte einer alten moskowitischen Familie an. Ihr Vater, Herr von Soymonof, bekleidete eine hohe Stelle in der inneren Verwaltung des Reiches und gehörte zu den Gründern der Akademie der Wissenschaften zu Moskau. Sein Geist war ernst und reich an Kenntnissen; sein Benehmen und seine Züge athmeten den Adel seines Charakters, den er von seinem Vater, Theodor Iwanovitch Soymonof, geerbt hatte. Letzterer war in der von Peter dem Großen gegründeten Marineschule erzogen worden; er hatte, nach Beendigung seiner Studien in Holland, in Gegenwart des Czaren eine glänzende Prüfung bestanden und hierauf seinen Monarchen auf dessen Feldzügen, namentlich nach Persien, begleitet. Die Aufzeichnungen, welche er während dieser Zeit machte, bieten dem Forscher noch heute schätzenswerthe Aufschlüsse über die von ihm besuchten Gegenden, sowie über die weltgeschichtlichen Ereignisse, deren Augenzeuge er gewesen. Unter der Kaiserin Anna wurde der verdiente Mann im Jahre 1740 in die Verbannung geschickt, von ihrer Nachfolgerin Elisabeth aber zum Gouverneur Sibiriens, wo er als Gefangener gelebt, ernannt. Als fast hundertjähriger Greis starb er 1780

unter der Regierung Katharina's II., in hohem Ansehen, zwei Jahre vor der Geburt seiner Enkelin.

Auch die Mutter Sophiens gehörte einer sowohl durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen, als durch die Pflege der Wissenschaften, durch die Bekleidung hoher Staatsämter und durch die Liebe zum Waffenruhme ausgezeichneten Familie an. Sie war die Tochter des Generalmajors Boltin, der großen Grundbesitz in der Umgegend von Kasan hatte. Die wissenschaftlichen Traditionen der Familie hatte General Boltin durch langwierige gelehrte Streitigkeiten mit dem Fürsten Scherebatof über die russischen Annalen fortgepflanzt, zu deren Erklärung er mehrere Beiträge veröffentlichte. Die Uebersetzung der französischen Encyklopädie in's Russische hat er bis zum neunzehnten Bande gefertigt.

Es muß als eine seltene Gunst des Schicksals angesehen werden, daß Herr von Soymonof, der Vater Sophiens, unter Katharina II. unangefochten den einflußreichen Posten eines Geheim-Secretärs bekleiden konnte.

Es ist bekannt, unter welchen schwierigen Verhältnissen Katharina nach dem Tode ihres Gemahles, Peters III., den russischen Thron bestiegen hatte. Letzterer hatte die Russen durch seine Grausamkeit sowie durch die gewaltsame Einführung der preußischen Disciplin im Heere äußerst erbittert; dieß hatte zu einer von dem Militär angezettelten Palastrevolution geführt, welche mit dem Tode des Kaisers endete. Für Katharina war die Nachfolge keine leichte Aufgabe. Sie erkannte sofort, daß zunächst die aufgeregten Geister beruhigt und mit Hoffnungen auf eine bessere Zukunft genährt werden müßten. Nachdem sie im Jahre 1762 zu Moskau mit großem Pompe gekrönt worden, berief sie aus allen Theilen des Reiches die Notabeln zu sich, um mit ihnen über ihre Reformpläne zu berathen. Allein sie entließ dieselben bald wieder, um eigenmächtig die Reformpolitik Peters des Großen im Anschlusse an das Ausland, namentlich Frankreich, weiter zu führen. Die Leichtfertigkeit

und Frivolität, welche mit der französischen Sprache und den französischen Sitten sich der höheren Gesellschaft längst bemächtigt hatten, machte unter Katharina keiner besseren Richtung Platz; entsprach dieselbe doch ihrer eigenen glühenden Sinnlichkeit, ihrem unersättlichen Durst nach Genuß und Zerstreuung.

Die von Peter dem Großen in den russischen Zuständen angebahnte Revolution, welche seitdem durch eine mehrfache Reaktion war behindert worden, nahm auf's Neue und ungehindert ihren Lauf. Graf Falloux schildert dieselbe in folgenden Worten, welche auf alle russischen Regierungen seitdem mehr oder weniger passen: „Der Fortschritt der mechanischen Künste und selbst der Wissenschaften, die Auffindung metallischer Schätze, die Herstellung und Organisation eines gewaltigen Heeres, die Gebietserweiterungen, die vorbedachten und fortwährenden Beispiele von Länderraub haben in dieser Regierungszeit ihren Ursprung genommen. Damit ist aber auch die zügellose Willkür an die Stelle des Gesetzes und der Volkssitte und ihrer Autorität getreten. Mit einem Schlage warf die Gewalt des Herrschers seine nützlichen Bundesgenossen wie seine unbequemen Gegner zu Boden. Da sich der Aufenthalt am Hofe mit dem Aufenthalte auf den großen Besitzungen nicht vereinigen ließ, verloren sich Adel und Bauer zum gegenseitigen Nachtheile aus den Augen; die Leibeigenschaft wurde, weit entfernt, durch bessere Institutionen gehoben zu werden, härter und drückender; die letzten Reste religiöser Freiheit wurden vernichtet; der Czar ward wie ausschließlicher Herr im Staate, so auch unumschränkter Beherrscher der Kirche. Die Confiscation der Güter wurde von der Rechtspflege unzertrennlich und corrumpirte dieselbe gänzlich. Selbst die Gesetze der Thronfolge wurden abgeschafft, und nach vierzig Jahren, am Schlusse einer Regierung von unvollkommener und seltsamer Größe, trat Peter vom Schauplatze ab und ließ nur ungeheure, unausgeführte Entwürfe und eben so viele Ruinen als Denkmäler seines Schaffens zurück.

Seine Nachfolger traten das Erbe schrankenloser Willkürherrschaft an, die durch Verschwörungen und Meuchelmorde oft gestraft, selten gebessert wurde. Bald sollte ein Paul I. und ein Alexander nothwendig werden."

Die nähern Umstände, die zur Regierung Pauls I. und Alexanders führten, werden wir später eingehender kennen lernen, zugleich auch sehen, wie diese heillosen Zustände ihre dunklen Schatten auf das Leben der Frau Swetchine werfen. Unter Katharina II. schien sich die sonst so wandelbare Laune des Glückes der Familie Soymonof dauernd zuzuwenden. Als Herr von Soymonof Moskau verließ, um die Stelle eines Geheim-Secretärs anzutreten, und die ihm als solchen zustehende Wohnung im kaiserlichen Palaste zu Petersburg zu beziehen, hatte der Einfluß Potemkins, des despotischen Günstlings der Kaiserin, auf die Staatsgeschäfte ihren Gipfel erreicht. Viele von Soymonofs Freunden fürchteten für ihn und seine Stellung inmitten der Intriguen und der Versuchungen eines Leidenschaften und Genüssen offen stehenden und nicht ohne Grund übelberüchtigten Hoflebens. Allein sie täuschten sich.

Der ernste und gewandte Hofmann ließ sich durch seine hohe Stellung nicht blenden. Er wandte vor Allem der Erziehung seiner Tochter Sophie, die während zehn Jahren sein einziges Kind geblieben war, die größte Sorgfalt zu. Ueberrascht von den erstaunlichen Fortschritten des Kindes, das sein Stolz und seine Freude war, verdoppelte er seine Hingebung. Sophie legte gleich hohe Anlagen für die Sprachen wie für Musik und Zeichnen an Tag. Was aber dem gewissenhaften und an die Zukunft des Kindes denkenden Vater die Tochter noch lieber machte, war eine bei Kindern selten so früh sich zeigende Eigenschaft: Charakterfestigkeit.

Folgende kleinen Züge, die Frau von Swetchine später gerne ihren Vertrauten erzählte, machten ihn darauf aufmerksam. Mit einem gewissen Ungestüm hatte sich Sophie lange eine Uhr gewünscht; ihr Vater versprach ihr endlich eine solche und die

Tage der Erwartung vergingen in fieberhafter Aufregung. Als sie endlich das ersehnte Geschenk in der Hand hielt, war sie außer sich vor Freude. Sie trug die Uhr eine Zeitlang, dann aber bemächtigte sich plötzlich des Kindes ein anderer Gedanke: noch schöner, als der Besitz der Uhr, wäre der freie Entschluß, auf den Besitz zu verzichten. Schnell eilte sie zu ihrem Vater und gab ihm den so heiß gewünschten Gegenstand zurück, indem sie ihm den Beweggrund zu diesem plötzlichen Entschlusse offen mittheilte. Herr von Soymonof warf einen forschenden Blick auf das Kind, nahm die Uhr, schloß sie in ein Fach seines Schreibtisches ein, und von der Sache war keine Rede mehr.

Die Wohnung des Herrn von Soymonof war mit werthvollen Gemälden, Kunstwerken von Bronze und Marmor und kostbaren Denkmünzen ausgeschmückt. Die kleine Soymonof war mit den Helden der Sage und Geschichte vertraut, an die diese mythologischen und geschichtlichen Bildwerke erinnerten; aber vor einem Kabinete, in das sie zuweilen von ihrem Vater gerufen wurde, empfand sie eine unüberwindliche Scheu; in demselben standen mehrere Mumien. Das Kind schämte sich zuerst dieser Schwäche, dann ärgerte es sich darüber und endlich beschloß es, sich davon zu befreien. Eines Tages betritt sie entschlossen und allein das gefürchtete Kabinet, geht auf die nächste Mumie zu, hebt sie auf, küßt sie und — fällt bewußtlos zu Boden. Ihr durch das Geräusch des Falles herbeigerufener Vater trägt sie in seinen Armen hinaus und erfährt nicht ohne Mühe das Geständniß der Furcht, die sie bisher vor ihm verborgen hatte. Dieser außerordentlichen Selbstüberwindung dankte sie aber auch einen vollkommenen Sieg; von diesem Tage an waren jene Mumien für sie nur noch ein anziehender Gegenstand ihrer Wißbegierde, wie alles Uebrige.

Wie ernst auch eine solche Erziehungsweise war, so blieb dennoch das Spiel mit Puppen nicht davon ausgeschlossen. Sophie verkehrte mit ihren hölzernen Freundinnen gerne und oft selbst bis über die Kinderjahre hinaus, nur mit dem Unter-

schied, daß sie später ein geistiges und oft dramatisches Interesse an diesen Verkehr knüpfte. Den meistens sehr großen und stattlichen Puppen gab sie bestimmte Namen, wies ihnen Rollen zu, brachte die verschiedenen so geschaffenen Personen in dauernde Beziehung zu einander und ließ sie die lebhaftesten Dialoge führen, die ihre Einbildungskraft in hohem Grade beschäftigten und nicht selten für sie eine Quelle der Belehrung wurden.

Am Hofe der auf dem Höhepunkte ihres Glanzes stehenden Katharina folgten sich die Feste in ununterbrochener Reihenfolge. Sophie durfte zuweilen den Feenspielen anwohnen, welche die Kaiserin in ihrem Lieblingsaufenthalte, der dem großen Winterpalaste angefügten Eremitage, aufführen ließ. Diese pantomimischen Scenen entzückten das Kind, das damals noch keinen Geschmack fand an den Tragödien Voltaire's oder Ségurs und dem selbst die eigenen Dramen der Kaiserin nicht gefallen wollten. Sophie hatte den Einfall, selbst ein Ballet: „Die treue und die flatterhafte Schäferin", zu verfassen. Sie selbst führte vor ihrem Vater die Tänze auf und spielte die verschiedenen Scenen so artig, daß derselbe seine Freunde an dem Vergnügen Theil nehmen ließ, das sie ihm dadurch bereitete, ein Triumph, der sich dem Gedächtnisse des Kindes so lebhaft einprägte, daß sie noch im späteren Alter darüber lächelte.

Auch die prunkvollen Beleuchtungen des kaiserlichen Palastes machten auf die kleine Sophie einen solchen Eindruck, daß sie dieselben gerne nachahmte. Als sie schon das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte, gedachte sie dieser Kinderfreude in folgenden Worten: „In meiner Kindheit war es eine meiner größten Freuden, festliche Decorationen zusammenzukünsteln, welche ich unter heller Beleuchtung auf dem weißen Marmorkamin meines Studirzimmers aufstellte. Mit unglaublichem Eifer zeichnete ich die Transparente, schnitt sie aus, malte sie, erfand die Embleme und ersann die Aufschriften. Mein Herz pochte vor Freude, so lange die Vorbereitungen dauerten; aber kaum begann meine Illumination zu erlöschen, so bemächtigte

sich meiner eine unbezwingliche, verzehrende Traurigkeit. Gott, die Welt, das ganze Christenthum dämmerten in der Seele des Kindes und seit jenen Tagen hat mir das **Sic transit gloria mundi** keine Traurigkeit mehr bereitet."

Eines Abends im Herbste des Jahres 1789 wurde Herr von Soymonof nicht wenig überrascht, als er heimkehrend die zu seinen Gemächern führende Gallerie mit unzähligen kleinen Kerzen hell erleuchtet sah. Auf seine Frage nach dem Anlasse eines so großen Festes antwortete die siebenjährige Tochter: „Aber, Papa, müssen wir denn nicht auch die Einnahme der Bastille und die Befreiung der armen französischen Gefangenen feiern?" Man erkennt leicht aus dieser Begebenheit den Charakter der Gespräche, welche der Gang der Ereignisse in Frankreich in den Hofkreisen zu St. Petersburg veranlaßte und deren Lebhaftigkeit einen so tiefen Eindruck auf das zarte Mädchen machte. In der That, so weit der Einfluß der französischen Aufklärung gedrungen war, in Wien nicht minder wie in Berlin und St. Petersburg, war es Modesache geworden, sich gegen die Mißbräuche der Gewalt zu ereifern, für die Abstellung aller Beschwerden, die Wiederherstellung der Freiheit und Menschenrechte, für die allgemeine Emancipation der Geister und Völker sich zu begeistern.

Herr von Soymonof, darin ein echtes Kind seiner Zeit, theilte warmherzig diese Illusionen.

Hochherzig, freisinnig, für jede Aussicht auf eine Verbesserung der socialen Zustände empfänglich, vergaß er leicht die Lehren der Erfahrung, und ließ sich durch die irreligiöse Strömung vollständig mit fortreißen. Diese irreligiöse Geistesrichtung machte sich natürlich bei der Erziehung seiner Tochter in erster Linie geltend. Nichts wurde bei derselben versäumt, als das Eine, das vor Allem Noth thut: Gott, der göttliche Wille und die Unterwerfung unter ihn, kurz, die Religion.

Im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren kannte und verstand Sophie Soymonof ihre Muttersprache, das Russische,

welches den meisten ihrer gleichgestellten Landsleute fremd blieb; ebenso rein und sicher sprach sie italienisch und englisch wie französisch und konnte sich richtig deutsch ausdrücken; außerdem übte sie sich in dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Von religiösen Uebungen indeß war ihr Nichts bekannt, als die pomphaften Feierlichkeiten in der kaiserlichen Kapelle; selbst die einfachste aller religiösen Pflichten, des regelmäßigen Morgen- und Abendgebetes, war ihr unbekannt. Daß sie trotzdem im Guten beharrte und vor dem Bösen bewahrt blieb, muß außer der Gnade Gottes dem reinen Instinkt ihres Herzens, der Liebe zu ihrem Vater und der wahrhaft mütterlichen Fürsorge zugeschrieben werden, welche sie nach dem Tode der Mutter ihrem zehn Jahre jüngeren, im Jahre 1792 geborenen Schwesterchen angedeihen ließ.

Der Wiederhall der französischen Revolution war in Petersburg um so nachhaltiger, als man ihre bald zu Tage tretenden blutigen Katastrophen nicht vorhergesehen hatte. Anfangs nahm Katharina eine drohende Haltung an; bald aber behielt sie, treu ihrer Politik der Habgier und des Ehrgeizes, einzig die Vortheile im Auge, welche sie aus den in Frankreich ausgebrochenen Unordnungen ziehen könnte. Im Jahre 1794 wurde Polen auf's Neue überfallen. Desgleichen wurde eine Expedition gegen die englische Herrschaft in Bengalen vorbereitet, als der Tod sie plötzlich inmitten ihrer Pläne und jener unersättlichen Vergnügungssucht, welche das Alter weder zu hemmen noch zu mäßigen vermocht hatte, überraschte (9. November 1796).

Mit dem Regierungsantritte ihres Sohnes und Nachfolgers, Pauls I., trat Sophie Soymonof in eine neue Phase ihres jungen Lebens. Die ebenso durch Schönheit wie Tugend ausgezeichnete zweite Gemahlin Pauls, eine geborne Prinzessin von Württemberg, ernannte sie nämlich alsbald zu ihrer Hofdame. Für die sechzehnjährige Jungfrau war es ein unschätzbares Glück, inmitten der Verführungen eines an Leichtfertigkeit gewöhnten Hofes in der fleckenlosen Reinheit der hohen Frau jenes Vorbild

edelster Weiblichkeit vor Augen zu haben, an das sich selbst die Verleumdung nie herangewagt hat.

Der bis zu seinem 42. Jahre unter der harten und kalten Zucht einer lieblosen Mutter dem Hof- und Staatsleben fern gehaltene Kaiser Paul zeigte bald nach seinem Regierungsantritte Symptome jener an Wahnsinn grenzenden Verkehrtheiten, welche mancher schärferblickende Geist schon früher in dem herrischen und finsteren Charakter des Großfürsten mit Sorge wahrgenommen hatte. Der gute Eindruck, den sein unermüdliches Streben, das Andenken seines Vaters, des unglücklichen Peter III., wieder zu Ehren zu bringen, hervorgerufen hatte, wurde vollständig abgeschwächt und aufgehoben durch die an knabenhaften Uebermuth grenzende Unehrerbietigkeit in Bezug auf das Andenken seiner Mutter.

Letzteres verletzte um so mehr, als er die für Katharina noch immer schwärmenden Edelleute des Hofes durch endlose Quälereien kleinlicher Rachsucht und tyrannischer Willkür erbitterte und kränkte. Ließ er es sich doch beikommen, das Tragen von Ringen, welche sich der Hofstaat zum Andenken an die geliebte Kaiserin mit dem Datum ihres Todes hatte fertigen lassen, auf das Strengste zu verbieten und an deren Stelle andere mit der Inschrift: „Paul ist mein Trost" zu vertheilen!

An der Seite eines solchen Mannes zu leben, über dessen Jähzorn, Despotismus, Willkür, Mißtrauen die Ueberlieferungen jener Tage Unerhörtes berichten, war gewiß keine kleine Aufgabe; und doch war es einzig und allein die Kaiserin Marie, welche den Dämon in Paul zu bannen wußte vermittelst der engelhaften Sanftmuth, Bescheidenheit und nie getrübten Geduld, die eine Hauptzierde ihres herrlichen Wesens bildete. Alle die wunderlichen Forderungen, die Paul an sie stellte, die übermäßigen Anstrengungen, denen er sie unterwarf, die ihren Neigungen widerstrebenden Zumuthungen erfüllte und ertrug sie *lächelnd in* stiller, sich selbst aufopfernder Ueberwindung. Weder

niederdrückende Hitze noch gefrierender Schnee durfte ihr Veranlassung bieten, vom Pferde zu steigen; dem Kaiser gefiel es oft, sie auf irgend einer Anhöhe zu postiren, um bei den militärischen Manövern als Endziel oder Wendepunkt der Scheingefechte zu dienen. Meistens währte diese peinliche Situation mehrere Stunden; es kam auch wohl vor, daß sie gänzlich vergessen wurde und einen vollen Tag ausharren mußte. Niemals jedoch wurde durch solche Dinge die innere Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele sichtbar getrübt. Für die junge Soymonof aber, welche später so viel Kummer kennen lernen, so manches verzagende Herz trösten sollte, entschleierte sich an der Seite der hohen Frau das Geheimniß trügerischen Erdenglückes und stiller Thränen.

Sophie hatte unter diesem heilsamen Schutz ihr siebenzehntes Lebensjahr erreicht. Der Aufenthalt am Hof hatte ihr nicht die Liebe zur Arbeit und die Lust am Studium genommen; vielmehr hatte sie dort vielfache Anregung zur weiteren Ausbildung ihrer Talente empfangen. Heute noch sind von ihr Pastellmalereien vorhanden, welche einem Künstler von Fach keine Unehre machen würden. Ihre ebenso umfangreiche und klangvolle als weiche und biegsame Stimme war mit den schwermüthigen Melodien des Nordens wie mit den glänzenden Tonstücken Italiens vertraut; sie spielte und sang vom Blatt und begleitete sich selbst auf dem Piano.

Sophie zog nicht durch äußere Schönheit die Aufmerksamkeit auf sich; aber ihr Gesichtsausdruck, ihre Haltung, der Laut ihrer Stimme besaßen einen unbeschreiblich anziehenden Reiz. Ihre kleinen und etwas unregelmäßig geschnittenen blauen Augen blickten lebhaft und wohlwollend; ihre Gesichtsfarbe war von blendender Frische; ihre eher kleine als große Gestalt war zierlich und anmuthig, ihr Gang leicht und graziös; ihre geringfügigsten Worte, wie alle ihre Bewegungen trugen das Gepräge ihres feinen und distinguirten Geistes und Wesens.

Frühzeitig wurde ihre Hand der Gegenstand vielfacher und

sehnlicher Wünsche. Aber Herr von Soymonof, der den Sturz so vieler, unter der Kaiserin Katharina mit den höchsten Aemtern bekleideter Männer ohne Furcht für sich selbst nicht mit ansehen konnte, war vor Allem darauf bedacht, seiner Tochter neben einer seinem hohen Range entsprechenden Lebensstellung einen zuverlässigen Beschützer zu sichern. Er richtete seine Blicke auf einen in seinen Kreisen angesehenen Mann, der ihm bereits persönlich befreundet war, auf den General Swetchine. Derselbe war zweiundvierzig Jahre alt; sein fester, gerader Charakter seine edle ritterliche Gesinnung, sein ruhiges, heiteres Temperament entsprach seiner hohen und imposanten Gestalt, seinem einnehmenden Wesen. Mit liebevoller Unterwerfung fügte sich Sophie, wie sie es stets zu thun gewohnt war, auch bei diesem wichtigen Schritte dem Willen ihres Vaters. Die Gewißheit, in dieser Verbindung ihre kleine Schwester nicht verlassen zu müssen, sondern derselben nach wie vor die Mutter ersetzen zu dürfen, war nicht der letzte Grund, welcher sie für diese Verbindung einnahm.

Herr von Soymonof sollte sich dieser Verbindung, von der er sich so manche Freude für sein Alter versprochen hatte, nur wenige Tage erfreuen. Kaiser Paul verbannte nämlich, einer seiner Launen folgend, den verdienten Mann plötzlich aus Petersburg, so daß Frau Swetchine und ihr Gatte nicht Zeit fanden, den Befehl des Monarchen rückgängig zu machen. Als natürlichste Zufluchtsstätte bot sich Moskau dar; aber das bittere Gefühl, am Abend seines Lebens in Ungnade gefallen zu sein, die Trennung von seiner Tochter, der frostige Empfang von Seite eines Freundes, auf welchen er ganz besonders gerechnet hatte, alles dieß zusammen stürzte Herrn von Soymonof in unüberwindlichen Trübsinn. Ein Schlagfluß raffte ihn gerade in dem Augenblicke hinweg, da die Seinigen alle möglichen Schritte thaten, um seine Rückkehr zu bewerkstelligen.

Dieser schwere Schlag schmetterte Frau von Swetchine nieder. Zum ersten Male sah sie sich vereinsamt und verlassen, zum

ersten Male jener Stütze beraubt, die ihr nie zuvor gefehlt hatte, und deren möglicher Verlust ihr niemals in den Sinn gekommen war. Der erste, tiefinnerste Schmerz ihres Lebens richtete ihren ernsten Blick auf den Himmel; in der herben Prüfung ihrer Kindesliebe lernte sie auf Gott schauen und beten.

Die militärische Stellung des Generals Swetchine fesselte ihn an Petersburg, wo er bald zu einem hohen und einflußreichen Posten befördert wurde. Hieraus folgte für Frau von Swetchine, gerade in dem Augenblicke, da ihre Seele ganz und gar von einem großen und tiefen Schmerz erfüllt war, alle die Pflichten zu übernehmen, welche der Gebieterin eines großen Hauses obliegen. Der Zwang der Beschränkungen und die Rücksichten ihrer gesellschaftlichen Stellung in tausend Dingen, die in der sittlichen Weltordnung von ganz untergeordneter, in der Gesellschaft aber, in der sie zu leben hatte, von bindender Kraft waren, ließen ihre ernste Natur mehr und mehr die Einkehr in sich wünschen. Und gerade in den Tagen, wo Andere ihres Standes und Geschlechtes in Eitelkeit und Gefallsucht so gern den Träumen einer falschen Unabhängigkeit sich hingeben, wandte sich ihr frühreifer Ernst auf Gott, als den einzigen und wahren Schatz ihres Herzens.

Die Gesellschaft, in welcher sie so früh einen der ausgezeichnetsten Plätze einnahm, war die eleganteste Europa's. Die französische Revolution hatte derselben ein neues Element zugeführt, das auf den Geist Sophie Swetchine's mächtig einwirkte. Aus Paris und Versailles kamen die vornehmsten Gäste, um sich unter den Schutz einer Macht zu stellen, deren Despotismus sprüchwörtlich geworden war, um ihr, ohne es zu wollen, die Nichtigkeit und Gefährlichkeit so vieler sie, gleich den meisten ihrer Zeitgenossen, beherrschenden Illusionen zu predigen. Die meisten dieser französischen Emigrirten waren entweder solche, welchen die Proscription nicht Alles geraubt, oder solche, die dem Kaiser Paul persönlich bekannt geworden waren, als

er bei dem so glänzenden Beginne der Regierung Ludwigs XVI. und Marie Antoinette's unter dem Namen eines Grafen Du Nord Frankreich besucht hatte.

Mit echt königlichem und ritterlichem Sinne hatte Paul Ludwig XVI. in seinem Reiche ein fürstliches Asyl angeboten; er überhäufte mit Vorliebe die erlauchten Sprößlinge der edelsten Geschlechter Frankreichs, die ihm das Unglück als Gäste zugeführt hatte, mit Ehren und Auszeichnungen.

Auch manches hervorragende Glied des französischen Klerus war von den Wogen der Revolution nach Petersburg zu segensreichem Wirken verschlagen worden.

Dem schon im Unterrichtsfache berühmten Abbé Nicolle, dem Erzieher der Kinder des auch als Schriftsteller verdienten Grafen von Choiseul-Gouffier, wurde die Erlaubniß ertheilt, ein Erziehungsinstitut zu errichten; er berief die nöthigen Hülfslehrer aus Frankreich und wurde binnen wenigen Jahren der Lehrer, Berather und Freund der Blüthe der Petersburger Jugend. Zu seinen ersten Zöglingen zählte er die Gallitzin, Lubomirski, Narischkin, Menschikof, Orlof; auch der Herzog von Württemberg vertraute ihm seinen Sohn an. Die Jesuiten ferner, denen die Kaiserin Katharina trotz der von Paris oder Ferney ergangenen Aufreizungen nicht abhold geworden war, sammelten unter ihrem Ordensgeneral P. Gruber die Trümmer der verschiedenen Ordenshäuser Frankreichs in Petersburg; seitdem weilte der in Rom hoch angesehene P. Rozaven in Rußland, mit dem Frau Swetchine bis in das späteste Alter durch die treueste Freundschaft verbunden war. Noch den achtzigjährigen Greis hielt diese Freundschaft einige Tage in Paris zurück, als er, um seine Angehörigen und die Stätte seiner Heimath ein letztes Mal zu sehen, sich nach der Bretagne begab.

Der Einfluß, welchen so zahllose Beispiele unerschütterlicher Festigkeit, hoher Tugend, muthiger Bekenntnißtreue auf die Gesellschaft Petersburgs ausübten, war der eines beredten *Apostolates*. Einer dieser ritterlichen Apostel, zu welchem Frau

Swetchine in besonders freundschaftliche Beziehungen trat, war ein in unseren Tagen wenig bekannter französischer Marineoffizier, Herr von Augard. Im Jahre 1776 hatte er einer Predigt des berühmten P. Beauregard beigewohnt, und dort die prophetischen Worte gehört, daß bald über dem Haupte des Königs das Henkerbeil würde geschwungen werden, daß sacrilegische Hammerschläge die Tabernakel der Altäre Frankreichs zertrümmern, und daß an Stelle des in den geweihten Räumen der Kirchen und Kapellen wohnenden lebendigen Gottes eine heidnische Gottheit gesetzt werden würde. Von jenem Tage an lebte der Chevalier d'Augard nur noch der Frömmigkeit und der Wissenschaft. Fünfzehn Jahre später, im Jahre 1791, verließ er Frankreich. Auf Empfehlung seiner Gönnerin, der frommen Madame Elisabeth, ernannte ihn die Kaiserin Katharina zum Unterdirector der kaiserlichen Bibliotheken. Er war inmitten der immer zahlreicher in Petersburg eintreffenden französischen Landsleute einer der liebenswürdigsten und andauerndsten Besucher der Salons des Generals Swetchine. Diesem weniger durch glänzende geistige Begabung als durch große Bescheidenheit, Einfachheit, Freundlichkeit, Anspruchslosigkeit ausgezeichneten Manne bewahrte Frau Swetchine stets ein besonderes liebevolles Andenken; sie wußte an ihm jenen milden Freimuth zu schätzen, womit er seine Ueberzeugungen vertheidigte, und der um so unwiderstehlicher wirkte, als man vor ihm nicht stets auf der Hut zu sein brauchte. Noch nach dreißig Jahren der Trennung konnte Frau Swetchine ihren Schmerz darüber nicht zurückhalten, daß das Andenken des bescheidenen Mannes so schnell der Vergessenheit anheimgefallen. Auf die Nachricht von der Conversion eines jungen Russen schrieb sie: „Gleich Ihnen habe ich des Grafen de Maistre gedacht und der herrlichen Feierlichkeit von Chambery; man sollte bei jedem derartigen Akte sein Gedächtniß wieder erneuern, denn er war ein großer Sämann; jedoch bei weitem nicht der erste: die Ehre, in Rußland den Katholicismus eingeführt zu haben, gebührt

dem Chevalier d'Augard, einem alten Ritter des heiligen Ludwig. . . . . Niemals kann ich einen Vierundsiebenziger sehen, ohne meine lebhafteste und herzlichste Huldigung auf den Steuermann des ersten Schiffleins zu übertragen."

Die edelmüthige Handlungsweise Pauls dem katholischen, der legitimen Regierung treuergebenen Frankreich gegenüber stand leider nicht im Einklang mit seinem übrigen Thun und Lassen. Während er zur Bekämpfung der Feinde aller Ordnung und allen Rechtes selbst seine Armeen nach Holland, der Schweiz und Italien gegen die Generale der Republik marschiren ließ, wurde er für seine Person immer mehr der Sklave seines unseligen Temperamentes, der wunderlichsten und tyrannischesten Launenhaftigkeit.

Hofämter, die gewöhnlich den ältesten Häusern des Reiches übertragen wurden, verlieh er niedrigen, oft auf irgend einen Einfall hin aus dem Hofgesinde emporgehobenen Creaturen. Ein Ukas überbot den anderen an kindischen Vorschriften über das Tragen von langen Hosen und Fräcken, über den Gebrauch gewisser Worte, über die Haltung und die Ceremonien aller dem Kaiser bei seinen Ausfahrten Begegnenden 2c. Auch die Armee verschonte der Kaiser mit seinen endlosen Quälereien nicht und verfolgte die Offiziere bis in die abgelegensten Garnisonen. Nicht minder tyrannisirte Paul in gleicher Weise die eigene Familie. Das geringste Versäumniß in der Beobachtung der Etikette, ein vorschriftswidriger Handkuß genügte, den Großfürstinnen wie den Großfürsten mehrere Tage, zuweilen sogar mehrere Wochen Arrest zuzuziehen. Die Großfürsten wurden zu unaufhörlichen Paraden und militärischen Manövern befohlen.

Aus den handschriftlichen Aufzeichnungen des Generals Swetchine, die Graf Falloux vorlagen, ersieht man, wie tief das despotische Verhalten des Vaters das eigene Familienleben zerrüttete. So erhielt der General eines Tages einen Brief des Großfürsten Konstantin, worin er in großer Bedrängniß

die Vermittlung des Generals bei seinem erzürnten Vater anruft wegen eines einem Unteroffizier bewilligten Urlaubes. „Sie wissen," schreibt der Großfürst, „wie viele Mühe ich mir gebe, und wenn mir ungeachtet meines Eifers und aller meiner Dienste solche Widerwärtigkeiten begegnen, so weiß ich nicht, was ich thun soll. Anstatt mich zu ermuthigen, entmuthigt man mich; wahrlich, dieß ist grausam, sehr grausam."

Der General hielt den Brief nicht geeignet, den Vater zu besänftigen, und bat den Großfürsten um die Abfassung eines zweiten, den Anforderungen Pauls mehr genügenden Schreibens. Dasselbe ist vom 7. Februar 1800 datirt und Konstantin schreibt: „Ich bedauere lebhaft, mir das Mißfallen Sr. Majestät zugezogen zu haben. Künftig werde ich Niemand mehr fortgehen lassen. Thue mir die Freundschaft, dieß bei nächster Gelegenheit Seine Majestät wissen zu lassen. Ich werde suchen, diesen Fehler nicht nur durch meine Ergebenheit, sondern selbst mit meinem Blute wieder gut zu machen. Du weißt, wie sehr ich in Allem Sr. Majestät zu gefallen strebe. Möge Gott mir die Kraft verleihen, daß es mir gelinge; ich könnte anders nicht leben. Lege mich Sr. Majestät zu Füßen und lasse ihn wissen, wie sehr ich meinen Fehler empfinde."

Auf das vertraute Verhältniß, in dem General Swetchine zu den Großfürsten stand, werfen auch folgende Briefe des Großfürsten Alexander, freilich in etwas anderer Weise, Licht. Der erste ist in einer, den General indirect anschuldigenden Weise also abgefaßt:

„Soldaten meines Regimentes," schreibt Alexander, „wurden, weil sie den ihrer Obhut anvertrauten Gefangenen erlaubten, Almosen anzunehmen, vom Platzcommandanten so grausam bestraft, daß drei von ihnen ernstlich krank darniederliegen. Ich bitte Sie, demselben zu befehlen, er solle sich nie wieder erlauben, die Leute mit solcher Unmenschlichkeit zu behandeln. Wenn es künftighin je wieder vorkommen sollte, daß Unteroffiziere meines Regimentes eine Strafe verdienten, so bitte ich Sie,

mein Herr, dieselben vor das Regiment, zu dem sie gehören, fordern zu lassen; sie werden dann streng, aber nicht grausam bestraft werden. Niemals aber sollen sie im Generalquartier von irgend Jemand abgestraft werden."

Als General Swetchine gegen diesen Verweis protestirte, entschuldigte sich der Großfürst umgehend wie folgt: „Ich entsage für immer diesem verteufelten ‚Mein Herr'. Du kannst Dir mein Erstaunen nicht vorstellen, lieber Nicolas Sergewitch, als ich Deinen Brief las. In meinem Leben kam es mir nicht in den Sinn, Dich beleidigen zu wollen, und ich begreife nicht, wie Dir dieß nur einfallen konnte. . . . . . Ich bedauere, Dich unschuldiger Weise gekränkt zu haben; ich bitte Dich, verzeihe mir. — Du kannst Deiner Frau sagen, daß mir, wiewohl ich ihr in Peterhof gesagt habe, ich wolle mich mit Niemand überwerfen und dieß komme auch nie bei mir vor, dieses Unglück nun doch widerfahren sei, wenn auch gegen meine Absicht. Ich hoffe jedoch, dieß wird keine weiteren Folgen haben, und Du wirst Dich selbst überzeugen, wie unschuldig ich bin. Was das ‚mein Herr' betrifft, so schwöre ich Dir, diese Form nicht wieder anzuwenden. Da ich an Alle so zu schreiben pflege, so habe ich aus Gewohnheit und in der Eile auch Dir gegenüber diese Form angewendet.

„Lebe wohl, mein Freund Nicolas Sergewitch. Ich bin überzeugt, daß Du mir nach Empfang dieser Zeilen Gerechtigkeit widerfahren lassen wirst."

Diese beiden Briefe waren an einen Mann gerichtet, der im vollsten Maße das in ihn gesetzte Vertrauen wegen seiner wahrhaft humanen Gesinnungen verdiente, und der unter den schwierigsten Verhältnissen diese Gesinnungen mit einem geradezu heroischen Muthe zu bethätigen wußte.

Eines Tages beauftragte der Kaiser den General mit der Execution einer über einen Obersten verhängten grausamen Strafe. Der General begab sich auf den Richtplatz, ging auf den bereits bis zum Gürtel entkleideten Verurtheilten zu und

sagte zu ihm: „Nehmen Sie Ihren Degen wieder an sich, verlassen Sie Petersburg unverzüglich; der Kaiser begnadigt Sie.“ Hierauf kehrt der General um, verfügt sich in das Gemach des Kaisers und sagt zu diesem: „Sire, ich bringe Ihnen meinen Kopf. Ich habe den Befehl Euer Majestät nicht vollzogen. Der Oberst ist frei. Ich habe ihm die Ehre und das Leben zurückgegeben. Lassen Sie jetzt an seiner Stelle mich peitschen.“ Der Kaiser packte den General heftig am Arme; dann aber faßte er sich und sagte: „Sie haben recht gehandelt. Ich bedauere, mit dem Großfürsten Alexander nicht darüber gesprochen zu haben.“ Nach einer Pause setzte er hinzu: „Möge es wenigstens nie bekannt werden in Petersburg.“

Wie es der inneren Verwaltung des Reiches an Besonnenheit, Mäßigung und Klugheit gebrach, so war auch die Behandlung der äußeren Angelegenheiten eine wahrhaft verhängnißvolle. Unzufrieden mit der Haltung Oesterreichs in Italien, gereizt durch England in Betreff der Insel Malta, deren Schutz ihm durch seine Wahl zum Großmeister übertragen worden war, berief Paul plötzlich seine Armeen zurück, brach die Verträge, zwang das Haus Bourbon, sein Land zu verlassen, und knüpfte mit dem ersten Consul Bonaparte Unterhandlungen an.

Inmitten dieser heillos zerrütteten Zustände, unter denen alle Verhältnisse und Personen zu leiden hatten, blieb das Ansehen des Generals Swetchine unangefochten; das Wohlwollen des Kaisers gegen ihn steigerte sich sogar von Tag zu Tag. Er hatte ihm anfänglich den Posten des Militärcommandanten mit der Wohnung im kaiserlichen Palast angewiesen; später betraute er ihn provisorisch mit den Functionen des Gouverneurs von Petersburg.

Diese außerordentliche Gunst des Kaisers machte den General für jene Partei, die im Geheimen bereits die Pläne zu einer gewaltsam erzwungenen Abdankung Pauls schmiedete, entweder zu einem gefährlichen Hinderniß oder zu einem nothwendigen Verbündeten; er mußte entweder gewonnen oder beseitigt

und unschädlich gemacht werden. Wie man dabei zu Werke ging, das erhellt aus den schon erwähnten, von Graf Fallour benutzten schriftlichen Aufzeichnungen Swetchine's, die auch aus dem Grunde für weitere Kreise höheren Werth besitzen, weil sie neues Licht über jene Katastrophe verbreiten, welche den tragischen Tod Pauls I. herbeiführte.

Admiral R. hatte als Bevollmächtigter der Verschworenen den Auftrag erhalten, den General Swetchine für die Verschwörung zu gewinnen. In einer zu diesem Zwecke veranstalteten Zusammenkunft erklärte er demselben, daß es die Absicht einer großen Anzahl von Notabeln des Reiches sei, „unter dem Beistande Englands" den Großfürsten Alexander an Stelle des Kaisers auf den Thron zu setzen. Er erklärte ihm: „Der Plan steht fest; die Mittel sind in Bereitschaft, die Verschworenen zahlreich. Es handelt sich darum, den Palast St. Michael, sobald ihn der Kaiser bezogen haben wird, zu umzingeln und ihn zu Gunsten seines Sohnes abdanken zu lassen. Der Kaiser wird als Staatsgefangener festgenommen, auf die Festung gebracht und mit all der Rücksicht bewacht werden, welche ihm als dem Vater unseres Souveräns gebührt; wir möchten jedoch nicht für die Unfälle einstehen, welche sich bei der Ueberfahrt über die Newa zu einer Zeit, da sie mit Eis geht, und im Dunkel der Nacht ereignen könnten. Es handelt sich zunächst darum, den Entschluß kennen zu lernen, den Sie bei diesem nationalen Ereignisse fassen werden." — „Herr Graf," lautete die Antwort, „ich kann der Meinung nicht beipflichten, daß Private auf keine andere Autorität als ihre eigene Entscheidung hin berechtigt seien, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Die Souveräne oder erblichen Machthaber der Nationen sind in meinen Augen Wesen, die nicht abdanken können. Ein kranker oder unfähiger König wird, wie das Beispiel anderer Länder zeigt, durch einen Regentschaftsrath ersetzt. Der Tod Karls I. oder Ludwigs XVI. ist eine Mordthat, ein Verbrechen des Hochverraths. Dieß ist meine Meinung, und ich

gedenke bei meiner Rolle zu bleiben und dieselbe nicht wie ein Harlekin auf der Bühne zu wechseln . . ."

„Wenige Tage darauf," erzählt General Swetchine weiter, „trat Admiral R. in mein Zimmer mit der erneuerten Anfrage: ‚Herr General, was werden Sie thun, wenn ein Aufstand ausbricht, und Sie sich dennoch für oder wider entscheiden müssen?' — ‚Ich werde handeln, wie die Ehre es mir gebietet und meinem Eide treu bleiben.' — Der Admiral fiel mir um den Hals, umarmte mich herzlich und rieth mir, immer auf der Bahn der Treue auszuharren. Zwei Tage darauf wurde ich am Morgen zum Senator ernannt und am Abend meines Postens entsetzt."

Unmittelbar nach dem plötzlichen Sturze des Generals Swetchine wurde Graf Pahlen an seine Stelle zum Gouverneur von Petersburg ernannt. Paul bezog unter düsteren Ahnungen den St. Michaels-Palast, und am 12. März 1801 lebte er nicht mehr. Der Großfürst Alexander wurde trotz anfänglichen hartnäckigen Widerstrebens alsbald zum Kaiser ausgerufen.

II.

Stillleben bis zur französischen Invasion (1801—1811). Sophiens fernere Ausbildung; ihr Familienleben. Alexander I. Joseph de Maistre. Roxandra Stourdza.

General Swetchine hatte sich nach seiner Entlassung aus der Armee und dem Hofdienste nicht aus Petersburg entfernt; er und seine Frau empfanden keine Lust, auf ihren weitabgelegenen Besitzungen die gewohnten Annehmlichkeiten ihres seitherigen Lebens zu entbehren. Ihr Salon bildete nach wie vor den Sammelplatz vieler geistig wie social hochstehender Freunde, welche die Uebereinstimmung der Gesinnung und Neigung zu jenen lebenslangen Freundschaften zusammenführte und vereinigt

hielt, die später in dem Salon der Frau Swetchine zu Paris sich fast täglich erneuern sollten. Sophie Swetchine war eine jener seltenen Frauen, die nicht bloß vorübergehend, sondern dauernd zu fesseln vermögen. Das Geheimniß dieser Kunst war nicht etwa bloß eine hervorragende gesellschaftliche Convenienzbildung, sondern ihr makellos sittlicher, wahrer, selbstloser und treuer Charakter.

Um diese Zeit war Frau Swetchine, deren körperliches Befinden schon frühzeitig beunruhigende Symptome gezeigt hatte, verschiedenen Leiden unterworfen, denen jede andere, minder energische Natur leicht hätte erliegen müssen. Die Aerzte hatten bereits erklärt, daß sie das Glück, Mutter zu werden, niemals kennen lernen würde; für diesen schmerzlichen Bescheid suchte sie Trost und Ersatz sowohl in der verdoppelten Sorge für ihre junge Schwester, als in der gesteigerten Rücksicht auf alle Wünsche und Bedürfnisse des Generals, und in fortgesetzten ernsten Studien, die jeden freien Moment ausfüllten.

Zur unausgesetzten Ausbildung ihres reichbegabten Geistes diente ihr namentlich die tägliche Lectüre, die für sie niemals ein bloßes Mittel der Erholung und Unterhaltung war. Sie meinte es ernst mit ihrer Ausbildung und Belehrung. Selten legte sie ein Buch aus der Hand, ohne es mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen oder zuweilen seinem ganzen Inhalte nach excerpirt zu haben. Dieses mühevolle Streben, sich die Schätze des Geistes, des Herzens, des Wissens, der Phantasie Anderer eigen zu machen, reicht bis auf ihr neunzehntes Jahr, das heißt, bis auf das zweite Jahr ihrer Ehe zurück, indem der erste Band der von ihrer Hand gesammelten Auszüge die Jahreszahl 1801 trägt. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der so angelegten Sammlungen, die noch vorhanden sind, auf fünfunddreißig. Es sind keine luxuriös ausgestatteten Albums von feinem Papier mit Goldschnitt, sondern lose, erst nachträglich gebundene Blätter von gewöhnlichem Papier, das mit feiner Schrift von oben bis unten eng gefüllt ist.

Wer wissen will, was diese Hefte, das Resultat so endloser langjähriger Bemühungen, für Frau Swetchine bedeuteten, der erinnere sich an folgende, eine bemerkenswerthe Geistesverwandtschaft anzeigende Bemerkung des Grafen de Maistre in den „Abendstunden zu St. Petersburg". „In diesen vielen Bänden, welche da vor mir auf meinem Schreibtisch stehen," heißt es bei de Maistre, „habe ich seit mehr als dreißig Jahren Alles eingetragen, was mir in der Lectüre Bedeutendes vorkam. Zuweilen beschränke ich mich auf einfache Andeutungen, ein anderes Mal schreibe ich besonders bedeutsame Stellen Wort für Wort ab; oft begleite ich sie mit einigen Noten; oft auch füge ich jene dem Augenblicke entspringenden Gedanken, jene Gedankenblitze bei, die ebenso schnell erlöschen, wie sie gekommen sind, wenn sie nicht schriftlich festgehalten werden. Obwohl mich der Sturmwind der Revolution in verschiedenen Ländern Europa's umhergetrieben hat, so haben mich diese Bände doch nie verlassen und man wird mir jetzt gern glauben, mit welchem Vergnügen ich immer wieder in dieser ungeheueren Sammlung blättere. Jede Stelle ruft in mir eine Menge interessanter Ideen und schwermüthiger Erinnerungen wach, die tausendmal süßer sind, als das, was man insgemein unter Vergnügen versteht."

Auch für Frau Swetchine waren die endlosen Auszüge aus den verschiedenartigsten Schriftstellern die Leiter, auf deren Stufen sich ihre Intelligenz nach und nach zu einer mehr als gewöhnlichen Höhe erheben sollte. Um uns einen Blick in die Art und Weise des unverdrossenen Arbeitens an ihrer Selbstausbildung zu verschaffen, versuchen wir eine kurze Charakteristik der Graf Falloux vorliegenden Lectürbücher.

Der erste Band derselben beginnt mit dem Jahre 1801. Den Anfang bilden viele Auszüge aus einer moralischen Abhandlung von Barthélemy: „Die Vorschriften des Pythagoras." Die zweite Stelle nimmt Bernardin de Saint-Pierre ein; dann kommen viele Citate aus Young's ernsten und tiefsinnigen

„Nachtgedanken". Vom ersten Band an kehrt Fénélon stets wieder. Neben kurzen Stellen aus den Schriften der Frau von Genlis, aus den Briefen Michaud's an den Abbé Delille, aus Uebersetzungen des Horaz und dem Gedichte de la Harpe's über die Frauen, nimmt Rousseau einen großen Raum ein; dagegen findet sich nicht eine Zeile aus Voltaire. Schon bevor Sophie Rußland verließ, schrieb sie: „Ich konnte selten Voltaire lesen, ohne den peinlichsten Eindruck zu empfinden, während Young's ‚Nachtgedanken' mich oft in die angenehmste geistige Stimmung versetzten." Viele Citate sind der „Neuen Héloise" entnommen. Es ist erklärlich, daß die Frivolität und trockene Leichtfertigkeit Voltaire's das Herz der jungen Frau verletzte, dagegen die schwungvolle Sprache, die prunkvolle Empfindsamkeit Rousseau's sie blendete. Vorzugsweise haben die Naturschilderungen Rousseau's, seine Ermahnungen zur Tugend und zum Studium die Sympathie Sophiens.

Fast neben J. J. Rousseau steht Marmontel mit seiner damals in Rußland so viel bewunderten, heute vergessenen Tragödie: „Belisar". Neben Fontenelle finden sich als letzter Wiederhall des 18. Jahrhunderts in seiner geistreichen literarischen Gestalt die viel gelesenen „Erinnerungen" der Frau Necker. Daß endlich die damals so schwungvoll betriebene Gesellschaftsreimerei in den ersten Bänden nicht vergessen ist, versteht sich von selbst.

Der zweite Band beginnt mit dem 12. December 1803. Er verräth einen geordneteren und erhabeneren Ideengang. Die Auszüge weisen neben den ernsten und tiefsinnigen Gedanken Pascals noch hier und da auf Duclos hin. Pascal ist indeß neben Massillon schon entschieden vorherrschend. Wie weit damals schon Frau von Swetchine den religiösen Fragen nachging, daran erinnert sie durch folgendes Citat aus Pascal: „Die übrigen Religionen, wie die heidnische, sind volksthümlicher als die christliche Religion, weil sie durchaus in Aeußerlichkeiten aufgehen; aber sie sind nicht für denkende Leute. Für diese wäre eine rein geistige Religion angemessener; eine solche wäre

nutzlos für das Volk. Einzig und allein die christliche Religion ist für Alle geeignet."

Auch La Harpe erscheint wieder, aber es ist der über die revolutionären Ausschreitungen des Jahrhunderts entrüstete La Harpe, der selbst früher gleich der Umgebung der Frau Swetchine von den revolutionären Illusionen sich hatte fortreißen lassen. „Thörichte Zerstörer!" lautet ein von ihm entlehntes Wort, „ihr habt Sieg geschrieen; wo ist heute dieser Sieg? Täglich zittert ihr vor Wuth, wenn ihr die Menge seht, die in unsere Tempel strömt. Diese Tempel sind nicht mehr reich, aber sie sind immer noch heilig; sie sind ausgeraubt, aber sie sind von Andächtigen angefüllt; ihre Pracht ist verschwunden, aber ihr Cultus ist geblieben; man tritt dort nicht mehr auf Marmor und kostbare Teppiche, aber man wirft sich dort auf die Kniee und weint über den Trümmern; die heiligen Opfergeräthe sind ärmlich, aber der Geist der Anbetung ist tief und die Frömmigkeit rein."

Mehrere Seiten dieses Bandes sind der Vorbereitung auf den Tod und der Bereitwilligkeit, sich ihm geduldig zu unterwerfen, gewidmet.

Zum ersten Male kommt Bossuet im dritten Bande vor. Neben ihm werden „die Geschichte des Jakobinismus" von Abbé Barruel, „Paul und Virginia", Bourdaloue, Laya, die Marquise von Lambert, Gedichte von Ducis, „der Tag der Todten" von Lemierre citirt; doch herrschen in diesem Bande italienische Sonette vor; auch die deutsche und russische Literatur ist vertreten; den Schluß bildet eine eingehende Zergliederung der Gesetzgebung Lykurgs.

Im Jahre 1806 beginnt der vierte Band, und umfaßt die Romane der Frau Cottin, die Predigten des Abbé Poule, sowie englische und italienische Gedichte.

Der fünfte Band wird mit langen Auszügen aus der „Delphine" der Frau von Staël eröffnet. Inmitten dieser Auszüge bricht Frau von Swetchine plötzlich zum ersten Male ab, um ein selbsteigenes Bekenntniß ihrerseits auszusprechen in einer

Weise, die uns einen interessanten Einblick in die Geistesarbeit verschafft, die wir hier kurz zu charakterisiren haben. „Wenn diese Sammlung nicht einzig für mich allein bestimmt wäre," sagt sie, „so würde ich Anstand nehmen, diesen Brief von ‚Delphine' im Auszug wiederzugeben, da in demselben Ansichten entwickelt sind, welche den meinigen wenig entsprechen. Auch minder fromme Leute würden daran leicht Aergerniß nehmen; die Wohlwollendsten gegen mich würden einen ärgerlichen Verstoß darin finden, und Alle sich über meine Absicht täuschen. Aber da ich diese zerstreuten Gedanken nur für mich allein sammle und folglich böswillige Deutungen nicht zu fürchten habe, so hielt ich es für zulässig, eine Stelle hier hinzusetzen, welche mir voll Gefühl, Wärme und Leben zu sein schien. Um jedoch einem falschen Urtheile zuvorzukommen, das ich, die Vergangenheit vergessend, gegen mich selbst fällen könnte, wenn ich in vorgerückterem Alter diese Sammlung wieder durchlesen würde, beschränke ich mich hier auf die Bemerkung, daß, seitdem sich meine Augen dem Lichte der Wahrheit geöffnet haben, meine Ansichten in Betreff dieses wichtigen Punktes immer dieselben geblieben sind."

Unter diesen mit Tinte geschriebenen Zeilen liest man mit Bleistiftschrift: „Heute, am 5. Mai 1834, im Alter von 51 Jahren und fünf Monaten, bezeuge ich, über diese Bedenken lächelnd, daß in diesen achtundzwanzig Jahren, welche meinen Glauben immer mehr vervollkommnet, belebt und gekräftigt haben, niemals der leiseste Zweifel in mir sich erhoben hat, und daß ich, unwandelbar festhaltend an den großen Fundamenten des Christenthumes, nur noch solche Bewegungen in mir erfahren habe, welche mich im Schooße der katholischen Kirche zur immer größeren christlichen Vollkommenheit angetrieben haben."

Letztere Gedanken beziehen sich offenbar auf die dem Auszuge aus „Delphine" beigefügten Worte des heiligen Augustinus: „Bis Gott uns von uns selbst erlöst, sollen wir uns mit *Mißtrauen behandeln*"; und die anderen, schon auf eine reifere christ-

lichere Erkenntniß hindeutenden Worte: „Die Vollkommenheit hat gerne Geduld mit der Unvollkommenheit des Nächsten. Gott läßt in den vollkommensten Seelen noch gewisse Schwächen zurück, die mit der Erhabenheit ihres Seelenzustandes im Widerspruche stehen, ähnlich wie man auf einer abgetragenen Erdfläche als Zeugen, um zu sehen, wie tief das Werk der Menschenhände gewesen, gewisse Erderhöhungen (Meßkegel) stehen läßt. So läßt auch Gott in den großen Seelen solche Merkzeichen, solche Ueberreste des Elendes zurück, um zu zeigen, wie viel Elend er schon von ihnen abgenommen."

Während so in der Stille durch fortwährende Selbstbeobachtung und unablässige Geistesarbeit die Selbstläuterung Sophiens sich vollzog, nahm das sie umgebende öffentliche Leben einen ganz anderen Gang.

Mit dem Regierungsantritte des jugendlichen Kaisers Alexander I. — er war damals erst siebenundzwanzig Jahre alt — trat nicht nur ein Wechsel in der äußeren Politik Rußlands ein, sondern derselbe wirkte auch in gesellschaftlicher Beziehung, namentlich in den höheren Kreisen der Petersburger Gesellschaft, ermunternd und belebend. „Von edler Gestalt und Haltung," sagt Graf Falloux, „mit einnehmenden Zügen, gefälligen und herzlichen Manieren, höflich bis zur Geziertheit, großmüthig und voll Begeisterung, besaß Alexander in demselben Grade alles, was die Menge besticht und was die ernsten Geister einnimmt. Sein Erzieher, Cäsar de La Harpe, aus dem Canton Waadt gebürtig, seiner Ueberzeugung und seiner Geburt nach ein Republikaner, hatte ihm von Anfang an den lebhaften Wunsch eingeflößt, mit der französischen Revolution zu verhandeln, als deren erklärter Anhänger er sich bei jeder Gelegenheit zeigte. In diesem Sinne einer Annäherung an Frankreich wirkte denn auch Alexander auf Friedrich Wilhelm III. und wurde dafür in Deutschland gefeiert. Klopstock besang ihn in einer Ode als ‚den Schutzgeist der Menschheit'." Im Gegensatze zu seinem Vater, gab der Kaiser selbst gesellschaftlich das Beispiel großer

Freiheit. Er legte wenig Werth auf glänzende Uniformen und militärische Paraden; er zog oft Civilbeamte zu Rathe und trat mit Vorliebe einfach bürgerlich auf. Er umgab sich mit einem Kreise von geistvollen und tüchtigen jungen Männern seines Alters und seiner Denkungsart, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, um mit ihnen die Regierungsangelegenheiten zu besprechen und sich in seiner Vorliebe für europäische Ideen und Institutionen zu befestigen.

Niemand freute sich über diesen Umschwung lebhafter, als Frau Swetchine. Erst vom Regierungsantritte Alexanders an konnte sie sich wenigstens auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Verkehres und vertraulichen Freundschaftslebens ohne Scheu bewegen. Indessen kam es weder ihr noch dem General in den Sinn, wieder ein Amt am Hofe anzunehmen. Der gleichmüthige Charakter des Ersteren war, wie wir oben sahen, frei von allem Ehrgeiz; auch für Frau Swetchine und ihr geistiges Leben hatte der Prunk äußerlicher Größe nichts Blendendes. Das einzige Band, durch das sie noch an den kaiserlichen Hof geknüpft war, blieb ihre dankbare Ergebenheit gegen die Kaiserin Maria, die sich indessen bald vom Hofe zurückzog, um in einem durch Werke der Barmherzigkeit, durch Studium und Pflege der schönen Künste ausgefüllten Privatleben Trost und Vergessen für die trauervollen Erinnerungen ihres Lebens zu suchen.

Zu Kaiser Alexander standen General Swetchine und seine Frau schon längst in freundschaftlichen Beziehungen, die auch jetzt und späterhin unter gänzlich veränderten Verhältnissen fortdauerten und bis zu Alexanders Tode in einem ununterbrochenen Briefwechsel ihren Ausdruck fanden.

Diese für Frau Swetchine so glückliche Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse erhielt indeß ihre Vollendung erst durch die Ankunft des Grafen de Maistre.

Nach Ausbruch der französischen Revolution hatte dieser *savoyische* Edelmann, die wechselvollen Schicksale seines Vater-

landes theilend, lange auf Reisen in der Schweiz, in Italien und Sardinien zugebracht, bis er im Jahre 1803 als sardinischer Gesandter nach Petersburg kam. Durch fortgesetzte persönliche Entbehrungen und durch unerschrockenes Selbstbewußtsein inmitten seiner Armuth wußte de Maistre, wie kaum ein Diplomat vor ihm, den Rang und die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten und seine und seines Königs Armuth zu verdecken. „Oft," sagt Graf Fallour, „bestand das Mahl des bevollmächtigten Ministers nur aus einem Stück Brod und einem Glas Wasser; um diesen Preis blieben die Staatswagen und die Lakaien erhalten, die zur Aufrechthaltung seiner Sendung unerläßlich waren." Während unbedeutende Menschen in der Umgebung des Kaisers die Noth de Maistre's mit wohlfeilen Spottreden ausbeuteten, erwarb er selbst sich durch die Fülle seiner Tugend, durch die Reinheit und Erhabenheit seiner Ideen und die Gewalt seines Geistes, wie kein Anderer, die hohe Achtung des Kaisers und seiner Minister. Wie seine Hingebung und Treue vor keiner Entbehrung zurückbebte, so konnte seine Wahrhaftigkeit durch Nichts zum Schweigen gebracht werden; es gab für ihn keinen anderen Maßstab wahrer Liebe und Freundschaft, als Offenheit und Freimüthigkeit, so bittere Früchte ihm dieselben auch oft eintragen mochten. Gleichviel, ob er sein gewaltiges Wort an die Völker oder an die Könige richtete, ihm lag einzig daran, Jedem zu sagen, nicht was ihm angenehm, sondern was ihm nützlich und nothwendig war.

Der berühmte Verfasser der „Abendunterhaltungen von St. Petersburg" war 49 Jahre alt, als er in die Czarenstadt kam. Seine „Betrachtungen über die französische Revolution" hatten bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt; daß sein Adlerblick schon die Viele noch blendende Oberfläche der Ereignisse durchdrungen hatte, bewies das Wort: „Haben wir den Muth, es einzugestehen: lange haben wir die Revolution, deren Zeuge wir sind, nicht verstanden; wir haben sie lange für ein Ereigniß gehalten; das war ein Irrthum: mit ihr beginnt

eine neue Epoche.“ „Graf de Maistre und Frau Swetchine,“ sagt Graf Falloux, „welche die Vorsehung einander so nahe gebracht hatte, mußten ungeachtet der Verschiedenheit des Alters und der Abstammung bald die Ebenbürtigkeit ihrer Seelen erkennen. Ihre Freundschaft war anfangs nur das Ergebniß einer gegenseitigen, aus hervorragender Geistesarbeit stammenden Anziehungskraft, die indessen den Geist der jungen Frau keineswegs in Abhängigkeit brachte.“

Nachdem sich Sophie zögernd und widerstrebend den Uebungen einer positiven Religion angeschlossen, trat sie zwar zu jener Zeit als Anhängerin des russischen orthodoxen Glaubens auf, ohne indessen für die Leere ihres religions- und glaubensbedürftigen Herzens darin eine Befriedigung zu finden. Sie suchte dieselbe in dem eifrigen Studium der Philosophie, besonders der deutschen, in die Raupach, welcher sich damals als Erzieher in Petersburg aufhielt, sie einführte. Der Vergleich eines Kant und Fichte mit einem Pascal, Descartes und Leibniz förderte sie nicht sonderlich auf dem Wege zur Wahrheit. Gelangte sie schon durch diese Studien nicht dazu, den katholischen Grafen de Maistre zu verstehen, so sträubte sich überdieß gegen dessen „absoluten Dogmatismus“, wie sie sich ausdrückte, die angeborene Unabhängigkeit ihrer Natur. Als späterhin das Wunder der Gnade, ihre Bekehrung, sich in ihr vollzogen, war sie auf ganz anderen als den von ihm vorgezeichneten Wegen zum Besitze der Wahrheit und zur Ruhe ihres Herzens gelangt.

Wiewohl das Studium und die geistigen Interessen das Leben der seltenen Frau von Tag zu Tag mehr in Anspruch nahmen, so genügten sie doch ihrem liebebedürftigen Herzen nicht. Selbst die zärtlichste Obsorge für ihre jüngere Schwester erschöpfte ihre mütterliche Liebe nicht. Mit Freude ergriff sie daher die sich bietende Gelegenheit, auf den Wunsch des Generals ein junges Mädchen, Nadine Staelin, zu dem der General eine väterliche Zuneigung gefaßt hatte, zu adoptiren. Anstatt sich dadurch irgendwie verletzt zu fühlen, nahm sie die kleine Nadine

nicht nur in ihr Haus auf, sondern weihte dem schwächlichen Kinde die treueste Pflege und Fürsorge, so daß es niemals die eigentliche Mutter entbehrte.

Zugleich fuhr Sophie fort, ununterbrochen, rastlos, sich selbst vergessend, ihre Liebe den Armen zuzuwenden. In ihrer Mitte machte sie sich unbewußt der großen Gnaden würdig, die ihr später zu Theil werden sollten. Sie nahm eifrig Antheil an den öffentlichen Erziehungs- und Unterstützungsanstalten, die unter dem Protectorate der beiden Kaiserinnen Marie und Elisabeth einen zuvor nie erreichten Aufschwung nahmen. Bald war sie nicht mehr bloß Gehülfin der beiden hohen Frauen, sondern wurde von diesen selbst an die Spitze vieler dieser Anstalten gestellt. „Im Alter von 25 Jahren," sagt Graf Falloux, „war sie die Stütze aller ihrer Freunde und die Freundin jeglichen Alters. Eifrig in ihren Studien, ernst und bescheiden in ihren Gedanken, mittheilsam und heiter im vertraulichen Verkehr, voll Sammlung und Innerlichkeit in der Betrachtung, für alles Erhabene empfänglich, voll wahrhafter Herablassung für alles, was schüchtern und demüthig ihr entgegentrat, voll zarter, warmer Liebe, was arm, kummervoll und reuig war. Ihre Worte hatten Gewicht, ihre Rathschläge Ansehen, ihr Geschmack Einfluß."

Die erstaunliche Vielseitigkeit und bewundernswürdige Harmonie ihres Wesens, ihre unermüdliche Thätigkeit, Hülfsbedürftigen jeder Art beizustehen, ihr Scharfblick in der Beurtheilung der Verhältnisse wie im Erkennen der richtigen Mittel und Wege, ihre Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit inmitten der auf sie gehäuften Sorgen für Andere, die Selbstvergessenheit, womit sie weder ihre zarte Gesundheit schonte, noch ihren eigenen Neigungen Rechnung trug, sobald es galt, zu helfen, zu retten, zu trösten, geht deutlicher, als jede andere Darstellung es wiederzugeben vermöchte, aus einer Reihe kleiner Billette hervor, die sie flüchtig und oft kaum lesbar, ohne Datum, wie der Augenblick sie eingab, an einen Gefährten ihrer guten

Werke, Alexander Turgenieff, einen hohen Beamten des Cultus-ministers Galitzin, richtete.

Bald ist es ein verlassenes Weib, in dessen Angelegenheiten Frau Swetchine Turgenieffs Beistand anruft, bald ein armer Bauer, dem Unrecht geschehen, bald ein der Empfehlung bedürftiger Deutscher, der zu botanischen Forschungen die persische Grenze bereisen will; ein andermal wird eine Bibel in zwei Sprachen von ihm gefordert, oder auch andere Bücher, deren sie dringend zur Aufklärung bedarf; dann kommt wieder eine unglückliche polnische Jüdin, deren Schicksale ihr ganzes Mitleid erregen; wieder ein Billet als die Vertraute irgend einer schwerbedrängten vornehmen Gräfin; immer äußert sich ihr geduldiges, mitleidiges, gütiges Herz, nie wird sie ungeduldig oder verdrossen, sie kleidet ihre Fürbitten oft in freundliche Scherze, in witzige Wendungen ein, erkennt die Mühen, die sie für Andere bereitet, in liebenswürdigster Weise an, als ob sie selbst die Veranlassung dazu wäre, ist demüthig und dankbar, als wäre alles Gute, das sie erwirkt, ihr selbst zu statten gekommen; sie beugt engherzigen Auffassungen vor, läßt keinen Unterschied der Confession aufkommen und bewahrt bei alledem jenen Charakter der Klugheit und der Zurückhaltung, welche die Gabe und die Geber um so theurer machen.

Inmitten aller dieser Beschäftigungen sollte die Verheirathung ihrer jungen Schwester an den Fürsten Gagarin ihr den Aufenthalt in Petersburg noch lieber machen und ihre Beziehungen zum Hofe durch den bei demselben hochangesehenen Fürsten noch enger knüpfen. Das Gleiche geschah mit einer Freundschaft, die seit jener Zeit Frau Swetchine durch das ganze Leben begleiten sollte; wir meinen ihre Freundschaft mit Roxandra Stourdza, nachheriger Gräfin Edling.

Roxandra's Eltern waren griechischer Abstammung; sie besaßen bedeutende Güter in der Moldau. Nach dem Vertrag von Jassy 1791 hatten sie ihre dortigen Rechte und Ansprüche *aufgegeben*, um sich mit ihren drei Kindern unter den Schutz

einer christlichen Macht zu begeben. Sie waren von der Kaiserin Katharina mit Auszeichnung aufgenommen, und sowohl von Paul wie von Alexander in hohen Ehren gehalten worden. Als die im Jahre 1786 in Konstantinopel geborne Roxandra das sechzehnte Jahr erreicht hatte, wurde sie von der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Alexanders, einer badischen Prinzessin, zu ihrer Hofdame ernannt. Die außerordentlichen Eigenschaften Roxandra's erwarben ihr bald die Liebe und das Vertrauen ihrer erhabenen Herrin im höchsten Grade, wie auch die Freundschaft und Hochachtung der bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes. Ihre Briefe an den Grafen de Maistre, welche dessen Sohn der Veröffentlichung werth erachtete, würden allein schon genügen, die hohe geistige Bedeutung Roxandra's zu bekunden, wenn auch die Briefe der Frau Swetchine, welche Graf Fallour veröffentlichte, gleich denen Roxandra's selbst verloren gegangen wären, ein Verlust, der für die Charakteristik Roxandra's selbst sehr zu beklagen bleibt; indessen spiegeln die Briefe Sophiens an Roxandra das Bild der Freundin in seltener Treue wieder. Es ist dieß ein ganz besonderer Vorzug der Briefe Sophiens, daß sie, wie Graf Fallour treffend bemerkt, „die Physiognomie der Correspondenten ebenso getreu zeichnen, wie die der Schreibenden; sie versetzt sich nämlich mit staunenswürdiger Geschicklichkeit oder vielmehr Gefügigkeit auf den Standpunkt Jener, mit denen sie schriftlich sich unterhält, und nur deßhalb versteht sie es so trefflich, dieselben mit Leichtigkeit zu sich zu erheben, weil sie immer damit beginnt, ihnen entgegen zu kommen."

An dieser Stelle können wir das Freundschaftsverhältniß der beiden Frauen nur im Allgemeinen kurz charakterisiren, indem wir später auf dasselbe zurückzukommen haben.

Der enthusiastische, ja leidenschaftliche Ton, in welchem Sophie stets schreibt, erscheint uns für beide Freundinnen gleich beachtenswerth. Die oft fast elegisch klingenden Herzensergüsse Sophiens lassen uns letztere als die weichere, hingebendere,

Roxandra dagegen als die energischere, mehr hinnehmende und trotz ihrer Jugend gereiftere Natur erkennen.

„Mein Herz," schreibt Sophie, „ist so voll von Ihnen, daß ich von dem Augenblicke an, da ich Sie verlassen habe, an nichts Anderes denken konnte, als Ihnen sofort zu schreiben. Wie haben Sie es angefangen, um mich Alles, was Sie betrifft, so persönlich empfinden zu lassen, daß Sie selbst unmöglich tiefer davon berührt werden können .... Ich habe in Ihnen niemals etwas wahrgenommen, das mich nicht sympathisch berührt hätte; ich habe Sie nicht ein einziges Mal gesehen, ohne mich noch mehr von Ihnen angezogen zu fühlen; und daß ich Ihren vollen Werth so freudig empfinde, dieß gibt mir vielleicht das meiste Anrecht, daß Alles, was nicht im Verhältniß dazu steht, verschwinde. Geben Sie sich nur die Mühe, mich kennen zu lernen! Lassen Sie sich doch nicht von jener Schwerfälligkeit der Seele, die mich zuweilen niederdrückt, abschrecken, und Sie werden sehen, daß so viel Güte und Geduld nicht verloren sind. Es ist immerhin Etwas um die wechselseitige Liebe in wahrer, hingebender Freundschaft. Glauben Sie mir, diese Liebe ist mein Antheil bis zum letzten Tage meines Lebens, und wenn es auch von Ihnen abhängt, dem Ergusse dieser Freundschaft Einhalt zu gebieten, so ist es doch keiner Macht gegeben, dieselbe in mir selbst zu ertödten. Ich wiederhole Ihnen, daß ich niemals mit denen, die ich liebe, abrechne, und daß ich, wenn es meine größte Freude ist, denselben Alles zu geben, nur die eine Furcht habe, sie möchten sich Mühe geben, mir in dieser Beziehung ganz gleich zu kommen. Bedenken Sie, darum bitte ich, daß eine schöne Seele, wie die Ihrige, ganz frei und ungezwungen sein muß, und daß das kleinste Zeichen von gutem Willen, die Schuld abzutragen, auch schon soviel ist, als ob Sie dieselbe abgetragen hätten ...."

Die Tiefe der in diesen Zeilen sich offenbarenden Neigung tritt auch in der Art und Weise hervor, mit der Sophie ohne Vorbehalt ihr eigenstes Wesen erforscht, um die Freundin mit

dem, was ihre Eigenthümlichkeit, ihren Charakter ausmacht, bekannt zu machen, um alles Fremde, alles, was da trennen könnte, gleich von Anfang an zu beseitigen.

„Ich bin fest überzeugt," schreibt sie, „daß ich aus freiem Willen Sie nie verlassen werde, und wenn mein Unglück sich hineinmischt, wenn die Ereignisse und der Raum uns trennen werden, werde ich dennoch über Alles durch den Geist zu siegen wissen. — Dieser Glaube beruht nicht auf einer Illusion, nicht auf einem Bedürfniß nach Achtung: ich lasse Ihnen nur einfach Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich Sie dem Besten und Gefühlvollsten, was es je für mich gegeben hat, zuzähle. Daß ein armes Wesen, unzufrieden mit sich selbst, sich über die Gefühle, die es einflößt, beunruhigt und darum nur noch öfter unter dem, was es empfindet, leidet, daß ein solches Wesen stark und treu liebt, ist ganz natürlich; es ist eben sein Beruf. Aber daß Sie, inmitten aller der bewegten Eindrücke, die Ihr Herz beanspruchen, inmitten der Ablenkungen, zu welchen die Größe des Geistes, die Stärke und Unabhängigkeit des Charakters hinführt, der schmeichelhaften Erfolge, der Zerstreuungen aller Art, — daß Sie deß ungeachtet von solcher Güte für mich durchdrungen sind, das überrascht und beschämt mich. Meine Freundschaft für Sie ist wie das Scherflein der Wittwe, und wie Gott müssen Sie es derjenigen, welche Alles gibt, was sie hat, belohnen; Ihre Freundschaft für mich gleicht den Brosamen, die von einer herrlich besetzten Tafel fallen, Brosamen vom Festmahle eines Einzigen, die zehn Armen zum Unterhalte ausreichen .... Seitdem ich in das Alter der Vernunft getreten, das heißt bei mir ziemlich spät: seit meinem neunzehnten Jahre bin ich, außer Ihnen, nur einer einzigen Person begegnet, die wirklich geeignet war, mir eine wahrhafte Anhänglichkeit einzuflößen; sie war auch die Einzige, die etwas tiefer in meine Seele geblickt hat. Die Freundschaft scheint mir über der Ordnung der Zeit zu stehen; ich gestehe, daß ich in der Freundschaft nicht viel auf Datum und Zeitrechnung gebe; den=

noch fühle ich, daß ächte, holdselige, tiefgegründete Freundschaft, die zudem in der Zeit sich bewährt hat, auf unsere Achtung und Hingebung um so mehr Anrechte hat. Meine Freundin, die unserige braucht jetzt nur noch alt zu werden, und wenn ich sehe, wie die Jahre verlaufen, wird mir der Gedanke zum Troste gereichen, daß jedes von ihnen nur ein weiteres Glied in der Kette unserer Liebe ist."

„Sie behandeln mich," schreibt sie ein andermal, „gleich jenen Kindern, denen man sagt, sie seien lieb und verständig, nur damit sie lieb und verständig werden. Nicht auf meine Vernunft bitte ich zu rechnen, aber immer auf den guten, fruchtbaren Boden für ein Wort, welches von Ihnen kommt. Ich werde zu Ihnen sagen, wie der Hauptmann des Evangeliums: Genüget es Dir nicht, zu sagen: Gehe! daß man gehe; thue das, daß es auch schon geschehen sei?"

Wie sehr bemüht sich Frau Swetchine ferner, die Eigenthümlichkeit der Freundin zu erkennen, und ihr gerecht zu werden! Wie freudig ordnet sie sich dem von ihr als stärker anerkannten Geiste unter!

„Meine Freundin!" schreibt sie, „es gibt keine erbarmendere, keine scharfsinnigere Güte, als die Ihrige, keine, die bessere und verständnißreichere Worte zu finden wüßte, den Schmerz in der Tiefe der Seele aufzusuchen, um ihn zu beruhigen. In welchem Grade besitzen Sie jene wunderbare Geschicklichkeit, Balsam auf die Wunden zu legen, fast ohne an dieselben zu rühren! Wenn Sie wüßten, was Alles ich Ihnen an Tröstungen zu danken habe! Ich kann nichts mit dem Gefühle der Zuversicht vergleichen, welche mir Ihr Charakter einflößt. . . . Wenn ich mich Ihnen in all meiner Schwäche zeige, werden Sie um so lebhafter fühlen, daß ich der Stütze bedarf, daß ich in Vereinigung mit Ihnen viel kann, aber mir selbst überlassen, nur zu jener nichtssagenden Existenz verurtheilt bin, welche macht, daß man lebt, einzig und allein, weil man nicht todt ist. Ob das Urtheil Ihres Geistes mir günstig sei, ist mir einerlei, wenn

mir nur Ihr Herz geneigt ist; ich habe das Bedürfniß, mich selbst zu achten, aber was Sie betrifft, so genügt es, wenn Sie mich nur lieben ....“

„Wenn Sie nicht die ganze Bedeutung hätten, die Sie haben, würden Sie durch die Natur Ihres Charakters gefährlich sein, der geschaffen ist, den Charakter Anderer nach Verlauf einer gewissen Zeit zu beherrschen. Ihre Vernunft ist so ruhig, daß man ihr nie mißtrauen kann; sie ist niemals feindlich, sie trägt niemals Eroberungslust zur Schau, sie schreitet geräuschlos Schritt vor Schritt vorwärts, und bevor man daran gedacht hat, vor ihr auf der Hut zu sein, hat sie den Gegner, der sich gegen einen direkten Angriff bis zuletzt gewahrt haben würde, besiegt und unterworfen. Aber wie trefflich ist diese Macht in Händen wie die Ihrigen! Wie gerne unterwerfe ich mich ihr! Man hat mir oft eine gewisse Lässigkeit vorgeworfen; ich selbst habe mich derselben oft angeklagt; nun wohl, wenn ich sicher wäre, daß Ihre Ueberlegenheit über mich wachen wollte, so würde diese Charakteranlage, welche mir in Wahrheit seit langer Zeit keine Unruhe mehr macht, ein köstliches Glück werden, indem sie der Anlaß zu fortgesetzten Wohlthaten würde ....“

„Meine Freundin! an mir ist es, den Vergleich mit dem Schlosse zu machen; Sie sind für mein gedrücktes, aufgeriebenes und immer trauriges Herz ein wahrer Zufluchtsort, kurz, jenes auf allen Seiten gepolsterte Zimmer, das man für den König von England (den geisteskranken Georg III.) ausgedacht hat und worin der Kranke seine schlimmsten Augenblicke zubringen kann, ohne Gefahr zu laufen, sich zu verletzen. Diese weiche und doch feste Schutzwand durchdringt das Geräusch des Sturmes nur gemildert, und sie ist es wieder, die, indem sie die Wärme erhält, die mir zum Leben nöthig ist, mich dem Herbst und aller seiner Traurigkeit Trotz bieten läßt. Ich bin mit wenig Stärke im Charakter geboren; jene, welche man zuweilen bei mir bemerkt, ist fast gänzlich erworben; die einmal gut gerichtete Maschine ist lange Zeit ohne jede Schwierigkeit gegangen.

Aber wie es nur natürliche Tugenden gibt, deren Erhaltung nichts kostet, so gestehe ich feiger Weise: keine der kleinsten Wohlthaten, die ich unserer Freundschaft zu danken habe, ist der Glaube, in Ihnen eine Stütze zu besitzen, die meiner Schwäche zu Hülfe kommt. Seien Sie unbesorgt: ich werde nicht kraftlos in Folge der Unthätigkeit; aber ohne mich ganz von Ihnen tragen zu lassen, ist es mir doch süß, zu denken, daß ich Ihren Arm habe, um mich zu stützen, und daß ich nach vollbrachter Thätigkeit weiß, wo ich Ruhe finden kann."

So sehr wir uns in den vorstehenden Auszügen beschränken, so werden dieselben doch hinreichen, uns einen Blick in jene edle, aber innerlich verlassene und hülflose Seele zu thun, für die der helle Tag des Glaubens mit seiner alles Denken und Empfinden regelnden Kraft noch nicht angebrochen war. Hinter diesen von aller Bitterkeit und gereizten Empfindsamkeit freien Worten verbirgt sich so mancher Schmerz der Entsagung und Entbehrung, den Frau Swetchine in ihrem sonst so edlen Familienleben zu tragen hatte und den sie mit dem sittlichen Bewußtsein eines starken, Alles überwindenden Pflichtgefühles in sich barg. Ihre Gesundheit war und blieb eine sehr zarte, oft, wie wir aus den Briefen des Grafen de Maistre an Roxandra Stourdza ersehen, zu ernsten Befürchtungen Anlaß gebende. Indessen genoß sie im engsten Umgange mit ihrer Schwester, der Fürstin Gagarin, die damals in Petersburg lebte, die süßesten Familienfreuden. In der Sommerzeit bewohnten die beiden Familien in der Regel gemeinschaftlich ein Landhaus entweder auf einer der Newa-Inseln oder in der Umgebung von Peterhof oder Czarskoe-Selo, der kaiserlichen Sommerresidenz. Die Fürstin Gagarin hatte im Laufe weniger Jahre ihrem Gatten fünf Knaben geschenkt, von denen Frau Swetchine besonders den beiden Erstgeborenen mit mütterlicher Liebe zugethan war. „Sie sind alle meine Neffen," pflegte sie zu sagen; „aber die beiden ersten sind meine Kinder." Tante und Mutter waren für die Kinder wie eine Person und jede Trennung von beiden fast unmöglich.

Dieses glückliche Familienleben, in dem Frau von Swetchine selbst auf's Neue auflebte, dauerte bis zum Jahre 1811. Um diese Zeit rückte General Swetchine, welcher seine Wiederanstellung im aktiven Dienste erbeten und erhalten hatte, gegen die Franzosen; seine Frau aber zog sich zu noch größerem Stillleben auf ihre Güter in den Statthalterschaften Nijni und Saratof zurück. Bald nach ihrer Abreise kam eine andere Frau, von dem Hasse Napoleons verfolgt, auf ihrer Flucht von Wien durch Polen über Kiew und Moskau nach Petersburg. Als Frau Swetchine selbst dahin zurückkehrte, war Frau von Staël, auch hier keine Sicherheit findend, nach Stockholm weitergeflohen. Erst späteren Jahren war die persönliche Begegnung dieser beiden Frauen in Frankreich vorbehalten, unter Umständen indeß, welche den glänzenden Erinnerungen, welche Frau von Staël in Petersburg zurückgelassen, in Bezug auf Frau Swetchine nicht entsprachen.

Wie ganz anders als die beredte Schilderung ihrer Flucht, die uns Frau von Staël in ihrem Buche über die „Zehn Jahre in der Verbannung" hinterlassen, muthen uns die bescheidenen, aber das tiefste Seelenleben widerspiegelnden Erinnerungen an, welche Frau Swetchine aus dieser Zeit stillen Landlebens unter dem Titel „Klukva Podsnejnaia" gesammelt, und welche Graf Falloux an der Spitze der von ihr hinterlassenen kleinen Aufzeichnungen veröffentlicht hat. Für uns, denen der Einblick in den Fortschritt ihrer geistigen Entwicklung von besonderem Interesse ist, dürften besonders einige Aufzeichnungen religiöser Art von Interesse sein.

Was diese unter fast anderthalb hundert Nummern vertheilten Gedanken, denen sich einige größere Ausführungen nicht specifisch religiöser Art anreihen, in den Augen der Verfasserin sein sollten, deutet ihr Titel an.

„Klukva Podsnejnaia" ist der russische Name kleiner rother Beeren, welche in den sumpfigen Gegenden des nördlichen Europa, Asien und Amerika häufig vorkommen und die

in Rußland erst unter dem Schnee Süßigkeit und vollkommene Reife erlangen, nachdem ihre Blüthe in den Juni gefallen und ihre herbe Frucht im Oktober ausgewachsen ist. „Ich führe die nachfolgenden Gedanken," so schreibt Frau Swetchine selbst, „unter dem Namen dieser bescheidenen Pflanze ein. Auch sie sind unter dem Schnee gereift und haben gleich den kleinen rothen Beeren ihre Farbe vom Feuer der inneren Sonne erhalten. Die meisten dieser Gedanken schrieb ich im Winter 1811 nieder, den ich in tiefer Zurückgezogenheit auf dem Lande zubrachte. Es sind Laute, welche meinem Herzen entschlüpften und zu keinem anderen drangen, Eindrücke, die sich in Bilder kleideten, um meine Einsamkeit zu beleben."

„Möge unser Leben," beginnt Frau von Swetchine, „rein sein wie ein Schneefeld, auf dem unsere Fußstapfen nicht sich eindrücken, ohne eine Spur des Schmutzes zu hinterlassen.

„Es gibt Seelen, die gleich den hohen Priestern des Alten Bundes nur von den Opfern leben, die sie bringen.

„Es scheint, daß wir berufen sind, das Unendliche nicht anders als durch unsere Schmerzen kennen zu lernen. Sind wir glücklich, so beengen uns die Schranken des Lebens von allen Seiten.

„In der Zurückgezogenheit scheint die Zeit ihren Schritt zu beschleunigen. Nichts macht uns auf ihre Flucht aufmerksam; wie eine Welle ohne Gemurmel fließt sie dahin, weil sie kein Hinderniß findet.

„Entsagen heißt zwischen Gott und sich den Schmerz stellen.

„Von vielen Christen, deren Handlungen nicht ihren Worten entsprechen, kann man sagen: ihre Stimme ist wohl Jakobs Stimme, aber ihre Hände sind Esau's Hände.

„Jener geheimnißvolle Stein, auf dem Jakob ausruhte, ist der G l a u b e. Ruhen auch wir in seinem Schooße und unsere zukünftige Größe wird uns offenbar werden.

„Wir beurtheilen die Menschen nicht nach dem, was sie an *sich sind*, sondern nach dem, was sie in Bezug auf uns sind.

„Leidenschaftliche Charaktere erreichen ihr Ziel erst, wenn sie es überschritten haben.

„Es gibt Worte, welche die besten Thaten aufwiegen, weil sie diese schon im Keime ganz enthalten.

„Die Demuth ist ein Panzer, welcher die Anschläge des feindlichen Menschenwillens bricht, aber dem Herzen fehlt dieser Panzer.

„Alle Freuden der Erde stillen unsern Durst nach Glück nicht; ein einziger Schmerz reicht hin, um unser Leben in einen dunklen Schleier zu hüllen, um ihm die Nichtigkeit aller Dinge zu zeigen.

„Besonders in den Kämpfen, in die die Leidenschaft uns stürzt, besteht das Wort zu Recht: Vae victis!

„Wehe dem, der kalten Herzens zu sterben wünscht, so lange es ihm noch möglich ist, ein Opfer zu bringen, ein Glück zu begründen, eine Noth abzustellen, Thränen zu trocknen.

„Liebende sind wie Bettler: sie leben von dem, was man ihnen gibt.

„Der gefährlichste Schmeichler ist eine unbedeutende Umgebung.

„Wir schätzen die Tugend bei Anderen nach den Früchten, die sie bringt, bei uns selbst nach den Opfern, die sie kostet.

„Auch das Mißtrauen macht dumm.

„Es ist im Interesse unserer Vollkommenheit gut, niemals auf äußere Ursachen und Verirrungen unsere Fehler und unsere Verirrungen zu schieben, selbst nicht diejenigen, welche wir zufällig nennen. Unsere Fehler sind ein wahrhaftes Unglück, aber die Erinnerung an sie ist ein kostbares Erbe; sie allein bringen uns vielleicht zu ernstem Nachdenken! Weisen wir doch die sittliche Verantwortung für sie nicht von uns, um ihre unbequeme Last abzuschütteln; suchen wir im Gegentheile durch ernste Einkehr in uns selbst von der Wirkung auf die Ursache zurückzugehen, verwerfen wir das Zufällige, läugnen wir das Unfreiwillige, klagen wir stets nur uns selbst an, gehen wir gegen

das schwankende Gewissen, gegen alle Regungen dunklen und verdächtigen Ursprunges, gegen Gewissensbisse ohne Namen an, bekämpfen wir uns und bleiben ruhig: ‚Gott wird die Seinigen schon zu erkennen wissen.'

„Werden wir nicht müde, auf unserem Lebenswege den Samen wohlwollender und sympathischer Liebe auszustreuen. Zwar wird Vieles von dieser Saat zu Grunde gehen, allein wenn auch nur ein einziges Saatkorn aufgeht, so wird dies schon unsern Weg versüßen und unsere Augen erfreuen."

Man kann der Gedankenarbeit, die sich in diesen bescheidenen Aeußerungen ankündigt, nicht nachgehen, ohne den großen sittlichen Ernst, die Strenge der Selbstbeurtheilung und zugleich das hohe Maß wohlwollender, still duldender Liebe zu bewundern, die sich hier aussprechen. Wenn das unverdrossene Ringen nach sittlicher Vollkommenheit die Seele reinigt und läutert und das Auge für die Erkenntniß der Wahrheit schärft, dann war auch Frau Swetchine sicherlich schon weit auf dem Wege zu der alleinseligmachenden Wahrheit der katholischen Kirche vorgeschritten. Allein noch manches Jahr voll äußerer und innerer Unruhe sollte dahin gehen, ohne daß sie das Ziel erreichte. In den weiteren „Gedanken", die Graf Falloux aus ihren hinterlassenen Papieren veröffentlichte und bei denen die Zeit der Entstehung nicht mehr festzusetzen war, findet sich der Satz, daß man „vornehmlich auf dem Wege des Opfers den Glauben verwirklichen müsse". Eine Reihe opfervoller Jahre standen ihr nun bevor und sie sollte an sich erfahren, was sie in diesen „Gedanken" eines Tages aufzeichnete: „Die Ereignisse des Lebens sind wie ein heiliges Buch, das unser Geist studiren und erklären kann. Warum sollten wir nicht mit Aufmerksamkeit, mit Hochachtung, oft mit Dankbarkeit und Entzücken der Verkettung aller jener Umstände folgen, die einen Gedanken Gottes verwirklicht haben?"

III.

Die Kriegsjahre 1811—1815. Charakteristik Alexanders; seine Familienverhältnisse. Fortsetzung des Briefwechsels mit Fräulein Stourdza. Frau von Krüdener. Gesellschaftliches Leben.

In der Seele Sophiens nahm das Pflichtgefühl immer eine zu hohe Stelle ein, als daß es sie angesichts der sich mehrenden Kriegsleiden des Vaterlandes länger in ihrer friedlichen Zurückgezogenheit geduldet hätte. Eine tiefe Erregung hatte bei der Invasion Napoleons alle Klassen der russischen Bevölkerung ergriffen; alle hatten erkannt, daß die Rettung des Vaterlandes nur der vereinten Anstrengung und dem einmüthigen Opfergeiste gelingen werde. Der Mittelpunkt der nationalen Bewegung war der Kaiser. „Ich stehe zu euch," hatte er in seiner ersten Proklamation an Rußland gesagt; „Gott wird gegen den Uebermuth der Feinde stehen!"

Alexander war ein ritterlicher Fürst: seiner politischen Befähigung kam sein kriegerischer Muth gleich. Die Kugel, welche später vor Dresden dem General Moreau das Leben nahm, bedeckte den Kaiser mit Staub.

Das Gefühl für Menschlichkeit, das bei Alexander immer so lebhaft und aufrichtig gewesen, brach in jenen schrecklichen Kriegstagen glänzend hervor. Ohne irgend einen Unterschied der Person zu kennen, suchte er die auf dem eisbedeckten Boden liegenden verwundeten Russen und Franzosen theilnehmend auf. Mehr als ein Mal vergoß er Thränen, wenn in allen Sprachen Europa's das Schmerzensgeschrei und die letzten Abschiedsworte der Sterbenden an sein Ohr drangen. Alle Verwundeten, welche transportirt werden konnten, wurden in den Hospitälern untergebracht, oft freilich, um dort den epidemischen Krankheiten zu erliegen. Alexander ließ sich durch nichts abhalten, persönlich die Leidenden zu trösten, ihre Pfleger zu ermuthigen und zu überwachen.

Solche Beispiele entflammen die Herzen einer Nation. Ganz Rußland wollte an der Seite seines Kaisers die von dem Kriege auferlegten zahllosen Opfer theilen. Der Brand von Moskau im Jahre 1812 war Veranlassung zu einer Nationalsubscription; es bildete sich unter dem Protectorate der Kaiserin Elisabeth ein Verein von Damen, um Beiträge einzusammeln und auszutheilen. Frau Swetchine wurde zur Präsidentin ernannt; sie war damals dreißig Jahre alt.

Ein kleines Zeugniß ihrer Thätigkeit in dieser Stellung fand sich unter dem Nachlasse des wiederholt genannten Abbé Nicolle. Derselbe hatte, von den Leiden seines zweiten Vaterlandes ergriffen, als Beweis der Dankbarkeit für die ihm so edel gewährte Gastfreundschaft jenem Frauenverein 3000 Rubel übermacht, ohne sich zu nennen. Diese zarte Vorsicht konnte jedoch die Freundin nicht täuschen. Frau Swetchine schrieb ihm dankend: „Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß ich Sie erkannt habe. Und dieses einfache Wort beeinträchtigt hoffentlich die Vorstellung nicht, welche Sie sich von meiner persönlichen Dankbarkeit bilden. Es hätte mich beschämt, von anderer Seite erfahren zu müssen, was ich so leicht errathen konnte. Sie brauchen meinem Scharfblick kein Lob zu spenden, wohl aber dürfen Sie jener guten Meinung, die man allgemein von Ihnen hegt, einige Anerkennung zollen."

Der Süden von Rußland wurde schrecklich durch die Pest verheert. Abbé Nicolle war der treue Gefährte des Herzogs von Richelieu, welcher sich damals durch seine unermüdliche Barmherzigkeit, wie durch seine civilisatorischen Bemühungen große Verdienste um Rußland erwarb. Wie oft hatte man Beide in Odessa vom Hause Pestkranker zum Friedhofe gehen sehen, wo sie eigenhändig mit dem Spaten Gräber für die Todten gruben. Frau Swetchine versuchte vergebens, den Abbé der Petersburger Gesellschaft wieder zu gewinnen. Graf de Maistre schrieb damals (13. August 1813) an ihn: „Eine Pest *ist eine* der ergreifendsten Predigten und man müßte nicht wie

Sie beschaffen sein, wollte man nicht einen unermeßlichen Vortheil daraus ziehen. . . . . . Welche Prüfungen, welche Arbeiten! Doch endlich ist, Gott sei gedankt, Alles vorüber!"

Waren auch in der That die furchtbaren Heimsuchungen des Krieges, des Hungers und der Pest für Rußland selbst mit dem Ende des Jahres 1813 im Abnehmen, so war doch mit dem Verschwinden der feindlichen Heere der Friede noch nicht gesichert.

Das Jahr 1812 hatte über Rußland die Fülle des Unglücks, der Demüthigung und des Schreckens gebracht: Schlachten auf Schlachten waren verloren worden, die alte herrliche Czarenstadt Moskau war als ein heroisches Opfer des Patriotismus in Flammen aufgegangen. Allen diesen Schicksalsschlägen gegenüber zeigte Alexander, daß er auch in den härtesten Prüfungen, die an einen Fürsten gestellt werden können, nicht verzagte. Die Schwere des nicht enden wollenden Unglücks hatte sein Haar gebleicht; aber die Noth hatte auch, trotz des vielstimmig erschallenden Rufes nach einem schmählichen Frieden, den festen Entschluß zur Fortsetzung des Krieges in ihm gereift, und ihn von aller Schwärmerei für den Welteroberer gründlich geheilt. „Napoleon oder ich, ich oder Napoleon! Beide zugleich können wir nicht regieren," hatte er dem Obersten Michaud gesagt, als dieser ihm die Räumung Moskaus gemeldet; „ich habe ihn kennen gelernt; er soll mich nicht mehr täuschen." Das russische Volk stimmte freudig dem hochherzigen Entschlusse seines Kaisers zu. Die Erbitterung und der allgemeine Abscheu gegen die Verwüster des Vaterlandes erreichten bald eine solche Höhe, daß Alexander kein Hemmniß für sein großes Vorhaben mehr zu fürchten brauchte. „Der Verlust von Moskau," schrieb er an den Kronprinzen von Schweden, „gibt mir Gelegenheit, dem ganzen Europa den größten Beweis meiner Ausdauer im Kampfe gegen seinen Unterdrücker abzulegen; denn nach dieser Wunde sind alle anderen nur Schrammen. Ich wiederhole die feierliche Versicherung, daß ich und das Volk, an dessen Spitze zu stehen ich die Ehre habe, mehr als je entschlossen sind, auszu-

harren und lieber uns unter den Trümmern des Reiches zu begraben, als uns mit dem neuen Attila zu vergleichen."

Der tragische Rückzug oder besser die Flucht Napoleons und der französischen Armee hatte den Vertheidigungskrieg von selbst in einen Angriffskrieg verwandelt. Alexanders erleuchteter Geist hatte bald erkannt, wie wichtig es sei, Napoleon die ihm unterworfenen deutschen Streitkräfte durch die Befreiung Deutschlands zu entreißen; der Krieg mußte also im Auslande, zunächst auf deutschem Boden, fortgesetzt werden.

Es war kein geringerer Mann, als unser großer Stein, der den erhabenen Gedanken in dem Kaiser pflegte und befestigte, der Friedensstifter und Wohlthäter Europa's zu werden, wie er der Retter seines Reiches gewesen. In einer unvergleichlich beredten, klaren und überzeugenden Denkschrift vom November 1812 führte der von Alexander selbst als der „redlichste, uneigennützigste und scharfblickendste Rathgeber" erkannte deutsche Staatsmann diesen Gedanken bis in's Einzelne aus. „Der Zeitpunkt, welcher sich vor Euer kaiserlichen Majestät eröffnet, ist entscheidend," heißt es dort; „er verwirklicht zehn Jahre von Erwartungen, von Arbeiten und von Opfern; er ist die Frucht einer großen Zahl unerhörter und unvorhergesehener Verbindungen. Sie werden, Sire, sich an die Spitze Europa's stellen. Ihnen fällt die erhabene Rolle des Wohlthäters und Herstellers zu."

So verlegte Alexander 1813 sein Hauptquartier nach Deutschland. Die Kaiserin hätte ihn gerne begleitet, allein sie konnte die Einwilligung des Kaisers hierzu nicht erlangen, und mußte sich, angeblich wegen der Gefahren des Krieges zurückgehalten, damit begnügen, dem Kaiser in einiger Entfernung zu folgen. So gelangte sie nacheinander nach Riga, Weimar, dessen Großherzogin eine Schwester Alexanders war, nach Berlin und in andere Hauptstädte Deutschlands, je nach dem Laufe der kriegerischen Ereignisse. Fräulein Stourdza, die stete Begleiterin der *Kaiserin*, blieb während dieser Zeit mit ihrer Herzensfreundin

in steter Correspondenz. Auch dießmal können wir uns nur durch die allein erhaltenen Briefe der Frau von Swetchine ein Urtheil über den Inhalt derselben bilden. Die Briefe (ohne Datum), welche in das Ende des Jahres 1812 und den Verlauf des Jahres 1813 fallen, spiegeln, wie Graf Falloux bemerkt, „die untrügliche Offenheit, die unwandelbare Erhabenheit des Urtheils“ wider, welche die Freundschaft der beiden Frauen zierte; „man sieht darin die Sicherheit, die Hoheit der Anschauungen, die Selbstverläugnung sich entwickeln und vertiefen. Man wird von ehrfurchtsvollem Staunen ergriffen, wenn man diesen beiden jungen und geistreichen Frauen in ihrem vertraulichen Ideenaustausch folgt, wie sie aus dem verlockenden Spiele der großartigsten Ereignisse nur ernste politische oder sittliche Lehren schöpften und ihrem Ehrgeize nur Träume leidenschaftlicher Freundschaft, Menschenliebe oder seliger Einsamkeit verstatteten.“ Als Dritter im Bunde dieses innigen Freundschaftslebens zeigt sich häufiger als zuvor der Graf de Maistre. Frau Swetchine schreibt um diese Zeit von ihm: „Er gleicht einem Jagdhunde, der in erstaunlicher Entfernung riecht, was mittelbar oder unmittelbar mit den Ideen des Jahrhunderts zusammenhängt; bei ihm findet nichts Gnade von dem Augenblicke an, wo es im Geringsten von den Grundprincipien abweicht. Sobald dazu nur irgend eine Andeutung sich zeigt, hat weder Beredsamkeit noch Erhabenheit der Gedanken und Anschauungen auf Nachsicht zu rechnen.“

Neben den Sorgen des Familienlebens, den Kümmernissen und dem Jammer, welchen die Schicksale des Kriegslebens in die befreundeten Familien trugen, neben den Nachrichten über ihr fortgesetztes Studienleben (Frau Swetchine spricht wiederholt von ihren Lectionen im Deutschen), neben kurzen Anspielungen auf die Zeitereignisse und Vorgänge in der Umgebung der kaiserlichen Majestäten, sind es immer wieder die schlichten Selbstbekenntnisse ihres ruhelosen, nach höherer Vollkommenheit strebenden Seelenlebens, die unsere besondere Beachtung in Anspruch

nehmen. Wie tiefe Einblicke in dasselbe gestatten nicht folgende Zeilen: „Es ist Ihnen, meine Freundin, nicht unbekannt, daß ich mein Leben mit dem Studium der sittlichen Heilkunde hinbringe; die Grundlage meines Systems wird stets die duldende Ergebung sein. Was Sie auch davon sagen mögen, nur in ihr finde ich Ruhe, und wenn man einmal weiß, wohin man das Haupt legen kann, und wäre es auch auf Marmor, so soll man seine Lage nicht ändern. Als Schutzmittel, welches neben dem Hauptmittel nicht ohne Nutzen ist, habe ich nie etwas Besseres gefunden, als Arbeitsamkeit; dieser gebe ich mich bisweilen mit einem wahren Heißhunger hin, und die meiste Zeit läßt mich meine schwache Gesundheit das Schicksal des Tantalus theilen, der mir wahrscheinlich bei unserer Zusammenkunft im Thale Josaphat keine Lehre mehr zu geben haben wird.“

Dieses Bild stillen, zurückgezogenen, sich selbst über den Leiden des Lebens tröstenden Arbeitens ergänzt Frau Swetchine an einer anderen Stelle wie folgt: „Ich bedarf so sehr der Muße! Das Leben voll Unruhe, das ich geführt habe, hat mich diesem meinem Selbst fast entfremdet, das sich seines vollen Lebens nur dann bewußt wird, wenn es sich ohne Zerstreuung den süßesten Neigungen, der Natur und jener geistigen Welt überlassen kann, welche der anderen Welt bisweilen vergessen darf. In meinem Herzen lebt so viele Vergangenheit, daß mir das Leben unter allen Kümmernissen und den neuen Empfindungen, die sich darin widerspiegeln, ebenso nothwendig scheint, wie die sehnsuchtsvolle Hoffnung künftigen Glückes den jungen Seelen, die noch daran glauben. Mag auch der gütige Gott mir den Frieden wieder schenken, indem er mich über Nadine (ihre damals sehr erkrankte Pflegetochter) beruhigt, so fühle ich gleichwohl, es genügte, um meinem Herzen seine Gluth zu rauben, daß mich die Ergießungen eines vollkommenen Vertrauens verlassen. Nach Ihnen hege ich bisweilen ein so heftiges Verlangen, daß ich bis an das Ende der Welt wandern würde, um meine Seele erschließen zu können, und oft bin ich

wie von einem unwillkürlichen Antriebe bewogen, von meinem Sitze aufgesprungen, als hätte es in meiner Macht gestanden, die Last, die mich niederbeugte, abzuschütteln."

Aus allen Briefen, die Graf Falloux von ihr aus dem Jahre 1813 mittheilt, äußert sich neben hohem strengen Pflichtgefühl, neben der zartesten Rücksicht auf ihre Umgebung, immer wieder jenes stille, fast zaghafte Sehnen nach innerer Ruhe, nach selbstopfernder Hingebung an die Wahrheit und an die Pflicht, welches, jetzt noch unbestimmt und schwankend, ihre reine Seele doch endlich zu jenem schweren Opfer des Glaubens hinführen sollte, auf das man, wie sie einst in ihren „Gedanken" schrieb, „von langer Hand her vorbereitet sein muß", jenes Opfer, „in dem man allein den Glauben verwirklichen kann".

„Ich habe," schrieb sie an Roxandra, „viele Aehnlichkeit mit Buffon's (des berühmten Naturforschers) Theorie von der Bildung der Erdkugel: wie diese, bin ich von einer glühenden Sonne losgerissen worden, und seit Jahren bin ich damit beschäftigt, mich abzukühlen; ich bin noch nicht bei dem Kältegrad der Pole angelangt, allein ohne die Tröstungen, die ich Ihnen verdanke, hätte ich ihn wohl schon erreicht. Jedenfalls wäre ich mit gleichen Füßen auf die gemäßigte Zone gesprungen; denn nie war es mir gegeben, die Mitte zu wählen; weit leichter finde ich es, unten stehen zu bleiben. ..... Alles, was bei mir in der Vollbringung an sich lobenswerther Handlungen Uebertreibung scheint, ist eigentlich nur verdeckte Schwachheit; gegen sie allein war mein Wille gerichtet; sie allein hat mir die Ergebung, die Entsagung eingeflößt, die Sie mir zur Ehre anrechnen möchten. Andere Zeiten, andere Sorgen, werden Sie mir zurufen, wie ich mir selbst oft zurufe; allein es ist Zeit, daß die Herrschaft der Vernunft (die keine Göttin ist) ihren Anfang nehme. Es handelt sich nicht mehr darum, daß ich vor mir fliehe, sondern um den Muth, mir gegenüberzutreten und in's Angesicht zu schauen, und nicht Luftgebilde zum Beistande gegen die Wirklichkeit herbeizurufen. Ich versichere Ihnen, dieß

ist mein letztes Wort: ich werde in mir von jetzt an eine gemischte Regierung einsetzen; ich werde den verschiedenen Kräften den Einfluß gestatten, der jeder einzelnen zukommt, ohne ihnen irgend welche Uebergriffe zu erlauben, und diese Ordnung wird vielleicht jenes Gleichgewicht hervorbringen, das schon so lange von mir gesucht wird."

Daß dieser Entschluß und die auf ihn gegründete Hoffnung eine eitle war, zeigen die wenigen Zeilen, die später folgen: „Es ist einer der großen Uebelstände meiner Lebensweise und für einen Charakter meiner Art, den Tag zu zerstückeln und Lücken darin zu lassen; in diesen setzt sich die Schwermuth fest, und kein Mittel ist im Stande, sie wieder daraus zu vertreiben."

Gleichwohl verzagte sie nicht, sondern immer gewann in ihr jene ernste, auf strengem Pflichtgefühl beruhende Ergebung die Oberhand, der sie in einem späteren Briefe folgenden schönen Ausdruck gibt: „Es scheint mir," schreibt sie, „als erfaßte ich die Absichten Gottes rücksichtlich meiner, als fühlte ich mich unter seinem Einflusse, und schritte auf dem Wege fort, den mir seine Barmherzigkeit vorgezeichnet hat. Ist eine solche Seelenstimmung nicht schon an sich die größte aller Wohlthaten? Wie sehr haben Sie Recht, nur zu wollen, was Gott will! Ich bin mir der vollständigen Unkenntniß dessen, was uns zuträglich ist, tief bewußt; ich habe so viele Hoffnungen sich erfüllen und doch zur Quelle so bitterer Thränen werden sehen, wie getäuschte Hoffnungen sie niemals erpressen; wäre mir alle Gewalt über mein eigenes Schicksal gegeben, ich würde keinen Augenblick anstehen, mich durch mein flehentliches Bitten davon zu befreien. Es ist gut, nur von dem Wesen abzuhängen, durch welches Alles geschieht, und wenn Etwas das Menschengeschöpf noch elender zu machen im Stande wäre, als es schon ist, so würde dieß eine höhere Stufe der Unabhängigkeit sein. Diese Ansichten, liebe Freundin, sind sehr alten Datums; der erste Keim, aus dem sie sich entwickelten, entstammt einer Zeit,

wo die Luft noch balsamisch duftete, wo die mich umgebenden Gegenstände von Schönheit und Frische erglänzten und mein Herz, obwohl bereits von Trübsalen heimgesucht, zuweilen noch mit Entzücken des Daseins sich freute."

Man würde irren, wollte man einzig nach diesen Ergüssen vertrautester Seelenfreundschaft den Charakter der uns aus den Jahren 1813 und 1814 erhaltenen Briefe beurtheilen. Dieselben enthalten vielmehr über manche Vorgänge der Zeit, zunächst aus der Umgebung des Kaisers und der Kaiserin, so interessante Aufschlüsse, daß wir dieselben auch nach dieser Seite in's Auge fassen müssen.

Das traurige Mißverhältniß zwischen dem kaiserlichen Paare, auf welches wir oben kurz hindeuteten, gab Allen, die in näherer Beziehung zu ihm standen, viel zu denken. Minister Stein, ein gewiß zuverlässiger Gewährsmann, stellte die Kaiserin sehr hoch; er war ihr während seines Aufenthaltes am Petersburger Hofe näher getreten und nannte sie wiederholt „schön, gütig, liebenswürdig", „eine Fürstin von großer Zartheit der Empfindung und einer Stimme voll Seele". Die Kälte und Gleichgültigkeit Alexanders gegen sie schien sich während des siegreichen Feldzuges durch Deutschland und Frankreich noch mehr zu steigern, so daß sie endlich im März 1815 sich entschloß, allein nach St. Petersburg zurückzukehren. „Die Kaiserin," schreibt Stein um diese Zeit, „hat überhaupt etwas Schüchternes im Charakter, eine der Empfindlichkeit nahe kommende Zartheit. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie bei mehr Lebhaftigkeit, Gewandtheit, Offenheit sich dem Kaiser mehr annähern würde; unterdessen sollte er doch selbst einen höheren Werth auf so viel Zartheit, Mäßigung, Bildung, Würde, Resignation und Grazie setzen und bethätigen. Etwas zu der Entfremdung mag das Klatschen, das Hin- und Hertragen des Königs von Bayern beigetragen haben."

Wenn die Briefe der Frau Swetchine nur indirect dieß traurige Verhältniß berühren, so liegt der Grund darin, daß

dieselben mit äußerster Vorsicht wegen des in der Umgebung der Kaiserin selbst herrschenden Mißtrauens abgefaßt waren. Dieselben wurden meist nur durch sichere Privat-Boten besorgt; die Kaiserin erscheint darin an einigen Stellen als Frau R . . ., die in den engsten Beziehungen zu Roxandra steht; im Uebrigen ist Frau Swetchine von tiefer Hochachtung und sympathischer Theilnahme für sie erfüllt. Bevor indeß ihre Kaiserin ihren Entschluß der Rückkehr ausführte, sollten die Beziehungen zu Alexander eine unerwartete Wendung zum Bessern erfahren.

Napoleon war auf die Insel Elba verbannt, die Monarchie in Frankreich wieder hergestellt; Ludwig XVIII. hatte den kaum wieder errichteten Thron seiner Väter bestiegen, und Alexander, der Sieger über den Welteroberer, der Wiederhersteller des Friedens und der Ordnung, schlug den Weg nach dem Norden ein. Wo er erschien, wurde er als der Retter Europa's mit unermeßlichem Jubel aufgenommen. Ueberall fanden Festlichkeiten der glänzendsten Art statt, und der für die Genüsse des Lebens stets sehr empfängliche, in der Kraft des Mannesalters stehende, weltgewandte, ritterlich schöne und leicht bewegliche, fast weiche Fürst war nur allzubereit, die ihm überall entgegengebrachte Huldigung und Liebe nach so manchen kummervollen Jahren mit vollen Zügen zu genießen. Vorzüglich Wien hielt ihn zurück, während die Verhandlungen des dort tagenden „Congresses der acht Mächte“ den politischen Grund für das längere Verweilen inmitten des lautesten Festjubels abgaben.

Mit unglaublicher Verblendung täuschte man sich über die so nahe liegende Gefahr, daß Napoleon nur den geeigneten Augenblick abwarten werde, um nach Frankreich zurückzukehren und die Welt auf's Neue in Verwirrung zu stürzen. Alles war dazu angethan, ihm dieses Unternehmen zu erleichtern. Die gefährliche Nähe seines Verbannungsortes mahnte unbegreiflicher Weise nicht zur Vorsicht und strengen Ueberwachung; daß der aufrührerische Geist des Heeres, das beständig unter dem geheimen Einflusse der über das ganze Land zerstreuten bonapar-

tistischen Generäle stand, einen Widerhall bei der ganzen, von Rachsucht und Raubgier geleiteten Nation fand, konnte oft genug wahrgenommen werden, wie sich auch Niemand darüber täuschen konnte, daß dreiundzwanzig, von Revolution und Soldatenherrschaft ausgefüllte Jahre genügt hatten, die alten Bande, welche das Volk und die monarchische Regierung mit einander verbunden hatten, gänzlich aufzulösen, so daß der größte Theil der französischen Nation die blutige Herrschaft eines herzlosen Tyrannen der milden und gesetzlichen Regierung eines edlen Königs vorziehen konnte!

Unter den wenigen von dieser allgemeinen Verblendung nicht Bethörten befand sich eine Frau, die der politischen Welt bis dahin unbekannt geblieben war.

Julie Wittinghof, die Enkelin des Marschalls Münnich, war im Jahre 1764 in Riga geboren. Sie hatte sich zwanzigjährig mit dem russischen Gesandten Baron Krüdener in Venedig verheirathet und hatte bald darauf ein abenteuerliches Leben angefangen, indem sie, allein den Eingebungen ihrer überspannten Einbildungskraft und ihrer Laune folgend, Frankreich, Deutschland, die Schweiz bereiste. Im Jahre 1812 hielt sie sich — es war ein Gesinnungswechsel unstreitig ernster Art unterdeß bei ihr eingetreten — eine Zeitlang in Gnadenfrei auf, wo sie unter Anderem die Aufmerksamkeit des edlen Grafen Friedrich Leopold Stolberg erregte. Dieser schrieb am 12. August d. J. in der ihm eigenen milden Weise an seinen Bruder Christian: „Ihr werdet Euch wundern, zu hören, daß die Krüdener eine Zeitlang in Gnadenfrei, einem Brüdergemeindeort, einige Meilen von hier, mit ihrer Tochter gelebt habe und von den Brüdern als eine Enthusiastin angesehen worden. Noch diesen Frühling hat Mariagnes sie in Peterswaldau gesehen, wo man ziemlich von ihr eingenommen war, auch soll sie dort zwar sehr fromm gesprochen haben, doch ohne jene an Verzückung grenzende Exaltation. Sie hatte noch ein junges Mädchen bei sich, dessen Eltern man nicht zu kennen scheint. Die

Tochter soll ein schönes Mädchen sein, das aber ganz den Weltton hat und dem nicht wohl bei dem Wesen der Mutter ist. Ferne sei es von mir, die Mutter als eine Heuchlerin anzusehen; aber ihr Zustand scheint mir auf Täuschung gegründet, welche nicht ohne Eitelkeit sein mag." Der Zufall führte Frau von Krüdener gerade zu der Zeit in das Großherzogthum Baden, da die immer noch vom Kaiser getrennte Kaiserin bei ihrem Bruder, Großherzog Karl Ludwig, die Ankunft ihres Gemahles erwartete. Es war für die Enkelin eines der berühmtesten Söhne Rußlands und die Wittwe eines russischen Gesandten leicht, Zutritt zu dem engeren Zirkel der Kaiserin zu erlangen.

Frau von Krüdener stand damals bereits im fünfzigsten Jahre ihres Lebens und besaß noch manches, was ihre Erscheinung anziehend machte: ein ausdrucksvolles, schwärmerisches Auge, eine anziehende Gestalt, eine lebhafte, hinreißende Redegabe. Die merkwürdige Frau war damals auf dem Höhepunkte ihrer pietistischen Schwärmerei angekommen; sie hatte stets einige protestantische Geistlichen aus Genf und Baden um sich. Auf ihren Reisen durch Deutschland war sie vorübergehend in persönliche Beziehungen zur Königin Luise von Preußen getreten, hatte für kurze Zeit wieder ihre frühere verweltlichte Lebensweise angefangen, dieselbe aber bald während eines Aufenthaltes bei den mährischen Brüdern wieder aufgegeben und zeitweise im Vereine mit dem badischen Hofrath, dem Illuminaten Jung-Stilling und ganz in dessen Sinne den armen Bewohnern der schönen Rheinthäler ihren Pietismus gepredigt. Ohne daß sie mit höherer religiöser Erkenntniß begabt war, als die übrigen pietistischen Sectirer jener Zeit, kamen ihr hierbei sowohl ihr Geschlecht und ihre vornehme Abstammung zu Statten, als auch ihre gewandte Sprache und Ausdrucksweise, welche den Reiz romantischer Originalität nicht entbehrte.

Im Kreise der Kaiserin Elisabeth war es besonders deren beständige Begleiterin Fräulein Stourdza, welche sie, sei es aus Berechnung, sei es aus wirklicher Zuneigung, zur Ver-

trauten ihrer Gedanken machte, die sich alle um den Kaiser Alexander drehten. Als die Kaiserin nach der Herstellung des Friedens Karlsruhe verließ, um mit Alexander in Wien zusammenzutreffen, setzte Frau von Krüdener, die in Baden blieb, die mit Roxandra Stourdza angeknüpfte Verbindung durch einen lebhaften Briefwechsel fort. Kaiser Alexander wurde in demselben als der „weiße Engel“, Kaiser Napoleon als der „schwarze Engel“ hingestellt. Unaufhörlich machte sie den Staatsmännern jener Epoche den strengen Vorwurf frivoler Vergnügungssucht und kurzsichtiger Politik in einem Tone, der seltsam mit jenem der Welt, in welcher Roxandra damals lebte, contrastirte, und der sehr geeignet war, ein argloses und hochsinniges Herz über das eigentliche Wesen der von ihr vertretenen Ideen zu täuschen.

Fräulein Stourdza, erzählt Graf Falloux, verheimlichte diese Correspondenz der Kaiserin nicht, welche, von dem Wunsche beseelt, ihren Gemahl zu ernsteren Gedanken zurückzuführen, kein Bedenken trug, ihm davon Mittheilung zu machen. Auf solche Weise ermuthigt, verdoppelte Frau von Krüdener ihre Ermahnungen zu einem christlichen Leben und verstieg sich bald bis zur Prophezie.

Am 27. Oktober 1814 schrieb sie von Straßburg aus: „Nein, der vergiftete Becher, aus dem sich die Menge berauscht, wird Sie nicht verlocken .... Ich führe eine starke Sprache gegen Sie; aber ich lebe am Fuße des Kreuzes. Die Ereignisse des Lebens drängen sich, die Geschichte der Zeiten, die Stimme der Apostel, die Wunder, welche Gott an das unwürdige Geschöpf, das zu Ihnen spricht, verschwendet, Alles spornt mein Gewissen an, diese Sprache gegen Sie zu führen. Es ist nicht mehr Zeit, zu schwanken .... Der Engel, welcher mit dem schützenden Blut die Thüren der Auserwählten bezeichnet, geht vorüber, und die Welt sieht ihn nicht; er zählt die Häupter, das Gericht ist nahe; es ist da und man tanzt auf einem Vulkane. Wir sehen, wie das schuldbeladene Frankreich, welches

nach den Rathschlüssen des Ewigen durch das Kreuz, dem Er es unterworfen, verschont werden sollte, gezüchtigt wird ..."

Jenen feierlichen Ermahnungen, die sich auf ganz Europa bezogen, fügte Frau von Krüdener bald andere bei, welche sich über ihre besondere Mission bei dem Kaiser Alexander aussprachen; und je näher der drohende Augenblick des Entweichens von der Insel Elbe heranrückte, desto bestimmter und eindringlicher wurden diese Ermahnungen. Noch am 4. Februar 1815 rief sie Roxandra zu: „Ja, theuere Freundin, ich bin überzeugt, daß ich ihm außerordentliche Dinge zu sagen habe, und obgleich der Fürst der Finsterniß Alles aufbietet, um es zu verhindern und um Diejenigen, welche von göttlichen Dingen zu ihm sprechen können, von ihm ferne zu halten, wird der Ewige doch die Oberhand behalten."

In diesem Tone schrieb Frau von Krüdener an Fräulein Stourdza bis zu jenem Augenblick, da eine Offenbarung ihr gebot, wie ihr Biograph K. Eynard behauptet, auf den sich Graf Falloux für die vorstehenden Einzelheiten bezieht, sich in eine bei Schluchtern in Kurhessen gelegene Mühle zu begeben, um dort das von Oben vorherbestimmte Zusammentreffen abzuwarten. Dort erreichte, nicht aber überraschte sie die Nachricht von Napoleons Landung in Cannes und von seiner Rückkehr nach Paris am 26. März 1815.

Kaiser Alexander verließ seinerseits alsbald Wien und begab sich eiligst in sein Hauptquartier. Von der quälendsten Unruhe getrieben und von Vorwürfen über seine Sorglosigkeit verfolgt, hatte er die glänzenden Empfangsfeierlichkeiten von Seiten Bayerns abgelehnt und hatte nur mit Widerstreben die Gastfreundschaft seines Onkels, des Königs von Würtemberg, angenommen. Mit dem Eintritt der Nacht hatte er sich alsbald in seine Gemächer zurückgezogen.

„Ich athmete endlich auf," schrieb er selbst an Roxandra, die mit der Kaiserin zurückgeblieben war, „und mein erster Gedanke war, nach einem Buche zu greifen, das ich stets bei mir trage;

aber mein von düstern Wolken verdunkelter Geist vermochte den Sinn des Gelesenen nicht zu fassen. Meine Gedanken waren verworren und mein Herz gedrückt. Ich ließ das Buch fallen, indem ich dachte, welchen Trost mir in solchem Augenblicke eine Unterredung mit einem gottesfürchtigen Freund verschaffen könnte. Dieser Gedanke erinnerte mich an Sie; ich gedachte auch dessen, was Sie mir von Frau von Krüdener mitgetheilt, und daß ich Ihnen den Wunsch ausgesprochen, deren Bekanntschaft zu machen. Wo mag sie jetzt sein und wie ist es möglich, je mit ihr zusammenzukommen? Kaum war dieser Gedanke ausgesprochen, als ich an meine Thüre klopfen höre. Es war der Fürst Wolkonski, der höchst verdrießlich sagte, daß er mich wider seinen Willen zu dieser unpassenden Stunde störe, er wisse aber nicht anders sich einer Frau zu erledigen, welche mich durchaus zu sprechen verlange. Zugleich nannte er mir Frau von Krüdener. Sie können sich meine Ueberraschung vorstellen; ich glaubte zu träumen. ‚Frau von Krüdener! Frau von Krüdener!' rief ich aus. Diese so plötzliche Antwort auf meinen Gedanken konnte kein Zufall sein. Ich ließ sie sofort eintreten, und als hätte sie mir in der Seele gelesen, richtete sie eindringliche und tröstliche Worte an mich, welche die Unruhe, von der ich seit langem beherrscht war, beschwichtigten."

Auf diese gerade im günstigsten Moment eingetretene Begegnung folgte eine Unterredung, die nicht weniger als drei Stunden dauerte. Zu wiederholten Malen ließ Alexander seinen Thränen freien Lauf und barg sein Gesicht in den Händen. Frau von Krüdener hielt alsdann inne und bat wegen der Lebhaftigkeit ihrer Sprache um Entschuldigung. „Fahren Sie fort, fahren Sie fort," sagte der Kaiser; „Ihre Worte sind Musik für meine Seele." Und als sie beim Abschied ein letztes Mal sich entschuldigte, sagte er: „Seien Sie ohne Furcht; alle Ihre Worte sind vor meinem Herzen gerechtfertigt; Sie haben mich in meinem Herzen Dinge auffinden lassen, die ich nie zuvor wahrgenommen hatte. Ich danke Gott dafür; aber ich

bedarf öfter solcher Unterredungen und ich bitte Sie, in meiner Umgebung zu bleiben."

Von diesem Tag an betrachtete der Kaiser Frau von Krüdener als einen guten Geist, von dem er sich nicht mehr trennen dürfe und dessen Eingebungen er ehrfurchtsvoll Gehör schenken müsse. Sie folgte ihm nach Paris. Der Einfluß, den sie dort auf ihn ausübte, gehört der Geschichte an; die Darstellung der Entstehung dieses Einflusses war nothwendig für uns, um das richtige Verständniß für den Briefwechsel zu eröffnen, welcher gerade über Frau von Krüdeners Auftreten zwischen der in Rußland zurückgebliebenen Sophie Swetchine und ihrer in unmittelbarer Nähe der großartigen Verwicklungen jener Epoche stehenden Freundin stattfand. Auch hier haben wir wiederum nur die Briefe der Frau Swetchine, welche die Zeit vom Frühjahre 1814 bis zum Schlusse des Jahres 1815 umfassen.

Eher abgestoßen, als geblendet von der Erscheinung der Frau von Krüdener, mehr und mehr beunruhigt darüber, daß die enthusiastische Freundin sich von ihren Predigten hinreißen zu lassen schien, aber doch immer bescheiden in der Aeußerung ihrer eigenen Gefühle und Meinungen, erörtert und bekämpft sie, ohne Namen zu nennen, die ihr widerstrebenden Ideen und stellt ihnen auf das Entschiedenste jene, die ihr mehr gelten und höher stehen, gegenüber. In ihren Darlegungen zeigt sich ein Ernst der Anschauung, eine Reife des Urtheils, eine Sicherheit in der Erfassung der Gefahren religiös-pietistischer Gefühlsschwärmereien, die damals außerhalb der katholischen Kirche nur Wenigen in dem Maße eigen sein mochten, und die uns bei Frau Swetchine um so mehr mit Bewunderung erfüllen, als dieselben niemals durch die Tiefe ihres leicht bewegten und zarten Gemüthslebens beeinträchtigt werden.

Fräulein Stourdza konnte von Anfang an, wo sie der Freundin ihre Beziehungen zur Frau von Krüdener auseinandergesetzt hatte, nicht über deren Ansicht im Zweifel sein. Roxandra hatte in einem ihrer Briefe von dem Erzieher des jungen

Prinzen Wasa, Polier, gesprochen, den der Verlust der schwedischen Krone an den General Bernadotte nicht hatte bewegen können, seine Hingebung in dem Erziehungswerke des beraubten Prinzen zu mindern. Mit Bezug auf diese Handlung schrieb Frau Swetchine: „Ich schätze die Metaphysik, selbst die Mystik, allein eine einzige Handlung wie diese, die aus eigenstem Antrieb hervorgeht, hat in meinen Augen einen größern Werth, als die erhabenen Anschauungen und die Verzückungen bis in den dritten Himmel."

Ohne Zweifel, um die Freundin vor den trügerischen Eindrücken eines erregten Gemüthslebens zu warnen, schreibt sie derselben später auf deren Aufforderung, von den Erlebnissen ihres eigenen Gemüthes Einiges mitzutheilen: „Noch jung erwachte ich aus einem Schlafe, der schlimmer ist, als der des Todes. Im Alter von neunzehn Jahren warf ich mich Gott in die Arme, mit einer solchen Leidenschaft, wie ich seitdem nichts Aehnliches mehr empfunden habe. Mehrere Jahre hindurch trug die Religion in mir diesen Charakter, und es wird Ihnen, liebe Freundin, unglaublich erscheinen: fünf Minuten religiösen Schwärmens waren im Stande, mich zu jedem Opfer zu bewegen, und den nun folgenden Tagen meines Lebens die Richtung zu geben, die es genommen hat. Es war dieß eine Gnade, deren ich mich, ich spreche dieß mit der tiefinnersten Ueberzeugung aus, auf keine Weise würdig gemacht hatte. Später nahm mir die Vorsehung Stütze und Stab; nie fühlte ich mich so schwach, als ich allein meinen Weg gehen sollte, als ich, anstatt zu fliegen, nur langsam und schwer fortkam.... Ich kenne die wahren Bedürfnisse eines Charakters, wie der Ihrige ist; allein Ihre Einbildungskraft, die mir jetzt so theuer ist, wie Sie selbst, hätte hinter Ihnen leicht zurückbleiben können, wenn Sie sich von Allem hätten hinreißen lassen, was Sie zu verleiten ein Recht hatte. Auch bin ich, ich muß es gestehen, seit Ihrer Abreise oft und so sehr, daß mir der Muth entfiel, in Sorge gewesen, es könnte Sie ein falscher Glanz oder auch

Ihre Erfolge verlocken, sich eine Zukunft zu schaffen, die der Wirklichkeit und meinem Herzen den Zutritt zu Ihnen erschweren möchte.“ Man sieht, so ernst und doch so zart sind selten Warnungen gegeben worden.

„.... Ihr Schutzengel scheint um Sie sehr besorgt zu sein,“ schreibt Frau Swetchine einige Monate später, „um Ihre Dornen mit einigen Blumen zu bedecken. Wie gerne möchte ich sichtbar mit diesem süßen Amte betraut sein! Wenn nicht Ihre Offenheit und Aufrichtigkeit mich beruhigten, würde ich fürchten, der Eindruck Alles dessen, was Sie gehört haben, der Meinungen, die in Ihrer Umgebung galten, und deren Organe eben sowohl Ihre Einbildungskraft als Ihr Herz bewältigen konnten, möchte irgend eine Spur unvermerkt in Ihrem Geiste zurückgelassen haben. Wenn ein fremdartiger Eindruck Ihren Gedanken eine falsche Richtung hätte geben können, so wäre der aus diesen Verirrungen erwachsende Nachtheil größer für Andere, als für Sie selbst gewesen, die Sie in Ihrem trefflichen Bruder, den ich so sehr liebe, einen wahrhaften Rathgeber und Führer haben, der ebenso geeignet ist, Sie auf den rechten Weg zurückzuführen, als Sie auf demselben zu erhalten. Was mich betrifft, so möchte ich in dieser Hinsicht nur Eines sagen: mißtrauen Sie den Worten „Einfalt“ und „kindliche Gelehrigkeit“, welche gewisse Systemmacher so gebieterisch fordern, während sie selbst so weit davon entfernt sind. Die wahre Einfalt besteht darin, daß wir Schritt für Schritt den Lehren des Evangeliums folgen, ohne uns in geheimnißvolle Spekulationen einzulassen, die nur einer überaus kleinen Zahl von Sterblichen vorbehalten sind; daß wir unsere Handlungen genau nach dem Werthe des Heiligthums schätzen und uns demüthig in das Leben fügen, anstatt uns in hochfahrender Ueberhebung über dasselbe emporschwingen zu wollen. Wie oft habe ich nicht bei solchem Unterfangen den Sturz des Ikarus sich erneuern sehen!“

„.... Sie haben von der Religion, ihrem Beistande, ihren Hülfsquellen einen von meiner Auffassung verschiedenen Begriff.

Die Neuheit und das gewissermaßen Unregelrechte in dem Wege, den Sie betreten haben, würde mir jederzeit Besorgnisse einflößen, wenn ich nicht vor allen Dingen darauf hielte, die Wirkungen, welche dadurch auf Sie hervorgebracht werden, zu segnen. Ihre Einbildungskraft ist ohne Zweifel von der Natur derjenigen, welche zuweilen die Schranken, über die man nicht hinausgehen soll, mit sich fortreißen; aber Ihre Seele gehört auch vermöge ihrer seltenen Reinheit zu denen, welche Alles zu einem guten Ende führen, und welche auf den Flügeln der Begeisterung eine Höhe ersteigen, wohin Andere nur durch harte Anstrengungen, nach langsamen und schmerzlich errungenen Erfolgen gelangen. Ich glaube, daß sich um diesen so interessanten Gegenstand noch oft unsere Unterhaltungen drehen werden, und ich bin überzeugt, wenn auch nicht alle unsere Ansichten übereinstimmen, so wird uns doch, da unser Ausgangs- und Zielpunkt derselbe ist, eine vorübergehende Meinungsverschiedenheit niemals trennen können. Es ist gut und heilsam, auf wechselseitigen Beistand gestützt, mit verschlungenen Armen jenen Regionen entgegenzuwandeln, die man nicht unbekannte nennen kann!"

„.... Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Alles interessirt hat, was Sie mir von Frau von Krüdener und deren Tochter sagen. Da ich nicht die äußerst seltene Ehre habe, ganz im Voraus fertige Meinungen zu haben, so hüte ich mich vermöge einer wunderlichen Eigenthümlichkeit, welche man in Petersburg, wenn ich mich ihrer rühmen wollte, entschieden verdammen würde, recht wohl, über irgend einen Gegenstand ein Urtheil zu fällen, ohne mich mit demselben vorläufig bekannt gemacht zu haben. Meine Ansicht über die deutschen Theosophen ist der Art, daß sie alle Orthodoxen mit Entrüstung und Scheu erfüllen würde. Man kann auf einem so ausgedehnten Gebiete eine weite Strecke zurücklegen, und ich habe es stets natürlich gefunden, wenn die Einen, ohne die Grundlagen anzugreifen, einige Steine wegnehmen, die ihnen überflüssig erscheinen, und

die Anderen solche anfügen, so lange sie den Luxus nur nicht so weit treiben, mit einem zweiten babylonischen Thurme den Himmel herauszufordern. Meine Nachsicht ist, Sie sehen, groß, und doch habe ich nach reiflichem Nachdenken stets gefunden, daß es besser ist, der Religion in ihrer ganzen Einfalt zu folgen, als sie in eine Wissenschaft zu verwandeln, deren geschickteste Eiferer sich oft am wenigsten an jene Gebote halten, die unser Handeln lenken, indem sie es mit ihr verschmelzen. Wenn man sich in allgemeinen Begriffen und Schwärmereien über die Liebe zu Gott verliert, so läuft dabei der Stolz höchst selten Gefahr, an Entkräftung zu sterben. Der Kriegsruf dieser frommen Streiter ist immer: Einfalt, Verleugnung des Willens und der Eigenliebe, aber diese schöne Münze hat eine unglückliche Kehrseite, die alle entgegengesetzten Laster zur Schau trägt. Abgesehen von diesen Beobachtungen, zu welchen mir die Ihnen bekannte Gesellschaft Gelegenheit gegeben, hätte mich auch die ausgesprochene Abneigung gegen Alles, was das Aussehen eines Vereins hat, gegen dieselbe eingenommen. Ich habe niemals begriffen, wie man sich durch Meinungen verbrüdert erachten kann, und wenn ich jemals einer Sekte beitrete, wird es die der Independenten sein. Ich werde Vertrauen und Achtung stets nur für den Charakter haben, und die (Schauer-) Romane der Madame Radcliffe erschrecken mich weniger, als dieß der Fall sein würde, wenn ich mich in dem Netze einer religiösen Gemeinde glaubte, die in dem Reiche der christlichen Kirche ein eigenes Reich bilden wollte. Suchen Sie, meine Freundin, sich dagegen sicherzustellen. Es ist dieß nicht so leicht, wie Sie glauben; wie achtungswerth diese Leute sonst sein mögen, so nähren sie doch stets diesen Hintergedanken. Hören Sie auf ihre Worte, wenn Sie daran Gefallen finden, aber eignen Sie sich ihre Meinungen nicht an; wählen Sie heraus, was die Seele erwärmt, ohne den Geist zu berücken. Ihr Bruder hat mir den Brief der Frau von Krüdener vorgelesen, den Sie ihm *in Abschrift* zugeschickt haben; er schien mir bewunderungs-

würdig; so auch Ihrem Bruder, ohne es eben so offen zu gestehen; nichtsdestoweniger fordere ich Sie auf, sich diesesmal an jenen Köhlerglauben zu halten, zu welchem ich nach allen meinen religiösen Schwankungen zurückgekommen bin, welche in meinem armen Kopfe so ziemlich dasselbe waren, was die gährenden Meinungen im sechzehnten Jahrhundert gewesen. Wissen Sie, daß Ihr Bruder viel dazu beiträgt, meine Anhänglichkeit an die griechische Kirche von Neuem zu beleben?"

„.... Meine liebe Freundin, die Neugierde ist eben so mächtig als alt, und Sie erregen die meinige in einem Grade, daß ich Eva besser begreife als je. Ich weiß nicht, ob ich den Muth besitze, mit Ihnen auf hoher See zu fahren, dessen aber bin ich gewiß, daß, wenn ich Sie nicht im Hafen zurückzuhalten vermag, wenigstens meine besten Wünsche Ihnen folgen werden. Zählen letztere nicht zu denen, die immer ein gutes Ende erwirken? Ich war zuweilen in Besorgniß, es möchte Ihre Einbildungskraft in der Region, in der Sie leben, zu hoch schweifen, und Sie, wenn die Wahrheiten der großen Geister, die Sie bewundern, nicht ohne Irrthümer wären, diese sammt den Wahrheiten annehmen. Ich beruhige mich jedoch wieder, wenn ich an Ihren guten Geist denke, der die Ehrfurcht für Dinge stets bewahrt, die außer dem Bereiche liegen, in dem der menschliche Geist lebt. Der alte Glaube ist eben deßhalb der positive Glaube, weil er die Jahrhunderte überlebt hat, ohne eine Veränderung zu erleiden. Dieß ist der Stamm, an den man sich fest anklammern muß, ohne den freien Blick der Forschung nach allen Seiten hin zu beeinträchtigen. Alles Wahre steht immer mit einer von Gott geoffenbarten, allgemeinen, verbreiteten Wahrheit in Verbindung, und der Zusammenhang wird sich als solcher nur dadurch offenbaren, daß es sich davon lostrennt."

Fräulein Stourdza hatte ihrer Freundin von einer Lustreise in den Vogesen gesprochen, die sie mit Frau von Krüdener nach dem bekannten Steinthal unternehmen wollte, wo der protestantische Pfarrer Oberlin viele der Frau von Krüdener ähnlich

gestimmte und gesinnte Personen um sich versammelte, inmitten „einer jener Oasen," wie Eynard sagte, „welche der Herr in der Wüste dieser Welt für seine schwachen Kinder geschaffen." „Wer weiß, meine Freundin," schrieb ihr unverweilt Frau Swetchine, „ob Sie nicht von dieser Grille geheilt würden, wenn Sie nicht acht, sondern vierzehn Tage eine ganz leidenschaftslose Luft athmen würden. Ich habe von den erfahrenen Seeleuten stets gehört, daß die sofort nach dem Sturme eintretende Windstille Vergnügen bereite; sobald dieselbe aber ein wenig andauere, werde sie unerträglich. ... — Ich glaube Ihnen sehr gern, daß Sie sich nach Ruhe sehnen; aber es ist vermuthlich eine Illusion, wenn Sie glauben, dieselbe werde Ihnen zusagen, denn Sie schmücken dieselbe mit Farben, mit denen wir Alles malen, was uns fehlt. Kürzere Ruhe ist ein Zustand, der nur wenigen Wesen zusagt, am wenigsten aber Ihnen, deren lebhafter Geist der Nahrung stets bedarf. Sie wissen noch nicht, was es heißt, sich inniger an Andere als an sich selbst anzulehnen. Sie kennen die Ermüdung und Erschöpfung noch nicht, die daraus folgt, noch auch das Bedürfniß, zum Verkehre mit den Außendingen aus sich herauszutreten. Ich könnte über diesen Punkt eine kleine durchaus historische Abhandlung schreiben, welche, wie so manches andere Material, als Beitrag zur Ausarbeitung des endlosen Werkes über die Ueberschwenglichkeiten des menschlichen Elendes dienen könnte."

Aus der Lectüre dieser wenigen Zeilen wird der Leser sowohl einen Einblick in den tiefgreifenden Einfluß der Frau von Krübener auf ihre ganze Umgebung erhalten, als auch die Reife, die Besonnenheit und den Ernst des Urtheiles bewundert haben, mit dem Frau Swetchine in aller Milde diesem Einflusse zunächst bei Roxandra Stourdza entgegentrat. In wie weit dieser Einfluß für die Wiedervereinigung des Kaisers mit seiner Gattin von Bedeutung war, geht aus den mitgetheilten Briefen Frau Swetchine's nicht hervor, wohl aber, daß diese Wiedervereinigung Anfangs Juli 1815 wirklich erfolgte.

Die unverhaltene Begeisterung und Hochachtung, mit der in den Briefen sowohl des Kaisers als der Kaiserin stets Erwähnung geschieht, geben den folgenden, die hoffnungsselige Stimmung der vornehmen Petersburger Gesellschaft, mit der man der Rückkehr des Kaiserpaares entgegensah, schildernden Zeilen einen besondern Reiz. „Ihre Mittheilung über die Zusammenkunft (des Kaisers mit der Kaiserin)," schreibt sie, „hat mich im tiefsten Herzen gerührt, und mir süße Thränen der Rührung entlockt. ... In dieser so lange ersehnten Wiedervereinigung glaube ich den einzigen Triumph, den die Tugend noch erringen konnte, die Niederlage des Bösen in seiner letzten Verschanzung und unter seiner letzten Gestalt, und für Rußland die Morgenröthe eines neuen Tages voll der Gnaden und Segnungen erblicken zu dürfen. Der Himmel wird sein Werk vollenden und mit dieser neuen Wohlthat in unserer Mitte jenen Akt der Vergebung erneuern, den seine Barmherzigkeit in verschiedenen Formen durch das Weltall zu verkünden scheint. Oder bedeuten die sich folgenden glücklichen Ereignisse etwas anderes, als daß das unglückliche Europa für das schuldbeladene Europa Genugthuung geleistet habe und die Zeit der Wiederversöhnung endlich da sei? Ach, laßt uns derselben würdig werden, und möge die Wiedergeburt unser selbst das Unterpfand jenes Bündnisses sein, zu dem Gott die Menschen deutlicher als je aufruft! Mein Herz ist voll der Rührung und Freude, theuere Freundin! Wenn wir im Hinblick auf die Erfolge des Bösen zugleich niedergeschlagen und muthlos werden, so stärken die Siege der Tugend unseren Glauben, beleben auf's Neue seine Kraft und lassen uns an der innerlichen Befriedigung, die sie errungen, Theil nehmen. In solchen Augenblicken fühlt man sich glücklich und stark, und zwar allein darum, weil es Wesen gibt, deren Ausdauer über Glück und Stärke gesiegt hat."

Die hier so heiß ersehnte Wiedergeburt des eigenen Herzens blieb für Frau Swetchine das Ziel ihres unausgesetzten Strebens und Ringens, und wer wollte verkennen, daß die sturm-

bewegten Jahre, die nun ihrem friedlichen Ende zuneigten, sie merklich diesem Ziele genähert? Wir haben schon von ihrer erneuten Anhänglichkeit an das Leben der griechischen Kirche gehört. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Neubelebung ihres religiösen Lebens das Studium der Beweise für die Gottheit Jesu und den göttlichen Ursprung der Evangelien von wesentlichem Einflusse gewesen sei. Wenigstens schreibt sie nach der Lectüre der diese Gegenstände behandelnden, 1774 erschienenen Schrift des Anglikaners Jennings über „die Beweisführung für die Wahrhaftigkeit der christlichen Religion" an Roxandra Stourdza, daß dieß Buch in ihr „einen unaussprechlichen Eindruck hinterlassen". — „Es ist," sagt sie, „wahrhaft der Beweis des Christenthums; indem es die Einwürfe widerlegt, die ich in keinem anderen Werke gefunden habe und die sich so oft bei mir einstellten, um meinen Glauben zu erschüttern, scheint das Buch ganz besonders für mich geschrieben worden zu sein. Wäre in diesem Buche auch nur der einzige Gedanke entwickelt, daß die heiligen Schriften nicht die Offenbarung sind, sondern die Geschichte der Offenbarung enthalten, dieser geistreiche, treffende und fruchtbare Gedanke wäre meiner Ansicht nach genug, um dem Buche eine glückliche Aufnahme zu sichern. Wie ich ihn so ausgesprochen fand, sprang ich — Sie hätten sich des Lachens nicht erwehren können — in meinem Lehnstuhle auf, klatschte in die Hände und legte mein Buch nieder, die drei Zeichen, womit ich den höchsten Grad der Bewunderung auszudrücken pflege, deren ich fähig bin ...." „Das Gebet," fährt sie fort, „ermüdet mich nie; allein ich gestehe, daß ich zuweilen bei Wahrnehmung des Ueberdrusses, den die besten Andachtsbücher in mir erregen, nahe daran war, mich für gottlos zu halten."

Wie unermüdet übrigens bei ihr das Ringen, wohlbemerkt ein demuthsvolles, auf die Liebe zu Gott fest gegründetes Ringen nach Selbstbelehrung war, geht aus folgenden Worten hervor: „*Mein* Glaube, theuere Freundin, ist nicht so unsicher gebaut,

daß ich Bedenken tragen sollte, seine Grundstützen zu untersuchen. Ich behaupte mit Ihnen, die christliche Religion ist nicht nur die Religion der Liebe, sie ist auch die Religion der Wissenschaft. Je besser ich mich unterrichte, je mehr ich nachdenke, je mehr ich das Leben der Seele und des Gedankens lebe, desto mehr glaube ich. Gleichwohl zweifle ich, ob jede Art von Wissenschaft in der unmittelbaren Vereinigung mit der Religion für sie förderlich sei, ob sie nicht unsern Stolz nähre, der sich an Allem weidet, und ob es, wenn man den Glauben, den wahrhaften Glauben gefunden, nicht besser gerathen sei, ihn in unserem Herzen zur Wiege aller Tugenden zu machen, als unsern Geist der Gefahr auszusetzen, daß er in dem Labyrinthe dieser Ideen auf Abwege gerathe, die dem menschlichen Scharfsinne Ehre machen, denen aber vielleicht der menschliche Glaube allein göttlichen Charakter verliehen hat. Auch ich, liebe Freundin, habe mich in Studien vertieft, die den nämlichen Zweck haben; ich halte mich, so viel möglich ist, an der Hauptstraße, auf der man Ariadne's Faden am wenigsten nöthig hat. Ich rücke in kurzen Tagereisen mühsam vor, und all mein Trost ist das Bewußtsein meines festen Willens, immer mehr und mehr diesen Gott des Erbarmens zu erkennen und zu lieben, dessen Verheißungen unsere einzige Stärkung sind."

Aber nicht dieses lautere Ringen nach der besseren Erkenntniß der Wahrheit allein war es, welches sie auf dem schweren und doch so süßen Gange zum vollkommeneren Gehorsam gegen die Rathschläge Gottes begleitete. Mächtig wirkte auf ihre dazu bereite Seele auch so manches echt christliche Beispiel aus ihrer Umgebung.

Unter ihren ohne Unterbrechung fortgeführten Lectürebüchern fand sich ein Album, ein „letztes Andenken Ludwigs von Saint-Priest bei seiner Abreise von Rußland, den 29. October 1814". Das Album ist ausschließlich mit religiösen Gedanken gefüllt, unter denen zahlreiche Bruchstücke aus Frau Swetchine's Unterhaltungen mit dem Grafen de Maistre zerstreut sind. Welchen

tiefgreifenden Einfluß ein so außerordentlicher Charakter wie de Maistre auf die reine, so aufrichtig strebende Seele, wie die Frau Swetchine's, je länger je mehr gewinnen mußte, liegt auf der Hand.

Nur zwei der aus den Gesprächen mit dem sardinischen Gesandten aufgezeichneten Gedanken mögen hieran erinnern. „Ich möchte gerne predigen," sagte de Maistre; „wenn die Könige und die Völker einander gegenüber stünden, da wäre meine Predigt schon fertig. Zu den Majestäten gewendet, würde ich mit tiefer Verneigung sagen: Majestäten, die Mißbräuche führen Revolutionen herbei; — dann würde ich zu den Völkern sagen: — Meine Herren, die Mißbräuche sind keine so großen Uebel, als die Revolutionen." — „Eine Legende, die Herr de Maistre gerne erzählte, stellt auf der einen Seite die Seelen der Büßer dar, wie sie nach dem Hinscheiden aus dieser Welt vor dem Throne Gottes anlangen und wie seine Barmherzigkeit sie in die ewigen Wohnungen zuläßt, und auf der andern Seite Satan, welcher Gott der Ungerechtigkeit anklagt: ‚Diese Seelen haben Dich tausendmal beleidigt, und ich nur einmal!' — ‚Hast Du mich auch nur einmal um Vergebung angefleht?' lautet die Antwort des Ewigen." — Unter den von de Maistre's eigener Hand geschriebenen Gedanken findet sich auch folgender: „Die Unterwürfigkeit, die sich der Gefahr aussetzt, mehr zu glauben, als vorgeschrieben ist, setzt sich keiner Gefahr aus; der Hochmuth, welcher weniger glauben möchte, als vorgeschrieben ist, setzt sich jeder Gefahr aus."

Wie der Graf de Maistre auf ihren Geist, so wirkte die Colonie französischer Emigrirter, mit denen Frau Swetchine in Verbindung stand, durch ihre werkthätige Frömmigkeit, ihre Sitten, ihr glaubensvolles Leben unablässig auf ihr Herz. Wer mag sagen, was mehr zu ihrer Bekehrung beigetragen? Wir haben bereits des erhabenen Frommsinns des Chevalier d'Augard Erwähnung gethan, und an das heroische Opferleben des Abbé Nicolle und des Herzogs von Richelieu erinnert. Aber noch

eingreifender sollte auf sie der Tod einer innigst geliebten und in Petersburg hochverehrten Frau einwirken, die ihr ein kostbares Vermächtniß hinterließ.

Die Fürstin von Tarent, der letzte Sprößling des Hauses Chatillon, welche die Bewunderung des Auslandes durch den Muth erregt hatte, mit dem sie sich aus den Händen der Septembermörder gerettet, die dann nach Rußland geflüchtet war, und so lange ihr Königshaus in der Verbannung leben mußte, nicht an die Rückkehr in die Heimath denken mochte, war hier alsbald von einer Verehrung und Liebe umgeben, an der auch die launenhafte Ungnade des Kaisers Paul nichts zu mindern vermocht hatte. „Die Fürstin von Tarent," sagt Graf Falloux, „verdankte ihre seltene Gewalt (über ihre Umgebung) nicht sowohl der Ueberlegenheit ihres Geistes, als der Autorität ihrer Tugend. Ihre politischen Anschauungen zeichneten sich weder durch gelehrte Tiefe noch durch überlegenen Scharfsinn aus; allein dieselben waren mit so großartigen Traditionen, mit so rührenden Mißgeschicken verwoben, daß man ihr für ihre unvermeidlichen Betrachtungen über die Vergangenheit Dank wußte, und sich ihr niemals näherte, ohne sich von Verehrung und Rührung getragen über sich selbst zu erheben."

Als ihr die Nachricht von der Restauration des Königthums zukam und sie sich zur heißersehnten Rückkehr nach Frankreich rüstete, wurde sie von einer schweren Krankheit ergriffen; nach Verlauf weniger Tage ging sie mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes, bis zuletzt ein Beispiel rührender Treue gegen die Vorschriften der katholischen Kirche, statt in die irdische in die ewige Heimath ein (22. Juni 1814).

Diese hochverehrte Frau folgte in ihrem geistlichen Leben einer von dem Bischof von Boulogne für sie entworfenen Lebensregel; dieselbe umfaßte und regelte nach den Lehren eines heiligen Lebens alle, selbst die unscheinbarsten täglichen Verrichtungen. Diese ihre Lebensregel war das Vermächtniß der Hingeschiedenen für Frau Swetchine. In dem Album von Saint-

Priest findet sich dieselbe nebst mehreren inbrünstigen Gebeten ganz von ihrer Hand eingetragen unter der Ueberschrift: Copie eines kleinen Heftes von der Hand und aus den Papieren der Fürstin von Tarent. — Angefertigt am 15. August 1815 auf dem Landsitze Variatinsky.

Die letztere Bemerkung versetzt uns bereits mitten in die entscheidendste Periode des Lebens der Frau Swetchine, in die Zeit und den Ort, wo die unmittelbare Vorbereitung ihrer Bekehrung zur katholischen Kirche sich vollzog. Ein offenbar aus der letzten Zeit der vorhin skizzirten Correspondenz mit Roxandra Stourdza stammender Brief enthüllt uns ihre unter allen diesen tiefen Eindrücken nach dem Vollkommeneren und Besseren ringende Seele, für die nachgerade die Pflicht strengster Rechenschaft über ihr vergangenes und zukünftiges Glauben und Lieben eine Lebensbedingung geworden war. „.... Ich kann Ihnen, liebe Freundin," schreibt sie, „gar nicht sagen, mit welcher Herzenssehnsucht mich verlangt, ein von der Menge abgeschlossenes Leben der Einsamkeit zu führen. Ich habe mich schon diesen Winter einem solchen mehr überlassen, als ich es seit Jahren gethan; und das Resultat dieses Versuches ist, daß ich mich innerlich mehr als je davon entferne. Es ist mir unmöglich, zu den gesellschaftlichen Beziehungen, welcher Art sie auch seien, nur den schwachen Einsatz kalt berechnender Wesen mitzubringen; selbst das allgemeine Wohlwollen, ein Gefühl, das in so viele Theile zerfällt, daß es beinahe zu einer Null werden muß, gewinnt wirklich in mir festen Bestand. Alles, was ich sehe, flößt mir stets mehr oder weniger Interesse ein, und daraus entspringt eine Regung, die im Grunde ohne Zweck ermüdet, ohne zu belohnen. Ich verstehe es nicht, auf die Unterhaltung zu speculiren, die uns Andere bieten können, und selbst schmeichelhafte Erfolge haben für mich nur noch Reiz, wenn ich annehmen darf, daß sie in den Herzen Anderer einen Keim des Wohlwollens pflegen. Das Meinige dehnt sich so leicht über die ganze Schöpfung, über jedes Individuum aus; meine gewöhn-

liche Stimmung strebt nach sympathischer Uebereinstimmung mit der des Nächsten, so daß Trockenheit, Gefühllosigkeit und Kaltsinn eben so viele Verwundungen für mein Herz sind, und doch kann ich ihnen unmöglich aus dem Wege gehen. Was soll ich erst von jener Mißgunst sagen, die sich so schlecht zu verbergen versteht, von jener Erbitterung des Neides, die nichts beruhigen kann, von jener Abneigung, welche selbst gegen Alles gleichgültig macht, was nur eben die elendesten Vorzüge eines elenden Lebens streift. Und der Beifall, den man sich selbst verschafft, wie viel Enttäuschung und Beschämung birgt nicht die Leere, welche der ersten angenehmen Empfindung, die er hervorbringt, folgen!" Ein Herz, das so zart, so empfindsam unter fast jedem Eindrucke des äußeren Lebens litt, bedurfte der Einsamkeit, um endlich zu gesunden, um endlich jenen großen Gnaden und jener stillen treuen Mitwirkung mit ihnen vollends gerecht zu werden, die sie langsam zu Gott, zum festen Besitze seiner Wahrheit und Gnade in jener heiligen Kirche hinführen, die allein die Schlüssel dazu verwahrt.

IV.

Die Bekehrung (1815).

Das von Frau Swetchine so heiß ersehnte Leben in der Einsamkeit zur Sammlung und Klärung ihres religiösen Urtheils schien sich schlecht mit den Familiensorgen und allen den wohlthätigen Unternehmungen in Petersburg, denen sie sich nicht entziehen konnte und wollte, vereinigen zu lassen. General Swetchine war krank aus dem Feldzuge zurückgekehrt; dieß, sowie die zunehmende Last der Jahre, ließen ihn jede Abwesenheit seiner Frau doppelt empfinden. Die Fürstin Gagarin hielt die Sorge um ihre zahlreiche Familie zurück. Offenbar mußte

es Frau Swetchine als eine außerordentlich günstige Fügung erscheinen, auf welche sie freudig einging, als sie Gelegenheit fand, einen in der Nähe Petersburgs, also in der Nähe ihrer Familie, liegenden Landsitz des Fürsten Bariatinsky an einem herrlichen Punkte des finnischen Meerbusens zu miethen. Dorthin zog sie sich in den ersten Tagen des Monats Juni 1815 mit ihrer Adoptiv-Tochter Nadine und einer ausgewählten Bibliothek zu einsamem Aufenthalte zurück, um durch Gebet, Nachdenken und eifriges Studium ihren religiösen Zweifeln ein Ziel zu setzen.

Nur ein kleiner Kreis von Freunden wurde in das Vertrauen gezogen; unter diesen stand Graf de Maistre obenan, aber gerade er war mit ihrem Plane nicht einverstanden und schrieb ihr am 31. Juli 1815 mit beredter Freimüthigkeit, an dem Erfolge ihres Vorhabens zweifelnd: „Niemals werden Sie auf dem Wege, den Sie eingeschlagen haben, zum Ziele kommen. Sie werden vor Ermüdung zu Boden sinken; Sie werden klagen, in Allem ohne Salbung und ohne Trost; Sie werden die Beute eines stummen Schmerzes werden, der alle Fibern ihres Herzens, eine nach der andern, zernagt, ohne daß es Ihnen je gelingen dürfte, Ihr Gewissen, Ihren Stolz zum Schweigen zu bringen..... Sie lesen gegenwärtig den gallikanischen Kirchenhistoriker Fleury, den der heilige Stuhl verworfen, um genau zu wissen, woran Sie sich hinsichtlich des Papstes zu halten haben; das ist wohlgethan. Wenn Sie aber damit zu Ende sind, rathe ich Ihnen, die Widerlegung Fleury's von Professor Marchetti zu lesen; alsdann lesen Sie Febronius gegen den römischen Stuhl, und darauf (als Richter, der beide Parteien hört) den Anti-Febronius des Abbé Zacharia. Es sind nur acht Bände in Octav, kaum der Rede werth. Dann werden Sie, wenn Sie mir folgen wollen, die griechische Sprache erlernen, um genau zu wissen, was jenes vielbesprochene Wort Hegemonie bedeutet, welches der heilige Irenäus gemäß der *alten* Ueberlieferung auf die römische Kirche anwandte, um zu

erfahren, ob dieses Wort den Vorrang der römischen Kirche, oder die Obergewalt der römischen Kirche, oder die fürstliche Gewalt der römischen Kirche, oder die richterliche Gewalt der römischen Kirche u. s. w. bedeute. Als der berühmte Cardinal Orsi die Widerlegung Fleury's unternahm, fand er so viele Irrthümer darin, daß er zufolge seiner Ansicht: eine fehlerhafte Geschichte könne nur durch eine gute widerlegt werden, eine neue Kirchengeschichte zu schreiben sich entschloß. Er unternahm daher ein neues Geschichtswerk und starb während der Ausarbeitung des zwanzigsten Bandes, mit dem nicht einmal das sechste Jahrhundert abgeschlossen wird. Lesen Sie auch diese nach, sonst werden Sie nie Ruhe haben."

Die feine Ironie dieser Worte bezweckte offenbar, Frau Swetchine von dem eingeschlagenen Wege abzubringen; de Maistre ahnte nicht, daß er mit denselben einen Lehrplan entwarf, den sie Schritt für Schritt befolgte. Während der in Rußland so kurzen und trüben Wintertage, während der endlos langen Nächte wurde Sophie nicht müde, die widersprechendsten Schriften, welche sie mit mühevoller Aufopferung seit lange angesammelt, zu durchforschen, deren Angaben zu vergleichen, Sprachen zu studiren und endlich zu beten. Die damals bereits katholisch gewordene Fürstin Amalie Gallitzin hatte ein Gebet verfaßt, in welchem sie Gott um die nämliche Gnade für ihre Freundin anflehte. Dieses Gebet war vom Juli 1810 an täglich verrichtet worden.

Von allen den Förderungsmitteln ihrer Bekehrung ist besonders auf dasjenige aufmerksam zu machen, welches ihren Geist am meisten gefesselt hatte: das Studium der Kirchengeschichte Fleury's. Ihre Auszüge aus den 24 Bänden derselben füllen nicht weniger als einen Folioband von 450 Seiten, alle ohne Lücke mit der engsten und feinsten Schrift bedeckt.

In der Würdigung des Einflusses, den das Studium Fleury's auf sie ausübte, sagt Graf Falloux: „Es war ihrem natürlichen Scharfblicke nicht entgangen, daß es sich zwischen der

lateinischen und der griechischen Kirche weniger um eine eigentlich dogmatische, als vielmehr und vor Allem um eine historische Frage handelte. Deßhalb durchforschte sie mit der größten Sorgfalt die Akten der bedeutendsten im Orient gehaltenen öcumenischen Concilien, sowie Alles, was in diesen Akten die Suprematie des Papstes in das klarste Licht stellte. Außerdem richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Photius, seine unrechtmäßige Besitznahme des Stuhles von Constantinopel, seine Absetzung, seine Wiedereinsetzung, seine langen Streitigkeiten, seinen Bruch mit Rom, und inmitten dieser Vorgänge auf die in den zahlreichsten und unantastbarsten Zeugnissen mehr als je in Constantinopel anerkannte Autorität des Papstes. In diesem historischen Labyrinthe war ein Führer unerläßlich, und Frau Swetchine verlangte einen unparteiischen und soviel als möglich von allen Parteien geachteten Führer. Sie glaubte, in Fleury diese Eigenschaften vereinigt zu finden. Plato, der berühmte Metropolit von Moskau, hielt große Stücke auf ihn; die Protestanten sprachen mit Achtung von ihm, und die Katholiken hatten ihn nicht gänzlich verworfen."

Die Analyse Fleury's, wie Frau Swetchine in rastloser Arbeit sie entworfen, wiederzugeben, ist unmöglich: „das Gewebe dieser Arbeit," sagt Graf Falloux, dem dieselbe vorlag, „ist zu dicht verschlungen, als daß man etwas davon lostrennen könnte." Einige der Randbemerkungen und Noten indeß, mit denen Frau Swetchine dieselbe begleitete, sowie ein unabhängig von dieser Arbeit geschriebener Rechenschaftsbericht über die durch das Studium in ihr hervorgerufenen Eindrücke gestatten uns einen Blick in die geheimnißvollen Vorgänge ihres Geisteslebens.

Als Graf Falloux im J. 1861 das Leben Sophie Swetchine's herausgab, kannte er den eben erwähnten Rechenschaftsbericht, das „Tagebuch der Bekehrung", noch nicht; die vereinzelten, offenbar erst in späterer Zeit geordneten Blätter fanden sich später in einer unscheinbaren Umhüllung unter den zurückgelegten, einer letzten Durchsicht unterworfenen Papieren. Graf

Falloux gab sie unter dem Titel: „Tagebuch der Bekehrung" im Jahre 1863 heraus; der Vergleich der von Graf Falloux mitgetheilten Randbemerkungen und Noten mit dem „Tagebuche" zeigt, daß die gelegentlichen, unter und neben den Fleury'schen Text gesetzten Bemerkungen gleichsam nur die allerersten Eindrücke der Lektüre enthalten; das „Tagebuch" ist die reifere Frucht tieferen Nachdenkens. „Indem ich Fleury's Kirchengeschichte las," schreibt Frau Swetchine auf das erste der Tagebuchblätter, „schrieb ich unabhängig von den Heften und Noten, die ich über das ganze Werk anfertigte, auf kleine lose Blätter die Ideen, welche mir der Gegenstand, mit dem ich mich gerade beschäftigte, einflößte, so wie sie sich meinem Geiste darboten. Ich will hier diese Noten zusammentragen, um die Aufeinanderfolge meiner Eindrücke zu bewahren."

Was zunächst die Auszüge aus Fleury anlangt, so trägt das erste Heft derselben am Schlusse die Nachricht: beendigt am 9. Juni 1815. Auf der letzten Seite des letzten (neunzehnten) Heftes liest man: 4. December 1815. Die erstaunlich große Arbeit umfaßt also nur einen Zeitraum von sechs Monaten. Wir ersehen aus den Mittheilungen des Grafen Falloux, daß sie zur Anfertigung eines ganzen Heftes oft nur zwei Tage gebrauchte. Welche Hingebung, welcher Eifer, welche Mühen für die Sache der Wahrheit, der sie diente!

Im sechsten Hefte findet sich im Anschlusse an die Schrift des heiligen Hilarius über die Beweggründe seiner Bekehrung folgende Bemerkung: „Ehe das Christenthum Glauben gewinnt, liegt es in der wahrhaft schönen Seele wie ein Entwurf; es ist dort niedergelegt wie ein Keim und im Schatten der Demuth wird dieses Samenkörnlein eine unbezwingliche Schutzwehr gegen Stürme aller Art." War dieß nicht die Geschichte ihres religiösen Lebens bis zu dem Tage, wo sie den größten, den entscheidenden Schritt ihres Lebens durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche that? „Von einer Erziehung ohne Christenthum," so schildert Graf Falloux die einzelnen Züge ihrer reli-

giösen Entwickelung, „nach einer vom Unglauben geleiteten und beherrschten Jugend konnte sie nicht mit einem Male beim Katholicismus anlangen. Nachdem sie anfänglich den Beweisen für die Gottheit Jesu Christi und den göttlichen Ursprung des Evangeliums sich unterworfen, begann sie voll Unterwürfigkeit und Liebe, die Vorschriften der griechischen Religion zu üben. Alsdann beschäftigte sie sich mit der Prüfung der Verfassung der Kirche im Allgemeinen, mit der Organisation der Hierarchie und dem Primat des Nachfolgers Petri. Endlich wurde es ihr klar, daß sie Angesichts der getrennten und einander sich ausschließenden Kirchen nicht unentschieden stehen bleiben dürfe: daß nur einer derselben die heilige Würde der Braut Christi zukommen könne, und daß man dieser Kirche, wenn man sie einmal gefunden, auch nothwendig angehören müsse. Von Natur mißtrauisch gegen die Sekten und Neuerer, wie man es aus ihrer Correspondenz mit Fräulein Stourdza gesehen; unwillkürlich zur Tradition hingezogen, konnte sie über solche Fragen nicht lange mit unbestimmten und unvollständigen Begriffen sich begnügen. Da begann sie also ihre Wanderung durch die Widersprüche und Zweifel; ohne Ueberstürzung, mit gemessenem Schritt setzte sie ihren Fuß nur auf solchen Boden, den sie als fest und solid erkannt hatte."

Das Ende dieses langen und schmerzensreichen Weges, auf dem endlich ihrem Geist das Licht aufging, möge uns Frau Swetchine selbst in ihrer unvergleichlichen präcisen und doch so zarten Sprache schildern. Die folgenden Zeilen sind im September 1815, also fast zwei Monate vor ihrem wirklich erfolgten Uebertritte zur katholischen Kirche geschrieben.

„Dieses Buch," so beginnt sie die dem „Tagebuch der Bekehrung" vorgesetzte Einleitung, „ist ein wahres Denkmal meiner Zweifel, der unbegreiflichen Beweglichkeit meines Geistes und besonders ein schlagender Beweis der unsäglichen Anstrengungen, die ich darauf verwendet, in der Religion, der ich von Geburt *angehöre*, Ruhe zu finden und ihr in Aufrichtigkeit anzuhängen.

— Ich hatte den lieben Gott gebeten, er möge es fügen, daß ich nach Vollendung meiner Arbeit mich in lebendigem Glauben mit den Gliedern meiner Kirche, und durch die Bande einer glühenden Liebe mit den Christen des Abendlandes geeinigt fände. Er hat mir mehr gewährt, als ich zu erflehen gewagt. Obwohl nun bei mir die Ueberzeugung lange der Ueberredung voranging, und obwohl auch letztere zu jener Verfassung des Geistes, in der ich mich heute befinde, beigetragen hat, so bleibt mir doch eine Menge Hindernisse zu überwinden, ehe ich jenes Wort des hl. Ambrosius auf mich anwenden kann: ‚Der wahre Glaube kennt keine Unruhe.'

„.... Ich erkenne jetzt klar, daß der Mittelpunkt der religiösen Einheit zu Rom ist; daß der Primat des Papstes von allen Christen allgemein anerkannt worden ist; daß die Verheißungen Jesu Christi vor Allem auf dem Stuhle des heiligen Petrus ruhen, und daß seine Nachfolger in den schönen Jahrhunderten der Kirche ihre Brüder bestärkten; aber ich sehe auch ein, daß die morgenländische Kirche dem Papst zu keiner Zeit jene unbeschränkte Gewalt zugeschrieben hat, welche die Occidentalen bisher ihn einnehmen ließen, und daß sie in mehreren Punkten der Kirchenzucht noch heute die einzige ist, welche die alten Einrichtungen sorgsam hütet.

„.... Ohne Zweifel ist das Schisma das größte Uebel und wir fühlen alle Wirkungen desselben; aber es ist ebenso wahr, daß, wenn man in den Geist der ersten Jahrhunderte eindringt, ihre Principien und ihre Verfassung studirt, man alsdann die Beschränkungen und Vorbehalte kennen lernt, die einer Macht gegenüber zur Anwendung kamen, welche seitdem nichts mehr davon wissen wollte.

„Schon bei geringem Nachdenken tritt es klar zu Tage, daß, abgesehen von den politischen Hindernissen, die Wiedervereinigung in Massen leichter ausgeführt werden könnte, als die Bekehrung eines einzelstehenden Individuums. In der That könnte das Ausgehen des heiligen Geistes — nicht nur vom Vater, sondern

auch vom Sohne: filioque — als einziger Lehrpunkt, der beide Kirchen scheidet und nie durch eine von Griechen und Lateinern gleichmäßig anerkannte geistliche Autorität festgestellt und ausgesprochen wurde, der Prüfung einer gemeinschaftlichen Versammlung unterbreitet werden. Es würde also genügen, die Oberhoheit des Papstes und die römische Kirche als Mittelpunkt der Einheit anzuerkennen — Sätze, die unbestreitbar erscheinen; dann müßte man dem Papste die Entscheidung in den schwierigsten Fällen zugestehen, bei denen die ersten Prälaten der Kirche betheiligt sind ... und ihre Entscheidungen, welche bei den ohnehin seltenen Gelegenheiten sich geltend machten, dürften hinreichen, die Bande der Eintracht wieder enger zu knüpfen, ohne daß hiedurch die Freiheit der inneren Regierung unserer Kirche geschmälert würde.

„Nach solchen Zugeständnissen würden wir alles Uebrige beibehalten: unseren Ritus, unsere Gebräuche, unsere Ceremonien.

„Eine einzelne Person aber, die sich mit der römischen Kirche vereinigen will, stößt nie auf solche Erleichterungen. Sie muß Alles verlassen, was ihr in ihrer Religion lieb geworden, muß alle ihre Erinnerungen vergessen, alle ihre ersten Eindrücke niederkämpfen, sich ohne Bürgschaft hingeben, mehr zugestehen, als ihre Ueberzeugung vermag, endlich ihr Leben von vorne beginnen, durch die Unterwerfung unter ein Gesetz, dessen erste Forderung ist: die Harmonie zwischen jenen Gesängen aufzuheben, welche unsere Kindheit geheiligt haben, und jenen, welche unsere letzten Schmerzen lindern werden.

„Mein Gott, wie hart und schmerzvoll wird mir dieses Schwanken! Wie viel schwerer ist es noch, den rechten Entschluß zu fassen! O, wie viel leichter würde ich meinem Widerstreben und meinen Bedenken mit Muth entgegentreten, wenn Deine Stimme, die ich in meinem Herzen vernehme, mich unwandelbar auf dem Wege festhielte, auf dem ich unmerklich, als hätte ich kein Widerstreben, mich fortgezogen fühle, und auf dem ich

doch oft zurückweiche, ohne zu sehen, wo und wie ich aufgehalten werde.

„Komm mir zu Hülfe, Gott der Güte und Barmherzigkeit! Auf Dir ruht all mein Vertrauen: dieß ist das einzige Gebet, dessen ich immer fähig bin, und das einzige Gefühl, an dem ich weder Wechsel noch Aenderung verspüre."

Was zwischen dem Tage, wo Frau Swetchine diese Zeilen schrieb (September 1815), und dem 27. Oktober (8. November), dem Tage ihres Uebertrittes, dem feierlichsten und trostreichsten Tage ihres Lebens, an innersten Seelenerlebnissen in der Mitte liegt, weiß nur Gott allein. Die Spuren, welche sich davon unter den Blättern ihres Tagebuches finden, berechtigen zu der Behauptung, daß die Wahrheit wohl nie einen vollständigeren Sieg über ein zugleich so sanftmüthig ergebenes und doch mit der innersten Gewalt widerstrebendes Herz davontrug.

Schon am 31. August 1815 schrieb sie auf dem Landsitze Variatinsky folgende Worte, die Graf Falloux im zehnten Bande ihrer gesammelten Auszüge aufgefunden hat: „Glückselige Tage, da die Finsternisse meines Geistes vor dem Fiat lux (Es werde Licht) zu schwinden begonnen, das eine Stimme von Oben in der Tiefe meines Gewissens erschallen ließ! Noch dringt nichts von wolkenloser Klarheit in dieselbe, wohl aber zeigt mir ein vorausgesendeter Strahl den Weg, den ich wandeln soll. Mein Gott! Du gewährst mir eben so viele Gnaden, als ich ihnen je Hindernisse entgegenstellte! Mein Gott! Dein Wille geschehe! Lehre mich nicht nur, wie ich ihm mich unterwerfen, sondern auch, wie ich ihn lieben, verehren, ihn zur alleinigen Richtschnur meiner Handlungen und meiner Gedanken machen soll! Ich verdanke Dir heute die erste Stunde des Glückes, die ich seit vielen Jahren gekostet; Du wirst, Vater der Erbarmungen, Bestand verleihen diesem Glücke, das ich Dir verdanke, um mich zum Opfer zu ermuthigen und mir die Kraft zu schenken, daß ich es vollbringe. Erleuchte mich: Deine Wahrheit suche ich, Deine Wahrheit hoffe ich gefunden zu haben,

Deiner Wahrheit bringe ich meine Huldigung dar. Sollte ich auf Irrwege gerathen, so laß mich lieber sterben! Möge ein Wunder Deiner Güte in den Zustand des Geistes mich zurückversetzen, aus dem, wie ich mit Grund glaube, ein Wunder mich gerettet hat. Mein Gott! Habe Erbarmen mit den überstandenen Qualen meiner Zweifel, mit meinen Leiden, von denen heute beinahe jede Spur verschwunden ist, und mit den Hoffnungen, die mein Herz in diesem Augenblicke trösten! Ich fühle mich glücklich, ja ich bin es. Sollte dieser Zustand vorübergehen? Sollte ich dazu verurtheilt sein, des Glaubens, der mich beseelt, verlustig zu gehen, um wiederholt dem Zweifel und der Ungewißheit anheimzufallen? Zwar hätte ich dieses Loos verdient; allein bemissest denn Du, o mein Gott, Deine Gnade nach unseren Verdiensten, und schickst Du sie nicht vielmehr, wie Du selbst bist, in unendlichem Reichthume? Ich werfe mich in Deine Arme; ich flehe Dich an; ich opfere Dir meine Thränen wie meine Freude; versage mir in Deiner Gnade nicht das noch fehlende Licht und flöße mir das Verlangen ein, nur mehr Dir zu leben, sowie die Kraft, die ich nöthig habe, um von dieser Bahn nicht mehr abzuweichen. Ich bitte Dich darum im Namen Deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus; um seines Kreuzes und seines Todes willen hoffe ich Erhörung zu finden."

Im Geiste und Sinne dieses Herzensergusses ist das ganze „Tagebuch" abgefaßt; man könnte seinen Inhalt besser mit den Worten definiren: Bekenntnisse einer vielgeprüften Seele vor Gott; denn der Eindruck, den diese Bekenntnisse machen, ist für jede Seele, die einen Kampf zu kämpfen, einen muthvollen Schritt zu thun, einen schmerzlichen Entschluß zu fassen hat, belehrend und tröstend. Die beste Lösung für alle die Dramen des menschlichen Herzens, die sich oft ungesehen und ungeahnt in lautloser Stille abspielen, wird immer jener Schmerzensruf sein, den Frau Swetchine am Ende ihres langen Zauderns ausstieß: „Mein Gott, ich werfe mich Dir zu Füßen, Leib und Seele hingebend!"

Frau Swetchine erkennt in ihren Bekenntnissen klar, wie nothwendig die Prüfung der einzelnen religiösen Meinungen sei, aber eben so klar sieht sie ein, daß man bei dieser Prüfung sich an die Hauptpunkte halten und im Uebrigen nach dem Worte des englischen Geschichtschreibers Gibbon sich mit einer „bescheidenen und gelehrten Unwissenheit" begnügen müsse. „Es ist ein großes Unglück, Zweifel über die Religion zu haben, in der man geboren ist; aber von dem Augenblicke an, wo man Grund hat, zu fürchten, daß selbst die Unterwerfung, welche man ihr zu schulden glaubt, eine Schlinge wird, bleibt nur ein Weg, sich vor derselben zu sichern: die Prüfung. Ein Jeder kann diese nach Maßgabe seiner Kräfte und Mittel vornehmen, und unermeßliche Gnaden müssen der Aufrichtigkeit und dem Verlangen bewilligt werden, sich ausschließlich in der Wahrheit zu unterrichten, die kennen zu lernen für uns entscheidend wichtig ist."

Was Frau Swetchine zu dieser Prüfung antrieb, war eben eine lautere Aufrichtigkeit, die Wahrheit zu suchen, und das opferwillige Verlangen, der gefundenen sich zu unterwerfen; schärfte die erste das Auge ihres Geistes, so läuterte das letztere die Regungen ihres Herzens. Das Studium der Kirchengeschichte hatte keineswegs ihre Schwierigkeiten beseitigt, aber sie stand nicht an, auf diese Schwierigkeiten das Wort Johnson's anzuwenden: „Wenn jede Einwendung im Voraus müßte beseitigt sein, könnte man niemals etwas unternehmen." Sie zog daraus den Schluß: „In der Voraussetzung, daß unser Schwanken uns bald auf diese, bald auf jene Seite zöge, und daß alle Gewißheit sich auf beide Seiten in gleicher Weise vertheile, müßte dieser schmerzliche Zustand uns in der Religion festhalten, in der wir leben. Es bedarf weit weniger Sicherheit, Ueberzeugung und Glaube, um in der Religion unserer Kindheit auszuharren, als zu einer andern überzugehen, was nur der Akt eines eifrigen Glaubens sein kann. — Der hl. Paulus (2 Tim. 3, 6) spricht von solchen, ‚die, getrieben von verschiedenen Wünschen, immer streben

und niemals zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen'. Mein Gott, wie sehr bezieht sich dieses Wort auf den Zustand, in dem ich mich befinde!"

„.... Wenn es sich um das Heil der Seele handelt, darf man auf keinerlei Abneigung hören. Ein Widerstand gegen die eigene Ueberzeugung, dem Schwäche oder Stolz zu Grunde liegt, scheint mir sehr strafbar. Solche Ueberzeugung aber muß die Frucht der Prüfung, des Studiums und reiflichen Nachdenkens sein; denn wie könnte ein natürlicher Zug oder Hang bewegen, die Religion unserer Väter zu verlassen und alle unsere Jugendeindrücke abzuschwören? Ist aber der Entschluß zu diesem Opfer gefaßt, so begreife ich wohl, daß man nicht länger schwankt, aber nicht, daß man aufhört zu leiden; es ist dieß eine zweite Geburt, welche alle Nöthen und Aengsten erneuern muß, die unserem ersten Eintritt in's Leben vorangehen."

Eine Reihe von geschichtlichen Betrachtungen über die Differenzen zwischen der griechischen und römischen Kirche schließen mit folgenden Bemerkungen ab: „Eine besonders bemerkenswerthe Thatsache ist die volle und unheilbare Unfruchtbarkeit, mit welcher die orientalische Kirche seit ihrer Trennung geschlagen ist. So lange sie mit der allgemeinen Kirche nur Einen Leib bildete, hörte sie nie auf, große Bischöfe, bewundernswerthe Talente und reiche Schätze an Tugend und Weisheit hervorzubringen. Man möchte sagen: der Orient sei, nachdem die Finsterniß ihn überkommen, durch den bloßen Akt der Trennung in tiefe Nacht versunken. Ach, alle diese vom wahren Stamme abgerissenen Zweige scheinen nicht die Bestimmung des Stabes Aaron zu haben, der in der Arche neue Blätter trieb. Die Jahrhunderte, in denen die eigenwillige Empörung sich festigt, trocknen auch den letzten Rest der Kraft aus, der sie noch belebte.

„Wenn man sich auch nur einigermaßen von den Eingebungen des Hasses frei macht, so sieht man, daß es außer *der Autorität*, mit der die Verheißung Jesu Christi die Kirche

bekleidet hat, gar kein Mittel mehr gibt, zu erkennen, wozu man verpflichtet ist oder nicht. Mit welcher Wage soll man ohne diese Autorität die verschiedene Wichtigkeit der Glaubenslehren abwägen? Auf welchen Grund hin sollte man die Religion endgiltig als abgeschlossen betrachten? Hat nicht Jeder alsdann das Recht, zu wählen, was ihm behagt, das zu verwerfen, was ihn ängstigt oder was ihn unlieb berührt, mit einem Worte: eine willkürliche Auswahl zu treffen, was doch in Sachen der Religion geradezu absurd ist? ....

„Uebrigens kann man nie genug wiederholen: der Autorität sich entziehen, heißt sich selbst große Schwierigkeiten bereiten; die anerkanntesten Glaubenssätze und ehrwürdigsten Gebräuche ruhen einzig auf der durch Jesus Christus Seiner Kirche verheißenen Unfehlbarkeit; diese ist die Grundlage von Allem; nimmt man sie hinweg, so hat Nichts mehr festen Grund, und am vernünftigsten und folgerichtigsten verfahren dann diejenigen, welche den alten Glauben mit voller Kühnheit vernichten und mit aller Unbeschränktheit einzig ihrer persönlichen Meinung sich überlassen ....

„Wenn man nach reiflicher Erwägung der Worte des Evangeliums, nach sorgfältiger Prüfung des historischen Materiales, mit Beachtung des einfachsten natürlichen Vernunftschlusses die Thatsachen in Betracht zieht, wie sie gegenwärtig vorliegen, und auf den durch die griechische und römische Kirche gebotenen Contrast einen Blick wirft — wer könnte da noch schwanken? Möchte man nicht mit Bossuet rufen: ‚Welch ein Zustand!‘

„Man steht heutzutage der Wahrheit viel näher, wenn man Katholik wird, als wenn man der griechischen Religion zugethan bleibt, so wie der Protestantismus und der Mysticismus sie uns zugerüstet haben. Wenn irgend Jemand in der Welt den Wunsch gehegt hat, mit aufrichtigem Herzen, voller Ueberzeugung und reiflicher Prüfung in der griechischen Kirche zu bleiben, so kann ich sagen, daß ich es bin!

„Wer begreift wohl, was ich dulde: ich liebe meine Kirche

glühend und werde mächtig zu einer anderen hingezogen. Mein Gott, beweist das etwa, daß beide gleichviel werth sind, und ihre Trennung mehr ein Unglück als ein Unrecht ist? Vielleicht ist diese Haltung nicht einmal Sünde, vielleicht besteht sie nur vor den Augen der Menschen, während die beiden Kirchen vor Deinem Angesichte nicht aufgehört haben, an all den Gütern Theil zu nehmen, welche Deine Liebe spendet. Ein Ring fehlt dieser gebrochenen Kette; wer weiß, ob sie, die in meinen Augen getrennt erscheint, in Dir nicht ein unsichtbares Band wiederfindet? Ach, daß Du doch der Welt schon jetzt das herrliche und rührende Schauspiel einer in demselben Glauben und derselben Hoffnung vereinigten Christengemeinde geben möchtest! Wenn doch wenigstens diese beiden Kirchen, nachdem sie aufgehört, vereint, ohne doch aufzuhören, Schwestern zu sein, sich wieder verbänden! Mein Gott, ist nicht Alles in Deiner Hand? Und wird Deine Barmherzigkeit nicht bald diesen großen, diesen tausendmal glücklichen Tag herbeiführen?

„Ich weiß nicht, woher es rührt: aber die Idee des Katholicismus ist so seltsam ergreifend; sie schleicht sich unbemerkt ein, sie bringt in einem ruhigen Augenblicke bis zur innersten Tiefe meines Wesens und entlockt mir einen Beifall, in den mein Herz einstimmt, obwohl mein Geist ihn streitig macht. — Dieser bleibt Sieger; aber eben deßhalb muß ich unaufhörlich kämpfen, obwohl ich mich diesem lebhaften Zuge nie vollkommen überlasse."

Dieser Kampf der klaren, unbezwingbar starken Erkenntniß ihrer Intelligenz gegen das letzte Widerstreben ihres Herzens war hart und schwer. Die folgenden Zeilen lassen den Leser es mehr noch errathen, als sie es in einzig schönen Worten sagen. Nachdem Frau Swetchine sich an die ersten Christen erinnert, denen „auch die härtesten Opfer nicht genügten, die nicht zum Martertode führten", fährt sie fort: „Man kann sich wohl darein ergeben, von der Gesellschaft getadelt und verachtet, von den Regenten gehaßt und verfolgt, von den Weisen belächelt, von

den Thoren verhöhnt zu werden; aber das Band der Liebe zwischen uns und unsern Brüdern zu zerreißen, sich mitten unter den Seinigen als eine Verbannte und Geächtete zu sehen, die Armen und Kleinen zu ärgern, die Freunde zu betrüben, Zweifel und Verdacht nach allen Seiten auszustreuen, seinem eigenen Schicksale so zu sagen die Waffen gegen sich selbst in die Hand zu geben, das ganze Leben zu ändern, es auf den Zufall hin neu zu beginnen: o, dieß ist kaum weniger grausam, als der Tod selbst! Aber der Wahrheit die Ehre zu geben, der Welt Trotz zu bieten durch vertrauensvolle Hingabe an den Himmel, dem Gewissen zu gehorchen, seine letzten Freuden Gott zum Opfer zu bringen und in äußerster Hingabe des Opfers zu rufen: ‚Es ist vollbracht!' — o, das ist eine tausendmal mehr gebieterische Nothwendigkeit, als der Instinkt eines doch zuletzt vergänglichen und gestörten Glückes!"

„‚Wer im Himmel einen Zeugen seines Lebens hat,' sagt der hl. Gregor zu Theatista, ‚braucht das Urtheil der Menschen auf Erden nicht zu fürchten.' Wir müssen das Aergerniß Derer verachten, die wir nicht zufrieden stellen können; vermögen wir aber, demselben ohne Sünde Einhalt zu thun, so mag's geschehen."

„.... In der katholischen Religion liegt eine unaussprechliche und ganz göttliche Kraft, eine sichere Anziehungsgewalt, eine feste Macht, die alle Theile unter sich verknüpft. ‚O Mutter, nach so vielen Jahrhunderten bist Du noch fruchtbar! O Gattin, Du schenkest Deinem Gemahl noch Kinder fort und fort an allen Enden der Welt!'" (Bossuet.)

„.... In jenen Momenten, wo meine Seele nach Oben gerichtet ist, wo die menschlichen Bande vor meinen Augen verschwinden, finde ich fast eine süße Lust darin, der Stimme meines Gewissens mich zu überlassen und Alles der Wahrheit zu opfern. Ich fühle dann weit stärker, wie wichtig meine Forschungen sind, wie nothwendig es ist, den mit Dornen und Disteln besäten Pfad, den sie mir vorzuschreiben scheinen, weiter

zu wandeln. Mein Gott, kann ich noch zweifeln und schwanken zwischen jenen Regungen und Gefühlen, welche der klare, einfache Ausdruck meiner durch die Stille der Einsamkeit und das Gebet zu sich gebrachten Seele sind, und zwischen den Eindrücken und Empfindungen, welche in der Zerstreuung der Welt, in der Unruhe des Geistes, im Glanze der Salons entstehen? — Kann ich noch schwanken im Augenblicke, wo ich ein großes Opfer bringen soll?"

„. . . Wer einen schweren und muthigen Entschluß faßt, sieht die Mühen und Gefahren, denen er entgegen geht, klar vor sich; stellen sich ihm auch viele unüberwindlich scheinende Hindernisse entgegen, so wird er in Wahrheit doch manchen ausweichen können. Wenn die Ideen klar, die Einwürfe widerlegt sind, wenn der Glaube fest begründet ist, so wäre das Zuwarten, bis das Alter die Kraft des Geistes und Charakters niederdrückt, eine Unklugheit und eine Sünde zugleich. Welchen Werth hat ein auf das Alter verschobenes und bis zur Todesstunde verwiesenes Opfer? Die Frucht in ihrer vollen Reife allein ist eine willkommene Opfergabe, und man kann sich nicht genug beeilen, in der Religion zu leben, in der man sterben möchte."

„. . . Ein Katholik hat wenigstens nur gegen die anderen Religionsgemeinschaften zu kämpfen, seine Feinde sind nicht in seinem eigenen Lager; ein Grieche muß heutzutage gegen die Seinigen kämpfen, die fast alle, wenn die Religion für sie eine wichtige Sache ist, zu den verschiedenartigsten Meinungen getrieben werden. Bis jetzt habe ich noch keinen Griechen angetroffen, der in Wahrheit seiner Religion unbedingt angehangen hätte; nicht allein die Gläubigen irren ab, sondern auch die Hirten, welche die Lehre, die sie vertheidigen sollten, weit hinter sich liegen lassen.

„Gewiß, ich habe das Glück, einen Glauben zu finden, der in vollkommenem Einklange mit den Bedürfnissen meines Verstandes und meiner Seele überhaupt steht, theuer erkauft; ich

habe viel gelitten, und wer kann voraussehen, was ich noch leiden werde! Weit entfernt aber, meine schmerzvollen Anstrengungen, zur Wahrheit zu gelangen, und die hierfür gebrachten Opfer irgendwie zu bereuen, wünschte ich jetzt doch nicht, immer in ihrem Schooße geruht zu haben; dafür fühle ich mich allzu glücklich, mich in ihre Arme werfen zu können. Mein Glaube ist für mich das, was Benjamin für Rachel war: das Kind meiner Schmerzen, und wahrlich, die Wehen Rachels haben ihre zärtliche Liebe gesteigert. O mein Gott, Dir werfe ich mich mit Leib und Seele hingebend zu Füßen! Lehre mich, wie ich mich unter Dein Joch beugen möge!

„Gerade in dem Kampfe unseres Herzens mit der Macht der Wahrheit entschädigt uns ein süßer Lohn. Die Umwandlung, welche mein Geist an sich erfahren hat, bringt mein natürliches Widerstreben mit den unwiderleglichen Vernunftgründen in Gegensatz; sie verletzt meinen Stolz, beunruhigt mein Herz, erschüttert mein Gemüth, und doch beherrscht ein niegekannter, unermeßlich süßer Friede voll Reiz und Lieblichkeit alle meine Eindrücke. Die auf einen gewissen Grad gesteigerte Begeisterung könnte solche auffallenden Wirkungen wohl erklären; aber der Weg selbst, den ich eingeschlagen, meine lange und unverwüstliche Geduld, Alles, sogar die Art und Weise der Studien, die ich gemacht, schließt die Uebergewalt der Einbildungskraft aus. Ich gab mich einer Arbeit hin, die mir gänzlich widerstrebte: trockenen, kalten Forschungen, unerquicklicher Lectüre, Thatsachen, die jeder Anziehung entbehrten, und wenn ich irgend einem Zuge folgte, so war es der einer kalten Verstandesarbeit. Um zur Wahrheit zu gelangen, schlug ich den Weg ein, den der Protestantismus gegangen, obwohl mein Zweck von dem seinigen sehr verschieden war, weil meine Forschungen sich darauf beschränkten, die Spur der legitimen Kirchengewalt zu finden, jenen Eckstein, den die Protestanten verwerfen und der doch allein die Verheißung unseres Herrn rechtfertigt ...."

„Eben weil ich vollkommen und ganz und gar den Glaubenslehren und religiösen Gebräuchen des griechischen Bekenntnisses ergeben war, kam ich darauf, mich dessen zu versichern, was der Vollkommenheit dieser Kirche fehlte, und zu jener mich hinzuwenden, deren Mauern von göttlicher Bauart weder Bresche noch Schadhaftigkeit je kennen. Wenn ich, wie so viele Andere, durch Ungläubigkeit oder falschen Mysticismus eine Kirche Stein für Stein hätte abbrechen wollen, welche den Bedürfnissen meines Verstandes nicht entsprach, so hätte Gott ohne Zweifel zugelassen, daß ich mich in falsche Bahnen verirrt hätte; aber meine Achtung ist sogar bei meinem Austritte unerschütterlich geblieben. Nur wollte das unvollendete Gebäude ohne Giebel, das den weniger unerschrockenen Feinden die gespaltenen riesigen Flügel öffnete, mir nicht mehr als ein sicheres Asyl erscheinen und ich richtete meine Blicke und Wünsche auf jenes irdische Jerusalem: ‚Es stehen unsere Füße in Deinen Vorhöfen, Jerusalem! Jerusalem ist gebaut wie eine Stadt, daß daran Gemeinschaft haben Alle zumal‘ (Psalm 121, 2).“

Das „Tagebuch der Bekehrung“ schließt mit den Worten: „Ich habe meine letzte Communion in der griechischen Kirche am 29. Juli 1815 in der Schloßkapelle zu Peterhof bloß zu dem Zwecke noch einmal empfangen, um auch die leichten Zweifel, die mir noch geblieben waren, verschwinden zu sehen. Der liebe Gott verschmähte die Wahl des Mittels nicht, und am 27. October (8. November) desselben Jahres schwur ich den Irrglauben ab.

„Zur Erinnerung an den erhaltenen Beistand, für den ich mich zum großen Theile den heiligen Aposteln Petrus und Paulus verpflichtet hielt, schrieb ich das folgende Gebet nieder: O heilige Apostel Petrus und Paulus, aus dem göttlichen Schifflein der Kirche rufe ich zu Euch, wollet mich zu Euch hinaufziehen! Beim Herannahen Eures heiligen Festes fühle ich mich von Dankbarkeit tief bewegt und mein Vertrauen verdoppelt sich. Du himmlisches Brüderpaar hast mir die Augen geöffnet; be-

flügle nun meine Schritte. Möge Deine ausgestreckte Hand mich aufrecht halten und stützen! Ihr habt mich siegreich durch die Wogen geführt, ihr heiligen Steuerleute Jesu Christi; öffnet mir jetzt den Hafen!"

Als bester Beweis, wie unvergeßlich theuer und hehr Frau Swetchine für die Zeit ihres ferneren Lebens der 8. November 1815 blieb, steht ihr ganzes Leben bis zum letzten Athemzuge da. Indessen verdienen einige Erinnerungen, die sich zerstreut in den stets fortgesetzten Bänden ihrer Lesefrüchte finden, als Nachklang des hehren Tages, wo sie ein Kind der katholischen Kirche wurde, unsere Beachtung. Im fünfundzwanzigsten Bande finden sich zwischen den Auszügen aus P. Ventura's Rede auf Daniel O'Connell mit kleinen Buchstaben zwischen den Zeilen folgende Worte: „O tausendmal gesegneter Tag des 8. Novembers, ewig theurer Jahrestag! — Tours, 1847."

In einer „Betrachtung über den guten Hirten", die Graf Falloux aus den Papieren Frau Swetchine's mittheilt, hat sie die ganze Geschichte ihrer Seele zusammengefaßt. Möge dieselbe als Rückblick auf die von uns dargelegten Vorgänge hier stehen. Im Anschluß an die Worte des Evangeliums vom guten Hirten: „Ich kenne meine Schafe", sagt Frau Swetchine: „Herr, Du kennst mich; was erblickst Du in mir, was nicht Deine Mißbilligung verdiente, bis auf das Gute, was Du in mich gepflanzt hast, und was ich verloren und geschmälert, ja als untreuer Knecht vergraben habe. Und doch liebe ich Dich, o mein Herr, ja ich liebe Dich; die Demuth, die es läugnen wollte, wäre eine Lüge. Aber bist Du es nicht wiederum, der zuerst mit einem Strahle Deiner göttlichen Gnade meine Seele aufweckte, der mich in den Schafteich warf, um mich dort zu reinigen und zu heilen? Bist nicht Du es, der mich zwei Male gerufen hat, zuerst durch den bittern Ueberdruß an der Welt, und dann durch den mächtigen und unwiderstehlichen Zug Deiner Gnade? Welcher Antheil bleibt mir denn an diesem Leben, das sich so gestaltet hat, wofern Du meine Untreue wegnimmst?

Ja Herr, Deine Schafe kennen Dich und verlangen Dich noch besser zu erkennen, um Dich mehr zu lieben. O Gott, ich habe Dich nicht immer gekannt, nicht immer Dich geliebt! Schon vor langer, sehr langer Zeit bist Du zu mir gekommen, hast mein Herz gerührt, und wolltest, daß ich Dich liebte. Es war damals nur ein Funken von dem Lichte, das mir zur großen Sonne geworden, nur ein Senfkörnlein, das nun zum großen Baume gewachsen, mich mit seinem Schatten deckt, mir Obdach und Leben schenkt. Lange Zeit, mein Gott, eine mir unbegreifliche Zeit, warst Du mir Derselbe, wie jetzt überall, und ich habe Dich nirgends gesehen. Endlich, endlich erschaute ich Dich aus der Menge der Dinge heraus, die Dich ohne Unterlaß meinem Auge verbargen; bald ragte Dein anbetungswürdiges Haupt über alles Andere hervor und beherrschte es. Ich sah es, dieses göttliche Haupt, Erbarmen spendend, Beleidigungen ertragend, als Zielscheibe den Pfeilen Vieler dienend; Deine göttliche Schönheit, die Erbitterung Deiner Feinde — es waren die Feinde der Tugend — griffen mir in's Herz. Anfänglich wendete ich oft mein Auge auf Dich, dann öfter noch, endlich konnte ich den Blick gar nicht mehr abwenden und mußte dieses theuere Antlitz in allem Anderen schauen, konnte es von nichts mehr trennen, damit doch Alles in mir besser und verständiger würde. Dahin war ich gekommen und glaubte dabei stehen bleiben zu dürfen, da geschah es, ich weiß nicht mehr wie, daß ich eines Tages, zu einer Stunde, eine flüchtige und glückselige Stunde, nichts mehr sah, als Dich allein. O mein Gott, damals, in Deiner Nähe, schien mir Alles außer Dir in Bitterkeit und Nichtigkeit getaucht; jetzt erst erkannte ich, mein guter Jesus, daß endlich das arme Schaf seinen wahren Hirten gefunden habe!"

V.

Wanderjahre (1816—1825). Die Beziehungen Alexanders zur katholischen Kirche; Aenderung derselben. Abreise Sophiens nach Frankreich. Familienverhältnisse. Längerer Aufenthalt in Italien. Alexanders Tod.

Kaiser Alexander war mit den besten Eindrücken in sein Reich zurückgekehrt. Die großen Erschütterungen, welche sein Seelenleben inmitten der Siege und Niederlagen, der persönlichen Triumphe und bittersten Prüfungen und Sorgen durchgemacht, hatten dasselbe geläutert und ihn zu Gott zurückgeführt. In seinem Privatleben war Alexander ernster und gemessener, in seinen religiösen Ansichten fester, in der Praxis aber unsicherer und schwankender als je geworden. „Die großartigen Tugenden der katholischen Nationen," sagt Graf Falloux, „die er soeben in der Nähe geschaut, die heldenmüthige Standhaftigkeit der Spanier, die engelhafte Reinheit des Papstes Pius VII., alles dieß hatte ihn zu tieferem Nachdenken über sich selbst, über seine Vorfahren, über sein Reich gebracht. Und doch zauderte er, das Messer an die Wunde zu legen, die von allen Seiten klaffte!" Es war das Unglück Alexanders, daß er, an sich eine leicht bewegliche Natur, mit seinen besseren Aspirationen allein stand, daß kein Staatsmann ihm zur Seite war, ihn zu stützen und die schlechteren Einflüsse seiner Umgebung von ihm zu entfernen. Diese Umgebung, zum Theil der alten Frivolität huldigend, zum Theil jenem falschen Mysticismus zugethan, der in dem protestantischen Sektenwesen, in den Bibelgesellschaften, oder gar in der Freimaurerei die Elemente der Wiedergeburt des Vaterlandes finden wollte, hielt den Kaiser stets mit dem Schlagworte der „nationalen Traditionen" gefangen und wußte ihn zuletzt für eine ihren Vorurtheilen und egoistischen Leidenschaften dienende Politik zu gewinnen.

Kein Wunder, daß die Katholiken am Hofe bald mehr als

je mit Mißtrauen betrachtet wurden, und Frau Swetchine hielt es unter diesen Umständen für ihre Pflicht, aus Rücksicht auf ihre Familie, mit der Bekanntgebung ihrer Conversion zu warten. Diese war nämlich im Geheimen erfolgt. Ihre erste Beichte hatte P. Rozaven in einem Salon gehört, dessen Thüren offen geblieben waren, aus Furcht, im nächsten Augenblicke überrascht zu werden.

Es traten jedoch bald Umstände ein, welche Frau Swetchine bewogen, aus freiem, edlem Antriebe ihren Uebertritt zur katholischen Kirche öffentlich kund zu geben.

Das außerordentliche Ansehen, welches sich die von Katharina II. aufgenommenen und von ihr nicht minder als von den folgenden Regenten geschätzten Väter der Gesellschaft Jesu durch ihr Wissen, ihre Frömmigkeit, ihre erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer und Erzieher, als Verbreiter der christlichen Civilisation, als Wohlthäter der Hilfsbedürftigen und Sterbenden, in ganz Rußland erworben hatten, erregte natürlich den Neid aller Derer, die für ihre „nationalen Traditionen", d. h. ihren herrschsüchtigen Einfluß auf den Kaiser fürchteten. Man organisirte allmählich bei Hofe ein wohlüberlegtes System von Verdächtigungen und Anklagen, welche man geschickt zu den Ohren des Kaisers zu bringen wußte. Hatte auch Graf de Maistre den ersten Hauptsturm glücklich abgeschlagen, indem er in den fünf berühmten Briefen an den Unterrichtsminister Grafen Rasumowsky alle gegen die Väter gerichteten Anklagen und Verleumdungen in der glänzendsten Weise widerlegte, so nahm doch die systematische Feindseligkeit während Alexanders langer Abwesenheit in Deutschland und Frankreich einen neuen Aufschwung. Jede Conversion wurde ausspionirt und als eine Untreue gegen das Vaterland, als ein Verrath gegen den Herrscher, den absoluten Herrn der Gewissen wie der Herzen, hingestellt. Das System siegte endlich. Am 3. Januar 1816 wurde Alexander zur Unterzeichnung eines ersten Ukas vermocht, welcher die Jesuiten aus Petersburg und Moskau ver-

bannte. „Sie haben,“ sagt der Ukas unumwunden, „ihnen anvertraute Jünglinge und einige Frauen von schwachem und unbeständigem Geiste von unserer Religion abwendig gemacht.“ Drei Monate später wurde die Ausweisung auf das ganze Reich ausgedehnt.

Vergebens erhob Graf de Maistre abermals seine Stimme zur Vertheidigung der so ungerecht Verfolgten. „Wer wird es künftighin wagen,“ rief er in gerechtem Schmerz, „demjenigen die Wahrheit zu sagen, welcher Alles kann und der sie nie gehört hat? . . . Rußland rühmt sich seiner Toleranz und läßt sich ihretwegen rühmen; aber man täuscht sich auf beiden Seiten. Rußland duldet alle Irrthümer, weil alle Irrthümer befreundet und stets bereit sind, sich unter einander zu verständigen. Nicht aber verhält es sich so mit der Wahrheit, oder, wenn man will, mit der katholischen Kirche, die nichts weniger als geduldet wird.

„Näher unterrichtete Personen behaupten, der Kaiser von Rußland sei in Wien Zeuge religiöser Aergernisse gewesen und habe in seiner Empörung über dieselben unheilbare Vorurtheile gegen die katholische Religion mit in seine Staaten zurückgebracht. — Hierin hatte der Fürst, wenn die Behauptung wahr ist, Recht; denn unglücklicher Weise ist nichts so wahr, als diese Skandale. Allein an seiner Seite fehlte der unerschrockene Minister, der ihm hätte sagen sollen: ‚Majestät, Sie glauben hier (in Wien) den Katholicismus zu sehen; Sie sehen nur, daß derselbe nicht mehr da ist; Sie sehen die Werke Josephs II. Mit unseliger Kurzsichtigkeit und dem ganzen Ungestüm eines jungen unerfahrenen Menschen untergrub er in seinem Reiche die Gewalt des Papstes. Was Sie sehen, Sire, das sind die Folgen davon; man findet in Wien ebenso wenig Religion mehr, als in Genf und als bald in Ihrem Reiche mehr zu finden sein wird, wenn gewisse Einflüsse, die Sie nicht kennen, ihre volle Entwicklung erhalten haben werden.‘ Wie sehr de Maistre Recht hatte, wenn er bei dem unseligen Schwanken des Kaisers

zwischen dessen persönlichen Ueberzeugung und den Schritten seiner Regierung ihm einen unerschrockenen, ernsten Minister zur Seite wünschte, zeigte alsbald das Verhalten des Kaisers nach Vollziehung des Ausweisungsbefehles: er befahl, einem jeden Pater aus seiner Privatschatulle eine Unterstützung und das Pelzwerk gegen die Unbill der Witterung bei der Abreise zu überreichen.

Nach diesen für Frau Swetchine so schmerzlichen Vorgängen, durch welche sie in ihrer Gerechtigkeitsliebe, sowie in ihrer Verehrung und in ihrem innigen Vertrauen zu dem Kaiser sich gekränkt fühlte, konnte sie sich nicht mehr entschließen, ihren Glauben aus Klugheitsrücksichten geheim zu halten. Sobald der Ausweisungsbefehl bekannt wurde, erklärte sie sich offen als Katholikin, eilte zu ihrem Beichtvater, dem P. Rozaven, bot ihm und seinen Leidensgefährten alle Erleichterungen an, über die sie verfügen konnte, und ließ sich durch kein Hinderniß, durch keine persönliche Rücksicht abhalten, die Sache der Verleumdeten und Verfolgten zu ihrer eigenen zu machen.

Die Wirkung ihres hochherzigen Entschlusses auf den Kaiser war eine unerwartete. Fühlte Alexander sich durch eine gewisse Gleichförmigkeit der auch in ihm neu belebten religiösen Gedanken zu ihr hingezogen, oder wußte er von ihrer Correspondenz mit Roxandra Stourdza und suchte er in ihr eine Vertraute seiner geheimsten Seelenregungen, gleichviel, nach seiner Rückkehr aus Deutschland trat er zu ihr in häufigeren und engeren Verkehr.

Die gesteigerte Huld des Kaisers gegen die Convertitin war indeß nicht nach dem Sinne Jener, welche, schon über den Einfluß der Frau von Krüdener entsetzt, nun in ihren Vorurtheilen doppelt verletzt und in ihren herrschsüchtigen Interessen sich bedroht sahen. Die hochsinnige, tadellose Frau bot jedoch selbst ihren erbittertsten Gegnern keinerlei Angriffspunkte, durch die sie zum Sturze gebracht werden konnte; die Ränkesucht kehrte sich deßhalb gegen ihren Gatten; man bemächtigte sich eines

von einem unter den Befehlen des Generals stehenden Subalternen begangenen Vergehens zu Verleumdungen, denen entgegenzutreten der General unter seiner Würde hielt. Als er bemerkte, daß seine alten und neuen Feinde Glauben gefunden hatten, fühlte er sich in seinem Stolze verletzt, und faßte den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen. Dieß war gerade, was man erwartet und gewünscht hatte. Der Kaiser bezeugte Frau Swetchine sein Bedauern und sprach den Wunsch aus, in der Ferne durch Briefe mit ihr in Verbindung zu bleiben.

Dieser Briefwechsel währte bis zum Tode Alexanders. Frau Swetchine bewahrte die Briefe Alexanders sorgfältig auf, und dieselbe Ehre wurde ihren Briefen von Seiten des Kaisers erwiesen. Bei seinem Tode wurden dieselben entweder auf seinen ausdrücklichen Befehl oder in Folge eines besonderen Wohlwollens des Kaisers Nikolaus an Frau Swetchine in Paris zurückerstattet. Dieser im höchsten Grade interessante und unschätzbare Gedankenaustausch befand sich noch im Jahre 1845 in ihren Händen und sie gestattete einem Staatsmanne jener Zeit einen genaueren Einblick. „Unter ihren Papieren," sagt Graf Falloux, „hat sich keine Spur mehr davon gefunden, so daß man zwischen der Furcht, sie möge diese kostbaren Documente mit so vielen anderen während der Unruhen des Jahres 1848 verbrannt haben, und der Hoffnung schwanken darf, es möchten dieselben nach Rußland zurückgegangen sein, und eines Tages dort wieder zum Vorschein kommen."

Dem Entschlusse des Generals, Rußland wenigstens auf einige Zeit zu verlassen, kam seine Frau entgegen. Eine Reise durch Europa, besonders nach Frankreich und England, entsprach dem längst gehegten Wunsche Sophiens, die reichen, ihr noch unbekannten Bildungsmittel dieser Länder sich zu eigen zu machen. Der wiedergekehrte Friede hatte diesem Wunsche neue Nahrung gegeben. Darüber hinaus ging damals ihr Verlangen nicht; starke Bande hielten sie an Rußland gefesselt, wie sie ihren in Rußland zurückbleibenden Freunden oft versicherte. Sie

schrieb an Turgenieff: „Ach, mein Lieber, wenn mich auch kein anderes Band an mein Vaterland fesseln würde, als diese Armen und Kleinen, so wäre es doch noch immer mächtiger als Alles, was mir im Auslande gefallen könnte. Was ich in dieser Hinsicht unaufhörlich empfinde, ist die sicherste Gewähr für die Richtung, die mich vielleicht eher, als ich glaube, dahin zurückführt."

In die Reihen ihrer zahlreichen Freunde in Rußland war Roxandra Stourdza nicht mehr zurückgekehrt. Sie hatte sich im Jahre 1816 mit dem Grafen Edling vermählt, welcher am Hofe des Großherzogs von Sachsen-Weimar, dessen Gemahlin eine Schwester des Kaisers Alexander war, einen der ersten Posten bekleidete.

Einigen Ersatz für diesen Verlust hatte Frau Swetchine in der nicht weniger innigen Freundschaft mit der Gräfin Nesselrode, Gemahlin des russischen Staatskanzlers, Tochter des Grafen Gourief, gefunden. Dieselbe war eine der Gräfin Edling vollkommen entgegengesetzte Natur; ebenso geistig begabt und ebenso warmfühlenden Herzens wie diese, fehlte ihr das feurige Wesen Roxandra's, und verstand sie es mehr, die Tiefe ihrer Freundschaft unter kalten Formen zu verbergen; nichtsdestoweniger war diese Freundschaft eine jener aufrichtigen, anhaltenden und seltenen Zuneigungen, welche selbst nach einem Zeitraume von vierzig Jahren, trotz länderweiter, fast ununterbrochener Trennung, nichts von der ersten Innigkeit und Treue eingebüßt hatte.

Von solchen Freunden und aus einer seit lange so lieb gewonnenen Umgebung scheidend, dachte Frau Swetchine wahrscheinlich nicht, daß ihre Trennung von Rußland, trotz zweimaliger, vorübergehender Rückkehr, eine dauernde sein werde.

Frau Swetchine hielt sich auf dem Wege zwischen Rußland und Frankreich nicht lange auf. Als sie in Paris ankam, um dort den Winter von 1816 auf 1817 zuzubringen, stand sie im 34. Lebensjahre und in der vollen Blüthe ihrer Geisteskraft.

Eine Gesellschaft, wie diejenige war, in welche Frau Swetchine damals eintrat, mußte für sie, die alle Excesse revolutionärer und demagogischer Leidenschaften und zugleich die Barbareien des russischen Autokratenthumes geschaut hatte, etwas Neues und besonders Anziehendes haben. Die Restauration stand damals noch in ihren vielversprechenden Anfängen, und die Formen des constitutionellen Königthumes schienen der Autorität wie der Freiheit alle jene Lebensbedingungen gewähren und sichern zu wollen, welche die glückliche Zukunft eines Landes bedingen.

Keinen Augenblick lang fühlte sich Frau Swetchine der Gesellschaft fremd, der sie sich aus so weiter Ferne zugesellte; fand sie doch sogleich viele der Freunde wieder, welche sie in Petersburg kennen und lieben gelernt hatte. Der Kreis dieser älteren Freunde wurde bald durch neu hinzutretende erweitert. Graf de Maistre hatte ihr einen Brief an den bekannten, ihm geistesverwandten philosophischen Schriftsteller Vicomte de Bonald mitgegeben, worin er ihm sagte: „Niemals haben Sie höhere Sittlichkeit, Geist und Kenntnisse mit so vieler Herzensgüte vereinigt gesehen." De Bonald antwortete ihm später: „Sie ist Ihrer Freundschaft würdig und eines der besten Wesen, die ich noch gefunden — eine Wirkung oder Ursache der vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, die einer Sterblichen zu Theil werden können."

Der Salon, in welchem sich Frau Swetchine am raschesten heimisch fühlte, war jener der Herzogin von Duras, deren Gemahl als erstes Mitglied der Pairskammer seine Wohnung in den Tuilerien hatte. „In ihrer hohen Stellung selbst oft beengt," sagt Graf Falloux von der Herzogin, „unabhängig und voll Hingebung, feurig und bedachtvoll, über die Welt enttäuscht, ohne sich von ihr losreißen zu können, von echt christlicher Gesinnung, ohne daß die Frömmigkeit ihr Herz zu befriedigen oder zu beruhigen vermocht hätte, fand die Herzogin von Duras in Frau Swetchine auf den ersten Blick, was allein

noch im Stande war, sie zu fesseln: bescheidene Empfindsamkeit, ein theilnehmendes Herz und eine sichere Stütze."

Die von Graf Falloux mitgetheilten Briefe der Herzogin an Frau Swetchine athmen einen seltenen Grad von Vertrauen, Ergebenheit und Anhänglichkeit der welterfahrenen Frau an die junge russische Freundin, welcher sie eines Tages die folgenden, für Beide charakteristischen Zeilen schrieb: „Ich glaube an Sie, theuere Freundin, die ich so mißtrauisch geworden bin; ich ruhe sicher in Ihrer Freundschaft. Ich würde Sie am Ende der Welt in allen Lebenslagen aufsuchen, und ich wäre überzeugt, Sie meiner gleich zu finden. Ich gebe Ihnen alles, was ein so hart geprüftes Dasein, wie das meinige, zu bieten vermag. Wenn Sie eher gekommen wären, hätten Sie mich noch ganz gefunden; nun aber haben Sie den Trümmern meines Lebens Ihre Liebe zugewandt. Ihre Einbildungskraft hat sich ein Ganzes daraus geschaffen, das in Wirklichkeit schon nicht mehr da ist; der Kummer, an dem man sterben sollte und doch nicht stirbt, bewirkt eine Störung im Charakter, in den Interessen, im ganzen Dasein. Der Einklang, das Gleichgewicht ist hin; man ist nichts mehr. Doch wie in der Natur ein Streben nach dem Gleichgewichte immer wieder hervortritt, so halte auch ich mich auf einem Meere des Mißmuthes und der Widerwärtigkeiten, und das Leben ist für mich nur mehr eine schmerzvolle Arbeit. So steht es mit dem armen Geschöpfe, dem Sie Ihre Liebe gewidmet und das Sie mit all der Kraft liebt, die seinem Herzen noch übrig geblieben ist."

Im Salon der Herzogin von Duras lernte Frau Swetchine alle die großen Geister kennen, welche mit der monarchischen Restauration erschienen; alle Farben und Rangstufen hatten dort ihre Vertreter: Chateaubriand, Abel Rémusat, Cuvier, Matthieu de Montmorency, Molé, Villemain, Barante. Mit mehreren der Genannten, namentlich mit Cuvier und Abel Rémusat, trat Sophie Swetchine gleich der Herzogin in ein näheres Freundschaftsverhältniß. Bei der Herzogin von Duras

sah Sophie Swetchine auch zum ersten Male Frau von Staël. Die Herzogin hatte, um die Bekanntschaft der Beiden zu vermitteln, die Damen mit einer kleinen auserlesenen Gesellschaft eingeladen. Frau Swetchine, die wie immer zurückhaltend war, ließ die Mahlzeit fast schweigend vorübergehen. Nach dem Diner trat Frau von Staël zu Sophie und sagte: „Man hat mir gesagt, Madame, Sie wollten meine Bekanntschaft machen; hat man mich getäuscht?" — „Keineswegs, Madame," antwortete Sophie; „aber der König ist es, der zuerst spricht." — „Literarische Könige," bemerkt Graf Falloux, „sind wie andere Könige auch; es ist ihnen bei Ihresgleichen nicht am wohlsten."

Frau von Staël, welche übrigens Paris bald darauf verließ, suchte nicht, mit Frau Swetchine in nähere Beziehungen zu treten.

Sechs Monate hatte der anregende und nach allen Seiten befriedigende Aufenthalt in Frankreich gewährt, als General Swetchine seine Rückkehr nach Petersburg für geboten erachtete, um den beharrlichen Feindseligkeiten seiner Gegner eine Schranke zu setzen. Sophie begleitete den Gatten, wiewohl ihre stets angegriffene Gesundheit unter den Beschwerlichkeiten der Reise sehr litt. Wir dürfen annehmen, daß ihre Anwesenheit der Absicht ihres Gemahles nach mancher Seite hin förderlich war; indessen konnte sie sich darüber nicht täuschen, daß alles persönliche Wohlwollen des Kaisers Alexander nicht im Stande war, aus seiner Umgebung Ungerechtigkeit und Parteilichkeit fern zu halten. Auch hatten sich die Vorurtheile gegen den Katholicismus sehr gesteigert. Die Seele des Kaisers war verdüstert, sein Wille war ohnmächtig, sein Benehmen schwankend und zaghaft.

Sophie sollte einen ihrer ältesten und liebsten Freunde, den Grafen de Maistre, nicht mehr in Petersburg finden. Von dem Augenblicke an, wo bei der Neugestaltung der politischen Verhältnisse auch der König von Sardinien wieder in ungestörten Besitz von Land und Thron getreten war, und wo auch sein

Gesandter endlich eine geordnete officielle Stellung anzunehmen hoffen durfte, hatte dieser gewahren müssen, daß man mit niedrigen Intriguen den bis dahin unbestrittenen Einfluß seiner moralischen Autorität abzuschwächen suchte. Er hatte, dieses Treibens müde, den Wunsch geäußert, Petersburg zu verlassen.

Graf de Maistre hatte sich bereits am 27. Mai 1817 auf einem russischen Fahrzeuge nach Frankreich eingeschifft, und war im Herbste 1817 in Turin angekommen, um nach jahrelangen Prüfungen endlich im Schooße der Seinigen die Freuden des stillen Familienlebens kennen zu lernen, die ihm bis dahin fast fremd geblieben waren. Er blieb mit der Freundin in regem, trauten Verkehr und vollendete seine bedeutendsten Schriften, das Buch „vom Papste" und „die Abendstunden von St. Petersburg". Noch aus Petersburg hatte er ihr unterm 29. August 1816 geschrieben, um ihr den vielseitigen Schmerz zu schildern, den ihre Abreise hervorgerufen. „Das Loos," schrieb der Graf, „das mich unter einem andern Himmel erwartet, wird besser der Gegenstand eines Gespräches, als eines Briefes sein; jedenfalls hoffe ich, noch einmal auf Ihrem Wege mich zu finden, und in der Erwartung Ihrer Ankunft werde ich nicht ablassen, Ihre Abwesenheit zu beklagen." Ein Wiedersehen sollte Beiden indessen hienieden nicht beschieden sein.

Die Abwesenheit ihres Freundes von Petersburg war für Frau Swetchine um so empfindlicher, als auch die Gräfin Edling noch am Hofe von Weimar weilte. Die Gräfin Nesselrode war durch die hohe Stellung ihres Gemahles gezwungen, alle Zeit und Kraft der gesellschaftlichen Repräsentation zu widmen, und konnte dieser gebieterischen Pflicht nur wenige verstohlene Augenblicke für ihre treueste Freundin abringen.

Um das Maß der Entbehrungen und der Unbehaglichkeit ihres Petersburger Aufenthaltes voll zu machen, traf Frau Swetchine nicht einmal ihre Schwester in Petersburg. In einem Augenblicke des Argwohnes hatte der Kaiser den Fürsten Gagarin zur Gesandtschaft nach Rom befohlen.

So schien sich Alles zu vereinigen, die Bande, welche Frau Swetchine an das Vaterland ketteten, zu lockern und ihr den erneuten Aufenthalt im Auslande wünschenswerther denn je zu machen. Ohne an eine definitive Uebersiedlung nach Paris ernstlich zu denken, faßte sie doch den Plan zu einer längeren Abwesenheit und ordnete demgemäß ihre Angelegenheiten in der Heimath. Auch der General schied gern von einem Hofe, dessen Günstling er nie gewesen, und dessen neidvolle und unversöhnliche Mißgunst er ohne Verschulden sich zugezogen hatte.

Als Beide dem Kaiserpaare ihren Entschluß, Rußland zu verlassen, kundthaten, gab ihnen dasselbe Beweise der Achtung und Werthschätzung, machte aber kein Hehl daraus, daß es Personen von weniger hoher Intelligenz und minder edlem Herzen gelungen war, sie zu verdrängen. Beide verließen Rußland gegen Ende des Herbstes 1818, der General, um nie mehr zurückzukehren, Frau Swetchine, um es noch ein letztes Mal unter der Regierung des Kaisers Nikolaus, bald nach der Juli-Revolution, zu besuchen.

Unter den Beweggründen, welche Frau Swetchine den erneuten Aufenthalt in Frankreich anziehend erscheinen ließen, dürfen wir wohl in erster Linie die freie ungehinderte Erfüllung ihrer religiösen Pflichten setzen. Hier war die katholische Kirche frei; zum ersten Male schaute ihr Herz die Kirche in der Großartigkeit ihrer Werke und ihrer socialen Einrichtungen; zum ersten Male begegnete es Geistern, die von der Kraft ihrer Gnade und Wahrheit ganz durchdrungen waren.

In diese Erstlingsjahre ihres freien katholischen Lebens, wo sie sich der väterlichen Leitung des Abbé Desjardins, des spätern Generalvicars des Erzbischofs von Quelen, in Paris erfreute, wo im erneuten Verkehre mit der Herzogin von Duras und dem sich erweiternden Freundeskreise ihr Salon bald einer der gesuchtesten und beliebtesten Vereinigungspunkte bedeutender Katholiken wurde, fällt das für sie und ihre Freunde so schmerzliche Ereigniß des Todes des Grafen de Maistre. Er starb am

26. Februar 1821, in einem Alter von 67 Jahren, in der Fülle seiner Geisteskraft, mit düsteren Ahnungen über die Zukunft Italiens und Frankreichs. Sein Bildniß hatte im Lieblingssalon der Frau Swetchine die Ehrenstelle inmitten der Bildnisse der Gräfin Nesselrode und der Herzogin von Duras. Sein Andenken wich nie aus der Seele der einzigen Frau; noch in spätesten Jahren rief sein Name die tiefsten Empfindungen in ihr wach.

Allen Erwartungen und Voraussetzungen indeß entgegen, in Frankreich endlich eine ruhige Heimstätte gefunden zu haben, gab bald nachher ein das Innere ihres Familienlebens betreffender Vorfall zu dem plötzlichen Entschluß den Anlaß, Frankreich auf's Neue zu verlassen und zum zweiten Male, wie sie sagte, in die Verbannung zu gehen.

Frau Swetchine zauderte nicht; sie blieb sich immer gleich; sobald an ihr Gewissen appellirt wurde, mußte jede Rücksicht auf eigenes Wohlergehen schweigen; kein persönliches Opfer erschien ihr alsdann zu schwer.

Jahre waren vergangen, seitdem Nadine Staelin als Kind in das Haus der besten aller Adoptivmütter eingezogen war. Nadine hatte dieser durch eine äußerst schwächliche Gesundheit viele Sorge und Kummer bereitet. Jahrelang folgen sich in den Briefen der Frau Swetchine die rührendsten Bekümmernisse mütterlicher Sorge um sie. In einem Brief an Roxandra Stourdza (4. September 1814) erfahren wir über ihren Zustand Folgendes: „Nadine befindet sich nicht besser; die Zwischenzeiten, in denen sie aufzuleben scheint, werden immer kürzer, immer seltener, und selbst in jenen Momenten ist die Ruhe, welche sie genießt, weit mehr Erschöpfung, als eigentliche Ruhe. Indem ich sie hieher (auf ihren Landsitz) brachte, habe ich ihr nun die Möglichkeit eröffnet, Hülfe zu erhalten; aber ich erwarte nur wenig oder nichts davon; menschlich gesprochen, zähle ich nur noch auf ihre Jugend und auf eine streng geregelte, stille Lebensweise. Wenn Alles in Dunkel gehüllt ist, so daß nicht einmal

die Ursache des Uebels erkannt werden kann, ja daß selbst seine Wirkungen nur schwer erfaßt werden können, da vermag der Arzt nur zu tasten und man hat bloß seine Mißgriffe zu fürchten. Ich kann Ihnen die Unruhe und Traurigkeit nicht schildern, welche die arme Nadine verzehren. Nichts gewährt ihr Zerstreuung in einer Melancholie, welche jeder folgende Augenblick nur steigert. Dieß, meine Freundin, ist das Bild, welches ich beständig vor Augen habe, die Achse, um die sich alle meine Gedanken drehen."

Dieser traurige Zustand war endlich der Jahre lang währenden treuesten und einsichtsvollsten Pflege gewichen; Nadine war zur Jungfrau herangewachsen, und wenn auch ihre Gesundheit noch immer keine feste zu nennen war, so gab sie doch nicht mehr zu den ernsten Besorgnissen Anlaß. Als beständige Gefährtin ihrer Pflegemutter war sie bald auch in die Pariser Gesellschaft eingeführt worden. Sie hatte bald einen so tiefen Eindruck auf den jungen Grafen Raimund de Ségur d'Aguesseau gemacht, daß er auf das Bestimmteste erklärte, er werde sie und keine Andere zum Altare führen. Kaum war Frau Swetchine von der Sinnesweise des Grafen unterrichtet, als sie sich die lebhaftesten Vorwürfe darüber machte, daß sie kein wachsameres Auge über Beide gehabt. Sie beschränkte sich aber nicht auf bloße Vorstellungen und kalte Vernunfteinwendungen, sondern beschloß, Frankreich zu verlassen und nicht eher dahin zurückzukehren, als bis Abwesenheit und Vergessen ihres Amtes gewaltet hätten. Da sie den Ort ihrer freiwilligen Verbannung selbst zu bestimmen hatte, richtete sie die Augen auf Italien, wohin ihr religiöser Eifer, ihr stets leidenschaftlicher Hang zum Studium und die Anwesenheit ihrer Schwester sie zogen. Diese Reise und die Umstände, wodurch sie veranlaßt wurde, währten zwei Jahre.

Einige Erinnerungen aus den ihren Reisebriefen und Tagebüchern entnommenen Eindrücken dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten; dieselben entfalten vor uns einen wunderbar reichen Geist, das edelste beste Herz.

Von Florenz aus (31. Oktober 1823) schreibt sie: „Je mehr ich in dieses Land eindringe, um so mehr bedaure ich, es nicht zehn Jahre früher gesehen zu haben; meine Beobachtungen wären gewiß nicht genauer, aber sicherlich wäre mein Genuß ein größerer gewesen. Italien besitzt die ganze Frische, Natürlichkeit und Begeisterung der Jugend und nach meinem Dafürhalten wird man es mit dem Lichte des Verstandes allein nie kennen lernen. Es genügt nicht, im Anschauen seiner Schätze sich von einem vorübergehenden Entzücken hinreißen zu lassen; sein Himmel sollte Alles in Vergessenheit bringen, und dieser doppelte Zauber der Natur und der Kunst in uns jener blendenden Macht begegnen, die uns ganz aufgehen läßt in dem, was uns wohl gefällt, während Beides unseren Blicken alles, was uns mißfällt, entzieht. Ich bin hievon weit entfernt, denn unaufhörlich gehe ich von der Begeisterung, die einzelne Dinge in mir erregen, zur äußersten Strenge (des Urtheils) in Bezug auf vieles Andere über."

Anhaltendes Unwohlsein ließ sie während der ersten zwölf Tage in Rom von der „ewigen Stadt" nichts weiter wahrnehmen, als was sich ihr in der Wohnung ihres Schwagers in nächster Nähe darbot. Allein dafür waren die ersten Eindrücke der Stadt solche, daß Rom fortan der Mittelpunkt alles Großen und Schönen bleibt, welches ihr entgegentritt.

„Was ich bisher in Italien gesehen," schreibt sie (2. Dec. 1823), „hat mich sicherlich nicht unberührt gelassen; allein zwischen diesem allem und dem lebhaften, tiefen und unauslöschlichem Eindrucke, den Rom auf mich gemacht hat, ist eine weite Kluft! Rom ist die Königin der Städte; es ist eine Welt für sich, ganz anders, als jene, welche wir kennen; Alles ist hier so verschieden von dem, was sonst unsere Aufmerksamkeit erregt; die Schönheiten und die Contraste sind von solcher Erhabenheit, daß jeder Uebergang fehlt, daß Nichts uns in Stand setzt, sie zu errathen oder auch nur zu ahnen. Die Mängel Roms erhöhen mir den Eindruck, den es hervorruft. Man

möchte seine Ländereien nicht bebauen, seine fast verödeten Vorstädte nicht sich bevölkern, noch die bewohnte Stadt sich vergrößern sehen. Rom mit dem Gepräge des Alterthums muß ein etwas düsteres Aussehen haben, um so großer, gebrochenen Macht, so vieler gefallenen Größe zu entsprechen. Die Ideen gewinnen hier an Umfang, die Sinnesweise an religiöser Tiefe, das Herz an stillem Frieden. Beim Anblicke der Stätten, die an so unmenschlich großes Leiden gemahnen, wagt man selbst kaum zu leiden, oder des Starkmuths zu ermangeln, wo so viel Heldenmuth gezeigt worden ist."

„17. December 1823. . . . Wie soll ich Ihnen die Lebhaftigkeit aller der Eindrücke schildern, welche bei meinem ersten Ausfluge in Rom auf mich einstürmten! Diese entzückende Mannigfaltigkeit von Ansichten, dieses mit jedem Schritte wachsende Interesse! Ich glaubte mich in eine neue Welt versetzt und ich hatte Recht; denn Rom umfaßt in dem weiten Kreise seiner Mauern Alles, was man sonst hier und dort zusammensuchen muß: Stadt und Land, das lärmende Treiben einer dichten Bevölkerung, wie die Stille der tiefsten Einsamkeit. Und doch fehlt hier nirgends der Uebergang; man bemerkt nirgends jenes abspannende Gemisch von Dingen, die nichts mit einander gemein haben; man möchte sagen, es sei hier Alles sparsam angebracht, um dem Gemälde mehr Einheit zu geben und dessen Studium zu erleichtern. St. Peter, der Vatican und Alles, was dazu gehört, bilden ein vollendetes Ganzes. Bei der Rückkehr vom Palatin, dem Aufenthalte der Cäsaren, breiten sich vor den staunenden Blicken die Circusse aus, die Rennbahnen, die Bäder, die sich überall neben ihren Palästen erheben, und die ganze Republik lebt wieder auf in diesem Forum und in dem anstoßenden Colosseum. Nicht allein die Gegenstände sind an sich schon ehrwürdig und bedeutungsvoll, sondern auch ihre Anordnung ist poetisch und schön. Alle Epochen der Geschichte sind hier vertreten, getrennt und gesondert; es ist, als hätte jede derselben den noch bestehenden Denkmälern ihren

Charakter aufprägen, einen ihr eigenthümlichen Horizont und sozusagen eine besondere Atmosphäre geben wollen. Man fühlt hier ein Bedürfniß, in der Vergangenheit zu leben, das in seltsamem Gegensatze zu jenem natürlichen Hange des Menschen steht, der Zukunft vorauszueilen; der Mensch ringt hier mit seinen beiden Ewigkeiten, und die Gegenwart, welcher er sich doch nicht entziehen kann, erscheint ihm flüchtiger und erbärmlicher als je. Ich bitte Sie um Verzeihung wegen dieses Anlaufs zu einer Predigt oder einem Heldengedicht; über Rom muß man entweder schweigen oder die tiefen Bewegungen wiedergeben, die es jeden Augenblick erweckt."

„Den 9. Januar 1824 .... Ich bin täglich befriedigter von Rom und von der Lebensweise, die ich führe, und die einige Aehnlichkeit mit dem Beginnen eines Schülers hat, der mit jenen Leuten an Ort und Stelle verkehren will, die er aus seinen Büchern kennen gelernt hat. Alle Neigungen meines Geschmackes, welche so lange geschlummert haben, ohne zu ersterben, sind zu neuer Thätigkeit erwacht; ich habe hier große Hülfsquellen jeder Art gefunden, und ernte in Ruhe und Behagen die Frucht einer wirklichen Uebereinstimmung unserer Gefühle und Gedanken mit den Dingen der Außenwelt. Diese letzte Prüfung ist entscheidend für mich; ich sehe heute klar, was mich das Mißtrauen gegen mich selbst nur halb erkennen ließ: daß nämlich ein äußerst zurückgezogenes und ernstes Leben das einzige ist, welches mir vollkommen zusagt. Diese Entdeckung wird mich nach Paris zurückbegleiten, nach jenem Orte der Welt, zu dem ich mich am meisten hingezogen fühle und dessen Andenken mir alle Freuden trübt."

Man sieht, das Gefühl der Anhänglichkeit an Frankreich bricht sich immer Bahn.

Als die Zeit der großen Hitze herankam, sah sich Frau Swetchine in Folge des sich immer mehr ausbildenden Leberleidens gezwungen, auf den Rath der Aerzte Karlsbad aufzusuchen. Sie nahm den Weg über Bologna durch Tirol. „Wenn

man aus Italien nach Tirol geht," schrieb sie, „ist es, als ob man von der Aeneide zu den Eklogen überginge."

In Karlsbad traf sie verabredetermaßen mit der Gräfin Nesselrode zusammen und machte die Bekanntschaft des Grafen de la Ferronnays. Aber ihres Bleibens war nicht lange; Rom zog sie unwiderstehlich an. „Man lebt dort," äußerte sie, „weniger unter seinen Brüdern, als unter seinen Vorfahren, und dieß verleiht allen Eindrücken etwas Kindlich-Pietätvolles."

Die Rückreise nach Rom machte sie über Ischl und Salzburg, gelangte im October nach Mailand und berührte Ancona, Loreto und Terni.

Die Lebensweise, welche sie in Rom führen konnte, sagte ihr auf's Neue in jeder Beziehung zu. „Man lebt hier in vollkommener Unabhängigkeit," schrieb sie am 24. December 1824 an eine Freundin, „die meines Erachtens weit größer ist, als Ihre so gerühmte Pariser Freiheit, und zwar deßhalb, weil die Gesellschaft hier viel weniger Anziehendes bietet, man also nicht so sehr an ihr hängt und der allgemeinen Aufmerksamkeit leichter entgeht."

An das Ende des Jahres 1824 knüpfte sich für sie die Erinnerung an ein denkwürdiges Ereigniß ihres geistlichen Lebens; sie theilt dem Fräulein Virieu mit:

„Seitdem ich Ihnen zuletzt geschrieben, habe ich das Sacrament der Firmung empfangen, dessen Empfang in der griechischen Kirche nicht gültig ist. Ich habe dabei den Namen Johanna angenommen im Hinblick auf den hl. Evangelisten Johannes, für den ich immer eine besondere Verehrung gehegt habe. Ich habe einen Augenblick lang zwischen den Namen Johanna und Maria geschwankt; aber ich verstehe weit besser den Freund, als ich die Mutter zu verstehen hoffen darf; und darum hat der erstere den Sieg davon getragen."

Während dieses zweiten Theiles ihres römischen Aufenthaltes trat sie in nähere Beziehung zu einer Dame, mit der sie späterhin ohne ihr Hinzuthun und trotz großer persönlicher Verschie-

denheit häufig zusammengestellt und verglichen worden ist. Es war dieß Madame Récamier, die Königin der Pariser Salons in den Jahren 1810—20, deren „seltene Schönheit, verbunden mit der edelsten Herzensgüte und einem ausgesuchten Takt", den Einfluß erklärlich machen, den sie ausübte. Der erste Eindruck, den Frau Swetchine von der gefeierten Frau bei einer erstmaligen zufälligen Begegnung empfing, war kein günstiger. Erst nachdem der französische Gesandte in Rom, der Herzog de Laval, beide Frauen näher mit einander bekannt gemacht hatte, änderte sie ihre Meinung und ergab sich dem Zauber der hohen und seltenen Vorzüge der Frau Récamier. Anfangs December 1824 schrieb sie dem Herzoge: „Ich will meinen Dank für den Besuch, den ich erhalten und dem ich vorzubeugen gedachte, nicht bis zu Ihrer Ankunft verschieben .... Ich habe an Ihrer Freundin gefunden, was Sie an ihr gerühmt haben; Ihre Porträts sind mehr als ähnlich; sie haben den ganzen Ausdruck der Züge und die ganze Anmuth des Vorbildes. Die Freundschaft ist glücklich, wenn Jedermann erräth, was sie weiß." Und um die Buße für das der seltenen Frau gethane Unrecht voll zu machen, schrieb sie von Neapel aus, wohin sie mit ihrer von Karlsbad mitgenommenen Freundin, Gräfin Nesselrode, gereist, an die in Rom zurückgebliebene Freundin in ihrer liebenswürdig sinnigen Weise: „Ich fühle mich von Ihnen gefesselt, ehe ich daran dachte, mich dessen zu erwehren; ich ergab mich jenem unwiderstehlichen, unbeschreiblichen Zauber, der Ihnen selbst diejenigen zu Füßen wirft, an welche Sie nie gedacht haben. Ich vermisse Ihre Gegenwart, wie wenn wir schon viele Zeit mit einander verlebt, wie wenn wir schon viele gemeinsame Erinnerungen zu pflegen hätten; wie kommt es, daß man an dem, was man gestern noch nicht besaß, so sehr verarmt? .... Wir sind gestern mit Einbruch der Nacht angekommen; bald darauf stieg der Mond über dieser wundervollen Bucht empor; heute schaute ich den Aufgang der Sonne, und nur das Verlangen, Ihnen zu schreiben, vermochte mich

von diesem entzückenden Anblicke wegzubringen. Gerade was unser Gefühl für das Schöne befriedigt, erweckt zugleich mit noch größerer Gewalt das Bedürfniß nach Herzensglück, welches nur mit dem Glauben an das Glück selbst erstirbt; umsonst fragt man sich, welches Geheimniß der Undankbarkeit uns dann die Bewunderung als ungenügend erscheinen läßt; wenn man Alles besitzen muß, um an Etwas Freude zu haben, kann nur der Schmerz allein genügen."

Man sieht, die großen Naturschönheiten Italiens brachten auf Frau Swetchine die Eindrücke hervor, die sie nothwendig in allen bevorzugten Geistern erwecken. Aber nicht müßige alltägliche Schönheitsschwärmerei war ihre Sache; sie arbeitete mit erhöhter Thätigkeit an der Läuterung und Ausbildung ihres Urtheils. Graf Falloux fand als die Frucht der italienischen Reise einen besondern Band von Aufzeichnungen vor, worin sie ihre Eindrücke bei Betrachtung zahlloser Kunstwerke, ihre topographischen und archäologischen Studien niedergelegt hatte. „Ich muß," sagt sie auf dem ersten Blatte dieses Bandes, „die Reichthümer, die man sich mit Zeit und Geld verschaffen kann, übergehen, um zu den Gemälden zu kommen, deren Beschreibung für Niemand, der sie mit Muße betrachtet hat, ermüdend sein kann. Jedes Gemälde ist eine Idee mehr; der Eindruck, den es hervorbringt, lebt in dem Gedächtnisse fort, gleich einer kostbaren Erinnerung, die sich in alle Regungen unseres innerlichen Lebens verflicht, um uns dieselben wieder zu spiegeln."

Es handelt sich indeß in diesem Tagebuche keineswegs um die Werke der Kunst allein, es finden sich nach den von Graf Falloux daraus mitgetheilten Proben in demselben Urtheile über alle die Dinge, die tiefer ihre Beobachtungsgabe zu fesseln vermochten. Wie wahr, wie unvergleichlich maßvoll und edel sind ihre Beobachtungen, gleichviel, ob sie uns nun den ersten Anblick des unermeßlichen Meeres im Golfe zu Genua schildert, oder die egoistische Bauweise der modernen Zeiten im Gegensatze zu der der früheren, oder die ewige Naumachie im beleb-

ten Hafen einer Handelsstadt, oder den bittern Kummer über die geringe Sorgfalt um die Leichen der Armen in den französischen Hospitälern, oder die sich selbst verläugnenden Werke der Florentiner Bruderschaft von der Barmherzigkeit bei den Todten, oder die unvergleichlichen Eindrücke beim ersten Besuche eines Karmeliterinnen-Klosters. Der Raum gestattet uns nicht, unsern Lesern mehr als einige Proben ihrer Kunsturtheile vorzulegen. Dieselben mögen die Frage erlaubt erscheinen lassen, ob wohl je Schöneres und Besseres über Kirchenmusik, über die Raphaelische Kunst und über die religiöse Bedeutung der Kunst geschrieben worden ist.

Schon bei ihrer ersten Anwesenheit in Rom schrieb sie (16. Mai 1824) über die in der Sixtinischen Kapelle gehörte Musik: „Bei solcher Musik träumt man mit Pythagoras die Harmonie der Himmelskörper und alle die Wunder, welche man ihr im Kindesalter der Menschheit zuschreibt; das ist wahrhaft das Erhabene und das Erhabene in der Sprache der Engel.“ Und am Mittwoch der Charwoche des folgenden Jahres, des Jubeljahres 1825, schreibt sie: „Die Sixtinische Kapelle, in welcher Michel-Angelo sein schöpferisches Genie entfaltet hat, das bis auf die Wahl des Gegenstandes furchtbar und erschütternd ist, bietet einen auffallenden Contrast zu der Lieblichkeit des heute in besonderer Weise gefeierten (Leidens-)Geheimnisses, inmitten dieser religiösen Pracht, im eigentlichen Centrum der Größe, der Macht der Religion. Diese sanften und traurigen Lamentationen des Jeremias, in denen sich so ergreifend die Leiden der Kirche malen, dieser heftig weinenden Mutter, welche für ihre Kinder vergebens ein Glück verlangt, das sie nur von ihnen erhalten könnte, und welche sich dann zu ihrem himmlischen Bräutigam wendet, bei dem ihre Klagen, ihre Trauer und ihre Thränen einer gütigen Aufnahme immer gewiß sind; diese Lamentationen erhalten hier, ich weiß nicht welche einschneidende und ergreifende Macht, die gleichsam aus jedem Verse dringt. Ach, diese Lamentationen würden in den

Katakomben, inmitten der Verfolgungen, am Vorabende des Martyriums einen weniger erschütternden, weniger schmerzlichen Charakter haben, als inmitten all des Stolzes, der uns umgibt, all der Leichtfertigkeit, die uns verletzt, aller der Aergernisse, welche die sich in Verachtung oder Sarcasmus äußernde Neugierde oder Ungläubigkeit zur Schau trägt. Die traurige und gepreßte Stimme, welche so schmerzvoll in unvergleichlicher Weise klagt, ist die eines jeden wahrhaft Gläubigen. Vor Gott, der verzeiht und tröstet, klagen wir laut über uns selbst, über die Brüder, welche der Glaube uns gibt, über die Brüder, die uns weder durch ihre Fehler, noch durch ihre Glaubenslosigkeit geraubt werden können. Mein Gott, Du gehst Deinen anbetungswürdigen Weg fort und fort inmitten Deiner Verfolger und Deiner Henker! Nachdem die Psalmen oder Psalmodien gesungen und die Kerzen allmälig erloschen sind, verschwindet alles Licht; alle Gegenstände der religiösen oder weltlichen Pracht, die beleuchtet gewesen waren, fallen in Dunkelheit zurück; tiefes Schweigen verbreitet sich, in Folge theils der Erwartung, theils der Sammlung; nach einer längeren Pause beginnt alsdann das miserere, dessen Schönheit und Majestät kein menschliches Wort zu schildern vermag; es ist das Herz der Engel, die Harmonie der himmlischen Sphären."

In Florenz sieht Frau Swetchine zuerst Raphael'sche Bilder in der Gallerie des Großherzogs von Toscana. Ueber den nachahmenden Raphael sagt sie: „Gibt es ein schöneres Bildniß als das der ‚Zigeunerin'? Es ist jedoch nur ein Bildniß ganz in seiner Meisterschaft der Nachahmung und nicht in seiner Meisterschaft selbständigen Schaffens. Mit der strengsten Pünktlichkeit zeichnete er den Gegenstand, der sich vor seinem Auge befand, ohne ihn zu idealisiren; in solchem Grade hielt ihn das Gefühl, welches ihn beseelte, in dem Kreise der menschlichen Schönheit gefangen. Die Zigeunerin, wie schön sie auch ist, steht ganz auf dem Boden der Sinnlichkeit; ihr Auge gibt nur Glanz; man sieht das Weib!" Ueber den selbstthätig schaffenden Raphael

schreibt sie vor dem „Gesichte Ezechiels, einem der erstaunlichsten Gedichte, welches der Geist der Malerei je zu Tage gebracht hat", Folgendes: „Das Bild ist wahrhaft ein Gesicht! Der Beschauer wird von Strömen unendlichen Lichtes geblendet; er fühlt sich von dem flammenden Arme ergriffen, welcher den Propheten stützt. Und nicht nur das Colorit erregt unsere Bewunderung; die Frische, die Kühnheit, die Fülle, welche in der Zeichnung dieses kleinen Gemäldes liegen, sind unvergleichlich. Es ist in der That Jehova, der wahre Gott des alten Bundes, der sich Raphael offenbart, welcher hier nicht so sehr als Maler, denn als Dichter erscheint; es ist die ganze Erhabenheit der Ode, eine Strophe aus den himmlischen Chören; Raphael hat immer Großes geleistet, niemals aber Größeres als hier."

Beim Anblick der Werke Andrea's del Sarto spricht sie sich über das Verhältniß von Kunst und Religion in folgender Weise aus: „Sollte man nicht in allen Stücken das eigene Ich bisweilen bei Seite legen, um sich etwas Größeres und Besseres anzueignen? Werden die Tiefen der Kunst nicht unter den nämlichen Bedingungen erforscht, wie die Tiefen des sittlichen Lebens? Muß der Künstler nicht eine gleiche Hingebung besitzen, von aller Eitelkeit fern, von jedem leichtfertigen Urtheile frei und in sich gesammelt sein? Muß er nicht auch sich selbst verlassen, um allein in seinem Heiligthume und in seiner Liebe zu leben? Wer hat nicht schon beim Eintritte in die geweihte Stätte der Künste eine Art ehrfurchtsvollen Grauens, religiöser feierlicher Ruhe empfunden, die darum nicht weniger die Lauterkeit ihres Ursprunges offenbart, selbst wenn die der Beschauung sich darbietenden Gegenstände sie von ihrer Höhe herabzuziehen oder herabzuwürdigen geeignet sein sollten? Alsdann verhält es sich hier wie mit der zur Tugend bestimmten sittlichen Kraft, die eine Beute der Leidenschaften wird. Ist die Schönheit in einem einzigen Sinne nicht ewig wie die Wahrheit, und welch' *inniger* Bund entspringt daraus nicht zwischen der Religion und

der Kunst? Wo war denn die Prophetengabe jener hochmüthigen Reformatoren, als sie in ihrem verstümmelten Gesetze deren Trennung aussprachen? — Man sehe bei der Erforschung des Wesens der Kunst einmal zu, ob die Kräfte, mittels deren sie auf uns wirkt, nicht genau dieselben sind, welche die Religion mit dem größten Erfolge in Besitz nimmt und beherrscht; man untersuche anderseits doch, ob die Kunst nicht alle ihre Theorien auf die Meisterwerke der religiösen Kunst basirt hat? Wie Vieles verdankt die Malerei nicht der Religion und der christlichen Religion! Was wäre sie ohne dieselbe! Sie würde einen David, einen Teniers, einen Wouwerman, vielleicht einen Tizian zählen; allein würde sie einen Michel-Angelo, einen Raphael, einen Domenichino, einen Guido, einen Quercino haben? Man nehme den Malern die religiösen Stoffe, was bleibt ihnen noch? Die trockene Geschichte, die noch trockenere Allegorie, Schlachten, die leblose Natur, Gestalten ohne Ausdruck, oder gar nur die unsäglich traurige Hülfsquelle jener gewaltsamen Leidenschaften, die mit menschlicher Schönheit und Würde nichts mehr gemein haben."

Man kann die Tiefe und Sicherheit dieses ästhetischen Urtheiles nur würdigen, wenn man das ganze volle Maß der Arbeit in Anschlag bringt, welches der Veredlung und Vollendung der Geistes- und Herzensbildung bei Frau Swetchine stets geweiht blieb.

Als die Beweggründe, welche Frau Swetchine bewogen hatten, Frankreich zu verlassen, nicht mehr bestanden, kehrte zuerst General Swetchine, dann auch im Laufe des Frühjahres 1825 seine Frau, welche mit der Gräfin Nesselrode einen kurzen Aufenthalt in Neapel genommen hatte, nach Paris zurück, um sich dauernd hier niederzulassen. Graf Ségur d'Aguesseau führte Nadine Staelin als seine Gattin heim.

Mitten in den Vorbereitungen zum dauernden Aufenthalte in Paris traf Frau Swetchine an der Neige des für sie in mancher Hinsicht so glücklichen Jahres 1825 ein für ihre Liebe

zum Vaterlande und zu seinem Kaiserhause überaus schmerzlicher Schlag. Kaiser Alexander starb, erst 48 Jahre alt, am 19. November (1. December) 1825 zu Taganrog, einem unbedeutenden Städtchen am asow'schen Meere, wohin er sich mit der Kaiserin Elisabeth, zur Herstellung seiner Gesundheit, begeben hatte. Alexander war unter geheimnißvollen Umständen eines fast plötzlichen Todes verschieden.

Einen wie schmerzlichen Eindruck sein Tod in ganz Europa hervorrief, bezeugen folgende Worte des großen deutschen Staatsmannes Freiherrn von Stein an Anstett in Frankfurt, die zugleich eine dankbare liebevolle Würdigung des vielbetrauerten Herrschers enthalten:

„Ich wende mich an Sie, mein lieber Freund," schreibt derselbe, „um mich von dem tiefen Schmerze zu unterhalten, den mir die Nachricht von dem Tode eines großen Fürsten verursacht, an Sie, die ihn kannten und aufrichtig an ihm hingen. Unsere Beziehungen näherten uns Beide ihm in einer auf ewig denkwürdigen Zeit; wir sahen ihn mit unerschütterlicher Festigkeit den Einbruch des ganzen gegen ihn bewaffneten Europa auf sein weites Reich zurückschlagen; wir sahen ihn mit Vertrauen auf Gott, mit Muth den Sturz eines glücklichen Eroberers unternehmen, diese edle Aufgabe mit Ausdauer zu Ende führen, und die Einigkeit unter seinen Verbündeten mit vollkommener Entäußerung seiner Eigenthümlichkeit unterhalten; wir sahen ihn die Waffen wieder ergreifen, um sich der Wiederherstellung Napoleons zu widersetzen, und gar viele schwarze Thaten der Vergessenheit übergeben. Welche Meinung man auch über das System der heiligen Allianz annehme, so muß man darin übereinstimmen, daß sie auf einem religiösen, wohlthätigen und die öffentliche Ordnung erhaltenden Grundsatze beruhet, und daß wir ihr eine Reihe Jahre wiederherstellender und nöthiger Ruhe verdanken, Vortheile, welche Alles aufwiegen, was in der Anwendung Uebertriebenes und Irriges *gewesen* sein kann. Ich fürchte sehr, daß der Tod dieses großen

Fürsten, wie der Friedrichs, ein Zeitpunkt neuer Erschütterungen sei, und dieses unglückliche Europa, und besonders mein armes Vaterland, nochmals der Schauplatz von Stürmen und Krieg werde. Ich gestehe Ihnen, mein lieber Freund, daß alle diese Betrachtungen mich niederschlagen, selbst wenn ich nicht im Kaiser Alexander einen edlen und wohlwollenden Beschützer verlöre, dem ich die Wiederherstellung meines politischen Daseins schulde, mithin eine tiefgefühlte und unveränderliche Dankbarkeit."

Auf Frau Swetchine machte der plötzliche Tod Alexanders einen um so größeren Eindruck, als ihr die freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Kaiser, dessen, wenn auch wenig selbständige, doch im Grunde edle Natur immer mehr sich ihr offenbart hatte, und als die bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus sich zeigenden Gefahren und das Elend der das Land verheerenden Cholera ihr innigstes Mitgefühl für die Zukunft Rußlands in Anspruch nahmen. Sie schrieb am 23. April 1826 an ihre seit 1823 in tiefer Zurückgezogenheit auf ihren Gütern in Weißrußland lebende Freundin, die Gräfin Edling: „Ihnen zu sagen, wie mir die Zustände unseres armen Vaterlandes seit jenen entsetzlichen Ereignissen zu Herzen gehen, ist mir unmöglich; ich habe seit den letzten vier Monaten mehr darin gelebt, als in den dreiunddreißig Jahren, welche ich dort zugebracht habe; sein Unglück, seine Gefahren waren für mich der einzige Gedanke, neben dem kein anderer aufkommen konnte. Es ist entsetzlich, auf eine solche Weise die ganze Macht der Vaterlandsliebe in sich aufgeweckt zu sehen! Dieses schwarze Complott, diese im Dunkeln und mit kaltem Blute gleichsam geschmiedeten Verbrechen erfüllen mich noch immer mit furchtbarem Schrecken. Welche Neulinge auf dieser schauderhaften Bahn! Sie fangen an, wo die größte Ruchlosigkeit aufzuhören pflegt. Der einzige Trost bei so vielen Uebeln ist unser junger Herrscher und sein bewunderungswürdiges Auftreten. Die rührenden Züge, welche man von ihm erzählt, erhalten einen neuen

Werth im Hinblick auf seinen bis zur Empfindungslosigkeit gesteigerten besonnenen Muth. Aber was wird er zu thun haben und wie nothwendig ist es für ihn, die Arbeit von unten auf auf's Neue zu beginnen! Das lebende Geschlecht muß durch den Druck regiert werden, ein unseliges und unzulängliches Mittel! Die Erziehung ist es, mittels der man sich der heranwachsenden Geschlechter bemächtigen muß, und man darf nur von einer weisen und langsamen Pflege gediegene Früchte erwarten. Das Traurigste ist aber, daß alle nationalen Elemente fehlen. Die meisten derer, welche erleuchteter als die übrigen sind, haben an vergifteten Quellen getrunken. Je länger ich lebe, desto mehr befestigt sich bei mir der Glaube, daß die Lehren und Meinungen stärker sind, als die Menschen!" Zum Schlusse sich mit einer an die früheren Jahre erinnernden Innigkeit an die Freundin wendend, sagt sie: „Denken Sie, daß Ihre Freundin in Sehnsucht Ihrer harrt, daß unsere Tage kurz sind, nachdem sie schlimm gewesen waren. Beeilen Sie sich, theuere Freundin; ist nicht Alles eilig in und um uns? Ich verspreche Ihnen hier Alles, was Sie nur wünschen können; wir werden ein ganz gemeinsames Leben führen; wir werden uns über dieselben Dinge freuen; alle meine Freunde sind schon Ihre Freunde; sie finden, daß Sie schon allzulange gezaudert haben."

Das Haus, in welches Frau Swetchine die Freundin so dringend einlud, war in der That damals schon zu einem der anziehendsten Vereinigungspunkte der vornehmen Pariser Gesellschaft geworden. Obwohl Paris zu jener Zeit sich noch mancher gesuchter Cirkel erfreute, so stand doch der „Salon" der Frau Swetchine obenan.

VI.

Pariser Leben seit 1826. Der Salon der Frau Swetchine. Fräulein von Nesselrode.

Kein Land der Welt, am wenigsten vielleicht Deutschland, kann sich rühmen, das zu besitzen, was die Franzosen einen „Salon“ nennen. Der Salon, die Arena der bis zur Virtuosität gesteigerten Conversation, ist den Franzosen als ausschließliches Eigenthum zuerkannt worden; die Gebieterin des Salons ist unbestreitbar die Frau. „Der Einfluß, den eine Frau ausübt, welche das wirklich besitzt, was man einen Salon nennt,“ heißt es in einer englischen Monatsschrift, ‚The Month‘, „ist ein erstaunlicher; aber wenige, sehr wenige Frauen bringen es so weit. Tausende werden die schöne Welt bei sich empfangen können; hundert Andere werden glänzen durch Schönheit und Geist, durch eine Toilette, welche Geschmack und feinen Tact bekundet, durch ihre Diners und ihre Feste; aber nur zwei oder höchstens drei während eines Jahrhunderts werden die geistige Sonne ihres Cirkels sein, werden einen ‚Salon‘ haben. Eine Eigenschaft allein reicht nicht hin, um eine Frau von Welt auf diesen Höhepunkt zu stellen; mit ihr müssen immer noch andere Eigenschaften verbunden sein, aus deren Vereinigung jene Sympathie entsteht, die anzieht, und jener Einfluß, der herrscht; jedoch sind nicht die nämlichen Eigenschaften unumgänglich nothwendig: das Resultat muß aber immer der Einfluß sein.“

Eine der wenigen Frauen, die es verstanden, in unseren Tagen diesen unbestrittenen Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens zu erreichen, war Frau Swetchine.

Als sie von ihrer italienischen Reise im Frühjahre 1825 zurückkehrte, hatte ihr Gemahl ihr bereits in der Rue Sainte Dominique, inmitten eines der glänzendsten Stadttheile von Paris, eine Wohnung eingerichtet, die ihr neben der Ruhe eines

von dem Lärm der Straße abgeschlossenen Lebens fast alle Annehmlichkeiten des Landlebens bot. Im Hintergrunde eines Hofes gelegen, war ihr Hotel von Gärten rings umgeben; vom ersten Stocke aus, den Frau Swetchine bewohnte, schweifte das Auge über eine weite Strecke von grünen Plätzen, Blumenanlagen und schönen Bäumen. Mit den aus Rußland verschriebenen Gemälden, Bronzefiguren und Porzellansachen aus der Sammlung ihres Vaters schmückte sie einfach, ohne alle Ueberladung, einen ersten Salon und ein zweites Gemach, das sie aus einem Schlafzimmer in ein Bibliothekzimmer umgewandelt hatte. Ihre kleine eiserne Bettstelle wurde jeden Abend in dieses Bibliothekzimmer oder in den Salon gebracht, und für die kurze Zeit ihres Schlafes ihr Lager daselbst zubereitet. Die von dem General selbst bewohnten Gemächer waren geräumiger und seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen gemäß eingerichtet.

An dieser stillen und doch im Mittelpunkte der vornehmen Pariser Welt gelegenen und darum für ihre zahlreichen Freunde leicht zugänglichen Stätte empfing Frau Swetchine jeden Tag zweimal diese Freunde, des Morgens und des Abends; hier hielt sie ihren Salon.

Dieser Salon war weder eine ausgewählte Tafelgesellschaft, noch eine literarische Vereinigung, noch eine Schule; es war ein ungesuchtes und durchaus freiwilliges gesellschaftliches Zusammenfinden ausgezeichneter Geister unter ihrem gastlichen Dache und um ihre Person. „Einzig und allein," sagt Graf Falloux, „in der unvergleichlichen Ueberlegenheit und in der unveränderlichen Leutseligkeit ihres Umganges bildete sich das unsichtbare Band, welches so viele Seelen an sie fesselte und das schließlich unter ihnen eine Art von Vereinigung erschuf, von welcher sie die Seele, nicht aber der Meister und Herr war. Ohne eine andere Triebfeder, als ihre Vorliebe für alles Sittlich-Große, ebenso frei von Neid wie von Ehrgeiz, wußte sie in erstaunlichem Grade den verschiedensten Charakteren, Geistern *von ganz* entgegengesetzter Richtung, sich anzupassen, die gute

Seite der Einen anzuerkennen, für die schwache Seite der Anderen eine Entschuldigung zu finden. Seelen, die sich sonst nie gefunden hätten, gesellten sich unwillkürlich zu einander, unter dem Schutze jenes unerschöpflichen Wohlwollens, in dem Jeder etwas dem eigenen Herzen Verwandtes, eine Stütze, eine Kraft fand. Der bedeutendste Vorzug in dem Wesen Frau Swetchine's bestand darin, daß alle Fähigkeiten, Tugenden und Seelenkräfte in vollkommenem Ebenmaße bei ihr vertheilt waren. Sie besaß ebenso viel Begeisterung wie Besonnenheit, weil sie kraft einer seltenen Bevorzugung ihrer Natur mit Vernunft und Phantasie in gleichem Maße ausgestattet war, weil sie ebenso tief dachte wie fühlte, und mit einem männlichen Geiste ein stets weibliches Herz zeigte, weil endlich ihre persönliche Selbstverläugnung weder geheuchelt noch erkünstelt war. Sie lebte ganz in ihrer Umgebung, ganz in den öffentlichen Ereignissen; an sich selbst dachte sie erst, nachdem sie sich mit aller Welt beschäftigt hatte; alle Selbstsucht war ihr verhaßt, ohne daß sie jemals das Bedürfniß gehabt hätte, sich tadelnd darüber auszusprechen, so reich und milden Sinnes wurde sie durch die Selbstverläugnung. Ihre Seele bezog Alles auf Gott, ohne daß sie sich je einem menschlichen Interesse entzog. Ihr Geist ruhte nie in dem Ringen nach neuem erweiterten Wissen, allein sie liebte die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, ohne persönliche Ansprüche, ohne darin etwas Anderes zu suchen, als die Freude der Entdeckung und der Betrachtungen, welche sie entzückten."

Mit einem so edel angelegten Charakter vereinigte sie die glänzendsten Vorzüge des Geistes, vor Allem eine classische Bildung, die sich nicht in den engen Grenzen des französischen, auf das Jahrhundert Ludwigs XVI. eingeschränkten Classicismus, für den Boileau die Regeln angegeben, einschloß, sondern die auch wie die antike Literatur so die moderne, sowohl englische als italenische und deutsche, mit gleicher Liebe umfaßte. So hoch sie indeß Kunst und Literatur schätzte, sie trieb damit niemals

einen abergläubischen Salon-Cult. „Kunst und Poesie," sagt Graf Falloux, „waren in ihren Augen nicht die wahren Hohepriester des Herzens, des Gedankens und der Rede, sondern nur die untergeordneten Diener Gottes für seine Absichten hinsichtlich der Welt."

Höheres Interesse hegte sie für die Philosophie, die Geschichte und Politik, obschon sie über diese Gegenstände nicht gern in den abstracten Formen der Schule und der Tagesmode sprach. „Es ist in den Hauptsprachen Europa's," sagt Graf Falloux, „seit fünfzig Jahren kein Werk von Bedeutung erschienen, mit dem sie sich nicht, die Feder in der Hand, genau bekannt gemacht hätte; gleichwohl begegnete es ihr sehr selten, daß sie im Umgange fremde oder technische Ausdrücke gebrauchte." So sehr sie indeß selbst den Schein von gelehrter Pedanterie mied, so sah sie doch, wie alle wahrhaft gebildeten Personen, die über ein klares und durchgebildetes Urtheil verfügen, auf Anlage und Form jeder Meinungsäußerung. „Erzeugnisse von unsicherer Fassung waren ihr," bemerkt Graf Falloux, „ein Greuel; sie ward unwillig darüber, wie über eine Unentschlossenheit des Charakters oder des Geistes; sie fürchtete darin einen Mangel an sittlicher Rechtschaffenheit zu entdecken, die ihr über Alles theuer war. Da sie übrigens der Meinung war, daß man weder zu rasch noch zu oft ein Urtheil fällen sollte, ließ sie gern den Strom des Vorurtheiles und der Mode an sich vorüberziehen; ihr Lob wie ihr Tadel bekundeten den Berühmtheiten der Zeit gegenüber eine kluge Zurückhaltung und Bescheidenheit."

Nur solcher Reife, solcher bescheidenen Zurückhaltung und wahrhaft christlichen Milde des Urtheiles konnte es gelingen, in einer Gesellschaft, in der Alles mehr oder weniger von der Politik des Tages und ihrer Streitsucht beeinflußt ward, die verschiedenartigsten politischen Ansichten in ihrer Nähe in Eintracht und Frieden zu erhalten; ihr selbst war es unmöglich, eine politische Behauptung oder eine Sache aus Gefälligkeit oder Eigenliebe zu der ihrigen zu machen.

Obwohl von ausgesprochen monarchischer Gesinnung und von Widerwillen gegen jede Politik erfüllt, die als Willkür, Gewaltsamkeit oder Heuchelei erschien, und die sie als dem menschlichen Gewissen, dem sittlichen Leben und der dauernden Wohlfahrt der Nationen entgegen erachtete, „kannte und schätzte sie doch," wie Graf Falloux bemerkt, „Emigrirte aus allen jenen Regierungssystemen der Aristokratie, der Bourgeoisie und selbst der Republik, die sich einander gefolgt waren. Wie sehr diese aber auch sonst durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und ihre Rechtschaffenheit sich auszeichnen mochten, Alle blieben ihr ein wenig verdächtig, sobald es sich um die Würdigung der socialen Zustände handelte, die sich ohne sie gebildet und ohne sie entwickelt hatten. Zunächst und in allen Stücken lag ihr daran, zu untersuchen, abzuwägen, zu vergleichen; sie war mit Fleiß bestrebt, aus den Handlungen die Absichten herauszulesen, und dieß gelang ihr vortrefflich; sie fürchtete, ihre Ansicht, die immer dem Spruche des Gewissens unterworfen blieb, möchte im Strudel der Meinungen des Augenblickes untergehen. In den Geist der Zeit, in die wahren von ihm hervorgerufenen Bewegungen und Richtungen einzubringen, war ihr die Hauptsache; und selbst wenn ihre Ansicht feststand, suchte sie noch die Unterhaltung derer, welche die entgegengesetzte Ansicht vertheidigten. — Was wäre denn das Leben, sagte sie gerne, wenn man stets nur den Ton seiner eigenen Stimme hören würde?"

Daß bei dieser Gelassenheit und Duldsamkeit der entgegengesetztesten Ansichten die Heftigkeit des Lobes oder Tadels keinen Raum bei ihr fand, daß solche, welche mit dieser Heftigkeit die Stärke ihrer Ueberzeugung vertheidigen zu können glaubten, unbefriedigt oder gar grollend sich zurückzogen, daß kleine Zwistigkeiten entstanden, und bei lebhafteren Vorwürfen auch eine vorübergehende Entfremdung eintrat, ist ebenso erklärlich, wie daß ihrem stets unerschütterlich sich gleich bleibenden Wohlwollen gegenüber endlich alle Rechthaberei verstummte und das Billigkeitsgefühl siegte. Die Billigkeit galt in den Augen der

Frau Swetchine, wie Graf Falloux sagt, als die freiere, großmüthigere, christlichere Politik, als die beste Politik der großen Seelen. Kein Wunder, wenn ihr Salon auf diese Weise allmählich selbst in der Mitte des heißblütigen, politischen Paris „ein neutrales Gebiet, zwar nicht hinsichtlich der Sinnesweise oder der Idee, aber neutral in Ansehung der Leidenschaft, abstoßender Selbstgefälligkeit und Heftigkeit wurde". „Ein einziger Vorwurf war im Stande, ihr nachzugehen, ja sie bisweilen zu verletzen, wenn man ihr nämlich sagte: ‚Sie sind nicht im Stande, dieß oder jenes wie wir zu empfinden; Sie sind eine Fremde.' Alsdann wiederholte sie dieses hartherzige Wort vor ihren Vertrauten, ohne sich zu beklagen, ohne Jemanden zu nennen, aber mit Thränen in den Augen." — Begeisterung suchte man nicht bei Frau Swetchine, obwohl sie so reich daran war. „Die Begeisterung gibt Gott," fügt Graf Falloux ebenso schön wie wahr bei, „und wenn man deren Keim nicht in sich trägt, vermag ihn Niemand mitzutheilen. Aber sie besaß die eigenthümliche Gabe, zum Nachdenken, zur Rechtschaffenheit, zur Vorsichtigkeit, zur Geduld anzuleiten, und dieß Alles unter dem Gepräge einer unvergleichlichen Salbung des Herzens. Sie gab selten, was man einen Rath nennt, einen bestimmten Entscheid in einem gegebenen Falle; ihre Demuth zog es vor, eine directe Verantwortlichkeit von sich abzulehnen. .... Wenn man ihr das Herz eröffnete, so reichte sie die Hand und zog sie nicht mehr zurück. Sie hielt keine langen Reden, sie stellte sich nicht als Muster oder Vormund auf; sie sagte nicht: ‚Gehen Sie auf diesem Wege', sondern sie sagte mit aller Herzlichkeit: ‚Gehen wir zusammen', und so führte sie oft, ohne es zu wollen, gerade Diejenigen, welchen sie scheinbar zu folgen schien."

Wer könnte den Einfluß ermessen, den so viel Sanftmuth, so viel Redlichkeit und Herzensgüte während dreißig Jahren einer wildbewegten, Alles zur Aufregung mit sich fortreißenden Zeit *auf alle* die Seelen ausgeübt hat, die ihr vertrauten? Und doch

war Niemand entfernter davon, diesen Einfluß zu suchen, als Frau Swetchine.

Nichts an ihr bis in die Sprache des täglichen Umganges zielte auf das hin, was man „Effect" nennt. „Ihre Schüchternheit," sagt Graf Falloux, „ließ sich nie überwinden. Ihre Rede war im Anfange gewöhnlich unsicher und fast unverständlich; die Wirren des Gespräches, die Wichtigkeit des Gegenstandes mußten sie erst anregen. Kein Auskramen neuer Redensarten, kein Haschen nach auffallenden Behauptungen, nicht die mindeste Spur gesuchter Beredsamkeit, sondern Wahrheit in allen Dingen, Wahrheit im Ausdruck wie im Gedanken, ohne überflüssigen Schmuck, wenn auch nicht schmucklos. Gerade in ihrer Anspruchslosigkeit bestand ihre erste Eigenthümlichkeit."

Ebenso wenig wie bei ihrer Person war irgend etwas in ihrer äußeren Umgebung auf „Effect" gerichtet. „Das Haus der Frau Swetchine," sagt Graf Falloux, „wurde sehr sorgfältig gehalten, doch ohne allen Aufwand von Luxus. Sie bot ihren Freunden nie, was man ein Diner oder eine Soirée nennen könnte; sondern sie pflegte an einem kleinen runden Tische einige Personen zu vereinigen, die sich glücklich fühlten, bei ihr zusammen zu kommen. Alsdann wurde das Mahl in tadelloser Weise aufgetragen, dessen Anordnung sie mit jener zuvorkommenden Aufmerksamkeit übernahm, die sie bei den geringsten Kleinigkeiten beobachtete. Ihr Salon, der Morgens und Abends geöffnet war, war beinahe immer mit einer aufgeblühten Pflanze oder einem Kunstartikel geschmückt, dessen eingehende Betrachtung ihre Freunde wünschten, oder dessen Ausstellung bei ihr manche Künstler als eine Gunst ansahen. Mit Ausnahme der letzten Jahre ihres Lebens, strahlte ihr Salon des Abends von Lampen und Kerzen, und beim Eintritte empfand man zuerst stets den Eindruck einer weltlichen Atmosphäre. Diese Aeußerlichkeit war in der That der Welt solcher Besucher zugedacht, die darin die ausgesuchten Feinheiten wiederfinden sollte, an die sie gewohnt war, und die den leichtfertigen

Seiten ihrer Neigungen schmeichelte. Aber man gewahrte gar bald, daß das Innere Gott angehörte, und daß diejenige, welche über diesen Glanz verfügte, keineswegs von ihm eingenommen war."

Ebenso war es mit dem ersten Eindruck ihrer Unterredung bestellt. „Im Anfange," sagt Graf Falloux, „war ihre Rede weder hart noch fließend; im Gegentheile, sie erschien oberflächlich oder schleppend, darin den abgedroschenen Charakter zeigend, den die erste Unterhaltung überall an sich trägt. Bald aber kam ein höheres, geistiges, frisch belebendes Element hinein; ein treffendes, gut angebrachtes Wort, ein Geistesblitz, eine Regung des Wohlwollens veränderte und hob die Scene, und endlich kam man auf einen ernsthaften Punkt zu sprechen, der von Niemanden vorhergesehen oder vorbereitet worden war." Daß unter dem Zauber der Herzlichkeit und des Unerwarteten mancher neugierige Weltmann mit ganz anderen Gedanken das Haus verließ, als er eingetreten war, ist klar.

Allen den gefeierten politischen, literarischen oder Künstler-Cirkeln jener ungewöhnlich bewegten Zeit, die der Julirevolution unmittelbar voranging und ihr folgte, stand der Salon der Frau Swetchine in Nichts nach; er besaß indeß einen Vorzug, der ihn unbestritten über alle als einzig für ganz Paris hinstellte, einen Vorzug, der ohne Berechnung und ohne Prahlerei nicht nur die Vorzüge der andern Salons in sich vereinigte, sondern dieselben erhöhte und erst recht vollendete; dieser Vorzug war sein katholischer Charakter. „Der katholische Geist," sagt Graf Falloux, „suchte sich hier keinem aufzuzwingen, aber er strahlte von selbst und unvermerkt seinen Einfluß aus. Frau Swetchine hatte sich keine Mission beigelegt; sie wußte recht wohl, daß eine Mission kein Werk der augenblicklichen Eingebung und Laune sein könne, daß sie nur von Gott kommt; allein in ihrer unerschöpflichen Leutseligkeit trat doch sichtlich das Bewußtsein einer Pflicht zu Tage. Sie erblickte darin den *pflichtmäßigen* Lösepreis für die Geburt, den Reichthum und

die Intelligenz. Die geringsten irdischen Vorzüge waren in ihren Augen Werkzeuge der Vorsehung, für welche Jedermann ohne Ausnahme ernste Rechenschaft abzulegen habe. Der ehrsüchtige Gedanke, ihrem Salon eine Berühmtheit zu verschaffen, war ihr durchaus fremd gewesen; da sich aber dieser Salon ganz allein vermöge jener anziehenden, verborgenen, unbewußten Kraft gebildet hatte, die in ihr, wie in Jedem, der liebt, wirkte, so konnte selbst ihre Bescheidenheit sich über den Ernst ihrer Verantwortlichkeit nicht täuschen. Ohne den Maßstab für all das Gute zu kennen, was sie that, besaß sie doch zu viel Scharfsinn und eine zu erprobte Kenntniß des menschlichen Herzens, um nicht auf die Gewalt aufmerksam zu werden, welche so viele Herzen und Geister der verschiedensten Art ihr übertrugen, um nicht zu begreifen, daß sie, soweit dieß von ihrem bewußten oder unbewußten Einflusse abhänge, alles, was ihr näher träte, auch Gott näher bringen müsse. Dieß wurde für sie bald eine Aufgabe des Gewissens; von da ab vermochten weder ihre Leiden, die sich bis zur Folterqual steigerten, noch ihre Neigungen, die ganz und gar der Einsamkeit und dem Studium zustrebten, sie in ihrer Hingebung aufzuhalten; sie sah sich zuletzt als eine Schildwache an, die auf ihrem Posten bis zum Tode bleiben müsse."

Aus diesem Pflichtbewußtsein erklärt sich ihre unerschöpfliche Geduld. „Niemals," sagt Graf Falloux, „ist sie von Jemanden über einer Aufwallung des Zornes oder der Ungeduld überrascht worden. Bald hatte sie Leute voll anspruchsvoller Eitelkeit vor sich, welche sie über Fragen, über die sie besser als Alle unterrichtet war, belehren wollten; bald hatte sie es mit Koryphäen der Wissenschaft und der Polemik zu thun, welche sich ihres Abends bemächtigten, um sich selbst in der endlosen Auseinandersetzung ihrer Lieblingsthemata zu bewundern. Ein anderes Mal öffnete sich gerade in dem Augenblicke, da die Unterhaltung ganz nach ihrem Geschmacke war, die Thüre und es traten irgend ein Müßiggänger oder einige bescheidene Bekannte

ein, die der Welt und den Gegenständen der allgemeinen Conversation fremd waren. Niemals ließ sie über solche Widerwärtigkeiten, Plackereien oder ungelegene Störungen das leiseste Wort des Unmuthes fallen; niemals wurde der Bescheidene dem Stolzen, der langweilige dem angenehmen Gesellschafter, der Arme dem Reichen geopfert."

Alle diese Vorzüge ihres gesellschaftlichen Charakters zeigten sich erst im wirkungsvollsten Lichte der Frauenwelt gegenüber. Besonders die dem Einflusse einer anderen Frau gewöhnlich wenig zugänglichen Frauen zeigten sich gegen Frau Swetchine voll Vertrauen und Ergebenheit; ihre Uneigennützigkeit und Ueberlegenheit erstickte sofort alle Regungen der Rivalität.

Auf jüngere Frauen zumeist fand sie durch die seltene Anmuth und leutselige Herablassung ihres Charakters einen ungewöhnlichen Einfluß. „Jene Frau," sagt Graf Fallouz, „welche, sobald ihr eine Stunde der Einsamkeit vergönnt war, sich in die ernstesten Studien vertiefte und, nach ihrem eigenen Geständniß, sich in die Metaphysik wie in ein Bad versenkte, war die Anmuth und Freundlichkeit selbst, sobald eine junge Frau ihren Salon betrat. Schönheit, Eleganz, die Frische der Jugend hatten für Frau Swetchine einen Reiz, der weder eine Schmeichelei noch erheuchelt war. Besonders die Neulinge im gesellschaftlichen Leben erschienen ihr als einer besonderen Theilnahme würdig und einer Stütze bedürftig. Ihr Geschmack in Bezug auf die Toilette war, wie in allen Dingen, fein und sicher; sie, die in ihrer höchst einfachen Kleidung nie wechselte, und die stets in einem Kleide von braunem Stoffe und unveränderter Form erschien, tadelte nie die Toilette an Anderen, wenn dieselbe der Lebensstellung angemessen war. Die jungen Frauen liebten es, des Abends im Glanze des Ballstaates sich ihr vorzustellen; Frau Swetchine sprach dann ihre aufrichtige Bewunderung aus und belobte sie in einer Sprache, die nichts Abgedroschenes hatte, und wies schonungsvoll auf das hin, was *ihr übertrieben* schien. Auch kam es oft vor, daß nach dem

flüchtigen Besuche am Abend die junge Frau am andern Morgen in der Stunde der vertraulichen Besuche unter dem Einflusse ernsterer Gedanken wiederkam und um Rathschläge ganz anderer Art bat, als am vorhergehenden Abende. Alsdann offenbarten sich die kranken und verirrten Herzen gegen Frau Swetchine in aller Aufrichtigkeit; alsdann goß sie ihnen mit linder Hand und tropfenweise das Licht, die Wahrheit, das Leben ein. .... Gott allein ist es bekannt, was während dieser Unterredungen vorging, was im Stillen zu seinem Wohlgefallen und zu seiner Ehre geschah, in der Heimlichkeit dieser vertraulichen Unterredungen, die sehr häufig unter Thränen zu Ende führten, was im leichtfertigen Salongeplauder seinen Anfang genommen. Deßhalb waren ihr so viele junge Seelen zugethan, wie ihrer geistlichen Mutter, und widmeten ihr eine Verehrung, deren verborgene und gerade wegen des Geheimnisses ihres Ursprunges zurückgehaltene Wärme erst nach ihrem Tode offen hervorbrach."

Frau Swetchine schöpfte ihrerseits aus diesen vertraulichen Herzensergießungen, welche ihrem außerordentlichen Scharfblicke zu Hülfe kamen, eine wahrhaft seltene Kenntniß des menschlichen Herzens. „Ein Wort," sagt Graf Falloux, „ein Verstummen, eine Geberde, ein Blick wurde für sie, wo Niemand etwas sah, eine Offenbarung, und wenn man später zu ihr trat, und ihr etwas Neues sagen, auf diesen oder jenen guten oder schlimmen Zug aufmerksam machen wollte, gewahrte man bald, daß sie Alles vorausgeahnt hatte." — „Sie besaß," fügt Graf Falloux treffend bei, „die Kenntniß der Seelen, wie die Gelehrten die Kenntniß der Körper besitzen. Der gemeine Mann sieht an einer Pflanze nur ihre Farbe und ihre Gestalt; die Botaniker erkennen sofort ihre Gattung und Familie, und die Gesetze, denen sie unterworfen ist. Solchen Scharfblick besaß auch Frau Swetchine; ein Zug, eine Linie genügte ihr, um daraus eine ganze sittliche Natur zu erkennen und zurecht zu stellen."

Ihre Tage hatte Frau Swetchine in drei Theile getheilt:

ausschließlich für sich behielt sie den Morgen; dieser fing aber für sie schon vor Tag an. Um acht Uhr hatte sie die heilige Messe gehört und ihre Armen besucht; dann kehrte sie nach Hause zurück und schloß ihre Thüren ab bis drei Uhr. Von drei bis sechs Uhr war ihr Salon geöffnet; derselbe schloß sich dann wieder bis neun Uhr; die Soirée, die um neun Uhr ihren Anfang nahm, schloß selten vor Mitternacht.

Das war der Salon der Frau Swetchine, das ihr Leben. Während der letzten Jahre der Restauration verließ Frau Swetchine noch zuweilen ihre Wohnung, um Musik zu hören, um sich zu der Herzogin von Duras oder einer andern Freundin zu begeben, welche wegen ihrem Gesundheitszustande an das Zimmer gefesselt waren.

Unter den Freunden, welche ihren Salon seit der Zeit ihrer Rückkehr aus Italien bis zur Julirevolution besuchten, finden sich neben den älteren Bekannten, neben dem Herzog von Laval, Frau Recamier und Ballanche, auch der Graf von Sales, der letzte Vertreter des Geschlechtes, das vom Lehrer der Kirche, dem heiligen Bischof von Genf, Franz von Sales, den Namen hat, ferner der päpstliche Nuntius Lambruschini und der Pariser Erzbischof von Quelen.

So verflossen unter den Freuden eines thätigen, religiösen und geistig immer neuen und anziehenden Lebens die fruchtbarsten und freudenreichsten Friedensjahre der Restauration für Frau Swetchine um so schneller und angenehmer, als die Leere ihres engeren häuslichen Lebens, welche durch die Verheirathung ihrer Adoptiv-Tochter Nadine an den Grafen Ségur entstanden war, bald in unerwarteter, aber für Frau Swetchine in der glücklichsten Weise wieder ausgefüllt wurde.

Ihre vertrauteste Freundin, die Gräfin Nesselrode, sah sich durch den Gesundheitszustand einer ihrer jüngeren Töchter in große Sorge versetzt; nur wenn dieselbe den schädlichen Einflüssen des russischen Klimas entzogen wurde, konnte Besserung *erwartet* werden. Frau Swetchine bot die Hand hiezu und so

traf Helene von Nesselrode zu Anfang des Jahres 1829 bei der erprobten Freundin ihrer Mutter ein, um unter deren treuer Pflege von ernstlichen Leiden zu genesen. Helene war vierzehn Jahre alt, das heißt: sie stand in jenem schwierigen Alter, wo das Herz bereits von allen Ahnungen erfüllt ist, ohne daß die Vernunft schon alle ihre Klarheit besäße. Wie schnell Frau Swetchine zu ihrer größten Befriedigung und eigenen Genugthuung das Herz des schwierig zu behandelnden, kränklichen Kindes gewonnen, besagen die im Januar 1830 bereits an die Freundin in Petersburg gerichteten Worte: „In denen, die ich liebe, fühle ich mich reich und gleichsam mit Glücksgütern und Hoffnungen überschüttet. Niemals, niemals hätte ich geglaubt, daß diese liebe kleine Helene so tief mir in's Herz wachsen würde; dort ruft sie meine innerste Liebe wach; dort fühle ich jene mütterlichen Sorgen, die so furchtbar sind und doch so süß."

Die wenigen von Graf Falloux mitgetheilten Briefe der Frau Swetchine an die Gräfin Nesselrode müssen in jedem Leser das tiefste Bedauern wachrufen, daß nicht mehr von dieser Correspondenz bis jetzt an die Oeffentlichkeit getreten ist; bedeutsamere und gediegenere Worte über Töchtererziehung kann man kaum lesen. So schreibt Frau Swetchine unterm 12. December 1829 über das von ihr bei Helene angewandte „Temporisir-System": „Ich gewöhne sie an den Gedanken, daß es mehrere Dinge gibt, die ich nicht billige, die ich aber auch nicht genugsam table, um damit (mit ihrer Verbesserung) zu beginnen. Wie allen Kindern, fehlt ihr die Herrschaft über sich selbst, und diese erwirbt man nicht an einem Tage; ich bereite sie langsam darauf vor. Fehler, die sie vor zwei Monaten beging, vermöchte sie heute nicht mehr zu begehen, weil sie sich darüber ein Urtheil gebildet. Ihr Vertrauen zu mir wächst mit jedem Tage; ich gestehe, daß ich hierin alle meine Gewandtheit und selbst List anwende, und meine List ist dießmal die Wahrheit, allein jene Wahrheit, deren Lockmittel eine herzliche Hingebung

ist. So öffne ich, um sie dahin zu bringen, mir ihr Herz zu eröffnen, zuerst das Meinige für alle ihre Anliegen, Erinnerungen, Gedanken. Ich werde nicht müde, ihr ihre Meinung über diejenigen zu entlocken, die ihr theuer sind, dagegen mache ich sie zur Hälfte mit meinen Angelegenheiten bekannt."

Wenn Frau Swetchine ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet hielt, das Herz und das Urtheil ihrer jungen Gefährtin zu bilden, so vernachlässigte sie doch auch nicht, wie sich denken läßt, die Leitung ihres jungen Geistes. „Wir lesen jetzt die griechischen Tragiker," heißt es in einem späteren Briefe an die Mutter; „auf jeden von den Alten behandelten Gegenstand lasse ich die Nachbildungen der neueren Dichter in den Helene bekannten Sprachen folgen; sie gewinnt so einen Ueberblick und wird ihre Aufmerksamkeit gefesselt und ihre Wißbegierde angespornt. Sie wissen vielleicht noch nicht, daß ich ihr einen weiteren Lehrer gegeben habe; es handelt sich um einen Cursus über allgemeine Geographie. Wenn Helene Geschmack daran findet, so kann man an die politische Geographie, über welche heutzutage Niemand ohne Kenntniß bleiben darf, die verschiedenen Begriffe knüpfen, welche auf unsere Erdkugel Bezug haben, unter den verschiedenen Gesichtspunkten ihres Baues, ihrer Elemente und der Haupterscheinungen, die er darbietet; dieß wäre nichts Geringeres, als die Geschichte der Erde, des Himmels und des Meeres; indem man sich aber auf die allgemeinsten Thatsachen beschränkt, so wird man suchen, ihr nur von dem Kenntniß beizubringen, was täglich im Salonverkehr zur Sprache kommt. Ich mache diesen Versuch, ohne seines Gelingens sicher zu sein; wir werden den Kreis, den sie durchlaufen soll, enger ziehen oder erweitern, je nachdem es ihre Lust und ihre Lernbegierde rathsam erscheinen lassen."

Bei aller Rücksicht indeß auf die Ausbildung des Geistes hielt Frau Swetchine fest das im Auge, was der Mittelpunkt, das Herz aller und jeder Erziehung ist und sein muß: die Charakterbildung. „Mein Hauptaugenmerk," schreibt sie, „ist

nicht auf das gerichtet, was sie heute thut, sondern auf das, was aus ihr wird, was ich für die Zukunft vorbereiten, zur freien und ausgedehnten Entwicklung bringen kann. Man denkt viel zu wenig daran, daß die Erziehung Mittel und nicht Zweck ist, daß es sich nicht so sehr darum handelt, was man mittels des unmittelbaren Einflusses erwirkt, als vielmehr um das, was man für jene Zeit, wenn dieser Einfluß aufhört, Bleibendes gewirkt hat. Sicherlich liegt Niemand mehr als mir daran, daß sie mitleidsvoll, mildthätig sei, und dennoch vermeide ich jede Aufforderung, jede ausdrückliche Mahnung in dieser Hinsicht; ich benütze nicht einmal eine Aufwallung ihres Edelmuthes, sobald ich wahrnehme, daß dieselbe unentschieden und vorübergehend ist."

Helene von Nesselrode blieb bei ihrer mütterlichen Freundin bis zu ihrer Vermählung mit dem Grafen Michael Chreptowitsch. Frau Swetchine gab sie selbst in die Hände ihrer Mutter zurück, als dieselbe die Großfürstin Helene in das Seebad Brighton begleitete. Diese Reise bot der Frau Swetchine die Gelegenheit zu einem kurzen Ausflug nach London und anderen Punkten Englands.

Bald nach ihrer Rückkehr sollte ihr kein geringer Schmerz durch die schwere Erkrankung der innig mit ihr befreundeten Herzogin von Duras bereitet werden. Frau Swetchine hatte in den letzten Jahren jede Gelegenheit ergriffen, um mit der Freundin einige Monate in Andilly oder in Saint-Germain zuzubringen. Die äußerst schmerzliche Krankheit der am Ende ganz hülflos daliegenden Herzogin endete im Januar 1830 mit dem Tode. Die ganze vornehme Gesellschaft von Paris beklagte denselben; und noch hatte Swetchine sich von ihrem Schmerze nicht erholt, als der Kummer und Schrecken der Julirevolution sie auf's Neue tief erschütterte.

VII.

Zwischen den Revolutionsjahren 1830—1848. Die religiöse Bewegung. Graf Montalembert. Abbé Lacordaire. P. de Ravignan. Familienschicksale der Frau Swetchine. Ihre letzte Reise nach Rußland. Ihr religiöses Leben.

Die Julirevolution mit allen ihren blutigen und erniedrigenden Schreckensscenen war vorüber. Frau Swetchine, welche so manche Freunde, die ihr seit lange theuer waren, auf der Flucht oder in den Gefängnissen sah, litt unter ihren Nachwehen sehr. Sie hatte Recht, wenn sie die egoistische Politik des Bürgerkönigs und den kurzsichtigen Triumph der Bourgeoisie als „die große Krisis des menschlichen Hochmuthes“ bezeichnete. Das Treiben und Thun der neuen Regierung wurde ihr jeden Tag klarer. Die Regierung Louis Philipps hatte geschickt den Zorn der niederen Volksklassen in Paris gegen die vier Minister Karls X. — Polignac an der Spitze —, welche die Ordonnanzen unterzeichnet hatten, zu leiten verstanden, und dieselben zur Aburtheilung vor die Pairskammer stellen lassen. Das am 21. December 1830 gefällte Urtheil lautete auf ewige Kerkerhaft statt auf die beantragte Todesstrafe. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieses politischen Racheaktes schrieb Frau Swetchine am 23. December die folgenden, den Geist der Zeit und ihrer Herren trefflich kennzeichnenden Zeilen: „Sie haben im Einzelnen die Vorgänge der letzten Tage, den Ausgang des großen Dramas in der Pairskammer und all die Wühlerei und all die Rachsucht kennen gelernt, für welche es zum Vorwande gedient hat. Vorgestern, gestern noch glich Paris einer Stadt, vor deren Thoren der Feind steht; heute herrscht hier überall Ruhe, selbst Heiterkeit; wenigstens nennt man es so. Das Mordgeschrei ist vor dem Vivatrufen verstummt, welches indeß allem Anschein nach schwerlich geeignet ist, irgend Jemandem das Leben zu *verlängern*. Gestern hätte man glauben sollen, alle Rechte seien

verletzt worden, weil vier auserwählte Opfer dem Eisen des Meuchelmörders entronnen waren; heute erscheint diese blutdürstige Erbitterung nur noch unter dem Charakter einer Laune.... Wie könnte dieß auch anders sein bei einem Volke von Souveränen, das keinen andern Willen als den seinigen und auch hier nur den des Augenblickes anerkennt?"

Mit tieferem Blick die Ursache der Julirevolution und dieses revolutionären Regierens würdigend, fährt Frau Swetchine fort: „Die unteren Volksklassen zielen auf nichts anderes ab, als auf die allgemeine Gleichmacherei, und um dahin zu gelangen, werden sie den Kampf unaufhörlich erneuern. Sie sind jetzt ihrer Macht inne geworden; darum werden sie von ihrem Plane nicht mehr abstehen; sie zählen überdieß auf die Mittel, welche ihnen die Legalität läßt. Wenn diese Mittel jedoch den Erfolg nicht sichern sollten, so werden sie ihn mit bewaffneter Hand sich zu verschaffen suchen."

Es ist erklärlich, daß Frau Swetchine inmitten der langwierigen Unruhen, die der Julirevolution folgten, noch an der Möglichkeit einer unmittelbaren Rückkehr des Herzogs von Bordeaux festhielt und von derselben jene „große Rückkehr zur Wahrheit" hoffte, die allein der wahren Restauration die Bahn ebnen und ihren Bestand sichern könnte. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheilte sie alle Legitimität. „Die Legitimität," sagte sie, „ist ein wunderschönes Princip, aber am Ende ist sie doch nur ein Theil der Ordnung, der für sich allein nicht bestehen kann. Ich stelle an Jene, die nur auf ihre Leidenschaften hören, die Frage, ob es sich um den eitlen Triumph handelt, den Sohn des Königs zurückzuführen, oder um die Freude des Stolzes, ihn entführt zu haben, oder vielmehr um eine Regierung, welche im Stande sein wird, die Gesellschaft neu zu ordnen und zu schützen und allen den Wahrheiten dauernde Geltung zu verschaffen, welche den Staaten nützlich sind und ihrer wahren Wohlfahrt Bestand verleihen?"

Im weiteren Verlaufe dieses an die Gräfin Nesselrode

gerichteten Briefes ist es besonders das Schicksal Chateaubriands, für welches sie die Freundin zu interessiren wünscht. Der hochverdiente Mann hatte, um dem Bürgerkönige den Eid nicht leisten zu müssen, auf die Pairswürde verzichtet und mit ihr auf eine Pension von zwölftausend Franken, welche ihm dieselbe sicherte. Der äußersten Noth, in welche der sonst vermögenslose Mann hierdurch versetzt war, sollte Kaiser Nikolaus im Hinblicke auf die Hochachtung, welche Kaiser Alexander dem Dichter stets gezollt hatte, auf Verwendung der Gräfin abhelfen. Allein die Verwendung derselben blieb ohne Erfolg.

Mit der Entlassung des Ministeriums Dupont-Lafitte (11. März 1831) schien Louis Philipp der Politik des Straßenpöbels endlich müde zu sein, indem Männer von energischerem Charakter wie Graf Sebastiani und Graf Montalivet in das Ministerium Casimir Périer eintraten. Allein auch dießmal konnte Frau Swetchine nur schwer sich zum Vertrauen auf diesen neuen „Triumph der Halbheit" erheben. In einem Briefe vom 15. März 1831 schreibt sie: „Wenn die wiederauflebende Ordnung keinen Bestand hat, dann ist offenbar in einem Jahrhunderte, wo jeder Kopf ein Diplomat ist, die Unmöglichkeit erwiesen, daß eine Regierung mit den Mitteln, welche mit der Natur ihres Ursprunges unverträglich sind, sich halten kann. Wenn dieses gemischte Ministerium nicht durchdringt, dann liegt das Uebel in unserer Lage überhaupt. Es war immer meine Meinung, daß, wenn hier jeder seine Schuldigkeit oder wenigstens nach Kräften seine Schuldigkeit thun und die Staatsmaschine dennoch den Dienst versagen würde, damit vor Aller Augen der Beweis erbracht wäre, daß das Staatsgebäude in seinen Grundlagen faul ist und Niemand hier mehr helfen könne."

Das Julikönigthum hielt sich; die revolutionären Wasser traten für den Augenblick zurück und der Gedanke, daß fortan in der von Grund aus umgestalteten politischen Lage Frankreichs auch der Kirche eine veränderte Stellung zur neuen Staatsgewalt bereitet sei, brach sich mehr und mehr Bahn.

Die Lage der Kirche war eine außerordentlich schwierige und gefahrvolle geworden. Schon zweimal waren in den ersten dreißig Jahren des Jahrhunderts ihre Beziehungen zum Staate total verändert worden. Die in dem Concordate von 1801 gelegten Grundlagen wurden durch die sogenannten „organischen Artikel“, welche der erste Consul demselben mit revolutionärem Despotismus angehangen, gefälscht; die auf die „organischen Artikel“ gestützte absolutistische Politik des ersten Kaiserreiches endete bekanntlich in der beispiellosen Mißhandlung des Papstthums zu Savona und Fontainebleau und in des Kaisers jähem Sturze. Auch die unter der Restauration der Kirche bereitete bessere Lage fand in den unausgesetzten erbitterten Angriffen auf ihre Einrichtungen und Lehre nicht Zeit und Ruhe, sich zu consolidiren. Die auf den Sturz des legitimen Königthums gerichteten liberalen Parteibestrebungen sahen in der Kirche ihren Hauptgegner. Als die Restauration endlich unterlag, wurde auch der Klerus als ein Besiegter betrachtet und behandelt. Die vielerörterte Frage, ob der durch die Julirevolution geschaffenen neuen Lage gegenüber die Katholiken nicht eine neue Haltung einzunehmen hätten, führte zur Gründung der Zeitschrift „L'Avenir“.

Der „Avenir“ bezweckte auf Grund seines Programmes, der Kirche die volle und ungeschmälerte Freiheit des Wirkens zurückzuerobern, und zwar auf dem Boden des mit der Rückkehr der Bourbonen eingeführten Repräsentativ-Systemes, als einer in der Verfassung garantirten Freiheit des gemeinen Rechtes und in der Richtung des Zeitgeistes.

Das Unternehmen war neu, kühn, durch innere und äußere Umstände in seltener Weise unterstützt; der beredteste Vorkämpfer der religiösen Interessen gegen die falschen Zeitrichtungen, Abbé de Lamennais, trat an die Spitze desselben; um ihn schaarte sich ein Kreis hervorragender Geister, wie ihn selten ein Unternehmen dieses Jahrhunderts zur Verfügung hatte, Männer von ungewöhnlichem Muthe, glänzender Geisteskraft, starkem Opferwillen, die indessen neben dem „Meister“ sich nur als dessen

ergebene und treue Schüler ansehen mochten. Das Programm des „Avenir" wurde von allen Mitarbeitern einstimmig angenommen. „Die Bedeutung der erörterten Fragen," sagt Graf Falloux, „die geistige Ueberlegenheit der Mitarbeiter, der Adel der Charaktere erwarben dem Blatte einen Einfluß und ließen eine Erinnerung zurück, die noch heute der Kampfplatz ist, auf dem eine der wichtigsten Fragen für das Schicksal der Menschheit zur Entscheidung kommt, nämlich die genaue Begrenzung der Beziehungen von Staat und Kirche."

Die hervorragendsten unter den Mitarbeitern des „Avenir" und zugleich diejenigen, welche am treuesten auf die Ideen des „Meisters" eingingen, waren unstreitig zwei der hervorragendsten Geister des modernen Frankreich, ein Priester und ein Laie, beide in unauflöslich enger Freundschaft seit jenen Tagen verbunden: Abbé Lacordaire und Graf Karl von Montalembert. Der erstere war aus einem vielversprechenden Mitgliede des Pariser Advocatenstandes drei Jahre vor Ausbruch der Julirevolution Priester geworden und lebte um diese Zeit als Hülfsseelsorger bei dem Kloster der Heimsuchung zu Paris. Derselbe hatte sich nach langem Zögern der Schule des Abbé de Lamennais angeschlossen und stand gerade im Begriffe, nach Amerika abzureisen, um dort eine ihm zusagende Stelle in der Seelsorge anzunehmen, als ihn die Einladung des „Meisters" ereilte, sich mit ihm zur Herausgabe des „Avenir" zu verbinden. An diesem Werke traf ihn Graf Montalembert, der letzte Sprößling eines altadeligen Geschlechtes, der als begeisterter Verehrer Daniel O'Connells aus Irland herbeigeeilt war, um das Werk des großen Iren auf französischem Boden fortzusetzen. Für Lamennais, Lacordaire und Montalembert sollte das Unternehmen des „Avenir" der Ausgangspunkt einer über ihren ganzen zukünftigen Lebenslauf entscheidenden Krise werden, in der die Vorsehung sowohl hinsichtlich Montalemberts wie auch Lacordaire's der Frau Swetchine eine nicht genug zu würdigende, bedeutsame Stellung zugewiesen hatte.

Der „Avenir" war am 15. October 1830 gegründet worden. Alles lebte damals im Rausche eines maß- und zügellosen Liberalismus. Hätte Lamennais das Beispiel weiser Mäßigung, welches Rom und der französische Episcopat in diesem kritischen Augenblicke gaben, richtig gewürdigt und befolgt, sein Unternehmen hätte von unberechenbarem Segen werden können. Aber er, der seine jüngeren Freunde hätte im Zaume halten sollen, ließ sich, die dem Priester und Katholiken zustehende Freiheit mit der neuen liberalen Freiheit verwechselnd und erstere in der Hitze des so glorreich inaugurirten Kampfes oft und ganz vergessend, schon bald zu einer maßlosen Sprache verleiten; er stellte sich und sein Werk dadurch Mißverständnissen oder beunruhigenden Aeußerungen bloß, die zu zerstreuen und unschädlich zu machen er unterließ. Kein Wunder, daß das in Paris dem „Avenir" entgegengebrachte Mißtrauen in immer weitere Kreise drang und endlich bei den erneuten Heftigkeiten der Sprache zu Klagen in Rom führte. Abbé Lacordaire und Abbé Gerbet hatten als Bevollmächtigte ihrer Mitarbeiter eine Besprechung mit dem päpstlichen Nuntius Lambruschini, dem sie eine übersichtliche Darstellung ihrer Lehren überreichten. Da die Besprechung ohne Erfolg blieb, beschlossen Lamennais, Lacordaire und Montalembert, die Publikation des „Avenir" zu suspendiren und sich nach Rom zu begeben, um eine Entscheidung zu erzielen. Sie langten am 31. December 1831 in Rom an.

Die stete Rücksicht auf diese Thatsachen ist nothwendig, um die Beziehungen der Frau Swetchine zu den beiden Freunden vollauf zu würdigen.

Der Briefwechsel der Frau Swetchine mit dem ihr schon länger befreundeten Grafen von Montalembert beginnt um die Zeit der ersten Verwickelungen des „Avenir" (September 1831); er wurde durch die römische Reise und durch die unmittelbar an dieselbe sich anschließenden Ereignisse unterbrochen, um im Jahre 1833 wieder aufgenommen zu werden. Abgesehen von einem

einzigen aus dem September 1831 stammenden Briefe, worin Frau Swetchine gegen den Geist zaghafter Klage, wie es scheint, ankämpft, fallen alle übrigen von Graf Falloux mitgetheilten Briefe der Frau Swetchine — die Briefe des Grafen von Montalembert selbst liegen nicht vor — in das die tiefsten Seelenkämpfe ausfüllende Jahr 1833, welches dem offenen Bruche Lamennais' mit der Kirche folgte.

Es gibt unserer Ueberzeugung nach keine wichtigere und gerechtere Quelle zur Beurtheilung des Grafen und seines Charakters, als diese Briefe. Daß Graf Montalembert ihre Veröffentlichung gestattete, war zwar ein Act der Gerechtigkeit gegen das Andenken an seine hochsinnige Freundin, aber es war auch ein Act ernster Selbstüberwindung. Graf Falloux hat Recht, wenn er sagt: „Dieser Briefwechsel wird gewiß als eines der rührendsten Muster christlicher Freundschaft betrachtet werden. Er nimmt mit dem ersten Austausche des Vertrauens und der Herzlichkeit den allerernstesten Charakter an, und man weiß nicht, wen man mehr bewundern soll, sie, die stets Recht hat mit ihrem Scharfsinn und ihrer Ueberlegenheit, oder ihn, der ihre Rathschläge mit solcher Gelehrigkeit hervorlockte, und dieses schon so seltene Verdienst durch das noch seltenere erhöht, daß er deren Veröffentlichung gestattet."

Das Jahr 1833 traf Montalembert in tiefster Mißstimmung und Besorgniß erregender Unzufriedenheit. Kein Wunder. Auf die kurzen Triumphe, die der „Avenir" in der öffentlichen Meinung davongetragen, auf seine vor der Pairskammer in Verbindung mit Abbé Lacordaire siegreich vertheidigte Action zu Gunsten der Unterrichtsfreiheit waren die unaufhörlichen Mißhelligkeiten gefolgt, die der „Avenir" in Frankreich und jetzt in Rom provocirt hatte. Die Ankunft Lamennais' und seiner Freunde mußte dort nach allem, was derselben voraufgegangen, Anstoß erregen. Gregor XVI., der den Abbé Lamennais retten und vor Excessen bewahren wollte, ließ ihm durch Cardinal *Pacca* endlich einen Brief zustellen, der mit Berichtigung einiger

seiner Grundsätze die Mahnung verband, doch darauf zu sehen, daß nicht ein feierliches Urtheil oder eine öffentliche Rüge nöthig werde. Lacordaire verstand den Wink; nicht so Lamennais und der ihm ergebenere Montalembert.

Lacordaire hatte, als die durch schmerzvolle Lebenserfahrungen und tiefere theologische Studien gereiftere Natur, dem „Meister“ gegenüber immer eine größere Selbständigkeit sich gewahrt, eine Selbständigkeit, der er wenige Wochen vor seinem Tode (21. November 1861) noch Ausdruck verlieh in den Worten: „Seine (Lamennais’) Philosophie hatte nie völlig von meinem Verstande Besitz genommen; seine absolutistische (1830 total in’s Gegentheil umgeschlagene) Politik hatte mich immer abgestoßen; seine Theologie hatte soeben (anfangs 1830) in mir die Furcht erweckt, daß sogar seine Orthodoxie nicht fest stehe. Allein es war zu spät. Nach achtjährigem Zögern gab ich mich (kurz vor Gründung des ‚Avenir‘), wenn auch ohne Begeisterung, doch mit freiem Willen, einer Schule hin, die bisher weder meinen Geist noch mein Herz hatte befriedigen können. Dieser *falsche* und fast *unerklärbare* Schritt war entscheidend für meine zukünftige Stellung.“ Es ist begreiflich, daß Lacordaire sofort den Wink des Papstes und seine Pflicht als katholischer Priester verstand. „Den schmerzlichsten Besorgnissen verfallen,“ sagt Graf Falloux, „noch mehr aber von seiner Pflicht gegen die Kirche getrieben, wendete sich Abbé Lacordaire mit den letzten Bitten an (den in seiner Eigenliebe und in seinen Plänen verletzten) Lamennais, er möge doch innehalten und sich beruhigen. Taub für diese treue Stimme ließ Lamennais den Abbé allein von Rom abreisen und bestand darauf, in Rom zu bleiben und von dem Oberhaupte der Kirche eine officielle Antwort zu *verlangen*. Da er sie nicht erwirken konnte, verließ er endlich Rom, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, er werde seine Zeitschrift sogleich wieder erscheinen lassen und seine politischen und religiösen Grundsätze nach Kräften verbreiten. Dieser Trotz erlaubte Gregor XVI. nicht

mehr, länger zu zögern. Er erachtete es für geboten, die Uebergriffe des ‚Avenir' zu bezeichnen, sie zusammenzustellen und in der Encyclica vom 15. August 1832 an's Licht zu stellen."

Es ist bekannt, daß Lamennais von jetzt an allein den Weg zu seinem Abgrunde fortsetzte. Es hatte eine Zeit lang den Anschein, als wolle Montalembert ihm folgen; letzterer kämpfte einen ernsten, schweren und langen Kampf. Wer will sagen, was für ihn in dieser erschütternden Prüfung die Stütze einer christlichen Frau bedeutete, die mit seltenem Freimuth, mit wahrhaft mütterlicher Sorge um das Schicksal seiner Seele, mit der Schärfe und Reife ihres Urtheils über die diese Seele bewegenden Ideen, mit ihrem ihn überraschenden Tiefblick in die verborgensten Seelenstimmungen seines aus den hochfliegendsten Träumen ganz herausgerissenen stolzen Herzens, an seiner Seite ausharrte?

Während Lacordaire in tiefer Einsamkeit seinen Studien und seiner Vorbereitung auf eine große, ihm noch unbekannte Zukunft oblag, verließ Graf Montalembert Frankreich, um Deutschland zu besuchen, wo ihn in Marburg die gesegneten Anregungen erwarteten, welchen wir seine einzige Geschichte der heiligen Elisabeth von Thüringen verdanken. Noch aus der Zeit seines Aufenthaltes in Paris theilt Graf Falloux ein Billet der Frau Swetchine an ihn mit, worin sie über sein Fernbleiben von ihr klagt. „Die Erinnerung an Sie, mein lieber Sohn," schreibt sie (13. März 1833), „genügt mir nicht; ich muß sie mir zu Nutzen machen, und dieß ist der Grund, warum wir uns in Betreff der Dauer unserer Pausen nicht immer verstehen; Sie sagen mir gar nicht, wie Sie dieselben ausfüllen, und wie Ihr Muth mit Ihren Kümmernissen auskommt. In einem solchen Zustande der Ungewißheit möchte man sich eines jeden Augenblickes versichern. Sollten Sie heute Abend nicht kommen wollen, so schlage ich Ihnen den morgigen Abend oder Vormittag vor, worüber Ihre Stimmung entscheiden mag; eben weil ich *dieselbe* bekämpfen möchte, will ich ihr nicht entgegentreten."

Diese Stimmung war die Muthlosigkeit, die Niedergeschlagenheit, die Unzufriedenheit mit sich selbst, welche sich nicht zur Umkehr auf dem betretenen Wege entschließen konnte. Frau Swetchine, die ganze Gefahr einer solchen Stimmung bei einem unerfahrenen, hochstrebenden jungen Herzen erkennend und ihren Ursprung und ihre Folgen unzweideutig bezeichnend, schrieb am 26. August 1833 an Montalembert: „... Wenn Sie nur da, wo es Ihnen gefällt, zu bleiben verständen, könnte man noch mit Ihnen auskommen; allein die Ruhelosigkeit Ihres Innern treibt Sie immer weiter mit dem Rufe: Dahin! Dahin! Während Sie triftigen Beweggründen zu folgen glauben, geben Sie doch nur, ich fürchte, einem dunklen Triebe nach Veränderung nach. Diesen wird man, Gott weiß es, vielleicht müssen austoben lassen; jedoch keineswegs so, daß Sie selbst dabei Schaden nehmen. Zu jedem Brandopfer ist ein lebendes Wesen nothwendig, und ein solches sucht man vergebens in einer welken und befleckten Einbildungskraft, in jenen kraft- und schwunglosen Intelligenzen, welche in eitler Sorglosigkeit und Unthätigkeit die Hoheit der Vernunft und das Endziel der Philosophie erblicken. Wahrlich, Ihrer Seele, welche nach dem schönen Worte Plato's: ‚Durch das Schöne zum Wahren', gebildet zu sein schien, hat Gott ein anderes Streben eingepflanzt. Ihr Dasein hätte auf diesem Wege ein beneidenswerthes sein können, wenn Sie nicht in so früher Jugend, ohne Stütze und Erfahrung in einen Kampf der Leidenschaften und Interessen wären hineingeschleudert worden, denen Sie kraft Ihres Wesens fremd waren. Sie griffen in diesen Fragen nur die uneigennützige, sozusagen poetische Seite auf, allein darum standen Sie nicht weniger im Gewühle des Kampfes, in welchem Sie Hiebe empfingen und austheilten, und obschon die Redlichkeit und Lauterkeit Ihrer Gesinnung unverkümmert blieb, mußten Sie in Ihrem Innern doch die unseligen Folgen einer unbesonnenen Irrfahrt gewahr werden. Auch fehlt es Ihnen bei aller Hoheit und allem Adel der Seele, die einem

Krystall, fast einem Diamanten gleicht, bei aller Unbescholtenheit Ihrer Sitten, ungeachtet Ihres Glaubens und einer aufrichtigen Frömmigkeit doch an Frohsinn und am Herzensfrieden; Sie sind niedergeschlagen, unruhvoll, unzufrieden mit sich selbst. Mein theurer Karl, wenn Sie wirklich auf dem Wege der Ordnung geblieben wären, Ihr Herz hätte auch unter dem Drucke der Leiden und der Verlassenheit solche Verheerungen nicht erlitten. Was dasselbe so tief beunruhigt, ist das Gewissen, welches so nahe das Herz berührt, daß die Vorwürfe des einen sich mit dem Jammer des andern verschmelzen. Sie sehen sich aufgehalten in Ihrem Laufe, aber Sie wollen sich nicht gestehen, daß Sie umkehren müssen."

Inmitten dieser tiefen Besorgniß wurde Frau Swetchine in neues Leid gestürzt, als die Zeitungen unter dem 17. November 1833 einen Brief des Papstes Gregor XVI. an den Bischof Lesquen zu Rennes veröffentlichten, in welchem außer anderen Anzeichen der nahen Auflehnung von Seiten Lamennais' auf das Erscheinen des von Montalembert herausgegebenen Buches: „Der Pilger aus Polen" von Mickiewitch hingewiesen war. Sollte Montalembert wirklich unwiderruflich mit dem „Meister" die Fahne der offenen Empörung gegen Rom aufpflanzen wollen? Noch am selben Tage (17. November 1833) schrieb sie ihm folgende unvergeßlichen Zeilen: „Mein lieber Karl! Ich weiß, daß Sie unter vielen Kümmernissen zugleich leiden, und Sie können sich denken, wie sehr ich fortwährend um Sie besorgt bin, da ich Grund habe, zu glauben, daß Sie von einem tiefen Schmerze getroffen sind. Ohne Ihre Hoffnungen im gleichen Maße zu theilen, bin ich Ihren so plötzlichen und lebhaften Sprüngen von der Furcht zur Hoffnung, von der Erwartung zur schmerzlichen Enttäuschung mit der Angst meiner Seele gefolgt. — Was mich jedoch beruhigt, mein lieber Karl, und mir in Betreff Ihres Schicksals Vertrauen einflößt, das sind die Prüfungen, welche noch stets auf Ihre Mißgriffe, Unbesonnenheiten und Irrfahrten gefolgt sind. Sie stehen nicht

unter der Zuchtruthe; in Ihren Leiden und in Ihrer Lage ist nichts unersetzlich; auch stehen Sie nicht verlassen da, denn Ihnen bleibt der Glaube mit allen seinen wahrhaften Tröstungen; allein Sie werden fortwährend auf eine geradere und sicherere Bahn hingewiesen, hingedrängt, hingezogen. Wenn Sie auch diesen feierlichen Mahnungen widerstehen, würden Sie den Kampf, in den Sie sich freiwillig einlassen, immer strafbarer machen. Wenn nun Ihr Glaube dabei nicht zu Grunde geht, unter welchen Mahnungen würden Sie nach abermaligem Zaudern zur Wahrheit zurückkehren? Was würden Sie ihr zum Beweise Ihrer Ergebenheit und als Opfergabe darbringen? Die Jugend hat den Vortheil für sich; man schenkt ihr Nachsicht, wenn sie fehlt, und weiß ihr Dank, wenn sie sich bessert. Allein Sie dürfen nicht vergessen, daß Ihre Jugend so früh schon ein unreifes Treiben begann, daß ihr weniger Jahre übrig bleiben, als jeder andern Jugend. — Ich halte jede Besorgniß von mir fern, aber ich hemme auch den Aufschwung meiner Hoffnungen, die, um vollkommen gerechtfertigt zu erscheinen, ein so hochherziges, so lauteres, so unbeschränktes Vertrauen auf die Stimme des Vaters erheischen und dadurch deutlich einen tiefen, rückhaltslosen und zarten Gehorsam an Tag legen würden.... Ich glaube in diesen Träumereien jenen Irrwahn vom tausendjährigen Reiche wiederzufinden, der auf Erden eine Glückseligkeit heimisch zu machen träumt, die einen andern Himmel voraussetzt. Darin liegt die Entthronung einer wahren Idee, jener Ahnung von einer glückseligen Unsterblichkeit, wenn die überwundene Sünde der Liebe, dem Frieden und der Gerechtigkeit das Feld räumen wird. Lassen Sie ab von diesen eitlen Träumen, mein theurer Sohn; verlassen Sie die Quelle dieser stürmischen und heftigen Aufregungen, die selbst dem Talent verderblich sind. Auch das Ihrige hat unter diesen Ausschweifungen gelitten, von denen Ihr Geist sich hinreißen ließ; es hat gelitten unter dem Zwiespalt, der zwischen Ihrem Gewissen und Ihrer Intelligenz

entstanden ist. Die Vereinigung dieser beiden Ursachen gestaltet die gegenwärtige Epoche für Ihr schriftstellerisches Talent zu einer wahren Uebergangsepoche: Ihr Geist ist in der Umwandlung begriffen. Thun Sie, was Ihnen als das Schwierigste erscheint; das wird bei Ihrer gegenwärtigen Stimmung das Beste sein, und dann lassen Sie Ihre Federn sprossen und feste Wurzeln fassen, ehe Sie einen edleren und höheren Flug unternehmen. — Mein lieber Karl, werden Sie mir nicht mit Ihrem Selbst alles das zurückgeben, was meine Wünsche und meine Gebete hineingelegt haben? Sie wissen, daß Sie mir Freude und Leid anthun können; und ich möchte bei der Tiefe meiner mütterlichen Liebe, die Sie mich haben kennen lernen, nicht annehmen, daß Sie für mich nichts mehr haben, als mich dem Kummer der Rachel preiszugeben."

Die Antwort Montalemberts war nicht geeignet, seine mütterliche Freundin zu beruhigen; im Gegentheil. Ohne im mindesten einzugestehen, daß er im Unrechte sei, suchte er sein Verhalten vollends zu rechtfertigen. Frau Swetchine wartete bis zum 11. December 1833. Dann aber schrieb sie ihm mit einem von Ernst und Liebe gleich überströmendem Herzen Folgendes: „Sie hatten wohl Recht, wenn Sie annahmen, daß Ihr Brief mich betrüben würde, und doch raubt er mir noch nicht alle Hoffnung. Mir ist immer, als würden eines Tages die Geradheit und Lauterkeit Ihrer Seele mit den Spitzfindigkeiten Ihres Geistes zu Gerichte gehen und die geträumte Versöhnung eines unbesonnenen Widerspruchgeistes mit der Unterwürfigkeit eines gottesfürchtigen und gläubigen Herzens Ihnen endlich als eine Unmöglichkeit erscheinen. . . . Bei unserem Zustande der Schwachheit und Unvollkommenheit ist nichts so natürlich, als daß wir uns zur Uebertreibung und selbst zum Irrthum hinreißen lassen; man möchte sagen: nichts sei so katholisch, als sich zu täuschen, denn nichts ist so allgemein. Allein unsere Fehler entspringen aus dem Eigensinn, aus jener hochmüthigen und eitlen Eingenommenheit für unsere eigene

Meinung. Wäre es möglich, mein lieber Sohn, wäre es möglich, daß Sie diesem Götzen opfern? Nein, Sie haben keine Vorstellung von der Last, die Sie auf Ihre Schultern legen, von den Qualen, welche Sie sich bereiten, von der süßen Freude, die Sie in Ihrem Innern trüben und vielleicht für lange Zeit unmöglich machen. So lange nicht das Vertrauen und ein frommer, milder, sich mittheilender Schmerz Ihr Herz erweitern, wird dieses weder den wahren Frieden, noch den wahren Trost kennen lernen.

„Indem Sie Lamennais zum Vorbilde nahmen, waren Ihre Blicke ohne Zweifel hoch gerichtet; allein der Christ kann sie noch höher richten, und der bescheidenste Weg ist für ihn nicht nur der sicherste, sondern auch der erhabenste. Und wissen Sie, welchen Einfluß eine offene, entschlossene, wahrhaft hochherzige Einwirkung, die aus dem tiefsten Innern Ihres Herzens käme, auf Lamennais ausüben würde? Ich weiß, daß Ihre Wünsche und Rathschläge mit allen Hoffnungen und Erwartungen, die seine Freunde von seinem Ruhme sagten, seit langer Zeit in Uebereinstimmung waren — ich lasse Ihnen in dieser Hinsicht alle Gerechtigkeit widerfahren —, allein wäre Ihre Gewalt über ihn nicht viel größer gewesen, wenn Sie selbst das wären, was Sie sein sollten? Nach meinem Dafürhalten hätte sich der große Mann vor einem zarten und frommen Knaben gebeugt; denn wie mir scheint, ergibt sich Lamennais nur dem Zarten, und sein Herz ist schwach, wenn auch stark sein Arm. Und wie viele unberechenbare Uebel hätten Sie ihm selbst erspart! Denn man darf es nicht verhehlen, daß gegen ihn eine allgemeine Mißstimmung und Mißbilligung herrscht. Als seltene Ausnahme von dieser Stimmung erscheinen einige fromme Personen, denen es lieber gewesen wäre, wenn er diesen beklagenswerthen Kampf mit weniger Geräusch und besonders mit geringerem Haß begonnen hätte. Die Weltleute richten hier am strengsten, einmal, weil sie nur strenge Logik verlangen, und dann, weil sie nicht mit Lamennais durch irgend ein Band

der Dankbarkeit für geleistete Dienste in Verbindung stehen. Wundern Sie sich also nicht, lieber Karl, wenn Sie auf größere Strenge stoßen, als wenn Sie in Ausschweifung und Gottlosigkeit gelebt hätten. Diese Strenge ist eine Huldigung, die man der Achtung, in der Sie standen, und den Hoffnungen, die Sie erweckten, darbringt; sie ist auch die Folge der Verpflichtungen, welche Sie zu übernehmen schienen. Das Urtheil der Welt richtet sich nach dem Platze, den man behauptet, und nach der Verantwortlichkeit, die man übernimmt; oft berechnet die Welt ihre Anforderung nach dem Lobe, das sie Ihnen gespendet; und je erhabener und lauterer ein Streben ist, desto schwerer ist die Bürde, die es zu tragen hat. Ihre Führung, Ihre Gesinnungen, Ihre Geistesgaben erheben Sie zu einem Zielpunkte, und deßhalb, mein armer, lieber, heiliger Sebastian, sind Sie heute allen Pfeilen ausgesetzt. Die Menschen verlangen jetzt von Ihnen zurück, was sie Ihnen zu sorglos oder doch zu früh gegeben zu haben fürchten. Doch nicht vor Ihnen allein hat sich ein schöner und heiliger Beruf geoffenbaret und entwickelt. Ist nicht dieses Zusammentreffen von mißlichen Umständen, von Prüfungen jeder Art, dieses Zusammentreffen, welches mich bewegt, das Mißgeschick mit dem Namen jenes vielköpfigen Teufels im Evangelium, mit ‚Legion', zu bezeichnen, ist es nicht auch eine Sprache und sagt es Ihnen nicht, daß auch Gott nicht zufrieden ist? Mein lieber Sohn, lassen Sie uns diese Prüfungen auf uns nehmen, allein hüten wir uns, sie zu verdienen.

„Ob ich für Sie bete? Nein, so haben Sie nicht gefragt! Mein Gebet nimmt nacheinander alle Formen der Betrübniß, der Unruhe, einer tief innerlichen Trostlosigkeit und der Verlassenheit an. Ich vermag nichts für Sie zu thun, wenn ich nicht im Stande bin, die Bande, welche Sie an Gott und Seine Kirche knüpfen, fester und unauflöslich zu machen. Ich habe den Muth, Sie leiden zu sehen; aber ich werde niemals den Muth haben, ich sage nicht: Ihren Abfall, sondern nur

Ihre Gleichgültigkeit zu ertragen, womit Sie uns bedrohen. Und haben Sie nicht Ihre Liebe zur Ordnung und Ihren Eifer zu verdoppeln gelobt? Mein lieber Karl, wenn die Religion nicht mehr in Ihren Gedanken lebte, wird sie bald jeden anderen Einfluß auf Sie verloren haben; und Ihr Glaube, der noch nicht genug geprüft, noch nicht genug belehrt ist, um festzustehen, würde bald zu Grunde gehen in der neuen Welt, die Ihrer Intelligenz Nahrung gäbe. Seinen ersten Pflichten treu, wollte Lacordaire nur Priester sein. Warum sollten Sie, dessen erste Gedanken doch auch entscheidend sein mußten, etwas anderes sein wollen, als Christ und Katholik?"

Die Antwort, welche Montalembert auf diese Ermahnungen gab, ist bekannt. Er trennte sich von Lamennais und bahnte sich durch seinen Gehorsam gegen den Spruch Roms den Weg zu jener begeisterten Liebe und Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, die unter allen seinen Verdiensten sicherlich die längst dauernden sein werden.

Anders gestalteten sich die erst nach der Rückkehr aus Rom anhebenden Beziehungen des Abbé Lacordaire zu Frau Swetchine. „Die zu beseitigenden Schwierigkeiten," sagte Graf Falloux, „lagen nicht in ihm, sondern vor ihm." Er, der „nur Priester sein wollte", der im Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl nicht gewankt, fand in Frau Swetchine die theilnehmende, christliche Freundin, welche ihn und sein Streben verstand und über dasselbe mit wahrhaft mütterlicher Liebe wachte, als er noch Niemanden gefunden, der ihm rathend und ermuthigend zur Seite stand. Doch hören wir aus seinem sterbenden Munde die Worte, welche er seiner ersten Begegnung mit Frau Swetchine und seiner lebenslangen Freundschaft mit ihr widmete. In seinem „Testamente" sagt er: „Montalembert war (wegen seiner noch andauernden Beziehungen zu Lamennais) gegen mich kälter geworden, allein er hatte noch immer einen Rest von Freundschaft gegen mich bewahrt, die seitdem der Lauf der Jahre gekräftigt und ebenso innig als unerschütterlich gemacht

hat. Dieser machte mir eines Tages den Vorschlag, mich einer Dame des Faubourg Saint Germain vorzustellen, die mich zu sehen wünschte. Im Faubourg Saint Germain war ich ganz fremd. Ohne Geburt und Vermögen, war ich noch nie in die Salons irgend einer Aristokratie gekommen, und ich hatte auch nicht einmal daran gedacht, hinzugelangen. All mein Ehrgeiz war ein innerer. Mit Wenigem zufrieden, mäßig in allen Stücken, ohne Neid, wußte ich kaum, daß über mir noch eine Gesellschaft bestehe, die mir vollkommen fremd war; dieselbe bestand auch eigentlich ebenso wenig für mich, wie ich für sie. Der Vorschlag Montalemberts bereitete mir daher eine ganz unerwartete Ueberraschung. — Ich ging mit ihm. Die Frau, der er mich vorstellte, war nicht aus Frankreich. Sie war gebürtig aus Rußland, griechischen Bekenntnisses, dann zur katholischen Religion bekehrt. Sie war nach Frankreich gekommen, um daselbst das höchste unter allen Gütern der Seele zu suchen, die innere und äußere Freiheit des Gewissens. Durch ihre Verbindungen mit allen Berühmtheiten ihres früheren und ihres gegenwärtigen Vaterlandes kannte sie sich in allen Angelegenheiten der Welt und der Kirche vollkommen aus; ein unvergleichlicher Takt brachte in ihrem Geiste die Bildung, die sie aus ihren großartigen Verbindungen gewonnen hatte, zur Vollendung. Es war dieß Frau Swetchine. Sie empfing mich mit einem Wohlwollen, welches nicht das der Welt ist, und ich gewöhnte mich bald daran, alle meine Leiden, meine Sorgen, meine Pläne ihr mitzutheilen. Sie ging darauf ein, als ob ich ihr Sohn gewesen wäre, und ihre Thüre stand mir selbst in jenen Stunden offen, wo sie auch ihre vertrautesten Freunde nur ausnahmsweise empfing. — Durch welche Gründe wurde sie bewogen, mir so freigebig ihre Zeit und ihren Rath zu schenken? Ohne Zweifel bestimmte sie hierzu eine gewisse Sympathie; aber wenn ich nicht irre, war sie von dem Gedanken getragen, sie habe an meiner Seele eine Mission zu erfüllen. Sie sah mich von Klippen umgeben, bisher nur einsiedlerischen

Eingebungen folgend, ohne Welterfahrung, ohne anderen Compaß, als die Reinheit meiner Absichten, und sie war der Meinung, wenn sie mir gegenüber die Stelle der Vorsehung übernähme, dieß würde dem Willen Gottes entsprechen. Von diesem Tage an faßte ich in der That keinen Entschluß mehr, ohne ihn vorher mit ihr zu berathen, und ich habe es ohne Zweifel ihr zu danken, daß ich an vielen Abgründen, denen ich nahe gekommen, vorübergegangen bin."

Die Klippen, von denen Lacordaire hier spricht, waren die Entmuthigung, die Zurücksetzung, die Verzweiflung an der Aufgabe, zu deren Lösung er sich rastlos hingetrieben fühlte. Seine glänzende Beredsamkeit, die wunderbaren Erfolge seines ersten Auftretens in der Kapelle des Stanislaus-Collegs hatten ihm ebenso viele Neider als Bewunderer erweckt; dieselben griffen hastig nach seinen ersten Beziehungen zu Lamennais, um Mißtrauen gegen die Wahrhaftigkeit seiner Gesinnungen zu erregen und ihn zu verdächtigen. Beide Ansichten im Klerus fanden im Rathe des Erzbischofs von Paris ihre Vertreter und suchten mit gleichem Eifer das Urtheil desselben zu bestimmen. „Herr von Quelen," sagt Graf Falloux, „war von Haus aus der entschiedenste Gegensatz zu Abbé Lacordaire. Seine Erziehung hatte in politischer wie in religiöser Beziehung jene Mitte innegehalten, welche der junge Redner niemals kennen gelernt hatte. Herr von Quelen fand nur Täuschungen, wo Lacordaire nur Hoffnungen hatte. Ein einziger Punkt war ihnen gemeinsam, die Geradheit und der wahre Adel des Herzens." Zwischen Beiden unter diesen Verhältnissen keine Entfremdung eintreten zu lassen, hatte Frau Swetchine sich zur Aufgabe gesetzt. Mit welchem Erfolge sie dieselbe gelöst hat, ist bekannt. „Wir bleiben," sagt Graf Falloux, „innerhalb der engsten Schranken der Wahrheit, wenn wir die Conferenzen in Notre-Dame in die erste Reihe der Verdienste stellen, welche sich diese wahre Dienerin Gottes in der Stille ihrer Bescheidenheit um unser Vaterland und unsere Zeit erworben hat." Weniger bekannt ist indeß,

unter welchen Schwierigkeiten Frau Swetchine ihre Aufgabe vollführte.

Die ersten Zeilen des Abbé Lacordaire, die sich unter den Papieren der Frau Swetchine finden, sind vom 13. December 1833 datirt, also aus der Zeit, wo Lacordaire nach seinem letzten Versuche, Lamennais zu seiner Pflicht gegen die Kirche zurückzuführen, für immer von ihm sich getrennt hatte. Dieselben lassen uns einen tiefen Blick in sein Seelenleben thun. „Nun," schreibt er, „ist ein Theil meiner Laufbahn zu Ende; ich trete in eine ganz neue Lage, wo mir ohne Zweifel Plackereien und Zufälle aller Art nicht fehlen werden, denn das ist unser Loos; allein ich habe dagegen eine ausgedehntere Kenntniß meiner Pflichten und einen Frieden gewonnen, der mir nicht mehr wird verloren gehen, denn es ist der Friede Gottes. Zwischen diesen zwei so verschiedenen Theilen meines Lebens sind Sie mir erschienen, wie der Engel des Herrn einer Seele erscheint, welche zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Erde schwebt. Einmal im Himmel, verläßt man einander nicht mehr."

Auf die unerhörten Erfolge seiner dreimonatlichen Conferenzen im Stanislaus-Colleg war eine Zeit der Entmuthigung gefolgt; für mehrere Monate blieb das fernere Schicksal des Redners in Ungewißheit. Lacordaire selbst erzählt: „Verfolgt durch die Anschuldigung, die Lehren meiner Vorträge seien von dem Geist der Revolution und der Anarchie durchdrungen gewesen, zog ich mich zurück. . . . Herr von Quelen machte mir keinen Vorwurf. Als ich ihn aber um ausdrückliche Ermächtigung zur Fortsetzung meiner Conferenzen bat, verweigerte er sie mir, weil er, wie er sagte, weder für mein Schweigen noch für meine Reden die Verantwortlichkeit auf sich nehmen möchte." Ganz unter dem Eindrucke dieser Entscheidung ging er eines Tages im Herbste 1834 im Garten des Luxembourg spazieren, als er von einem bekannten Geistlichen angeredet wurde. „Warum bleiben Sie in solcher Unthätigkeit?" fragte derselbe; „warum besuchen Sie nicht den Erzbischof, der Ihnen wohl

will?" — Abbé Lacordaire lächelte und setzte seinen Spaziergang fort. Bei der Rückkehr von demselben wiederholte er sich diese Frage und lenkte seine Schritte nach dem St. Michaelskloster, wo der Erzbischof nach der Plünderung seines Palastes (Februar 1831) durch den liberalen Pöbel, der die Julirevolution gemacht hatte, eine bescheidene Zelle bewohnte. Das Ende der Unterredung mit dem Erzbischofe war das Anerbieten der Kanzel von Notre-Dame; in sechs Wochen sollte die erste Predigt sein. Abbé Lacordaire konnte sich zur Annahme erst nach zweitägigem Beten und Betrachten entschließen. „Nachdem ich zu Gott gebetet und mich mit Frau Swetchine berathen hatte," erzählt Lacordaire selbst, „nahm ich den Antrag an."

So eröffnete denn Abbé Lacordaire die weit über Frankreichs Grenzen hinaus berühmt gewordenen Conferenzen auf jener Kanzel, auf welcher seitdem die gefeiertsten Prediger abwechseln sollten. „Pater Lacordaire," sagt P. Pontlevoy, „hatte die Conferenzen in Notre-Dame mit einem Beifall begonnen, der nicht größer hätte sein können. Zugleich Redner, Dichter und Philosoph, hatte Lacordaire ebenso viel Schwung in den Gedanken, als Glanz in der Darstellung und Zauber in der äußeren Action. Dieser Mann war dem 19. Jahrhundert wahrhaft von Gott gesandt, denn für ein so gottvergessenes und leidenschaftliches Geschlecht . . . waren die tausend und tausend Blitze und Donner eines solchen Genies nothwendig. Unbestreitbar ist er der Schöpfer der Conferenzen von Notre-Dame. . . ."

Die erste Predigt in Notre-Dame hatte den Erfolg, daß sie mit einem Schlage den Ruf Lacordaire's außer Frage stellte; aber sie rief auch alle Feindseligkeiten gegen ihn in erhöhtem Maße wach. Zweimal hatte er in den Jahren 1835 und 1836 die Conferenzreden mit immer gleich glänzendem Erfolg gehalten; da trat er plötzlich vom Schauplatz seiner unerhörten Triumphe zurück, um in der ewigen Stadt in strenger Abgeschiedenheit sich tieferen Studien und vollkommenerer Samm-

lung zu überlassen. Diese Zurückgezogenheit währte sieben Jahre; inmitten endloser innerer und äußerer Prüfungen reifte der Entschluß zu dem, was er noch auf seinem Todesbette als den ihm von Gott zugewiesenen Beruf erkannte: der Wiederhersteller des Predigerordens in Frankreich zu werden.

Die Freundschaft der Frau Swetchine verließ ihn auch in diesen Prüfungen nicht. Zeuge dessen ist jene umfassende Sammlung von Briefen, welche Graf Falloux im Jahre 1864 herausgab. Die meisten Briefe der Frau Swetchine sind verloren gegangen, ein Verlust, der indessen, besonders auf Seiten Lacordaire's, dessen Briefe vollständig vorliegen, der großen Bedeutung dieser Briefsammlung für die Erkenntniß der religiösen Bewegung und der Zeitereignisse keinen Eintrag zu thun vermag. Die Correspondenz beginnt mit dem schon erwähnten Briefe Lacordaire's vom 13. December 1833 und endet erst mit dem 24. August 1857, wenige Tage vor dem Tode der Frau Swetchine.

Für den unserem „Leben" der Frau Swetchine zugewiesenen Raum geht es nicht an, größere Mittheilungen aus „diesem Dialoge zwischen Beiden im Hinblicke auf den Himmel", wie Graf Falloux die Correspondenz bezeichnet, unsern Lesern vorzulegen. — „Von dem Tage ihrer ersten Begegnung an," sagt Graf Falloux, „bis zu den letzten Augenblicken dieser langen Freundschaft unterließ P. Lacordaire niemals, Frau Swetchine immer wieder daran zu erinnern, wie viel er ihrer Freundschaft verdanke. Er kommt in einer großen Anzahl von Briefen hierauf zu sprechen; jedes von ihr oder mit ihrer Beihülfe beseitigte Hinderniß führt ihn stets darauf zurück; da er nicht müde wird, sich dankbar zu bezeigen, hört er nicht auf, die Beweggründe seiner Dankbarkeit anzuführen; und als er nahe an dem Ende ihrer Lebenslaufbahn innehält, um den zurückgelegten Weg ihrer Freundschaft noch einmal zu messen, verdoppelt sein Herz den Dank gegen die ergebene Freundin, die mit solcher Ausdauer *seinen* Lebensweg geebnet und erleuchtet hat."

Wie viel wäre zur Beleuchtung dieser Zeilen anzuführen! Doch wir müssen uns begnügen, diesen Briefwechsel an einer Episode aus dem Leben Lacordaire's zu schildern, die, im Laufe unserer Schrift nach anderen Seiten hin beleuchtet, hier in Bezug auf Lacordaire zum Abschluß gebracht werden möge: wir meinen seine Beziehungen zu Lamennais.

Lacordaire hatte in seiner Priesterpflicht keinen Augenblick von dem Tage an gewankt, wo Lamennais die ersten Absichten seines Bruches mit Rom kundgab. Lacordaire war bereits in Rom, als Lamennais mit seinen „Worten eines Gläubigen" die Katholiken und die öffentlichen Gewalten zur Empörung gegen den heiligen Stuhl aufrief und bereits die Vorbereitungen zur Veröffentlichung seiner noch leidenschaftlicheren Brandschrift: „Die römischen Angelegenheiten", traf. Am 31. October 1836 schrieb ihm Frau Swetchine: „Das Unheil, welches Lamennais anstiftet, erstreckt sich vornehmlich auf die schwachen und wankenden Seelen; er hat Niemanden getäuscht, aber er hat vielleicht manchen noch glimmenden Funken ganz ausgelöscht und das Schilfrohr vollends geknickt.... In göttlichen Dingen seinen Glauben und seine Gedanken von denen eines Menschen abhängig zu machen, das ist eine Art des Götzendienstes, die kein Verzeihen findet!... Mein lieber Freund, benützen Sie sorgsam die Zeit heilsamer und kostbarer Einsamkeit; später werden Sie sich besser befinden und dennoch, davon bin ich überzeugt, mit Sehnsucht daran zurückdenken."

Die „römischen Angelegenheiten" Lamennais' erschienen; sie waren nicht mehr bloß ein directer Appell an die liberalen Ideen, sondern an demagogische Leidenschaften der schlimmsten Art. Lacordaire, dessen Name in dem Buche oft genannt war, glaubte, es komme ihm zu, nicht in einer directen Streitschrift, sondern mit einer aus eigenem Antriebe hervorgegangenen Vertheidigung des apostolischen Stuhles zu antworten. Er hatte dieselbe in Briefform — „Ein Brief über den heiligen Stuhl" — entworfen und sich das damals beliebte Schlagwort von dem

„Bündnisse Roms mit den absoluten Regierungen" zum Vorwurfe genommen. Ehe Lacordaire den „Brief" indessen der Oeffentlichkeit übergab, theilte er ihn der Freundin mit und ersuchte sie, denselben dem Erzbischofe von Paris vorzulegen und seine Ansicht darüber zu hören. „Obwohl diese Schrift," sagt Graf Fallour, „da sie ausschließlich der Vertheidigung des heiligen Stuhles gewidmet war, unter allen Schriften des Abbé am ehesten den Beifall des Erzbischofs finden mußte, so drehte sich doch der Gedanke, welcher die Seele Lacordaire's, seine Feder und seine Rede immer beherrscht hat, stets um die christliche Versöhnung der Gewalt mit der Freiheit, so daß auf jeder Seite Fragen der Opportunität, des Maßes und der Nüancen der jeweiligen Ansichten sich geltend machen konnten." Frau Swetchine antwortete dem Abbé Lacordaire in einem ersten Briefe, der uns nicht erhalten ist. In einem der folgenden Briefe sucht sie ihn zunächst über die Tragweite der Schrift Lamennais' mit folgender trefflichen Kritik derselben zu beruhigen: „Es ist nicht wahr, daß der Sturm, den dieses beklagenswerthe Buch erregt hat, eine große und allgemeine Verwirrung in den Geistern hervorgerufen habe. Die durch es Schaden litten, konnten ohne Zweifel auf tausend andere Arten in's Verderben stürzen, und dazu sind die Antecedentien des Herrn de Lamennais, seine gegenwärtige Stellung, die erstaunliche Leichtfertigkeit, mit der er in dem schneidendsten und absprechendsten Tone nacheinander zwei oder drei sich durchaus entgegenstehende Behauptungen verficht, ein mächtiges Warnungsmittel gegen sein Buch. Der erste Theil enthält Alles, was uns bereits bekannt ist, und was, wie tadelnswerth auch seine ungerechte Erbitterung gewesen wäre, an Dante hätte erinnern können, der bei allen seinen Schmähungen über die Menschen doch die Dinge ehrt. Bis dahin zeigte sich Lamennais so, wie wir ihn gekannt haben; aber die Blätter, welche dem Epilog vorangehen und folgen, lassen ihn in einem weit gehässigeren Lichte erscheinen, und ich *möchte* beinahe behaupten, daß eine Heuchelei darin liegt, wie

sie nur der Haß erzeugen kann. Nur Engel und Priester können so tief fallen. . . ."

In einem der folgenden Briefe (19. Januar 1837) kommt sie auf Lacordaire's Schrift selbst zu sprechen. Sie läßt einzelnen Theilen derselben, dem Standpunkte des Verfassers, selbst dem Grundgedanken des „Briefes", seiner Auffassung der Papstpolitik, volle Gerechtigkeit widerfahren, verlangt dagegen für mehrere Theile desselben eine Umarbeitung. „Dieselben," sagt Frau Swetchine, „enthalten mehrere Ideen, die mir kühn und jener strengen Bestimmtheit, jener absoluten Richtigkeit zu ermangeln scheinen, die man vom Priesterthum jederzeit erwartet; unbedeutende Mängel, leichte Versehen der Arbeit, die nur Ihre Geistesgegenwart erheischen, um sie zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Vervollkommnung Ihrer Arbeit zu führen."

Frau Swetchine theilt dann ihrem Freunde die Ansicht des Erzbischofs und seines damaligen Generalvicars Affre mit. Ueber die Ansicht des Ersteren schreibt sie: „Er schien mir besonders an dem Punkte Anstoß zu nehmen, daß für Sie so wenig eine dringliche Nothwendigkeit vorgelegen, auf den Kampfplatz zu treten, in Anbetracht der ungünstigen Zeitumstände und des noch bedenklicheren Mißstandes, daß Sie angreifbare Schwächen und Unvollkommenheiten den Angriffen der Bosheit bloßstellen und vielleicht neuen Lärm veranlassen würden, während Sie zugleich Gefahr liefen, Sicheres in Frage zu stellen, nämlich Ihre gegenwärtige Ruhe und den Nutzen, den Sie in Zukunft noch stiften können. . . ."

Das Ergebniß der Berathungen des Erzbischofs war die zeitweilige Einstellung und nöthigenfalls das Verbot der Veröffentlichung des „Briefes über den heiligen Stuhl". Abbé Lacordaire war nicht damit einverstanden. Am 21. Januar 1837 hatte ihm Frau Swetchine das Resultat mitgetheilt mit einer wahrhaft bewundernswerthen Zartheit und Milde. Die Betrübniß, in die sie die Antwort Lacordaire's versenkte, fand in folgenden unvergleichlich schönen und christlichen Worten ihren

Ausdruck: „... Ich sehe, mein theurer Sohn,“ schrieb sie am 24. Januar 1837, „daß Sie mich noch nicht gründlich kennen. Sie mögen mein Herz betrüben, mich durch die Hast und vielleicht auch Unüberlegtheit Ihrer ersten Schritte in Unruhe versetzen; aber niemals werde ich Sie Jemandem zu Lehen geben. Beleidigungen, selbst Fehler wären nicht im Stande, mich je von Ihnen zu trennen! Je weiter man auf dem Wege zu Gott fortschreitet, desto weniger baut man auf die Weisheit und Zuträglichkeit seiner eigenen, persönlichen Meinungen; man ehrt gerade jenen Entschluß am meisten, mit dem man nach bestem Ermessen handeln wollte. Ich kann nicht daran zweifeln, daß Ihre so stürmische, so lautere, so arglose und so schöne Seele ein besonderer Gegenstand der göttlichen Liebe ist. Die Vorsehung kann Sie harten Prüfungen unterwerfen, aber verlassen niemals! Es hätte mich glücklich gemacht, Ihnen stets meinen Beifall geben zu können; allein meine Liebe bedarf dessen nicht, und vielleicht sind es gerade die gewaltsam heftigen Erschütterungen, denen Sie dieselbe unterwerfen, welche meiner Mutterschaft über Sie eine um so höhere Weihe geben. Sie mochten vielleicht auch glauben, daß gerade die Gewalt, die Sie mir über sich einräumten, unsere Beziehungen so kostbar machte; nichts, mein Freund, wäre unrichtiger. Wenn ich mich dieses Einflusses zuweilen bedient habe, so geschah es ohne Selbstvertrauen und nur deßhalb, damit sich nicht ein Anderer desselben bemächtige. Ich lud mich Ihnen als Ballast auf oder faßte Sie am Saume Ihres Gewandes, um Ihre zu raschen oder zu plötzlichen Schritte zu mäßigen. Vielleicht sind es wiederum diese Rechte, mit denen Sie um Ihres Vortheils willen Jemanden in Rom hätten bekleiden sollen, Jemanden, der die beiden Bedingungen in sich vereinigt hätte, die ich so vollkommen erfüllte: einmal, daß ich nicht Sie bin weder der Natur meines Charakters noch meinen Antecedentien noch meinem Alter nach, und dann, was noch viel wichtiger ist, daß ich Sie mehr liebe, als Sie sich selbst zu lieben gelernt haben....“

Kann man dieß Freundschaftsverhältniß, welches alle diese Stürme überdauerte, edler, zarter, christlicher ausdrücken? Nur der Tod konnte es trennen. „Schritt für Schritt verstand Frau Swetchine, dem jungen Manne mit der glühenden Seele zu folgen,“ schreibt ein gemeinsamer Freund, „und stets fand sie ihn trotz des bedenklichen Ungestüms seines Geistes gelehrig wie ein Kind gegen die mütterlichen Rathschläge der so viel älteren Freundin; als dann später die Jahre die Gluth ihrer Natur besänftigten, die sich niemals völlig zu unterwerfen verstand, und Lacordaire gemessenere Schrittes einher wandelte, da reden ihre Lehren, die er erbittet und empfängt, wohl eine ehrfurchtsvollere, aber darum nicht minder liebreiche Sprache. Frau Swetchine hatte für Lacordaire eine wahrhaft enthusiastische Verehrung; sie bewunderte sein Genie fast bis zum Uebermaß; sie liebte diese schöne Seele, wie es nur die zärtlichste Mutter zu thun vermochte. Aber trotzdem war sie nicht blind gegen seine Fehler; fortwährend wußte sie ihre Mahnungen, ja Tadel und Vorwürfe mit ihrem Lobe zu verbinden, auf jede Weise bemüht, ihn auf dem Wege der Vollkommenheit zu halten, und so ward ihr denn auch die Genugthuung zu Theil, bevor sie aus diesem Leben schied, ihn in den berühmten Orden der Dominicaner, der in Frankreich auflebte, eintreten zu sehen; und eine der größten Freuden dieser aufrichtigen Freundin einer großen Seele war es, ehe Gott sie zu sich nahm, zu hören, daß Lacordaire's Briefe veröffentlicht werden sollten.“

Nach sieben Jahren kehrte P. Lacordaire im Gewande des heiligen Dominicus nach Frankreich zurück. Den Predigerorden in seinem Vaterlande wieder herzustellen, war seine, nun klar erkannte Aufgabe geworden; es ist bekannt, wie er sie gelöst hat.

Wie weit indessen Frau Swetchine trotz ihrer nie unterbrochenen begeisterten Verehrung für P. Lacordaire entfernt war von allem eitlen Personenculte, in dem sich so oft und leicht die menschliche Schwäche gefällt, zeigt ihr Verhältniß zu P. de Ravignan, den P. Rozaven ihr empfohlen hatte, und der das

von Lacordaire auf der Kanzel der Notre-Dame-Kirche begonnene Werk in verschiedenem Tone, aber mit noch größerem Erfolge fortsetzte. „Es gehörte viel dazu, P. Lacordaire's Nachfolger zu sein," sagt der Biograph des P. de Ravignan, „und doch war dieß die Aufgabe des P. de Ravignan.... Beide, zu verschieden, um mit einander verglichen zu werden, sind so hervorragende Redner, daß ihre Namen sehr gut neben einander genannt werden können. Auch fand der Nachfolger das Mittel, seinen berühmten Vorgänger zu ergänzen; wie dieser der Schöpfer der Conferenzen war, so jener der Retraiten in Notre-Dame, und das Werk des P. Lacordaire empfängt erst seine Krönung durch das des P. de Ravignan."

Wie neidlos, wie frei von aller Eifersucht, nur der Freude am Guten, an der Ehre Gottes und der Kirche lebend, sah Frau Swetchine den neuen Stern aufsteigen und heller strahlen. „Ich habe die letzte Rede des P. de Ravignan gehört," schrieb sie an Lacordaire (18. April 1837), „und ihn aufrichtig bewundert. Seine Rede floß in schöner und regelmäßiger Ordnung, sein Ausdruck erhielt durch die Macht der Ideen, die er vorführte, Fülle und Neuheit; seine Bewegungen sind ungezwungen und wahr; er stellt sich auf einen erhabenen Standpunkt, jenen, von dem die Gewalt ausströmt.... Die Erscheinung eines christlichen Redners ist eine wahre Gnade Gottes; hat aber der P. de Ravignan, indem er sich zu einer so erhabenen Stelle emporschwang, einem Andern sie genommen? Ist nicht Raum da für Zwei, gibt es nicht, ungeachtet des Beifalls, den er erntet, eine Menge von Bedürfnissen, die nicht befriedigt werden, eine Menge von Erwartungen, die nicht erfüllt worden sind? Eines der allertrostlosesten Dinge in dieser Welt ist die Engherzigkeit des rücksichtslosen Tadelns oder Bewunderns; die neidische Armuth einer exclusiven Liebe hängt sich an Alles, und Sainte-Beuve sagte damit ein wahres Wort, das auch auf die Prediger Anwendung findet..."

Als ein allzufrüher Tod den P. de Ravignan seinem ge-

segneten Wirkungskreise entriß, gab P. Lacordaire selbst dem allgemeinen Schmerz um den schweren Verlust rührenden Ausdruck. „Die Seelen," schrieb er, „neigten sich ihm zu, wie von natürlichem Hang zu ihm hingezogen; er liebte sie und sie liebten ihn. Er war Hauptmann und Soldat. Nachdem er seinen schwachen Körper in den so theuren Triumphen des Wortes erschöpft hatte, kehrte er einsam in die Zelle des Klosters zurück. Kein Amt wurde seinem Alter zu Theil, keine Ehre krönte seine kahle Stirne. Von seinem Ruhme behielt er nur das Vergessen seiner selbst, und seine aufgeriebenen Kräfte wandte er einzig jenem Dienste der Seelen zu, der im Herzen des Priesters Alles überwiegt und der ihn seinen letzten Seufzer im Dienste der Nächstenliebe aushauchen läßt."

Doch dieses rege, reiche Freundschaftsleben, welches so tief mit allen Schicksalen der religiösen Bewegung seit 1830 verflochten war, füllte Sophie's Leben keineswegs aus. Es gab für sie noch etwas Höheres: ihre Vervollkommnung in Gott. Frau Swetchine hat nie abgelassen, jene Lehre an ihrer Person, in ihrem täglichen Wandel, in ihrem Beispiele, in ihrem religiösen wie in ihrem Familienleben zur Wahrheit zu machen, welche sie eines Tages mit den Worten aussprach: „Gottseligen Worten verleiht die Gnade den größten Erfolg und nächst ihr der gottesfürchtige Wandel dessen, der sie vorbringt." Wenn sie der Mission, die sie unter ihren Freunden bewußt oder unbewußt ausübte, mit unverwandter Treue gegen Gott und die heilige Kirche lebte, so vergaß sie doch keinen Augenblick jene andere, sicherere, unendlich wichtigere Mission, welche sie an sich selbst zu vollführen hatte, nämlich sich zu heiligen und zu vervollkommnen. Was sie hier that und erreichte, steht höher im Buche des Lebens. Und an diese letztere Mission erinnerte sie Gott unaufhörlich durch schwere Leiden und Familienschicksale.

Gegen Ende des Jahres 1833 erhielt sie auf privatem Wege plötzlich und unvorbereitet die Nachricht, daß Kaiser Nikolaus ihren Gatten nicht nur nach Rußland zurückberufen, sondern

an einen von ihm fern von Moskau oder Petersburg zu wählenden Ort verbannt habe. Sei es nun in Folge des nie ruhenden Hasses gegen den General, oder in Folge des Neides über die ihr auch von Kaiser Nikolaus bewahrte Gunst, vermöge der er trotz der allgemeinen Zurückberufung aller Russen aus Frankreich in Paris bleiben durfte, gleichviel, der Befehl des Kaisers lautete unerbittlich und war — ein Beispiel echt russischer Justiz — auf unverständliche Beschwerden gestützt, die nach mehr als dreißig Jahren angeblich aus der Amtsverwaltung des Generals unter dem Kaiser Paul I. waren hervorgesucht worden. Einer der Briefe Frau Swetchine's deutet an, daß das Verhalten des Generals gegenüber der unseligen Verschwörung des Jahres 1825 seinen Feinden den Anlaß zu seiner Verdächtigung geboten.

Frau Swetchine dachte nicht einen Augenblick daran, diesem Befehl auszuweichen. Zu allen Zeiten hatte sie dem Drängen der Freunde, ihre großen Besitzungen in Rußland zu verkaufen und ihr Vermögen in Frankreich anzulegen, widerstanden. „Ich werde dieß nie thun," war ihre regelmäßige Antwort; „ich will meiner Schwester und ihren Kindern mein Erbe unangetastet hinterlassen; und sollte auch nicht Eines von denselben am Leben bleiben, so möchte ich doch nicht das letzte Band zerreißen, das mich noch an mein Vaterland knüpft, die Bauern (Leibeigenen) verlassen, die die Vorsehung mir anvertraut hat, und in dem Geiste des Kaisers das unselige Vorurtheil bestätigen, als könne man mit dem Uebertritt zum Katholicismus nicht gleichwohl ein guter Russe bleiben." Wie hart wurde diese echt christliche und patriotische Gesinnung geprüft!

„Ihnen, als meiner ältesten Freundin," schrieb sie der Fürstin Gallitzin, „Ihnen verdanke ich die Erstlinge der Entschlüsse, welche Gott in mein Herz legt. Dieselben sind alle darauf gerichtet, Seinem heiligen Willen zu folgen, mich mit Ihm zu vereinigen, diesen Willen zu lieben, wie ich Ihn selbst liebe. Ach, nicht vergebens schenkt Er uns die Gnade, Ihn zu erkennen,

sich Ihm oder Seinen Heiligen zu nahen. Sicherlich wäre es mir leichter vorgekommen, zu sterben, als diese zerreißenden Qualen auszustehen; es wäre mir jedoch nicht einen Augenblick eingefallen, zu schwanken oder das grausame Opfer auch nur aufzuschieben . . . wenn ich nur meine Schmerzen im Auge hätte! Aber ich schaudere im Gedanken an das, was mein Mann empfinden wird. Ich habe es Ihnen nie gesagt, ich habe mit keinem Menschen darüber gesprochen, wie tief ich unter seiner Lage seit dem tragischen Ende des Kaisers Paul gelitten habe.... Lange bevor ich katholisch geworden, seit den Jahren 1803 und 1804, hing ich in meinen einsamen Träumen dem Gedanken nach, mein Vaterland zu verlassen; in der Zurückgezogenheit jenes kleinen Landgutes, wo Sie mich besucht haben, hatte ich keine andere Idee. Glauben Sie mir es wohl? Lange Zeit wußte ich nicht, daß mein Mann der Gegenstand einer hartnäckigen Verfolgung war; später rechnete ich auf einen Aufschub, und Sie werden sich meines Erstaunens und meines Schmerzes erinnern, als mein Mann im Jahre 1818 auf's Neue der Gegenstand ungerechter Verfolgungen wurde. Gott sei Dank! Ich habe nicht umsonst diese zwölf oder vierzehn Jahre gelebt; es hat mir freilich nicht an Schmerz gefehlt, ich habe ihn freilich nicht weniger lebhaft und tief empfunden! Aber ich glaube, man könnte auch nicht die geringste Veränderung in meiner Stimmung bemerken, und doch ist es ganz gewiß wahr, daß ich, wenn ich an die gewaltsame Trennung von all den geliebten Tröstungen, von denen ich lebe, denke, wenn ich namentlich an meine arme Kapelle denke, die sonderbarste physische Wirkung empfinde: es ist mir, als ob mir das Herz herausgezogen, als ob mein ganzes Inneres zerrissen würde."

Der Schmerz des greisen Generals über diesen neuen Act ungerechter Verfolgung und die Sorge wegen der sich daran knüpfenden Folgen war unbeschreiblich. „Sein verhaltener Schmerz," schrieb Sophie an Frau von Nesselrode, „welcher sich oft durch den unheimlichsten und herzzerreißendsten Ausdruck

verräth, diese gewaltsam hervorbrechenden Thränen, welche ihm die Ueberraschung, die Schwierigkeiten, das Drohende einer langen und beschwerlichen Wanderung nach einem unbekannten Ziele zuweilen entpressen, bringen mich selbst oft wahrhaft an den Rand der Verzweiflung. . . . Ich weiß, daß es dort uns Beiden das Leben kostet, daß es wenigstens mehr als wahrscheinlich ist, daß die Tage, die uns noch bleiben, daselbst verkürzt werden; indessen ist dieß kein Grund, nicht gänzlichen Gehorsam zu leisten. In unseren Zeiten müssen die Grundsätze die Handlungsweise bestimmen; deßhalb sei dieselbe fest, sicher, unwandelbar. Im Vollgenusse so vieler Gnaden, welche der Herr mir gewährt hat, habe ich derselben mich begeben gelernt. Ich fühle mich gerüstet. Ueber die Mittel der Vorsehung, mir für die Güter, deren sie mich beraubt, einen Ersatz zu geben, hege ich keinen Zweifel, keine Unruhe. Man lebt überall unter Seinen Augen; für die, welche Ihm vertrauen und Ihn lieben, gibt es keine Verbannung. . . . Einen doppelten Beweggrund zur Unterwürfigkeit finde ich in dem Geiste meiner Religion. Mein Gehorsam hat nichts Knechtisches an sich; er ist eine That des freien Willens, wie alles, was vom Gewissen kommt."

Einen noch tieferen Blick in die inneren Gründe dieses Schmerzes gestatten uns die folgenden Zeilen aus einem Briefe an die Fürstin Gallitzin. „Ach," sagt sie, „wenn es nur möglich wäre, Ihnen eine genauere Idee von der Weise zu geben, wie sich mein Dasein allmählich und langsam entwickelt hat, wie alle Bedürfnisse, alle Neigungen meines Geistes und meiner Seele sich gebildet haben! Ich darf wohl sagen: seit drei Jahren besonders und jeden Tag mehr war Gott in jedem äußeren Acte meines Tagewerkes, wie in den innerlichen Regungen meines Seelenlebens; Er beherrschte meine Gedanken Tag und Nacht, denn seit langer Zeit erlaubt mir meine Kränklichkeit kaum länger als eine und eine halbe Stunde anhaltend *zu schlafen*. Die Segnungen, welche Gott auf diese schlechten

Nächte, wie man sie nennt, ausgegossen hat, sind unsagbar; die übrige Zeit war nicht weniger gesegnet und von Ihm ausgefüllt. Die beiden ersten Stunden meines Tagwerkes werden in der Kirche zugebracht; seitdem ich meine Kapelle habe, verdoppele ich den Eifer am Pfarrgottesdienst, und der unter so glücklichen Auspicien begonnene Tag weist, ich wage es zu sagen, kaum einen einzigen Akt auf, von welchem nicht Gott die Seele, das Grundprincip oder das Band ist. Seit 1830 habe ich mich vollständig von der Welt zurückgezogen; ich mache selbst keine Besuche mehr, so daß alle meine Beziehungen zu einer sehr großen Anzahl äußerst frommer Personen oder solcher, die auf dem Wege der Frömmigkeit zu wandeln geneigt sind, ernster, inniger, nützlicher Art sind an Rathschlägen, Tröstungen, Einwirkungen auf Andere oder an Rückwirkung auf mich selbst. Im Verlaufe mehrerer Tage, während denen ich nicht einen freien Augenblick gehabt habe, kommt es oft vor, daß auch nicht eine einzige gleichgültige Sache verhandelt wird. Alles, was die individuellen Verhältnisse hier hervorbringen, die gegebenen oder empfangenen Ermunterungen, die Interessen der Kirche, ihr unermeßlicher Fortschritt in der Herrschaft über die Geister, besonders über jene, welche noch jung und lenksam sind, die literarischen Arbeiten, welche die Religion zum Zwecke haben, jener Erfolg, den man allem, was schön und gut ist, mit etwas Sorgfalt und Verständniß verschaffen kann, alle diese verschiedenen Interessen, deren Wesen immer dasselbe ist, machen aus meinem Dasein hierselbst etwas, was ebenso wenig noch einmal vorkommen, als vergessen werden kann; zum zweiten Male entwurzelt, kann ich nichts mehr anfangen. Und so viele meinen Bemühungen erwiesene Gnaden, so nützliche, so bewunderungswürdige Berührungen, solche Männer im Klerus, andere, die ich nicht nur zur Zahl meiner Freunde rechnen kann, deren Vertrauen und Zuneigung vielmehr etwas Kindliches an sich trägt: das Alles soll ich verlassen! Ja, mit Schmerz verlassen, mit einem Schmerz ohne Ersatz und Ausgleichung von Seiten

der Menschen, aber mit dem Vertrauen, daß es Gott so für mein Heil anordnet."

Es war nicht Liebe zur Bequemlichkeit, auch nicht Mangel an Vaterlandsliebe, was Frau Swetchine den Gedanken an eine Trennung von Frankreich so überaus schmerzlich machte; diese Trennung war, wie sie selbst sagte, eine neue „Entwurzelung" ihres ganzen höheren Lebens, wie es nach langen qualvollen Unruhen endlich inmitten des freien katholischen Lebens zur vollen herrlichsten Blüthe sich entfaltet hatte.

Den Freunden in Petersburg war es gelungen, einen Aufschub des gegen den General gerichteten Ukas zu erwirken. Frau Swetchine wähnte bereits, hierin das Unterpfand einer gänzlichen Aufhebung desselben sehen zu dürfen. Als der Frühling kam, begab sie sich, wie alljährlich, nach Vichy; aber schon nach wenigen Tagen erhielt sie die traurige Nachricht, daß die Dinge in Petersburg schlimmer für sie ständen, als je zuvor. Bei einer Begegnung mit Frau von Nesselrode und der Fürstin Gagarin in Baden-Baden aber wurde es ihr zur unumstößlichen Gewißheit, daß es der entschiedensten Schritte bedurfte, um das drohende Unheil, dessen ganzen Umfang sie bis dahin nicht gekannt hatte, von ihrem Manne abzuwenden; sie beschloß, sich sofort nach Petersburg zu begeben und die Sache ihres Gatten persönlich beim Kaiser selbst zu führen.

Mit welchen Gefühlen sie dieß that, geht aus einigen an Dom Guéranger von Frankfurt aus gerichteten Zeilen hervor. „Glücklich bin ich," schreibt sie, „glücklich bin ich, einen Rest von Kraft für meines Mannes Ruhe und die meinige aufwenden zu können, glücklich inmitten der Bedrängnisse des Herzens und aller Seufzer. . . . Gewiß habe ich seit sechs Monaten Unendliches gelitten: diese furchtbare Prüfung ist wie eine Windsbraut mit Verwirrung und Verheerung über mich gekommen; mein Glaube und meine Liebe sind indessen dadurch gekräftigt worden. Vor einem Jahre zog ich Gott in Alles hinein; heute sehe ich nur noch Ihn. Ich sehe in dieser Welt

nicht einen Menschen, nicht einen Menschenwillen, und meine Freiheit ist so groß, als ob ich der Stimme unseres Gottes selbst gehorchte."

Dieses mit bedrängtestem Herzen geschriebene Abschiedswort an das ihr so theure, schöne Frankreich mit seiner Fülle kirchlichen Glaubens und religiösen Lebens sollte noch ein letztes, charakteristisches Zeugniß der Liebe zur Kirche und ihrer Größe enthalten: sie richtete an Dom Guéranger, den wegen seiner seltenen Gelehrsamkeit und noch selteneren Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl gefeierten Wiederhersteller des Benedictinerordens in Frankreich, die Bitte, sich Lacordaire zu nähern, dem er bisher ferngestanden hatte. „Ich glaube nicht," schrieb sie, „daß Sie Lacordaire genügend kennen. Deßhalb möchte ich, die ich ihn so zärtlich liebe, im Namen unserer Freundschaft, im Namen jener, welche ich Ihnen gewidmet habe, im Namen meines tiefen Schmerzes und dieser grausamen Trennung, Sie inständigst bitten, ihm Ihr Wohlwollen zu schenken. Die Freunde einer und derselben Freundin zu sein, das ist fast so viel, als sich als Brüder zu begegnen. Sie gleichen sich Beide wenig oder gar nicht; sie mußten sich gegenseitig abstoßen oder wenigstens nicht gefallen; aber glauben Sie mir: dieß war nur, weil sie sich nicht kannten, und die Mühe, welche Sie sich um meinetwillen gegeben haben werden, wird für Sie Beide später Früchte bringen, welche Sie persönlich einsammeln werden."

Von Frankfurt aus begab sich Sophie Swetchine in gerader Richtung nach Petersburg, wo sie bei Helenen von Nesselrode, nunmehrigen Gräfin Chreptowitch, gastliche Aufnahme fand. Die Abwesenheit des Kaisers Nikolaus verzögerte die Erledigung ihrer Angelegenheit. Endlich kehrte derselbe zurück und ihre muthvollen Worte waren mit dem ersehnten Erfolge gekrönt. Am 12. December konnte sie den Freunden in Paris schreiben: „Sie wissen, daß mir die volle Freiheit zurückgegeben ist. Ich habe mich Ihnen nicht in der ganzen Schwäche meines Kummers und meiner Unruhe gezeigt; aber die Freude braucht weniger

Rücksichten, als der Schmerz; sie läßt sich gerne in ihrer Lebhaftigkeit, in ihrer Selbstvergessenheit, selbst in ihren kindlichen Ausbrüchen sehen. Ach ja, ich bin glücklich, glücklich wie ein Kind .... und dieses hindert mich nicht, glücklich zu sein wie eine alte Frau, welcher man die letzten Jahre ihres Lebens versüßt und mit Trost erfüllt."

Frau Swetchine hatte am 15. August 1834, Abends, Paris verlassen, war am 19. September in Petersburg angelangt und hatte Anfangs December die Zurücknahme der gegen ihren Gatten gerichteten Maßregeln erwirkt. Ihre tief erschütterte Gesundheit erlaubte ihr nicht, Rußland vor dem Monat Februar zu verlassen. Grausame Leiden begleiteten sie inmitten der strengsten Jahreszeit durch den rauhen Norden zurück. Nach achtmonatlicher Abwesenheit, am 4. März, Abends 6 Uhr, am ersten Tage der Fasten des Jahres 1835, hielt ihr kleiner Reisewagen vor der Kirche des hl. Vincenz von Paul; sie ließ sich das Aschenkreuz spenden und kehrte dann erst in ihr geliebtes Heim in der Rue St. Dominique zurück, um daselbst alsbald einer schweren Krankheit zu verfallen, in der sie drei Monate zwischen Leben und Tod schwebte. Hätten die grausamen Schmerzen der Krankheit ihre Freunde nicht fortwährend an die unaussprechlichen Kümmernisse, die sie im Laufe des letzten Jahres durchgemacht, erinnert, so wäre kaum eine Spur der überstandenen Leiden wahrzunehmen gewesen, so wenig erschien ihre Heiterkeit getrübt, so wenig hatte ihr Geist, ihre Stimmung eine Störung erlitten.

Das Jahr 1836 sollte der an Prüfungen gewöhnten Frau zwei schwere Heimsuchungen bringen: der Tod entriß ihr bald nach einander ihre Adoptivtochter Nadine, Gräfin Ségur d'Aguesseau, und ihren Schwager, den Fürsten Gagarin.

Frau Swetchine befand sich wie jeden Sommer mitten in der zu ihrer Erhaltung fast unentbehrlich gewordenen Kur in Vichy, als die freilich nicht unerwartete Trauernachricht vom Tode der Ersteren sie traf. Den General ereilte die Todes-

botschaft in Cahors, einer kleinen südfranzösischen Stadt, auf dem Wege nach einem Pyrenäenbade, wo seine Adoptivtochter in Begleitung ihres Gatten und ihrer zwei Kinder Heilung suchte. Frau Swetchine vergaß ihrer eigenen Leiden, unterbrach ihre Kur und eilte zu ihrem Manne, um ihren Schmerz mit dem seinigen zu vereinigen. „Bei langwierigen Krankheiten," schrieb sie an die Gräfin Edling, „empfinden wir denselben Schmerz, den ein plötzliches Ende erregt: wir werden unversehens überrascht; man baut noch auf die Zeit, gerade weil schon viele Zeit verflossen ist, und die Vertrautheit mit einem Zustande ist beinahe ebenso viel, wie die Nichtkenntniß desselben."

Mehr als je trat die treue Hingebung, welche sie ihrem Gatten stets gewidmet hatte, in den Vordergrund ihrer Pflichten, aber auch mehr als je wußte dieser die Treue und Tugendfülle seiner Frau zu schätzen. „Ich denke," heißt es in demselben Briefe, „bevor ich nach Paris zurückkehre, in Tours oder Versailles einen kurzen Aufenthalt zu nehmen und hoffe, mein Mann wird seine Einwilligung dazu geben. Ich habe keinen andern Gedanken mehr, als wie ich den Kummer seines so schmerzlich geprüften Alters lindern und erleichtern könne. Es beglückt mich, zu sehen, daß er meine Pflege und Fürsorge immer mehr liebt, und daß sein so sehr verdienstvoller Muth zum Theil auf seine Güte und vollkommene Sanftmuth zurückzuführen sind."

Wenige Monate darauf starb auch Fürst Gagarin. Er war im Jahre 1834 von dem Gesandtschaftsposten in Rom auf jenen in München versetzt worden; bald aber wurde durch den Wechsel des Klimas seine Gesundheit derart erschüttert, daß im Winter 1837 fast unerwartet der Tod ihn im Beisein der Fürstin und ihrer fünf, noch alle im jugendlichen Alter stehenden Söhne dahinraffte. „Dieses Unglück," schreibt Frau Swetchine an die Gräfin Edling, „eröffnet vor meiner armen Schwester einen wahren Abgrund von Sorgen und Schmerzen; eine ungeheure Verantwortung wälzt sich auf ihre Schultern, ihr äußeres wie

inneres Dasein ist untergraben.“ Fürstin Gagarin mußte, um die im Auslande geborenen Kinder zu nationalisiren, alsbald nach Rußland übersiedeln; sie wählte Moskau als künftigen Aufenthaltsort; die große Entfernung, welche dadurch zwischen die beiden Schwestern gelegt wurde, war für die späteren Lebensjahre Sophiens ein sich beständig erneuernder Schmerz.

Unter dem Einflusse so vieler Prüfungen wendete Frau Swetchine ihre Seele immer mehr Gott und dem Ewigen zu, und seit dieser Zeit nahm ihr inneres religiöses Leben unvermerkt eine Regelmäßigkeit und eine Strenge an, von der selbst ihre eifrigsten Besucher keine Ahnung hatten; so still und verborgen hielt sie ihr neues Glück in Gott.

Der Erzbischof von Paris hatte ihr gestattet, in ihrer Wohnung eine Kapelle zu errichten. Nach ihrer Rückkehr aus Rußland und ihrer Wiedergenesung beschloß sie, dieses kleine Heiligthum so auszuschmücken, daß es ein lebendiger und bleibender Ausdruck ihrer innigsten Dankbarkeit gegen Gott sein und bleiben könnte. Was sie an kostbaren Schmuckgegenständen besaß: Juwelen, Gold- und Silbergeschmeide sollten dem Dienste Gottes und der Zier seines Hauses dienen! Der Namenszug in Diamant, welchen sie als Ehrenfräulein der Kaiserin Marie getragen, schmückte den Sockel einer silbernen Statue der allerseligsten Jungfrau.

Die mit dieser Ausschmückung verbundenen Arbeiten machten eine zweite Consecration der Kapelle nöthig, welche, gleich der ersten, der Erzbischof von Paris selbst vornahm. Bei der ersten heiligen Messe (15. December 1838), welche er hierauf las, diente P. Lacordaire, der um diese Zeit seine Kanzelreden in Notre-Dame wieder aufgenommen hatte.

Ungeachtet sie jetzt wieder eine eigene Kapelle besaß, und ungeachtet ihres leidenden Zustandes blieb Frau Swetchine ein musterhaftes Pfarrkind von St. Thomas d'Aquin. Aeußerst selten versäumte sie, daselbst sehr früh Morgens der Messe beizuwohnen; außerdem hörte sie die in ihrer Kapelle von den ihr

befreundeten Priestern oft, besonders an den Jahrestagen der für sie freudigen oder schmerzlichen Ereignisse, gefeierte heilige Messe. Oft auch predigten daselbst vor einer auserwählten Zuhörerschaft die größten Kanzelredner jener Zeit: Dupanloup, Dom Guéranger, P. Lacordaire, P. de Ravignan, Bautin, P. Gratry. Regelmäßig fanden die von P. de Ravignan geleiteten Versammlungen der Kinder Mariens in dieser Kapelle statt, und religiöse Feierlichkeiten privater Natur wechselten dort ab. Welches Glück für Frau Swetchine, dort neben dem Heil der ihr theuren Seelen selbst in Ruhe und Freiheit der Anbetung des lebendigen Gottes, der in ihrem Tabernakel thronte, obliegen zu können!

Was diese langen, von allem Geräusche der Welt fernen Stunden, die sie dort in ihrer geliebten Kapelle zugebracht, ihr an stillem Herzensglück und lauterem Herzensfrieden gebracht, wer vermag das zu sagen! Unter ihren hinterlassenen Papieren finden sich die folgenden Rückerinnerungen an diese Stunden, die der Leser nur ungern missen würde:

„Die Sammlung der Gedanken in der Tiefe unseres Innern, dieser zweiten Wohnstätte Gottes," sagt Frau Swetchine, „ist die Entfernung, die Entkräftung aller äußeren Einflüsse; sie ist das gänzliche Freiwerden des inneren Menschen von ihnen. . . . Die Sammlung ist das große Mittel der Treue; in ihr beruht die ganze Glückseligkeit der Treue; sie erneuert den Eindruck derselben jeden Augenblick. Die Treue wacht über die Sammlung; sie schützt sie, hält sie lebendig und nimmt in der Sammlung von ihrem ganzen Schatze Besitz. Die Sammlung ist die Vereinigung aller Gedanken, aller Kräfte auf einen Punkt; sie vergegenwärtigt zugleich alle Wahrheiten und trägt das Verständniß für alle ihre Consequenzen in sich. Sammle dich, ruft der Meister dem Jünger zu, und das Böse wird dir immer mehr unmöglich, das Gute immer leichter erscheinen. — Die Trockenheit (der Seele) rührt, wofern sie nicht die furchtbarste aller jener Prüfungen ist, womit Gott

die Heiligen heimsucht, fast immer von jener Zerstreuung und Abgestumpftheit her, worein wir unsern Geist und unser Seelenleben verfallen lassen. . . ."

„Das Gebet ist die Unendlichkeit! Ein einziges Herz, das sich bis zu Dir, o Heiland! erhebt, begreift alle Herzen in sich. Das Gebet ist die Ewigkeit; es umfaßt alle Zeiten. Das Gebet ist die Unermeßlichkeit; es umfaßt alle Orte. Alles, was ist, o mein Gott! alles, was war, alle Menschen in Zeit und Raum, ihre Gegenwart und Zukunft, ihre Seligkeit, ihre Liebe, ihre Tugend, die ganze Unendlichkeit, die in der Seele und im Herzen ruht — alles das spiegelt sich im demuthsvollen und andächtigen Gebete wieder, wie das Firmament des Himmels über uns sich in der unbeachteten Welle des kleinsten Bächleins abspiegelt."

„Gütiger Jesus, Gott und Mensch zugleich, mögen Deine beiden Naturen in ihrer Einheit und in ihrer Trennung uns doppelt barmherzig sich erweisen! Als Gott siehe nicht unsere Missethaten an; als Mensch gedenke unseres Elendes! Als Gott ziehe uns unaufhörlich zu Dir hinauf; als Mensch verlasse uns doch nicht auf dem rauhen Pilgerpfad der Verbannung! Sei Du unser Reisegenoß in guten und in bösen Tagen! O Jesus! als Herr habe Verzeihen für uns, als Freund Herzensmitleid!"

Der Geist des gottinnigen Gebetes und der weltentfremdeten Sammlung mahnte sie stets zur strengen Selbstprüfung. „Es gibt," sagt Graf Falloux, „im christlichen Leben keinen Fortschritt ohne unaufhörliche Selbstprüfung. Schwache und irregeleitete Seelen mögen dadurch wohl zuweilen verzagt und verwirrt werden; aber jede einfaltsvolle und aufrichtige Seele wird sich durch dieses Mittel läutern und kräftigen." Bei Frau Swetchine verband sich mit einer seltenen Zartheit des Gewissens eine seltene Kraft des Glaubens. Ihre Gewissenserforschungen nehmen so viel Platz ein, wie ihre Andachtsübungen; *sie fürchtete* so sehr, diese Arbeit der Selbsterkenntniß und der

Selbstläuterung könne eine flüchtige und fruchtlose werden, daß sie dieselbe durch die Schrift fixirte, wie sie es bei jedem Gegenstande von Wichtigkeit zu thun pflegte. Eine ihrer schönsten Aufzeichnungen handelt „von der Selbsterkenntniß"; eine andere „von der Loslösung des Herzens vom Irdischen"; wieder eine andere „von der Discretion".

Aus den zerstreuten Bruchstücken dieser schriftlichen Selbstanklagen, die der Vernichtung nur durch den Zufall entgingen, theilt Graf Falloux einige mit, die uns zeigen, wie zart und ernst, und doch wie unerschrocken und rückhaltslos sie in ihrer Selbstverläugnung zu Werke ging. Man höre: „In einem Schreiben habe ich," klagt Frau Swetchine, „mit Bezug auf einen Brief, aus dem ich einige Zeilen anführte, gesagt: ‚Ein Brief, den ich *so eben* erhalten', obschon der fragliche Brief schon zwei bis drei Tage in meinen Händen war. Diese stets tadelnswerthe Ungenauigkeit kommt daher, weil sie die Besprechung desselben natürlicher erscheinen ließ. Die Wahrheit nach seinen Launen und Bedürfnissen drehen, ist ein Fehler, mag auch der Kreis, in welchem der Fehler begangen wird, noch so enge sein."

„Zwei mißliche und scheinbar zufällige Vorkommnisse," wirft sie ein anderes Mal sich vor, „haben mich zu neuen Entdeckungen und Betrachtungen über mich selbst geführt. Die Lampe meiner Kapelle vor dem Allerheiligsten erlosch in der Nacht vor Palmsonntag, und am Palmsonntage selbst vergaß ich mein gewöhnliches Andachtsbuch mitzunehmen, und nahm jenes für die Osterzeit, so daß ich nach meiner Ankunft in der Kirche den heiligen Verrichtungen nicht folgen konnte. . . . Der Fehler in alledem ist die Unsicherheit und zuweilen die Trägheit meines Seelenlebens. Es liegt hierin mehr als der Vorfall selbst; ich habe zu leicht den Geist, den Willen einschlummern lassen, wo er zur Ausführung der That zu gelegener Zeit hätte eilen sollen. So ist mein Verhalten dem gegenüber, was ich am meisten liebe; die Hindernisse und die Leiden haben viel dazu beigetragen.

Allein mehr als je thut es Noth, der Seele die Herrschaft über mein Wesen zurückzugeben, und da es jetzt keine inneren Kämpfe mehr zu bestehen gibt, müssen alle sittlichen Kräfte sich an den fertigen Gehorsam gewöhnen."

Nachstehendes Bruchstück, das, wie die übrigen, ohne Datum, als der Schluß einer Reihe von kleinen Vergehen und Selbstanklagen erscheint, muß sich auf die Mittheilung des Urtheils beziehen, welches sie zu ihrer Schmerzensreise nach Rußland bewog. „Als ich mich," schreibt Frau Swetchine, „an jenem schreckensvollen Tage vor der Stunde des erwarteten Besuches in meine Kapelle zurückgezogen hatte und mit anderen Gebeten meine kleine Kreuzwegandacht verrichtete, betete ich mit einer ganz besonderen Inbrunst und einer besonders tiefen Empfindung, so daß ich beim Hinausgehen an der Thüre stille stand und mich, ergriffen von einer unbeschreiblichen Regung der Liebe, mit dem Ausrufe gegen das Tabernakel wandte: Mein Gott! so habe ich noch nie zu Dir gebetet! Eine Stunde darauf lag ich in einem Abgrund von Aengsten, und durch das Gewirre meiner unsäglichen Kümmernisse lenkte sich mein Gedanke rasch auf das Gebet zurück, das mich in Entzücken versetzt hatte, und ich sagte zu mir selbst: das war die Wegzehrung des Schmerzes!"

Zu Weihnachten 1839 schrieb sie folgende Zeilen: „Weihnachten ist der Anfang unseres Jahres. An dem Tage, da die Kirche zum ersten Male in feierlicher Weise singt: ‚In principio erat Verbum' („Im Anfange war das Wort'), eröffnet sie für uns die neue Bahn und segnet den Neubeginn aller Dinge ein. Das Wort war im Anfang, und wir, wir wollen nur mit Ihm anfangen und enden. — Noch unwiderruflicher, noch ausschließlicher als in den vorhergehenden Jahren weihe ich dieses beginnende Jahr der Dankbarkeit für so viele empfangene Wohlthaten, für so viele Anregungen, besser zu werden, für so viele glühende Wünsche, in der Tugend und in der Liebe zu Gott *vorwärts* zu schreiten. — Ebenso fasse ich den Vorsatz, mich *der Uebung* einer besonderen Tugend zu befleißigen, und soll es

in diesem Jahre die von mir bisher so unvollkommen geübte Sanftmuth gegen meine Untergebenen sein: eine durch Festigkeit und Schweigen unterstützte Sanftmuth; gegen Meinesgleichen eine durch Demuth und Mißtrauen in mich selbst bewahrte Sanftmuth; gegen meine Oberen eine Sanftmuth im Gehorsam gegen die näher oder ferner aus Gott stammende Autorität. — Gott weiß, was mir Noth thut; Er ist ein barmherziger Richter; mir geschehe nach Seinem heiligen Willen! Sein Geschöpf segnet Ihn in dem, was Er ihm verweigert, wie in dem, was Er ihm gewährt. Es fällt nur Gutes aus Seiner Vaterhand, und in unserer Dürftigkeit ist Er es, Er, der große Gott, welcher sich an die Stelle alles dessen setzt, was uns mangelt."

Eine solche Frömmigkeit mußte nothwendig jene christliche Nächstenliebe erzeugen, welche der unwidersprechlichste, sicherste und zugleich herrlichste Erweis der wahren Gottesliebe ist; sie war auch die Krone ihres christlichen Lebens. Wie sie in ihrem nächsten, so hochstehenden, bis herab in die fernsten, niedrigsten Kreise diese Tugend geübt, mit unerschöpflicher freudiger Liebe, in Milde, Scharfsinn, Ernst und Würde, nie verzagend bei Undankbarkeit, nie stolz bei großen Erfolgen, immer sich selbst vergessend, sich selbst verbergend, das Auge allein auf das Kreuz gerichtet, — das zeigen uns die wenigen folgenden Züge ihres Lebens deutlicher und lehrreicher, als alle Großthaten ihres Lebens.

Der Name des Vicomte de Melun ist in den Jahrbüchern der christlichen Liebe ein vielgenannter; war und ist er doch bei jedem guten Werke, sei es literarischer oder anderer Natur, in erster Reihe betheiligt. Zu jener Zeit, als er zu Frau Swetchine in nähere Beziehungen trat, war er noch darüber unschlüssig, ob er sich mehr der Geschichte der Vergangenheit — er war damals mit den Vorarbeiten über eine Geschichte des Concils von Trient beschäftigt — oder der praktischen Thätigkeit der christlichen Charitas widmen sollte. Mit Bezug hierauf schrieb ihm Frau Swetchine (15. Juli 1836): „Ich verstehe sehr gut,

mein Lieber, daß, nachdem die Erkenntniß in Ihrem Geiste aufgegangen und Ihr Glaube fest geworden ist, es eine Nothwendigkeit für Sie geworden ist, die Handlungen Ihres äußeren Lebens damit in Uebereinstimmung zu bringen. . . . Zwischen dem religiösen Glauben und der Liebe zu den guten Werken, die unter dem Antrieb des Glaubens die ganze Güte des Herzens offenbart, zwischen diesen beiden Mächten einer heiligen Dreieinigkeit gibt es ein Element, dem man Platz geben muß, ein Element, das weder der überlegte und auf Gründe gestützte Glaube, noch die äußere Liebe, sondern deren beider Herd ist, ihre Quelle, ihre leitende Kraft und ihre Belohnung: es ist die Frömmigkeit, die Gott dem Herzen fühlbar macht und Seine unermeßliche Liebe in sich concentrirt. Es ist Zeit, Sorgfalt, Eifer auf die Entwicklung dieser liebenden Kraft zu verwenden, die, wie alle übrigen, ihre verschiedenen Glaubensabstufungen, ihre Entwicklungsstadien und ihren ausschließlichen Ausdruck hat: das Gebet. Mit dem Verstande glauben und von den Beweggründen zehren, vermöge deren man glaubt, heißt, Gott eine Huldigung darbringen; den Armen beistehen, heißt Ihm selbst dienen; Ihn lieben, wie Er geliebt sein will, das ist das Höchste. Je rascher der Flug des Geistes, je gewaltiger der Gedanke ist, je mehr er wächst, desto nothwendiger ist es, daß das Wachsthum der Frömmigkeit ihm als Ballast und Gegengewicht diene. Warum sind so viele große Geister auf Irrwege gerathen? Weil sie bei aller Redlichkeit und weniger Hochmuth, als man ihnen zumuthet, nicht liebten; die Liebe allein hätte sie höher geleitet. Wenn wir von dem Gebiete des Geistes uns zu der nützlichen, liebreichen, schon in ihrem Zwecke heiligen Handlung wenden, so werden wir sehen, daß sie, wenn nicht von der Frömmigkeit begleitet, nicht lange die ersehnte Vollkommenheit bewahren würde. Das Eigenthümliche der Handlung ist, daß sie die Aufmerksamkeit zerstreut, theilt, sie sozusagen materialisirt; um ihr ihre ursprüngliche Kraft wiederzugeben und sie unaufhörlich zu erneuern, muß man sie an dem Herde

wieder stählen, wo das Feuer nicht roth, sondern weiß ist. Wie man in der Frömmigkeit das thätigste Agens, die Kraft erkennen muß, die da schafft, begeistert und ordnet, so ist es auch von Wichtigkeit, ihr Wachsthum zu verfolgen. In dem Maße, als das Leben fortschreitet, wird Alles schwieriger: die Bedürfnisse sind größer, complicirter, die Hülfsquellen geringer, die Geduld, die Beharrlichkeit, der Muth, das Vertrauen werden zuweilen unter so furchtbaren Bedingungen auf die Probe gestellt, daß man in jüngeren Jahren den Gedanken daran nicht hätte ertragen können. Wie würde man so großen Gefahren, die alles, was lebt, bedrohen, und besonders diejenigen, die auf dem rechten Wege wandeln — wie würde man ihnen Trotz bieten, wenn man nicht tief in seinem Innern das Leben trüge, welches uns ermuthigt und vertheidigt! . . ."

Es ist nur gewissenhafte Gerechtigkeit, wenn man das ganze Leben der Frau Swetchine unter dem Einflusse der Denkweise beurtheilt, die hier ausgesprochen ist. Die Nächstenliebe war bei ihr keine alltägliche, gewohnheitsmäßige Handlung; sie widmete ihr die ganze Kraft und unerschöpfliche Erfindungsgabe ihres reichen Geistes.

Ein vertrauter Diener, der sie während der letzten dreißig Jahre ihres Lebens nicht verlassen hat, schrieb nach ihrem Tode dem Grafen Falloux, es sei seine Ueberzeugung, „daß sie ihre Tage abgekürzt, indem sie ihren Mitmenschen in allen Klassen der Gesellschaft hülfreich beistehen wollte und sich zur Sklavin Aller machte". „Wenn ich am Morgen," so erzählt dieser Diener, „nachdem sie aus der Messe zurückgekehrt war, ihr das Frühstück auftrug, sagte sie zu mir: ‚Ich habe Eile; ich habe viel zu schreiben und vieles Versäumte ist noch nachzuholen; meine Thüre ist für Jedermann ohne Ausnahme geschlossen.' ‚Ich bitte Sie,' wiederholte sie, ‚lassen Sie Niemand eintreten.' — Wenn sie dann vom Tisch aufstand, sagte sie lächelnd: ‚Sie wissen aber, Personen, die durchaus mit mir sprechen müssen, und besonders die Armen, welche weit herkommen und nicht

Zeit haben, wiederzukommen, die müssen Sie mir melden.' — Einen Augenblick darauf, nachdem sie sich in ihren Salon zurückgezogen hatte, kehrte sie noch einmal zurück und sagte: „Ich habe vergessen — eine Frau So und So wünscht mich allein zu sprechen.' — Eine halbe Stunde später kam ein, kamen zwei Briefe, in welchen sie um eine vertraute Unterredung gebeten wurde; dann kam irgend Jemand vom Lande oder im Vorübergehen, bat, sie nur eine Minute sprechen zu dürfen, blieb aber so lange, bis eine andere Person kam. So war ihre Thüre bis drei oder vier Uhr offen, und endlich kam man schaarenweise, um bis sieben Uhr zu bleiben. Ich habe sie ganz erschöpft von der Anstrengung des Morgens sich zu Tisch setzen gesehen, und schon kamen wieder Personen, die sie noch vor der Gesellschaftsstunde sprechen wollten. Oft stand sie dann vom Tisch auf, ohne ihr Mittagsmahl vollständig beendet zu haben. So ging es fort von sieben Uhr des Morgens an bis ein Uhr, zuweilen bis zwei Uhr nach Mitternacht. So lebte sie inmitten der Freunde, welche sie liebten und hochschätzten; allein sie gewahrten nicht, daß sie ihre Kräfte erschöpfte, namentlich in den letzten fünf oder sechs Jahren. Ach, Jedermann war so glücklich, sie zu sehen und zu hören; ich fürchte nicht, Lügen gestraft zu werden, wenn ich sage, daß ihre Unterhaltung bezaubernd war. Sie hatte das Talent, das nur sehr wenige Leute haben, mit Jedem, den sie sah, in seiner Sprache zu sprechen. Sie verstand es ebenso gut, die Armen in ihrem Elende zu trösten, wie die Reichen in ihren häuslichen Kümmernissen, den gesunkenen Muth der Bekümmerten wieder aufzurichten, den Müttern, welche sie wegen ihrer Kinder um Rath fragten, beizustehen; Diejenigen, welche zu ihr gekommen waren, um sich Trost bei ihr zu holen, sah ich alle mit der Miene der Zufriedenheit von ihr gehen."

Diese Herzensliebe zu den Armen begnügte sich nie damit, dieselben bei sich zu empfangen; ihre größte Freude war es, die *Armen* selbst mitten in ihrer Armuth aufzusuchen. Sie sah

besonders darauf, denen, welchen sie Gutes erwies, eine Freude zu machen; sie verwendete darauf ebenso viel Sorgfalt, Eifer und Scharfsinn, wie auf alle Dinge von Wichtigkeit; ihr Herz wußte immer dem Almosen, das ihre Hände spendeten, etwas beizufügen. Für die Einen kaufte sie einige Blumentöpfe, den Anderen ließ sie Bilder einrahmen, die sie an irgend einen Lieblingsgegenstand, an ein Hauptereigniß ihres Lebens erinnerten, zum Beispiel an Schlachten, wenn unter ihren Schützlingen sich ein Soldat befand. Für Jene wählte sie Bücher aus, für Diese irgend ein neues Zimmergeräthe, für Kranke zum Beispiel einen großen bequemen Lehnsessel. An einem Neujahrstage entzog sie sich, ohne ein Wort davon zu sagen, all den Gratulationen, die sie umdrängten, und brachte mehrere Stunden bei armen Eltern zu, die soeben nach einander zwei Söhne verloren hatten.

Zum Mittelpunkte ihrer Wohlthätigkeit hatte sie das abgelegene Quartier Gros-Caillou erwählt, weil dieses ihr die meiste Aussicht bot, mit ihren Besuchen und Spenden unbekannt zu bleiben. Nur die Schwestern von Gros-Caillou und ihre nächste Umgebung waren in die Geheimnisse ihrer Liebe zu den Armen eingeweiht. Wenn eine große Freude die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott in ihr lebhafter wachrief, ließ Frau Swetchine sich von den Schwestern von Gros-Caillou stets einen neuen Armen zur besonderen Pflege zutheilen, und sie gab demselben dann gern einen Namen, durch den ihr sowohl die Veranlassung dieser neuen Bereicherung als die Pflicht der Dankbarkeit fester eingeprägt wurde. Zwei dieser Namen hat der Zufall nach ihrem Tode bekannt gemacht. Frau Swetchine hatte einst lange Tage in tiefer Besorgniß um ihre Schwester, die Fürstin Gagarin, zugebracht; endlich brachte ein Brief von Moskau ihr alle Beruhigung; der an diesem Tage angenommene Arme hieß „Meine Schwester". Der am Tage des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Rußland nach dem Krimkriege beglückte Arme hieß „Der Friede".

Frau Swetchine war im Jahre 1847 gerade zu der Zeit in Tours, da die Armenschwestern sich daselbst niederließen; in das Geheimniß ihrer Einführung eingeweiht, wollte sie dieselben in ihrer Wirksamkeit sehen. Unerwartet begab sie sich in das Asyl und mischte sich unter die alten Frauen des Hauses; bei dem Anblick des vielfachen, so liebevoll gepflegten Elendes wurde sie so ergriffen, daß sie sich bald zurückziehen mußte. Sie sagte später: „Ich habe in meinem Leben keinen so süßen Trost empfunden, wie gestern während jenes Besuches; ich sah die Verwirklichung eines Traumes meiner Jugend, und dieß gerade in dem Moment, da ich aus Erfahrung nur allzugut weiß, wie nöthig wir der Liebe haben, wenn wir alt werden."

So sehr sie die Privatwohlthätigkeit übte und liebte, so wandte sie doch auch den größeren Unternehmungen gemeinsamer Wohlthätigkeit eine gleiche Liebe und Aufmerksamkeit zu, besonders wo es sich um solche Leiden und Gebrechen handelte, denen der Einzelne machtlos gegenübersteht.

Die innigste Theilnahme flößte ihr in dieser Hinsicht das Loos der armen Taubstummen ein. Die ganze Traurigkeit und die endlosen Gefahren ihres vereinsamten, in sich verschlossenen Lebens, einer unvermeidlichen Folge gerade dieser Krankheit, ergriffen ihre Seele, so oft sie einen Taubstummen sah. Als im Jahre 1827 vom Verwaltungsrathe des großen Taubstummeninstituts in Paris zwei Comités gebildet wurden zur Ueberwachung und Förderung der Anstalt, ein Männercomité für die Knaben, ein Frauencomité für die Mädchen, wurde Frau Swetchine zur ersten Präsidentin dieses letzteren ernannt. Wie unablässig war sie seitdem für das geistige und leibliche Wohl der armen Kinder besorgt, besonders wenn dieselben krank und gebrechlich waren! Sie sorgte für ihren Gottesdienst, nahm die Auswahl der Lehrerinnen und Vorsteherinnen mit peinlichster Besorgniß vor, dachte an gemeinsame Freuden und Spiele. Sie nahm dieselben alle eines Tages mit in das Diorama, und der Anblick des mächtigen Staunens, der sprachlosen Bewunderung

machten ihr diesen Tag zu einem der angenehmsten, den sie jemals sich bereitet.

Im Jahre 1829 hatte sie ein taubstummes Mädchen, welches ihre arme, kranke Mutter mit ihrer Hände Arbeit unterhielt, der edlen Herzogin von Montcolm zur Unterstützung empfohlen; als aber diese Dame im Jahre 1832 als eines der ersten Opfer der Cholera hinweggerafft wurde, übernahm Frau Swetchine die junge Taubstumme „als ein Vermächtniß der Heimgegangenen". Sie brachte zuerst die kranke Mutter gut unter und nahm dann Parisse — so hieß die Taubstumme — ganz zu sich in ihr Haus. Es wurde Frau Swetchine bald zur Gewohnheit, sich auf ihren Morgengängen von Parisse begleiten zu lassen; sie brauchte mit der Taubstummen nicht zu reden, und diese fühlte sich durch ihr Schweigen nicht gekränkt. — „Wenn Parisse bei mir ist, darf ich glauben, ich sei allein," pflegte sie zu erwiedern, wenn man sich darüber wunderte, daß sie sich eine so sonderbare Begleiterin gegeben; „nöthigenfalls habe ich aber einen Arm, der mich stützt, und eine liebevolle Gefährtin, die meine Freiheit nicht beeinträchtigt."

Man kennt die Zerwürfnisse, die keinem Hausstande mit zahlreicher Dienerschaft fehlen; für solche Zerwürfnisse ergaben sich natürlich aus den mannigfachen Mißverständnissen, welche das Leiden der Parisse herbeiführte, viele Veranlassungen. Oft sah sich Frau Swetchine gezwungen, einzuschreiten, um für die Taubstumme jene nöthige Nachsicht zu erwirken, die sie ihr selbst in hohem Grade gewährte. „Ich liebe euch Alle," sagte sie dann zu ihren Leuten; „aber bedenket wohl, daß Parisse die letzte ist, die dieses Haus verläßt; sie ist die Unglücklichste von euch Allen, und deßhalb muß man ihr vieles zu Gute halten."

Nichts ist bezeichnender, als die Art und Weise, wie Frau Swetchine ihrerseits dieses Wort zur Wahrheit machte. Die Fehler der Parisse wurden bisweilen so arg, daß Frau Swetchine die Beihülfe einer Vertrauten des Mädchens, einer Lehrerin am Taubstummeninstitute, zu Hülfe rufen mußte, um sie zu belehren.

Welche zarte Rücksicht auf das Seelenleben des Mädchens, wie viel Ernst und Festigkeit im Urtheil über dasselbe, wie viel Sorge für die Zukunft desselben sprechen aus dieser Correspondenz! Parisse kam zur Einsicht und wurde fortan die beste Dienerin ihrer edlen Frau bis zu deren Tode.

Dieses Leben für den Nächsten und mit den Nächsten begleitete Frau Swetchine unzertrennlich auf allen ihren Wegen. Sobald sie sich während der Sommermonate längere Zeit in den Bädern oder in der Umgegend von Paris aufhielt, lenkte sie stets ihre ersten Schritte zu den barmherzigen Schwestern, um sich die Sorge für irgend eine arme Familie zu erbitten. Nur ein Beispiel.

In Vichy, wohin sie sich neun oder zehn Jahre nach einander begab, hatte sie, wie in Paris, ein ganzes Wohlthätigkeitsleben um sich herum geschaffen. Kaum war sie in Vichy angekommen, so theilten es sich die Armen untereinander mit und stellten sich bei ihr ein. Unter diesen gab sie einem lahmen, mit der Epilepsie behafteten Knaben von wahrhaft abstoßendem Aeußeren den Vorzug; sie hatte eine förmliche Anhänglichkeit an ihn. Das arme Kind war von schwacher Fassungskraft; seine Eltern wohnten in einem Dorfe nahe bei Vichy und ließen ihn während der Badesaison ohne jede Beaufsichtigung betteln. Frau Swetchine hatte mit dem armen Gilbert — so hieß der Knabe — ein solches Mitleid, daß sie ihn selbst eines Tages in das Spital von Vichy brachte, die Pension für ihn bezahlte und alle Maßregeln traf, um ihm eine christliche Erziehung und Versorgung bis an sein Ende zu verschaffen. Von so großer Güte wurde Gilberts Herz tiefer gerührt, als man es bei seiner an Blödsinn grenzenden Verwahrlosung hätte erwarten dürfen. Man brauchte ihm nur den Namen „Swetchine“ auszusprechen, um Alles von ihm zu erreichen. Frau Swetchine hatte eine eigens auf seinen leidenden Zustand und sein vielfaches Elend berechnete Lebensregel für ihn verfaßt; Gilbert wich wohl zeitweise von derselben ab; aber sobald er merkte, daß die Badesaison heran-

nahte, griff er wieder nach seinem kleinen Buche und fing auf's Neue an, die dort enthaltenen Vorschriften Punkt für Punkt zu befolgen. Unbeschreiblich war Gilberts Freude, wenn Frau Swetchine erschien, unbeschreiblich und rührend seine Trauer, wenn sie Abschied nahm. Auch in Paris hörte Frau Swetchine nicht auf, sich mit ihm zu beschäftigen. Als ihr die Gewißheit wurde, daß alle ärztliche Kunst ihn nicht retten könne, schrieb sie sofort an die Schwester, die ihn pflegte, für den Fall seines Todes: „Es soll vor seiner Leiche das heilige Meßopfer dargebracht und dieselbe alsdann von vier Trägern in Begleitung eines Geistlichen auf den Friedhof getragen werden. Außerdem sollen für ihn noch zwölf Messen gelesen werden; sein Grab soll ein einfacher Stein derart bezeichnen, daß ich es auffinden kann, falls ich länger leben sollte, als er. Sollte mein Tod vor dem seinigen erfolgen, so werden gemäß der Summe, die ich ihm hinterlassen werde, dieselben Bestimmungen zur Ausführung gelangen." — Gilbert erholte sich wieder und starb erst im October 1851. Frau Swetchine schrieb daraufhin an die Schwestern: „Ich vermag Ihnen den Schmerz nicht zu beschreiben, den ich empfinde. Ich war diesem armen Jungen wahrhaft zugethan; sein aufrichtiges und gutes Herz konnte dem Herrn nur wohlgefällig sein. Mein einziger Trost ist, ihn von seinen schweren Leiden erlöst zu wissen, vor Allem aber sein Wachsthum in der Frömmigkeit, das schon im verflossenen Sommer meine Aufmerksamkeit erregt hatte. . . . Wir haben jetzt die Rollen gewechselt: noch vor wenigen Tagen war ich eine seiner Stützen; heute ist er eine der meinigen!" Wahrlich im Geiste dieser echten Nächstenliebe begreift man das schlichte Wort ihrer Badefrau in Vichy, als die Nachricht ihres Todes daselbst eintraf. „Ach," rief dieselbe, „Frau Swetchine war eine wahre Heilige, wie man sie nicht wieder sieht! Je unglücklicher Einer war, um so mehr liebte sie ihn. Sie achtete einen Armen mehr, als einen Fürsten."

Frau Swetchine's Wohlthätigkeit beschränkte sich indessen

nicht auf Frankreich allein; sie vergaß ihres zweiten Vaterlandes, Rußlands, nie. Besonders blieben ihre Leibeigenen und Bauern der wichtigste Gegenstand ihrer unaufhörlichen Ueberwachung. Ihre im Innern Rußlands lebenden Freunde setzten sie von Allem, was auf ihren Besitzungen vorging, in Kenntniß, sowohl von der gewissenhaften Befolgung, als von der Uebertretung ihrer Vorschriften, und man ersieht deutlich aus ihren Antworten, daß Diejenige, welche die Erkundigungen einzog, sich weit mehr mit dem beschäftigte, was das Wohl und die moralische Würde der Familien betraf, als die Zu- und Abnahme ihrer Einkünfte. Das Schicksal ihrer Leibeigenen, deren Freilassung sie ohne Unterlaß betrieb, und deren unheilvolle Versetzung von einem Gute auf das andere sie nach Kräften hintertrieb oder wieder gut machte, verbitterte ihr viele Tage und Stunden.

Doch kamen ihr aus Rußland auch manche Freuden. Fast in jedem Jahre brachten etliche ihrer alten Freunde aus Moskau und Petersburg den Winter in Paris zu, und deren häufiges Erscheinen in den Salons der Rue Dominique zeugten für die Liebe, die sie hingezogen hatte und dort festhielt.

Unter allen den Bekannten und Freunden, die aus Moskau und Petersburg die Grüße der Heimath brachten, kam auch endlich die liebste, die theuerste Jugendfreundin, die Gräfin Edling; sie brachte den Winter 1840 in Paris zu. Weder die Jahre, noch die Entfernung, noch die Verschiedenheit ihrer Lebensschicksale hatten den Zauber der innigen Freundesliebe der frühen Jugend ganz verwischen können. Gräfin Edling schied nicht von Paris, ohne der lebenslangen Freundschaft mit Frau Swetchine das letzte Siegel durch die Vermählung ihrer Nichte Marie Stourdza, der Tochter ihres einzigen, geliebten Bruders, mit dem Sohne der Schwester ihrer Freundin, dem Fürsten Eugen Gagarin, den sie adoptirte, aufzudrücken. Auch die Gräfin Nesselrode ließ niemals mehrere Jahre vorübergehen, ohne Frau Swetchine wenigstens auf einige Tage gesehen zu haben. Als die Spannung zwischen dem Hofe der Tuilerien

und dem von St. Petersburg die Besorgniß erweckte, daß ihre offenkundige Anwesenheit in Paris Verlegenheiten herbeiführen könnte, traf die Gräfin in Metz oder Nancy mit Frau Swetchine zusammen oder ließ sie auch wohl an die Grenze nach Baden oder Frankfurt kommen, um in gegenseitigem, ungestörtem Besitze einige Wochen zu verleben.

Die Jahre, die seit der russischen Reise in friedlichem und ungetrübtem Zusammenleben mit den alten und neuen Freunden verflossen, waren wohl die ruhigsten und liebsten ihres Lebens; ihnen wurde durch die Februarrevolution und deren Folgen ein zu schnelles Ende bereitet.

VIII.

Die letzten Lebensjahre (1848 bis 9. September 1857). Die Februar-Revolution. v. Radowitz. Donoso Cortes. Tod des Generals Swetchine. Die Freunde der letzten Jahre: A. de Broglie und A. de Tocqueville. Krankheit und Tod.

Frau Swetchine war vermöge ihrer Neigungen und ihrer ganzen nun seit so vielen Jahren schon liebgewonnenen Lebensweise in dem Maße zur Französin geworden, daß es nicht auffallend erscheinen kann, wenn man, wie auch wir es in unserer Lebenserzählung gethan, die Perioden ihres Lebens nach den Wendepunkten in der Geschichte dieses Volkes bezeichnet. Kein Geist hat dieselben richtiger vorgeahnt, keiner hat sie gerechter beurtheilt, keiner ist so tief davon ergriffen worden. In ihrem Salon fanden alle Spaltungen, alle Kämpfe, welche dem Sturze Louis Philipps voraus gingen, ihren lebendigen Widerhall.

Als die Katastrophe vom 24. Februar 1848 hereinbrach, wurde Frau Swetchine, wiewohl sie gleich den Urhebern derselben weder deren Richtung noch den Zeitpunkt ihres Ausbruches vorausgesehen hatte, nicht eigentlich von ihr überrascht.

Schon am 18. März beurtheilte sie die „Begeisterung“ für die neue Republik besser, als mancher zünftige Staatsmann. Sie schrieb an die Gräfin Nesselrode: „Man hat ziemlich richtig bemerkt, man habe die Thür zu schließen vergessen, durch welche die Republik eingetreten sei. Nichts wäre müßiger, als die Republikaner von gestern von den heutigen unterscheiden zu wollen, weil es früher wohl Radicale, Communisten und eine Menge aufrührerische Leute gab, aber keine Republikaner, in denen sich die Form und das System einer Regierung dargestellt hätte. Sie sehen wohl ein, daß die Republik als Verfassung und als Regierungssystem in den Köpfen keine Wurzel gefaßt hatte. Dieselbe ist noch nicht reif, und wir werden dessen gewahr, denn die Maßregeln, die man ergriffen, um diese schöne Frucht über Nacht reifen zu machen, sind abscheulich bitter.“

Interessant ist ihre Aussage als Augenzeugin über die anfängliche Haltung des Volkes. „Was uns bis jetzt geschützt hat,“ schrieb sie, „ist ein unerklärliches Anstands- und Zartgefühl; denn bei der großen Masse wurzelt dieses Gefühl weder in der Pflicht, noch in dem sittlichen Bewußtsein. Es ist ein gesunder Sinn, der bis jetzt den zerstörendsten und auflösendsten Doctrinen widerstanden hat; aber wer weiß, ob er immer die Oberhand behalten wird?“ Wie schnell dieses anfängliche Verhalten der wildesten Kampfsbegier Platz machen sollte, mußte sie bald erfahren.

Ueber Louis Philipp sagt sie, nachdem sie die Ursachen seines Sturzes flüchtig aufgezählt, mit der ihr ganz besonders eigenen, so selten bei Anderen zu findenden Unparteilichkeit: „... Aber indem ich dieß Alles als durch eine höhere Gerechtigkeit herbeigeführt gelten lasse, gestehe ich doch, daß mich die Undankbarkeit des Pariser Volkes, sein zügelloser Haß gegen einen Fürsten, dessen Regierung weder tyrannisch noch gewaltthätig war, nicht wenig empört hat. Unter ihm hat der Frieden, der Wohlstand des Landes geblüht; es ist ihm, wenn man von dem absoluten Mangel moralischer Größe absieht, nicht ein

einziges constitutionelles Verbrechen zum Vorwurf zu machen, und sein Egoismus oder Ehrgeiz hat überdieß dem Volke weder Thränen noch Schweiß erpreßt. . . ." „Er war kaum ein König," fährt sie treffender noch fort, „in dem man das Königthum treffen konnte; denn in seiner Person war dasselbe schrecklich zusammengeschrumpft. Heute ist dasselbe nicht mehr geschwächt, gedemüthigt, bedroht; es ist vernichtet; aber ich fürchte sehr, mit der Republik werde es jetzt nicht ernster genommen werden, als es so lange Zeit mit der Monarchie in ihrer zweifelhaften Existenz geschehen ist. Was ich bei den Politikern unserer Tage suche, ohne es finden zu können, ist ein wahres, tiefes Festhalten an irgend einer politischen Ordnung, ausschließliche Ueberzeugungstreue, jene Begeisterung, welche im Innern glüht für die Sache, der man dient, oder für die Idee, welche man vertritt. Die Republik ist über Nacht gekommen, bloß weil es offenbar unmöglich war, irgend einer anderen Staatsform oder Partei zum Siege zu verhelfen. . . ."

Die Entwaffnung des Heeres nach dem Siege der Revolution erregte ihre tiefste Entrüstung. „Vom Gesichtspunkte der militärischen Ehre aus betrachtet," schrieb sie, „wird diese so schmachvolle, so ganz unerklärliche Entwaffnung der Armee mit jedem Tage mehr als ein unauslöschlicher Schimpf erscheinen. Um diesem Eindruck zuvorzukommen, wird man erklären müssen, man sei vor Allem vor dem Bürgerkrieg zurückgewichen und Franzosen hätten nur Franzosen das Feld geräumt; aber das Bewußtsein wird sich gegen diesen Scheingrund erheben und das Heer wird gedrängt werden, die Spuren dieses Sophismus auszutilgen. . . ."

Nach den Schrecken der Junitage schrieb sie (13. Juli 1848): „Welche Unruhe und welches innerliche Beben läßt nicht eine so tiefe Erschütterung zurück! Dieß hat nicht mehr den Charakter des Aufruhrs; es ist die furchtbare Großartigkeit des Bürgerkriegs. Man hat noch nie auf den Barrikaden sechs Generäle fallen sehen. Das Uebel ist, fürchte ich, ebenso tief,

als erschreckend und tobend. Wir haben es nicht mehr bloß mit dem Kriege zwischen den Parteien, sondern vielleicht mit der Unmöglichkeit zu thun, daß eine Gewalt irgend welcher Art an das Ruder komme, um sich zu behaupten. . . . Vermöge eines ganz einzigen Vorrechtes, auf das sich alle meine Hoffnungen stützen, ist die Religion, der Klerus und alles, was damit zusammenhängt, von dieser Sinnesweise der großen Mehrzahl unberührt geblieben. Der Tod unseres Erzbischofs verdiente sicherlich jede besondere Berücksichtigung; aber so lange ich lebe, habe ich auch keinen so großen, so allgemeinen Eindruck gesehen, der zu einem und demselben Cult der Verehrung Männer der verschiedensten Richtungen zusammenführte. Selbst Leute von keineswegs christlicher Denkweise erkennen an, daß in Frankreich mitten in einem Sturme, welcher die ganze Gesellschaft zu zertrümmern droht, die Kirche allein lebendig und fest gegründet ist. Zwar sind die Lehren, die man ihrer Wirksamkeit entgegenstellt, nicht alle verdrängt und bestehen gegen sie noch viele Vorurtheile; aber ihre Vertreter haben sich das allgemeine Vertrauen wiedergewonnen. Der Haß kann sich nicht mehr auf die Menge stützen und die Gleichgültigsten stoßen kaum einen Priester zurück. . . ."

Trotz der eben angeführten Erscheinung, welche noch eine Hoffnung auf eine bessere Zukunft zuließ, verkannte Frau Swetchine dennoch keinen Augenblick, wie trügerisch diese Aussichten, namentlich bei einem Volkscharakter, wie dem französischen, seien. „Die wilden Leidenschaften," schreibt sie am 7. Juli, „die so viel Blut gekostet haben, sind bei weitem nicht bekehrt; allein sie haben Kräfte wach gerufen, die zum Bewußtsein ihrer selbst zurückgekehrt sind, und das Vertrauen einerseits und der Mangel an Vertrauen anderseits kommen nur der Ordnung zu Statten. Leider weiß ich, daß man darauf nicht bauen sollte! Auf keinem Punkte des Erdballes ist dieses arme Menschengeschlecht, welches schon der hl. Augustin den großen Kranken nannte, einig zu *finden*, am allerwenigsten jedoch in Frankreich. Hier strebt

Alles nach dem Extremen; neben ungeheuerlichen Verbrechen können Sie die erhabenste Hingebung finden. Ehe sie zur That wird, finden Sie denselben Charakter in der Gesinnung wieder, und Frankreich hat mich oft an jene Küste Arabiens gemahnt, die nur Gifte und Heilkräuter hervorbringt. Es liegen immerhin große Hülfsquellen in einer so erstaunlichen Lebensfähigkeit, allein hier ist auch die Wahl der Mittel von größter Wichtigkeit."

Man sieht, Frau Swetchine erfaßte und beurtheilte die Hauptscenen und Personen des revolutionären Dramas, das sich in ihrer nächsten Umgebung abspielte, mit überlegenem Blicke. Daß sie aber auch die weltgeschichtliche Bedeutung derselben gleich von Anfang an vollkommen würdigte, geht aus einem am 6. April an die Gräfin von Chreptowitch geschriebenen Briefe hervor. „Möchte man nicht," schreibt sie, „beim Hinblicke auf die von einem Ende Europa's zum andern brausende Bewegung die Erfüllung eines die ganze Menschheit umfassenden Rathschlusses erblicken? Man verkennt die Fehler nicht, die begangen worden, allein daraus vermag man weder diese Gleichzeitigkeit, noch diese Uebereinstimmung, noch dieses schnelle Aufeinanderfolgen der verschiedenen (revolutionären) Erscheinungen zu erklären. Glauben Sie doch ja nicht, es hätte nur eines tieferen Scharfblickes und eines stärkeren Armes bedurft, um diesen Sturm zu beschwören. Angesichts großer Ereignisse zeigen die Menschen sich selten klein; aber gegen das Unwiderstehliche vermag im Augenblick Niemand etwas. . . ."

Nur in England, wo ungeachtet einiger Gährung die Ordnung nicht gestört wurde, fand sie die Elemente einer festen politischen Ordnung. Wie treffend sind die folgenden, demselben Briefe entlehnten Worte: „Die Schlachten, deren Ausgang die Sieger ebenso sehr überrascht, wie die Besiegten, sind nicht so selten, als man glaubt. Was ich an dem Kampfe in England rühmen muß, ist der Ernst, der in den streitenden Parteien zu Tage tritt. Man sieht, daß die Engländer im Wahren wie im Falschen bis an den Hals gehen, daß die öffentlichen Angelegen-

heiten ihre eigenen Angelegenheiten sind, daß sie sich gänzlich darein versetzen, und daß die Sache, die sie zu vertheidigen berufen sind, ihnen oder wenigstens dem größten Theile von vielen Geschlechtern ist überliefert worden, und daß sie bei ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Es liegt eine weite Kluft zwischen einem solchen Wesen und der Gemachtheit und Oberflächlichkeit der neueren Verfassungen, in welchen die Unsicherheit und die Laune des Augenblickes eine so große Rolle spielen, wenn nicht das Sonderinteresse darüber entscheidet. Ich habe sicherlich nicht die Absicht, Frankreich vor seinem Nebenbuhler herabzusetzen, allein hinsichtlich der politischen Einrichtungen kann man nicht läugnen, daß dieselben in England zur zweiten und wirklichen Natur geworden sind, während sie in Frankreich noch immer als eine Sache des Uebereinkommens erscheinen. Daraus ergibt sich, daß in Frankreich die Zeugen solcher Kämpfe ihnen nur eine dem Verstande geltende Aufmerksamkeit schenken, während in England das allgemeine Dichten und Trachten sich Jedem mittheilt und man, anstatt den gleichgültigen Zuschauer zu spielen, in die Handlung mit eingreift."

Als Louis Napoleons Sieg in den Wahlen des 10. December entschieden war, flößte der Gerechtigkeitssinn ihr das folgende Urtheil über seinen Rivalen Cavaignac ein. Sie schrieb: „Ich will hier nicht bei der ebenso absurden als verleumderischen Annahme Einzelner verweilen, wonach Cavaignac den Feinden der Ordnung gegenüber Verpflichtungen übernommen habe. Sonderbare Fügung! General Cavaignac ist von dem gesunden Theile Frankreichs zurückgestoßen worden, weil er eines allzu vorgeschrittenen Liberalismus verdächtig war, und er ist doch der einzige Mann in demselben Frankreich, den die Socialisten und Communisten von jeder Richtung und Farbe verwünschen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er unter ihren Fäusten gefallen wäre, wenn er zur Präsidentschaft gelangt wäre. Trotz alledem ist, mit wenigen Ausnahmen, sein Lob in Aller Mund, und ich meines Theils hätte in ihm den einzigen Mann des

Augenblicks ersehen, der mit Geradheit, Aufrichtigkeit und Redlichkeit persönliche Festigkeit und Unbestechlichkeit der Meinung verbindet."

Ueber den Besieger Cavaignacs, Louis Napoleon, schreibt sie, wie Wenige ihn und seine Politik durchschauend: „Was seinen Rivalen (Louis Napoleon) anlangt, so ist dieser ein durchsichtiger Körper, in welchem Jedermann sehen kann, was er will. Der Beweggrund, vermöge dessen er vorgezogen wird, ist vielleicht ein wenig unziemlich; man behandelt ihn, wie das schielende Auge den Gegenstand seines Sehvermögens behandelt, indem es auf einen ganz andern Punkt zielt, als den es auf dem Korn zu haben scheint. Wohin soll dieses System führen? Werden nicht auf solche Berechnungen, die so weit in die Zukunft vorzugreifen scheinen, großartige Enttäuschungen folgen? Da haben wir die ganze Einsicht und Weisheit dieser Welt; man wird erstaunen über die Früchte, die sie hervorbringen werden. . . ."

Man darf sich nicht wundern über die Vollendung, die Sicherheit und den Scharfblick des politischen Urtheiles, dem wir hier begegnen. Die auswärtige Politik und diplomatische Erörterungen hatten stets viel Reiz für Frau Swetchine. Ihre persönliche Bekanntschaft, ihr jahrelanger, vertrauter Verkehr mit den bedeutendsten europäischen Staatsmännern, verbunden mit ihrer unübertrefflichen Bildung und dem ausgesuchtesten Maße einer alle Schwierigkeiten stets berücksichtigenden Vorsicht ihres Wortes und Urtheilens, hatten ihren Ansichten eine allseitige Ueberlegenheit verschafft.

Unter den Repräsentanten der auswärtigen Mächte, welche häufig im Salon der Frau Swetchine verkehrten, fesselten zu jener Zeit namentlich zwei Männer ihre Aufmerksamkeit und erwarben sich in ganz besonderem Grade ihre Achtung und Zuneigung; es waren dieß General von Radowitz und Donoso Cortes.

Es ist bekannt, daß von Radowitz im Jahre 1847 als preußischer Gesandter in außerordentlicher Mission nach Paris

gekommen war, um Angesichts der Unruhen in der Schweiz und des Sonderbundskrieges, dieser Vorläufer der Februarrevolution, ein gemeinsames Vorgehen Oesterreichs, Preußens und Frankreichs zu erwirken, was ihm auch vollkommen gelang. In seiner Abschiedsaudienz vernahm er aus dem Munde Louis Philipps die denkwürdigen Worte: „Seien Sie versichert und versichern Sie den König, Ihren Herrn, daß zwei Dinge in Frankreich und durch Frankreich unmöglich sind: die Revolution und der Krieg." General Radowitz schrieb seinerseits nach Berlin: „Der französische Thron ruht fortan auf einem Fundament von Diamant." Man begreift, wie bitter von Radowitz enttäuscht wurde, als die Februarrevolution unter seinen Augen ausbrach und siegte! „So lange die Begeisterung für hochsinnige Ideen," urtheilt Graf Falloux, „das Streben nach einer möglichen Versöhnung der alten Regierungsmaximen mit den Anforderungen der Neuzeit in den Ereignissen vorherrschten, waren die Blicke von ganz Deutschland auf den General Radowitz gerichtet; es lag in seiner politischen Handlungsweise, wie in den edlen Zügen des Gesichtes, welches zugleich das Gepräge eines militärischen Charakters und eines tiefen Denkers trug, viele Aehnlichkeit mit der Laufbahn, dem in Italien geäußerten Einfluß und der geistigen Größe des Grafen Balbo. Beide wirkten mehr auf die Ideen, als auf die Thatsachen; Beide sahen sich durch den plötzlichen Ausbruch der Unruhen von 1848 überflügelt; Beide starben in der Betrübniß ihrer warmen und aufrichtigen Liebe zum Vaterlande; doch war es nicht die geträumte Zukunft, an der sie verzweifelten, sondern das Geschlecht, dem sie voreilig die Verwirklichung ihrer Träume zugemuthet hatten."

Leuchtet schon aus diesen Zeilen der große Einfluß hervor, den von Radowitz auf die politischen Kreise der Hauptstadt gewonnen, dann noch mehr aus den folgenden Zeilen Frau Swetchine's an die Gräfin Nesselrode (Januar 1848): „*Ich habe hier keinen* Ausländer größeren Beifall ernten sehen, als Herrn

von Radowitz außerhalb der politischen Cirkel. Ich sah, wie die hervorragendsten Männer, die seine Ansichten vernahmen, ebenso sehr seine Ueberlegenheit bewunderten, als diesen neuen Charakter, welcher die gewöhnliche Richtung ihres Geistes in Anspruch nahm. Es ist mir gesagt worden, daß vornehmlich Guizot und Molé ihm ihre Bewunderung gezollt haben; ahnt und entdeckt man ja doch unter dieser geistigen Kraft jene moralische Festigkeit, ohne welche es, wie umfassend auch die Tragweite der Ideen ist, keine Menschenwürde gibt." So wenig konnte Frau Swetchine den edlen Mann vergessen, daß sie später noch an die Gemahlin des französischen Gesandten, Graf Circourt, in Berlin schrieb: „Der Mann, den ich nie mehr vergessen werde, ist Herr von Radowitz. Wie verschieden waren nicht seine Berechnungen von dieser Verkettung von Ereignissen, die uns auf einer und derselben Bahn mit fortreißt! In unseren Tagen sind es die tüchtigen Köpfe und redlichen Herzen, denen die Zukunft verschlossen ist."

Eine noch tiefere Sympathie als dem preußischen Gesandten trug Frau Swetchine dem spanischen Gesandten entgegen. Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas, der gewaltige Redner, dessen in den spanischen Kammern gehaltene Reden in ganz Europa einen unerhörten Widerhall gefunden, der christliche Philosoph und tiefblickende Politiker, war, nachdem er längere Zeit Gesandter in Berlin gewesen, 1851 in derselben Eigenschaft nach Paris gekommen. Der Salon der Frau Swetchine war fast der einzige, wo der ernste, den Lärm des gewöhnlichen Gesellschaftstreibens fliehende Mann sich in der ganzen Fülle und Freiheit seiner katholischen Ueberzeugungen fühlte. „Als echter Sohn des feurigen Südens," sagt Graf Falloux, „rasch in seinen Gemüthsbewegungen, ungestüm in seinen Geberden, verstand er es, ohne daß man es merkte, von der Herzlichkeit und Ungezwungenheit der vertraulichsten Unterhaltung sich zu den erhabensten Ergüssen philosophischer Betrachtung zu erheben." Im Salon der Frau Swetchine trug er kein Bedenken, die

näheren Umstände seiner Rückkehr zum katholischen Glauben zu enthüllen. Seine Erzählung ließ im Gedächtniß seiner Zuhörer einen so lebhaften Eindruck zurück, daß einer derselben, Herr von Bois-le-Comte, dieselbe aufzeichnete und so der Nachwelt erhielt.

Ich war in der Mitte des Lebens angekommen, sagte eines Abends Donoso Cortes zu Frau Swetchine; die Lectüre der französischen Autoren, nachdem ich kaum die der Lateiner gelesen, hatte mir die christlichen Ueberzeugungen geraubt; dennoch betrachtete ich mich als einen so rechtschaffenen Menschen, wie es irgend einer sein kann. Ich begleitete die Königin Christine nach Paris. Dort lernte ich einen Spanier kennen, Don Manuel ***. Dieser war ein Mann von schlichter, redlicher Denkweise, nicht gerade glänzenden Geistesgaben, sehr religiös und voll Eifer für alle guten Werke. Ich beobachtete ihn und kam zu dem Schluß: Es ist sonderbar; ich bin doch gewiß ein rechtschaffener Mensch; Don Manuel ist auch ein rechtschaffener Mann, und doch ist seine Rechtschaffenheit eine andere als die meinige. Es liegt in seiner Rechtschaffenheit etwas, das ich mir nicht erklären kann und das sie über die meinige zu erheben scheint. Woher kommt dieß? Ich sprach mit Don Manuel selbst darüber. Er antwortete mir einfach: Ich bin Christ geblieben, und Sie sind es nicht mehr. — Dieses Wort hatte mich tief getroffen. Ich dachte oft daran, aber es war mir noch nicht gelungen, dasselbe mir zu erklären, als ich die Nachricht erhielt, mein Bruder sei in Madrid erkrankt. Ich reiste unverzüglich nach Spanien ab. Bei meiner Ankunft fand ich meinen Bruder in einem sehr bedenklichen Zustande. Während ich ihn pflegte, erzählte ich ihm meine Unterredung mit Don Manuel. Ja, erwiederte er, er hat dir den wahren Grund angegeben. — Er erklärte mir hierauf dieses Wort, und was er mir sagte, rührte mich derart, daß, als er einige Tage später starb, sein Beichtvater das Theuerste seiner Hinterlassenschaft für *mich wurde*. — Wahrlich, Herr Gesandter, sagte einer der An-

wesenden, Gott hat Ihnen durch eine unerwartete und unerbetene Erleuchtung eine große Gnade erwiesen. Es muß in Ihrem Leben doch irgend etwas Besonderes geben, wodurch Sie einer solchen Gnade würdig wurden? — Ich kann mich an nichts der Art erinnern, erwiederte Donoso Cortes; mein ganzes Leben verlief in dem gewöhnlichen Geleise. Vielleicht mochte jedoch Gott an einem Gefühle Wohlgefallen finden: ich habe niemals einen Armen an meiner Thüre gesehen, ohne in ihm einen Bruder zu erblicken.

Der frühe Tod des edlen Mannes nach langem, schmerzlichen Leiden, während dessen die aus dem Krimkriege bekannte Schwester Rosalie und Frau Swetchine ihn pflegten, erregte in ganz Paris die lebhafteste Theilnahme. Frau Swetchine wurde davon so tief ergriffen, daß sie einer Freundin als Entschuldigung für ihr säumiges Briefschreiben klagte: „Verzeihen Sie! Meine Augen versagen mir den Dienst; in meinem Alter hat man für Solches nur Thränen."

In Frankreich eilten die Ereignisse einer neuen Krise entgegen, deren vorläufiges Ende das zweite Kaiserreich sein sollte. Die Versuche, die monarchischen Kräfte für die Wiederherstellung des Hauses Bourbon zu einigen, und die Anstrengungen, einer Wiederbelebung der republikanischen Gewalt durch eine napoleonische Diktatur zu entgehen, erwiesen sich bald als gleich aussichtslos. Die Diskussion des Antrages auf die gesetzmäßige Revision der republikanischen Verfassung rief zum letzten Male die großen Redner der Restauration auf die Rednerbühne. Berryers Auftreten war wie der feierliche Abschiedsgruß an die Sache der politischen Freiheit. „Berryer," schrieb Frau Swetchine an die Herzogin von La Rochefoucauld, „hat sich selbst übertroffen. In seiner Rede liegen zugleich alle Meisterzüge, der Inbegriff aller Eigenschaften eines Redners. Es liegt darin jene Gewalt des Geistes, die im Alterthume die Gemüther unterwarf. Berryers Rede hätte ein Volk geschaffen, wie Amphion Städte erbaute."

Mit dem Staatsstreiche des 2. December 1852 trat auf dem Gebiete der Politik ein Stillstand ein; auch in der Umgebung der Frau Swetchine wurde es stiller und stiller. Verluste der herbsten Art umdrängten sie. Sie hatte vor Kurzem die Gräfin Edling, die unvergeßliche Jugendfreundin, verloren; im Sommer 1849 war dazu ein neuer Schmerz um die Gräfin Nesselrode gekommen, und noch hatte sie sich von diesem Schlage nicht erholt, als sie durch den plötzlichen Tod ihres Gatten am 23. November 1850 in unaussprechliches Leid versenkt wurde.

General Swetchine zählte 92 Jahre, als ihn, Morgens 8 Uhr, ohne ein vorhergehendes Anzeichen, ein Schlagfluß dahinraffte, gerade in dem Augenblick, als ihm Frau Swetchine eine Zeitung vorzulesen begann.

Der General war ein ehrwürdiger Greis; stets heiter, liebenswürdig und von vollendeter Herzensgüte. Er hegte die lebendigste Zuneigung zu seiner Gattin, und sprach von ihr stets nur mit zärtlicher Verehrung. Frau Swetchine vergalt ihm mit achtungsvoller Anhänglichkeit und unermüdlicher Besorgtheit. Der General war wohl unterrichtet, er las viel, erzählte gut. In den letzten Jahren hielt ihn zunehmende Taubheit dem Salon seiner Frau in den Empfangsstunden fern. Frau Swetchine wollte ihren Salon schließen; er gestattete dieß aber durchaus nicht; um ihre Bedenken zum Schweigen zu bringen, legte er sich mehrere Jahre lang den Zwang auf, eine oder zwei Stunden im Salon zuzubringen, indem er durch ausgesuchte Höflichkeit dem Schein der Belästigung vorzubeugen suchte. Unter den Besuchern des Salons war er vornehmlich dem P. Lacordaire und dem P. de Ravignan zugethan. Im Laufe des Tages ging er gern aus, besuchte die Monumente, die Ausstellungen und industriellen Etablissements. Er hatte sich einen Vorleser angestellt, welcher ihn mit den neuesten literarischen Erscheinungen bekannt machte, und den seine Frau jeden Morgen während einiger Stunden ablöste, mochte sie auch noch so leidend oder ermüdet sein.

Sie, die im jugendlichen Alter von neunzehn Jahren geschrieben hatte: „Gewiß, man muß sich mit dem Tode vertraut machen; aber man kann dieß nur mit dem eigenen; jener eines geliebten Wesens ist eine Schreckgestalt, deren Anblick man nicht ertragen kann; es ist die Umwälzung, die Vernichtung der Natur . . .", sie sollte nach dem Rathschlusse Gottes dem Tode aller von ihr am meisten geliebten Wesen in's Auge schauen! Das Allerschmerzlichste bei dem plötzlichen Tode des Generals war für sie indeß der Umstand, daß er nicht als Sohn der katholischen Kirche gestorbeu war. „Beten Sie für mich," hatte sie kurz zuvor an P. Gagarin geschrieben, „und mit mir, für die Rückkehr meines Gatten, für jene Rückkehr, deren heißersehnter und bisher unerfüllter Wunsch die blutende Wunde meines Herzens ist." Dieses heiße Gebet sollte nicht erfüllt werden; und dieß mochte wohl der tiefste Grund ihres wahrhaft erschütternden, trostlosen Schmerzes sein. „Der erste Ausbruch ihres Schmerzes war herzzerreißend," sagt Graf Falloux; „der erste der herbeigeeilten Freunde fand sie auf den Knien neben dem leblosen Körper des Generals, krampfhaft schluchzend; man mußte neben sie niederknien, um ihr den tröstlichen Zuspruch verständlich zu machen und sie zu bewegen, sich in ihre Kapelle zu begeben."

Der Beerdigung des Generals auf dem kleinen Friedhof von Montmartre stellten sich Schwierigkeiten entgegen; dieselben wurden jedoch beseitigt. Kein Monat verging, ohne daß sie, nur von ihrer Parisse begleitet, das Grab ihres Mannes besuchte; sie blieb dort lange im Gebet und mehr als einmal stand sie auf und zeigte ihrer stummen Begleiterin durch eine Geberde die Stelle, wo sie einst neben ihm ruhen wollte.

Das bald eintretende Zerwürfniß zwischen Rußland und Frankreich schlug ihrem Herzen eine neue Wunde. „Für Jedermann," sagte sie oft, „ist dieß ein Krieg; allein für mich ist er ein Bürgerkrieg." Auch der Tod des Kaisers Nikolaus gerade in dem bedenklichsten Augenblicke der zwischen Frankreich

und Rußland sich steigernden Verwicklung ergriff sie tief. „Wahrhaftig," schrieb sie am 31. März 1855, „ich glaubte nicht, daß es mir bestimmt sein sollte, im Zeitraum von vierzig Jahren zwei Kaiser Alexander im Kampf mit zwei Kaisern Napoleon zu sehen."

Daß in Frau Swetchine unter dem Eindrucke aller dieser Begebenheiten die alte Vorliebe für ein zurückgezogenes Leben auf's Neue und stärker als je erwachte, begreift sich, zumal das Alter immer mehr seine Rechte bei ihr geltend machte. Hatte sie bis dahin ihrem Hange zur Einsamkeit Gewalt angethan, um ihren Gatten nicht verlassen zu müssen, so bestand jetzt diese Rücksicht nicht mehr. Sie beschränkte ihre Empfangsstunden von Jahr zu Jahr auf ein geringeres Maß, verlängerte ihren Aufenthalt auf dem Lande und widmete jeden November und December einer beinahe gänzlichen Abgeschlossenheit in einem der Klöster von Paris.

Das hinderte sie jedoch nicht, nach wie vor ihren Salon offen zu halten. Bis in das hohe Alter blieb sie mit den hervorragenden Geistern aller Richtungen in Verbindung, welche es sich zur Ehre anrechneten, bei der edlen Frau Zutritt zu haben. Unter ihren gewöhnlichen Besuchern finden wir außer den schon erwähnten Freunden Namen wie Ekstein, August Nicolas, de Carné, F. de Champagny, de Corcelles, Bonetty, Rio, Dupanloup. Unter den Männern, welche Frau Swetchine vermöge ihrer Geistesrichtung fern standen, die es aber nie unterließen, ihr stets in hochachtungsvoller Verehrung zu begegnen, nennen wir vor Allen Lamartine, dessen Genie sie bereitwilligst anerkannte, dessen Mangel an Charakterstärke aber alle engere Beziehung zu demselben unmöglich machte. Sie schrieb an die ihr befreundete Frau des berühmten Dichters: „... Obwohl ich mich zu denen rechne, die es über Alles hassen, dem Genie wie einem Götzen zu huldigen, so kann ich Herrn Lamartine doch eine außerordentliche Macht, mir wohl oder wehe zu thun, nicht absprechen."

Die letzten Worte bezogen sich wohl auf eine Abhandlung Lamartine's über die Schriften und den Charakter des Grafen de Maistre, die er in seinen „Confidences" veröffentlicht hatte, und deren Lectüre noch einmal die ganze Energie der rührenden Freundschaft zu dem hochsinnigen Staatsmanne bei Frau Swetchine rege machten. Graf Falloux theilt aus ihren hinterlassenen Papieren eine eingehende Kritik gegen die Auslassungen Lamartine's mit, welche von Vichy, 3. Juni 1851, datirt ist. Aus derselben möge ihr Gesammturtheil über den Grafen de Maistre hier Platz finden.

Lamartine hatte behauptet, die Philosophie des Grafen sei nichts anderes, als „die Theorie seiner religiösen Neigungen". „Ich würde eher zugeben," schreibt Frau Swetchine, „daß die erfaßte Wahrheit die Grundlage seiner Neigungen und seiner Bestrebungen gewesen, daß sie das erste Wort zu seinem Geiste redete. Gehorsam und Ehrfurcht hatten schon dem Knaben das Gesetz Gottes in seinen Grundzügen eingeprägt. Als er vermöge seines Alters im Stande war, dessen göttliche Weisheit zu würdigen, wurde sein Geist von allen ihren Erleuchtungen überströmt. Während er allen Anforderungen seiner Vernunft begegnete, alle Bedürfnisse seines Genies befriedigte, blieb für ihn das System des Katholicismus unwandelbar ein lebendiger Beweis, und vielleicht niemals hat sich die ganze Macht des Katholicismus großartiger und entschiedener geäußert. Der Glaube hatte sein Wesen in seiner ganzen Eigenart dergestalt durchdrungen, daß er außerhalb seines Bereiches, kraft seines Gewissens, nur Unwissenheit, Beschränktheit, Bosheit oder geheimnißvolle Züchtigung erblicken konnte. Bei ihm regelte Alles die Idee; sie leitete sein Herz, das von Natur nicht sowohl fromm, als ehrlich und aufrichtig war."

Gegen den weiteren Vorwurf Lamartine's sich wendend, daß de Maistre „aus seinen Vorurtheilen sich Dogmen gemacht habe", sagt sie: „Um diesen Worten einen Schatten von Wahrheit zu lassen, müßte man sie umkehren und sagen, er habe sich

vermöge seiner innersten Ueberzeugung von der Wahrheit des Dogma's, die sich in seinem Gewissen geltend machte, vielleicht nicht ganz von einigen Vorurtheilen befreit, indem er seine Anhänglichkeit an die gegebenen Grundwahrheiten vermöge einer Logik, deren äußerste Tragweite vielleicht über diese Welt hinausreicht, bis auf ihre letzten Consequenzen verfolgte." Wir halten dieses Urtheil über den großen katholischen Politiker nach beiden Seiten hin für das beste uns bekannte.

Unter den obigen Freunden der letzten Lebensjahre Frau Swetchine's seien noch Alexis de Tocqueville und Albert de Broglie erwähnt, Männer, die nach Alter, Stand und Gewohnheiten verschieden, doch vermöge mehr als einer Richtung des Geistes und der literarischen Neigung sich verwandt waren. Ihre vom Grafen Falloux veröffentlichten Correspondenzen mit Frau Swetchine verdienen nach mehr als einer Seite eine kurze Berücksichtigung.

Albert de Broglie schrieb ihr am 9. November 1852 bei Uebersendung eines Artikels über „das Mittelalter und die katholische Kirche", welcher eine tiefgehende Polemik veranlassen sollte: „. . . Donoso Cortes, welcher mir über den Artikel einen sehr schmeichelhaften Brief geschrieben, behauptet, die Verschiedenheit unserer Meinungen bestehe darin, daß ich an die Möglichkeit einer Verbindung zwischen der modernen Gesellschaft und der katholischen Kirche glaube, während er nicht daran glaubt. Ich nehme diese Definition unserer Meinungsverschiedenheit an. . . ." In ihrer Antwort (11. November 1852) warnt Frau Swetchine vor allen pessimistischen Anschauungen, gleichwohl Donoso Cortes in Schutz nehmend. „. . . Die Bereitwilligkeit," sagt sie, „mit der man von der gegenwärtigen Zeit nur das Schlimme sieht, ohne ihre Fortschritte und ihre providenzielle Mission zu beachten, entstammt meiner Ansicht nach vornehmlich einer zu weit tragenden Ausdehnung der Consequenzen; da haben wir eine Ueberspannung der Logik, und *sehr oft* kommt uns die Inconsequenz zu Hülfe." Ein Ergebniß

hatte die um die einmal angeregte Frage von der Stellung des Katholicismus zur modernen Gesellschaft sich drehenden Correspondenz, so weit wir aus den mitgetheilten Bruchstücken ersehen, nicht.

Bedeutender und fruchtbarer ist die Lectüre der Correspondenz mit Alexis de Tocqueville. Dieselbe beginnt Juli 1855 und endet erst wenige Monate vor ihrem Tode. A. de Tocqueville war sozusagen der Freund der letzten Stunde; der gefeierte Publicist und vollendete Darsteller der politischen Zustände Amerikas pflegte in Paris nur so lange sich aufzuhalten, als seine parlamentarische Thätigkeit dieß nothwendig machte, um alsbald mit stets erneuter Vorliebe zu seinen Studien auf das Schloß Tocqueville zurückzukehren. Der Briefwechsel enthält unter allgemeinen Betrachtungen über die Weltlage, die nationale Bewegung in Frankreich zur Zeit des Krimkrieges, über die bedeutendsten literarischen Erscheinungen und die eigenen Werke de Tocqueville's, über sociale und zuletzt religiöse Fragen außerordentlich schöne und tiefgehende Bemerkungen. De Tocqueville schätzte Frau Swetchine sehr. „Ich lese," schrieb er ihr, „nie eine Zeile von Ihnen, ohne den doppelten Eindruck ihres tröstenden und stärkenden Wohlwollens zu empfinden. Der Grund hiervon liegt nach meinem Dafürhalten vornehmlich darin, daß man in Ihnen einer Seele, die jedem Gefühle leicht zugänglich ist, und zugleich einem besonnenen Geiste mit unwandelbar festen Grundsätzen begegnet; darin liegt Ihre Zaubermacht und Gewalt." — Nur ein Wort Tocqueville's über Fraueneinfluß und Frauenerziehung möge hier stehen. Er sagt: „Bei den vieljährigen Beobachtungen, die ich den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet habe, hat nichts in dem Grade meine Aufmerksamkeit gefesselt, wie der Einfluß der Frauen auf diesem Gebiete (der Erziehung für das öffentliche Leben), ein Einfluß, der um so größer ist, als er indirekt wirkt. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß eben die Frauen jeder Nation sozusagen ein moralisches Temperament verleihen, welches auch im politischen

Leben hervortritt. Ich könnte namentliche und zahlreiche Beispiele anführen, welche meinen Satz vollends außer Zweifel stellen würden. Ich habe im Laufe meines Lebens hunderte Male Männer von schwachem Sinne wahre Bürgertugenden an Tag legen sehen, weil ihnen ein Weib zur Seite stand als Stütze auf dieser Bahn, das ihnen nicht diese oder jene Handlung zur Ausführung bezeichnete, sondern einen stärkenden Einfluß auf die Art und Weise ausübte, wie sie im Allgemeinen die Pflicht oder selbst den Ehrgeiz zu betrachten hätten. Noch öfter, und dieß darf nicht verschwiegen bleiben, habe ich im Innern des häuslichen Lebens einen Weg verfolgen sehen, auf welchem der Mann, dem die Natur Edelmuth, Uneigennützigkeit und Seelengröße verliehen, in feigen, niedrigen und selbstsüchtigen Ehrgeiz herabsank, der in den Angelegenheiten seines Vaterlandes am Ende nur mehr die Mittel in's Auge faßte, wie er seine persönliche Lage verbessern und behaglicher machen könnte. Und wie kam dieß? Durch den täglichen Verkehr mit einer ehrsamen, treuen Gattin, einer wackeren Hausmutter, die jedoch das große Bewußtsein bürgerlicher Pflichten in seiner größten und höchsten Bedeutung, ich will nicht sagen bekämpfte, sondern unbeachtet ließ! . . ." Aehnlich äußerte sich Tocqueville in einem früheren Briefe. „. . . Ich kenne viele Väter und Mütter," sagt er, „welche tausend häusliche Tugenden besitzen, in denen sich der unmittelbare und wohlthätige Einfluß der Religion wahrnehmen läßt, welche unter diesem Einfluß als treue Gattinnen, gegen ihr Gesinde als gerechte und gütige Hausfrauen, gegen die Armen mildthätig sich erweisen; allein, was jenen Theil der Pflichten betrifft, welche sich auf das öffentliche Leben beziehen, so scheinen sie dieselben nicht einmal der Vorstellung nach zu kennen. Sie vernachlässigen dieselben nicht nur für ihre Person, sondern scheinen auch nicht im Geringsten daran zu denken, sie denjenigen an's Herz zu legen, die ihrem Wirkungskreise angehören. Dieß ist eine Seite der Erziehung, *welche ihnen* gleichsam ein Geheimniß ist. Anders war es unter

dem alten System, das neben vielen Lastern stolze und männliche Tugenden in sich schloß. Ich habe oft erzählen hören, wie meine Großmutter, die eine sehr gottesfürchtige Frau war, ihrem Sohne zuerst die Ausübung der Pflichten des Privatlebens anempfahl, dann aber unvermeidlich fortfuhr: ‚Ferner, mein Sohn, vergiß niemals, daß ein Mann vor Allem dem Vaterlande gehört, und daß es kein Opfer gibt, das er ihm nicht bereitwillig darbringen sollte; daß ihm dessen Schicksal nicht gleichgültig sein darf, und daß Gott von ihm fordert, daß er stets bereit sei, seine Zeit, sein Vermögen und selbst sein Leben dem Dienste des Staates und des Königs zu weihen."

Ganz nach dem schönen Ausspruche Lacordaire's: „Unmöglich können sich zwei Seelen in einem Gespräche, woran sie Gefallen finden, begegnen, ohne daß die Religion sich dazu gesellt", hatte de Tocqueville Frau Swetchine zuletzt den Zustand seiner Seele mit rückhaltsloser Offenheit dargelegt. Nach Empfang der Antwort der Letzteren schrieb er: „Ihr letzter Brief hat in mir einen lebhaften und unauslöschlichen Eindruck der Dankbarkeit zurückgelassen. Sie gehören nicht zu denen, die eine grausame Freude darin finden, vom sicheren Gestade aus den Schiffer mit dem Sturme ringen zu sehen. Dank für die Hoffnungen, die Sie hegen und in mir erwecken! Möge Gott Sie erhören! Ich habe die Wahrheit, von welcher die Rede ist, wenn auch nicht immer mit jener lautern Absicht, die eines solchen Geschenkes würdig ist, doch zum mindesten mit einer vom lebendigsten Eifer und dem aufrichtigsten Willen, sie zu erreichen und zu erfassen, belebten Seele gesucht. Wie lange hätte ich, wenn die Unruhe zum Frieden führen würde, diesen nicht schon erlangt!"

Diese Wahrheit und diesen Frieden fand de Tocqueville bald in den Tröstungen der Religion; dieß war für Frau Swetchine eine Eroberung der letzten Stunde.

Zur Zeit, als der zuletzt erwähnte Brief in ihre Hände gelangte (Ende März 1857), verschlimmerte sich ihr Gesundheits-

zustand von Tag zu Tag. Ihr beispielloser Muth, die Größe ihrer Selbstüberwindung verschleierten noch die Fortschritte des Uebels; kein aufmerksamer Beobachter konnte sich indessen länger mehr täuschen.

Seit dreißig Jahren, kann man sagen, war Frau von Swetchine nicht einen einzigen Tag ohne körperliche Leiden; namentlich in der Nacht steigerten sich jedesmal ihre Leiden einer Leber- und Herzkrankheit und des Anfangs der Wassersucht. Sie konnte die Beklemmungen nur ertragen, indem sie gewöhnlich aufrecht in einem hohen und harten Lehnstuhl saß oder in ihrem Zimmer auf- und abging, wobei ihre Freunde in den Gesellschaftsstunden sich ihr anschlossen; auch darf man es wohl unter die Opfer ihrer freundschaftlichen Hingebung rechnen, daß sie sich die Pflicht auferlegte, so lange ihr Salon gefüllt war, sitzen zu bleiben. Sie sagte zuweilen zu den Wenigen, welche wußten, daß ihr dieser Zwang schwer fiel: „Allen Anderen gebietet die Höflichkeit, aufzustehen, wenn man eintritt; mir gebietet sie, mich zu setzen."

In der Nacht wurde dieser Zustand eine wahre Marter. Anfangs fiel sie in einen ziemlich tiefen Schlaf, kaum aber lag sie eine oder zwei Stunden auf ihrem kleinen Bette, so zwangen sie die Athembeklemmungen, wieder aufzustehen und ihre Wanderungen auf's Neue anzutreten. Die Aerzte empfahlen in den letzten zwei Jahren ihres Lebens die äußerste Stille und Zurückgezogenheit, wie sie für Frau Swetchine nur auf einem abgelegenen Landsitze zu erlangen waren. Ein solcher wurde ihr durch die Güte der Gräfin de la Rochejacquelin, der Tochter ihrer verstorbenen Freundin, der Herzogin von Duras, in dem am Rande des Waldes von Fontainebleau gelegenen alten Schlosse Fleury zur Verfügung gestellt. Es war ein herrlicher, wie für die Kranke geschaffener Aufenthalt; vor dem Schlosse breiteten sich sorgfältig unterhaltene Wege aus, auf denen man ohne Anstrengung lustwandeln konnte; unter den Fenstern plätscherte frisches, klares Wasser, im Parke herrschte unter dem

Schatten der hundertjährigen Bäume tiefes, feierliches Schweigen und die ehedem zum Schutze gegen feindliche Ueberfälle errichteten hohen Mauern, die das Ganze in weitem Umkreis einfriedigten, dienten jetzt nur noch dazu, den Frieden und die Einsamkeit dieses schönen Ortes zu erhöhen.

Ein weiterer Vorzug war die Nähe der zum Schloß gehörenden Pfarrkirche, in welcher Frau Swetchine täglich dem heiligen Meßopfer beiwohnen konnte. „Ich habe ihr vorgeschlagen," schrieb der Pfarrer von Fleury, „ein Mal in der Woche die heilige Messe zu einer für ihre Gesundheit zuträglicheren Stunde zu lesen; sie hat dieß fast niemals angenommen, indem sie fürchtete, sie möchte dadurch die barmherzigen Schwestern, welche mit ihr der heiligen Messe beiwohnen, stören. Am Sonntag waren alle Glieder der Pfarrei glücklich, sie zu sehen, und drängten sich nach dem Hochamte am Ausgang um sie. Alsdann plauderte sie mit ihnen; für Alle hatte sie gute und ermuthigende Worte. Die Betrübten und die Armen, welche von ihrer außerordentlichen Wohlthätigkeit schon erfahren hatten, warteten geduldig, bis sich die Menge verlaufen hatte; erst dann näherten sie sich ihr und niemals verließen sie dieselbe, ohne Beweise ihrer Freigebigkeit erhalten zu haben." Wir sehen, immer und überall folgt ihr dasselbe Zeugniß der schönsten christlichen Tugenden.

Ihre Freunde machten es sich zur Pflicht, diese nothwendige Zurückgezogenheit des Landlebens zu respectiren; keiner von ihnen hätte sich erlaubt, sie zu stören, wenn ihn nicht ein direct an ihn ergangener Ruf dazu ermächtigt hätte. Einem so veranlaßten Besuch widmet Frau von Craven folgende Zeilen liebevoller Erinnerung: „Frau Swetchine hatte mich dringend aufgefordert, mir zu aller Zeit jeden Morgen einige gänzlich freie Stunden vorzubehalten. Diese Stunden, sagte sie, sind kostbarer, als eben so viele andere. Und sie begann den Tag nicht nur deßwegen so früh, um die ersten Stunden Gott zu weihen, sondern um auch immer eine beträchtliche Zeit den Studien

widmen zu können. Sie sagte mir heute, das Vergnügen, welches sie darin gefunden, habe mit den Jahren zugenommen; so daß, sagte sie mir, wenn ich mich diesem Tische näherte, um meine liebe Arbeit wieder aufzunehmen, das Herz mir vor Freude schlägt. Ach, das Alter ist nicht die schönste Lebenszeit; aber seien Sie überzeugt, meine Liebe, es ist eine schöne Zeit."

Inmitten dieser tiefen Ruhe und Einsamkeit auf Schloß Fleury war das Studium ihres eigenen Herzens ihr unablässiges Bemühen; nichts konnte ihren Durst nach Vollkommenheit stillen. Einige Bruchstücke dieser sorgfältigen und unermüdlichen Erforschung der leisesten Regungen ihres Herzens, die sie wie früher niederschrieb, fand Graf Falloux in den halbzerrissenen Blättern zweier Tagebücher.

Dort heißt es: „Ich wollte, die Menschenkinder bezeichneten mich nicht anders mehr als mit den Worten: die Gläubige, die Beterin, die Liebende!"

Der Ueberschrift: „Samstag, am 29. März 1856", folgen die Sentenzen: „Das Geschäft des folgenden Tages am Abende zuvor erwägen, eintheilen, dessen Hindernisse entfernen; die Dinge nach dem Grade ihrer Wichtigkeit ordnen und demgemäß verfahren."

„Ueber Alles Bitterkeit und Unmuth scheuen."

„In nichts sich zeigen wollen; nie und unter keinem Vorwande sagen und andeuten, was mir zum Lobe gereichen könnte; nie meinen Worten huldigen oder einen glücklichen Einfall in die Länge spinnen; habe ich einen treffenden Ausdruck gefunden, auf etwas anderes übergehen."

„Gott segnet den Menschen nicht, weil er gefunden, sondern weil er sucht."

Die gegen Ende des Jahres 1857 in Fleury geschriebenen Zeilen zeigen bereits an der Schrift das unaufhaltsame, schmerzliche Fortschreiten der Krankheit. Wie viel stiller, gottergebener Schmerz spricht aus folgenden Zeilen, die uns auch jetzt immer dieselbe Thätigkeit und Richtung ihres Geistes vorführen: „Nicht

genug gegen das Uebel gekämpft," schreibt sie mit zitternder Hand; „ich habe mich davon überwältigen, Alles überschwemmen lassen, von den Beinen bis zu den Gedanken!"

„Der drohenden Gefahr entgegengehen; möge sie jeden Tag länger dauern; ich habe Gott meine volle, gänzliche, freiwillige Ergebung in Seinen Rathschluß zu Füßen gelegt, der mich heute oder morgen, und wie es ihm gefällt, von dieser Welt nehmen wird."

Am Freitag, den 17. Juli, schreibt sie: „Ein äußerst trüber, öder Tag. Ein Tag ohne Linie, nichts geleistet; die Kräfte gebrochen; gut Ding, wenn ohne Murren ertragen."

So, die Augen beständig und fest auf das letzte Ziel gerichtet, gedachte Frau Swetchine in Fleury den langsam, aber sicher näher rückenden Tod zu erwarten. Da erhielt sie die Nachricht, daß zwei ihrer Neffen, die Fürsten Gregor und Eugen Gagarin, mit ihren Familien einige Wochen bei ihr zubringen wollten. Sie baten dringend, die geliebte Tante in ihrer friedlichen Einsamkeit aufsuchen zu dürfen. Trotz aller Einreden gab jedoch Frau Swetchine dieß nicht zu; wie gewöhnlich sich selbst vergessend und nur bemüht, Anderen zu dienen, kehrte sie nach Paris zurück. Sie verließ Fleury mit der Hoffnung des Wiedersehens, als einer letzten Gnade Gottes; allein diese Gnade blieb ihr versagt.

Ihre Krankheit verschlimmerte sich in Paris rasch der Art, daß nach wenigen Wochen der Tod eintrat. Diese letzten Wochen voll Leiden waren die Krone, die Erläuterung und der Abriß ihres ganzen Lebens. Bis zuletzt blieb sie die glaubensfreudige Christin, die treue Freundin, die ernste, klare Denkerin. In demselben Salon, wo sie früher zu empfangen pflegte, war ihr Sterbelager aufgeschlagen, das von einem Kreise ihrer treuesten Freunde umringt war. Eine ihrer letzten Erdenfreuden war das Wiedersehen des P. Lacordaire, der auf die Kunde ihrer tödtlichen Erkrankung aus der Ferne herbeigeeilt war, um der mütterlichen Freundin beim letzten Kampfe beizustehen.

Am Abende des 24. August übergab sie, nachdem sie in voller Ruhe Anordnungen in Betreff ihres Vermögens getroffen, dem Grafen Fallour ein altes Blatt Briefpapier, indem sie sich der treuen Ausführung dieses letzten Willens versicherte. Dasselbe war vom 27. November 1851 datirt und lautete: „Sobald ich die Augen geschlossen, wünsche ich in meine liebe Kapelle gebracht zu werden. Zwei Tage wird man mich daselbst lassen und dann mich in die Kirche St. Thomas d'Aquin tragen, wo ich als Trauergottesdienst für mich um eine stille Messe bitte; am selben Tage soll man meine Leiche in der dortigen Gruft bewahren, um sie am folgenden Tage in die Kirche von Montmartre zu bringen, wo für die Ruhe meiner Seele eine Messe gelesen und alsdann meine Hülle auf dem kleinen Friedhofe dieser Kirche an der schon in Bereitschaft gehaltenen Stelle an der Seite meines Gatten begraben wird. Mein Grab soll ein Stein decken ähnlich dem seinigen; auf denselben soll man ein Kreuz, meinen Geschlechts- und Taufnamen, mit dem Datum der Geburt und des Todes, und darunter die Worte des Psalmisten eingraben: **Domine, dilexi decorem domus tuae et locum habitationis gloriae tuae** (O Herr, ich habe die Zier Deines Hauses und den Wohnort Deiner Glorie geliebt). Der Leichenwagen sei so einfach als möglich; ich untersage ausdrücklich jeden Prunk, und besonders das Behängen der Einfahrt oder des Portals der beiden Kirchen, sowie auch alle Einladungen, gleichviel ob zu meinem Leichenbegängnisse oder der Ankündigung meines Todes oder meines Jahrgedächtnisses."

Jeden Tag hörte sie von ihrem Lehnsessel aus mit rührender Andacht die heilige Messe und empfing die heilige Communion. Tag über ging Alles seinen Gang wie früher; sie nahm an allem, was nur irgend ihren Freundeskreis interessirte, allen Antheil; sie hatte für jeden Freund ein gutes Wort, oft ein Scherzwort. Nur wenn die Größe der Beklemmung bis zum Delirium sie quälte, bat sie die Umstehenden, sie allein zu lassen, um alsbald, wenn die Schmerzen nachließen, wieder die

alte liebenswürdige Freundin zu sein. Als die neunundachtzigjährige Marquise von Lillers eines Abends Abschied von ihr nahm mit den Worten, sie gehe, um für die Freundin zu beten, sagte Frau Swetchine: „Dank, vielen Dank, beste Freundin; jedoch bitten Sie Gott weder um einen Tag mehr, noch um einen einzigen Schmerz weniger."

Am Freitag, den 3. September, in der Frühe nahm die Beklemmung den Charakter eines förmlichen Krampfes an. Der Pfarrer von St. Thomas spendete ihr die Sterbesacramente. Sprechen konnte sie nicht, allein ihre Hand gab fortwährend verständliche Zeichen ihrer glühenden Andacht, die sich im Verlaufe der heiligen Handlung so sehr bei ihr steigerte, daß sie am Schlusse der Litanei fast deutlich das: Ora pro nobis aussprechen konnte. Bei den Worten des Pfarrers: „für alle Ewigkeit", brach sie, vor Rührung ihr bis dahin bemeistertes Schluchzen nicht mehr zurückhaltend, in die lauten Worte aus: „Ach ja, für alle Ewigkeit!"

Der schwere Todesanfall ging vorüber. Am folgenden Tage gegen Abend ließ sie sich in ihrem Lehnstuhle an das offene Fenster bringen. Sie freute sich kindlich der Annehmlichkeiten des Abends, der reinen Luft, des lachenden Anblickes ihrer Terrasse und der Gärten, und sagte dann zum Grafen Falloux: „Wenn Gott mir das Leben ließe, würde ich mich dessen noch freuen; gefällt es Ihm aber, mich zu sich zu rufen, kann ich da ein anderes Gefühl als Dankbarkeit empfinden?" „Ach," sagte derselbe zu ihr, „haben Sie mir nicht gesagt, daß die Ergebung nicht genügt?" „Ohne Zweifel," entgegnete sie, „ist die Ergebung von dem Willen Gottes nicht gesondert. Es findet hier dasselbe Verhältniß statt, wie zwischen der Vereinigung und der Einheit; in der Vereinigung liegt noch eine Zweiheit, und in der Einheit allein ist nur mehr Eins, und in diesem Verhältnisse soll man zu dem göttlichen Willen stehen."

Die eingetretene Besserung hielt mehrere Tage an. Ihre

Umgebung gab sich neuen Hoffnungen hin. Frau Swetchine selbst täuschte sich nicht; sie fuhr fort, alles noch nicht Vorgesehene auf das Sorgsamste zu ordnen.

Dienstag, den 9. September, steigerten sich die Beklemmungen auf's Neue; ihre Stimme wurde rauh und schwer. „Die Noth macht meine Stimme ganz rauh," sagte sie zu Frau Craven, „und das verleiht mir wider Willen ein ganz mürrisches Wesen." Zu ihren Kammerfrauen sagte sie: „Glaubet ja nicht, daß ich unmuthig sei, wenn ich meine Stimme anstrenge; das geschieht nur, weil ich bemerke, daß man mich nicht versteht." Die Schmerzen steigerten sich am Vorabende ihres Todes wieder bis zum Delirium. Man suchte sie zu beruhigen; aber sie rief: „Man will mich nur schonen; ich bedarf keiner Schonung, nur der Wahrheit." Und mit stark erhobener Stimme fuhr sie fort: „Ja, der Wahrheit! Lieber mit ihr ein Bett im Hospital, als ohne sie allen Prunk der Welt." Dann wurde sie stiller und stiller. Als gegen Abend ihre Freunde schieden, bat sie den Pfarrer von St. Thomas noch einmal um die Absolution und verlangte noch einmal sehnlichst für den andern Morgen die heilige Communion. Während der Nacht rief sie oft: „O mein Gott, erbarme dich meiner." Sie zählte alle Stunden an dem Schlage der Uhr. Um fünf Uhr Morgens rief sie: „Es ist Zeit, zur Messe zu gehen; ich muß aufstehen." — Einige Augenblicke darauf war sie ohne ein weiteres Wort, ohne ein Anzeichen des Schmerzes, in die Ruhe des Herrn eingegangen.

Die Kundgebungen der Trauer, als die Nachricht ihres Todes eintraf, waren ergreifend, allgemein, groß unter allen Ständen, besonders bei den Armen. Jetzt erst erkannte man vollends, was man verloren. Ergriffen von diesen Kundgebungen sagte P. Lacordaire, selbst zuerst das Schweigen über die verblichene Freundin brechend: „So lange der Mensch lebt, soll Bescheidenheit seine Handlungen einhüllen, und die Freundschaft selbst soll sich durch die Scheu zügeln lassen; der Tod

indeß hat das Bewundernswerthe, daß er der Erinnerung wie dem Urtheil seine ganze Freiheit zurückgibt."

Möge denn ihr edles Andenken unter uns fortleben, und zwar, ihrem eigenen Wunsche gemäß, als das Andenken Einer, die geglaubt, gebetet, geliebt hat! Ihr ganzes Sein und Leben, ihre erhabene, von der Liebe zu Gott und Seiner heiligen Kirche durchdrungene Seele, ihr starkes, treues, tief und leidenschaftlich fühlendes Herz, wie es sich in allen Lagen des Lebens gegen die Freunde, und besonders gegen die Armen, bewährt, ihre erleuchtete Intelligenz, ihre unerschöpfliche Herzensgüte und Nächstenliebe, ihr Wissensdrang, ihr sittlicher Ernst — alle diese Züge vereint geben nur ein schwaches Bild der im Schooße der Kirche geheiligten, im Drange eines vielbewegten Lebens erprobten Frau, deren Beispiel und Andenken, wie August Nicolas nach ihrem Tode so schön sagte, „unter uns fortwirken möge wie ein Testament der Weisheit, der Güte, der Vernunft, der Einigkeit, des Rathes, der Stärke, der Mäßigung, der Gnade, des Friedens, kurz jenes ganzen Schatzes, den der Himmel wieder an sich genommen".

Die Bedeutung eines Lebens aber, wie das von uns dargestellte, möchten wir in den Worten finden, die Frau Swetchine selbst einst in ihren Gedanken über „die Entsagung" niederschrieb. „Es gibt," sagte sie, „zu Gunsten der Wahrheit einen Beweis von universaler Bedeutung, der Jedem überall und in jedem Augenblicke zur Hand ist: wir meinen das innere, aber sichtbare Herzensglück jedes aufrichtigen Christen, jene Freude, deren Wurzeln die eigene Brust deckt, eine Freude, die sich nicht zur Schau trägt, aber auch nicht verbirgt, die vielmehr überall leuchtend hervorbricht, und deren ungetrübte Dauer etwas von jener Unwandelbarkeit an sich trägt, die göttlichen Dingen eigen ist. Diese Freude zwingt auch die Menschen, die sich dieselbe nicht erklären können, zum Nachdenken; dieselben sehen sich rathlos, wenn sie eine solche Erscheinung auf ihre menschliche Art begreifen wollen. — Ja, es gibt in dieser Welt

eine nie ruhende, eindringliche und überzeugende Predigt: das natürliche, aus wirklicher, tiefer Zufriedenheit erblühende Herzensglück. Nie werden die unsterblichen Hoffnungen, denen wir im Geiste opfervoller Hingebung leben, in den schönsten Worten so beredte Vertheidiger finden, als der Kontrast unserer Leiden, die alle Welt kennt, mit dem strahlenden Glücke jenes Friedens und jener Ruhe, die sich aus dem Herzen zum Gesichte drängt." Eine solche Predigt war das Leben der hochbegabten Christin in ihrem Suchen nach der Wahrheit, in ihrer Treue gegen die gefundene Wahrheit, in ihrem Leben nach der Wahrheit, in ihrem Tode in der Wahrheit.

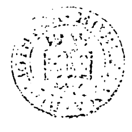


Sammlung

historischer Bildnisse.

Vierte Serie.

IV.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.

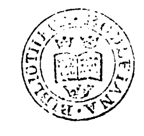
Orlandus de Lassus,

der

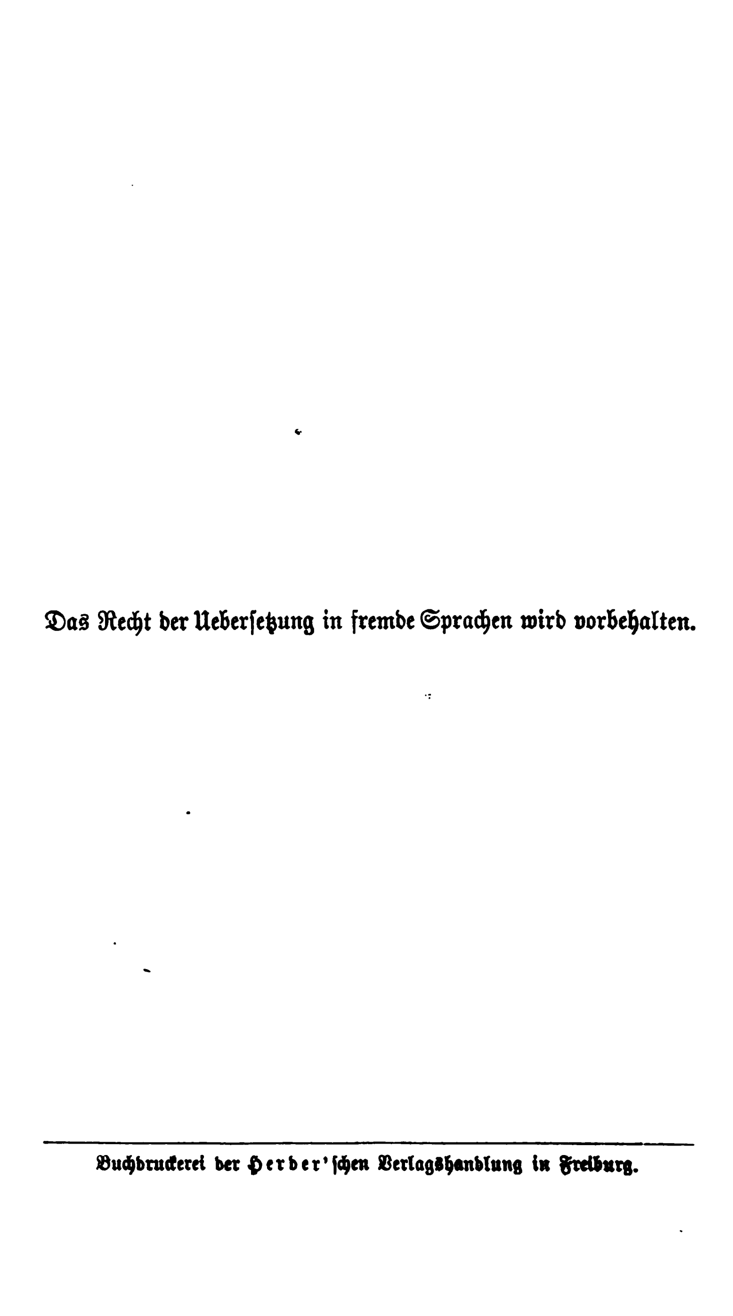
letzte große Meister der niederländischen Tonschule.

Von

Wilhelm Bäumker.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1878.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Seiner Majestät

dem

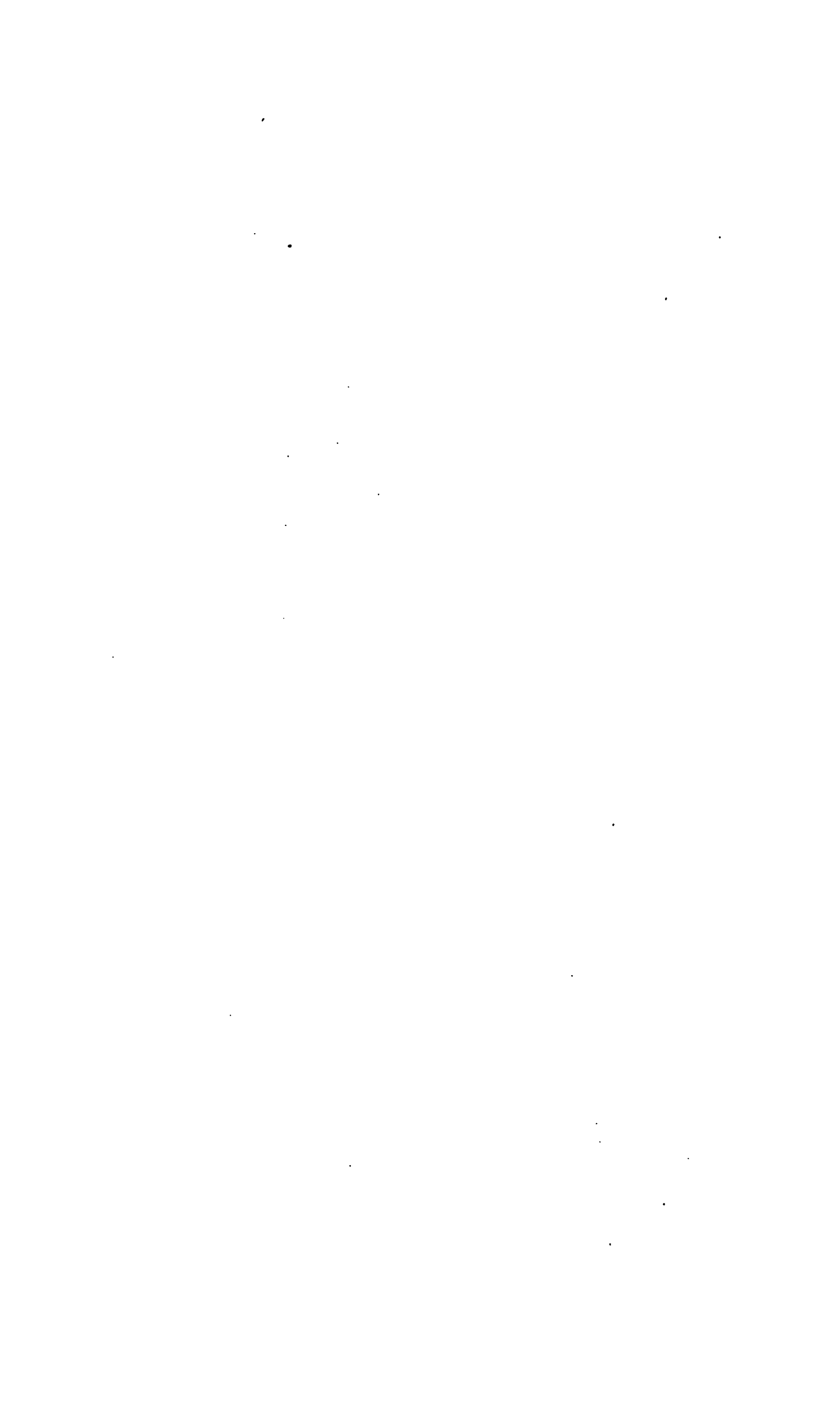
König Ludwig II. von Bayern,

dem hohen Protector der musikalischen Kunst, dem erlauchten Nachfolger der Schutzherrn des Orlandus de Lassus, der Herzöge Albert und Wilhelm von Bayern

in tiefster Verehrung

gewidmet vom

Verfasser.



Vorwort.

Die günstige Aufnahme, welche mein Büchlein über Palestrina sowohl bei Fachmännern als in weiteren Kreisen gefunden, hat mich bewogen, das Bild eines andern Tonsetzers aus dem 16. Jahrhundert folgen zu lassen, nämlich den Palestrina des Nordens: Orlandus de Lassus.

Eine kurze Biographie desselben erschien bereits im vorigen Jahrhundert in dem „Neufortgesetzten Parnassus boicus oder Bayrischer Musenberg" (München, 1737), welche Dr. Dom. Mettenleiter neuerdings in der Registratur für die Geschichte der Musik in Bayern hat abdrucken lassen (Brixen, 1868). Unserem Jahrhundert war es indeß vorbehalten, auch diesen großen Meister nach langer Vergessenheit wieder in's rechte Licht zu stellen. Mit der „Notice biographique sur Roland de Lattre, connu sous le nom d'Orland de Lassus“ (Valenciennes, 1835) machte Delmotte den Anfang. Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes besorgte S. W. Dehn unter dem Titel: „Biographische Notiz über Roland de Lattre, bekannt unter dem Namen Orland de Lassus" (Berlin, 1837). Außerdem

erschienen noch: Roland de Lattre, von Mathieu, ein französisches Gedicht mit biographischer Einleitung (Mons, 1838, 1840 u. 1851); ferner die Biographie von Fétis im V. Bande seiner Biographie universelle des Musiciens (2. Aufl., Paris, 1875), sowie die Biographie von Ambros im III. Bande der Musikgeschichte. Auch K. A. Muffat hat im Taschenbuch für vaterländische Geschichte von Hormayr (München, 1852—1853) einen sehr werthvollen Aufsatz veröffentlicht. Ebenso bietet das von Rob. Eitner in Berlin verfaßte chronologische Inhaltsverzeichniß der gedruckten Werke von Orlandus de Lassus (Berlin, 1874) vortreffliche Anhaltspunkte. Außer diesen Werken boten mir noch verschiedene Notizen in Fachblättern das biographische Material.

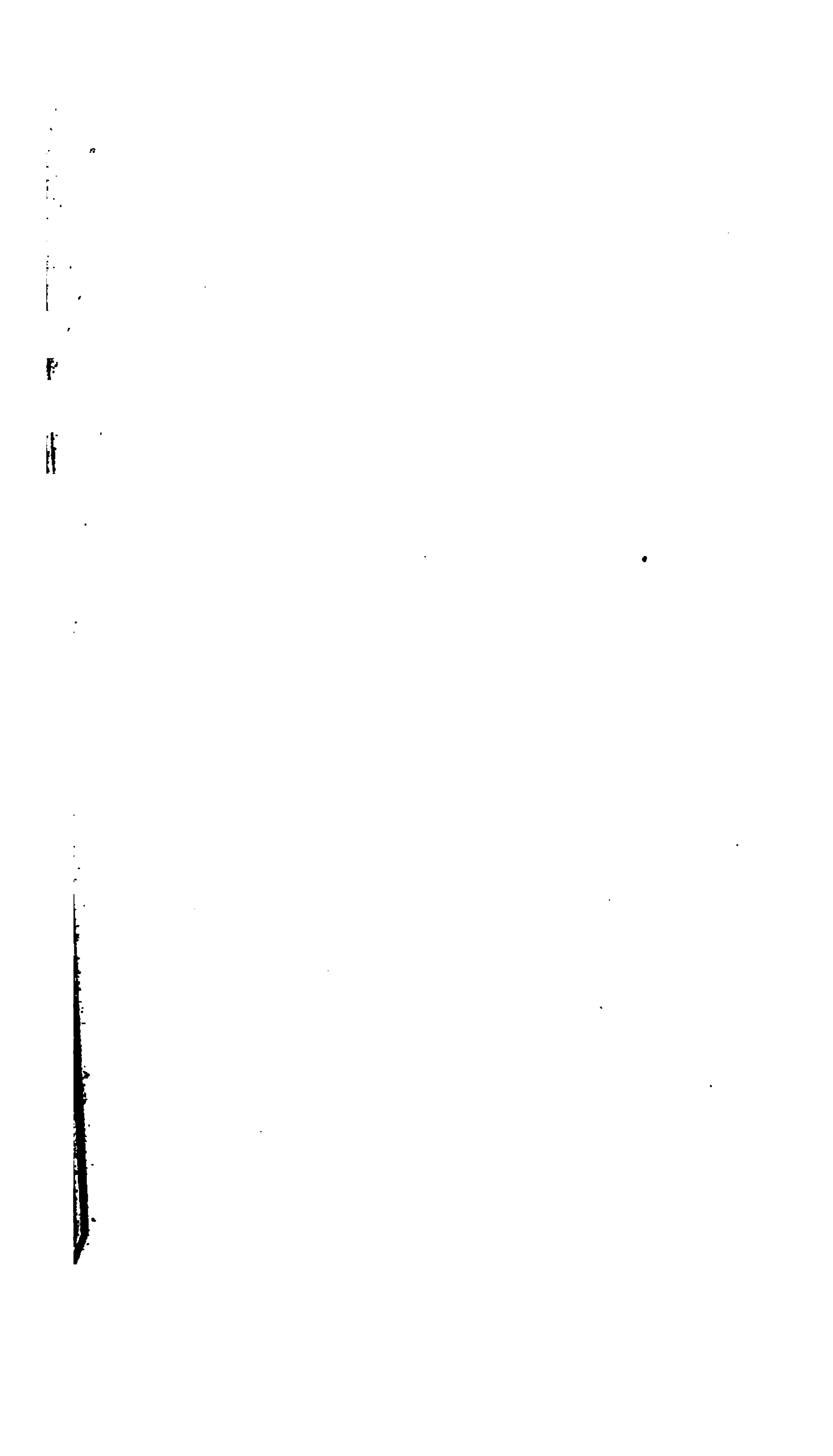
Das vorliegende Büchlein verfolgt denselben Zweck, wie die Biographie Palestrina's. Es will versuchen, in populärwissenschaftlicher, jedem Gebildeten verständlicher Darstellung dem Leser das Lebensbild des größten nordischen Tonsetzers aus dem 16. Jahrhundert vorzuführen.

Da Orlandus — wie wir kurzweg unsern Meister nennen wollen — der letzte bedeutende Sproß der niederländischen Schule war, so habe ich Veranlassung genommen, in der Einleitung eine Charakteristik dieser Schule und ihrer Hauptmeister zu entwerfen. Aus dem Bereiche der Musik-, Kultur- und Kunstgeschichte wurde dasjenige bei der Darstellung berücksichtigt, was geeignet erschien, dem Leser das Verständniß des Meisters, seines Schaffens und seiner Zeit zu erleichtern.

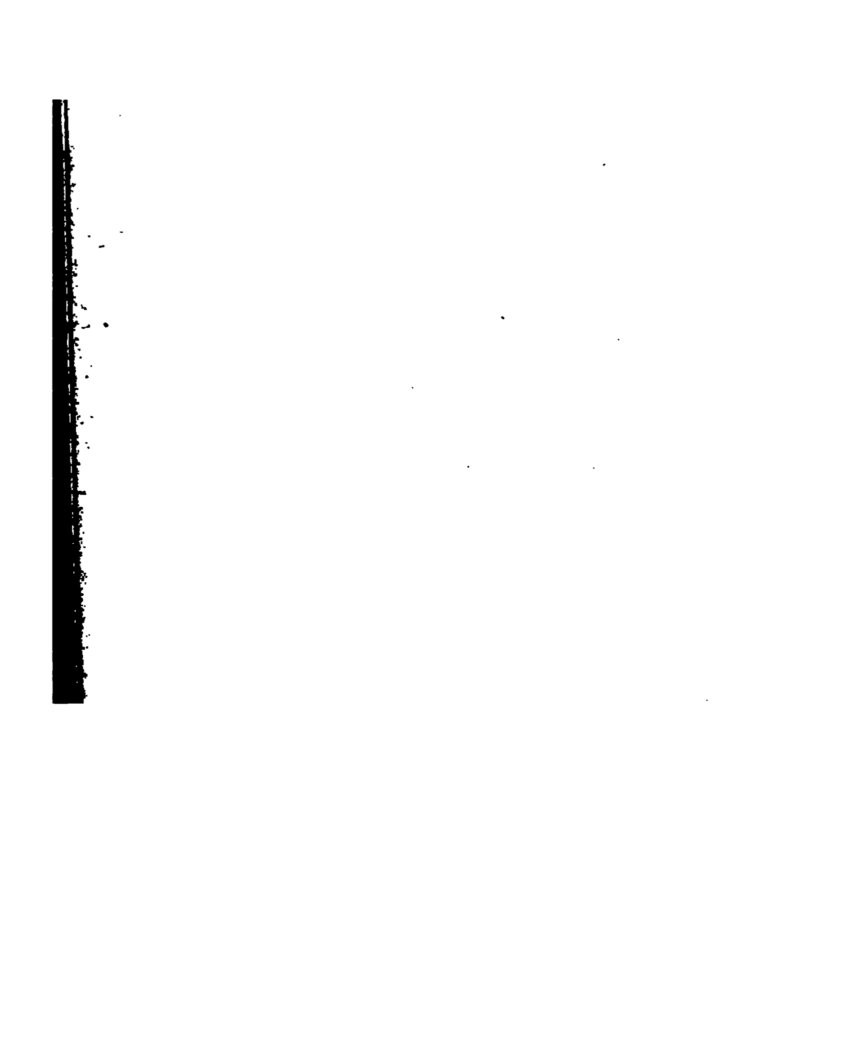
Schließlich verfehle ich nicht, dem Herrn Stadtarchivar Dr. Ennen in Köln, der königl. Bibliothekverwaltung der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn, sowie dem Herrn Rector Schwan, Stadtbibliothekar in Aachen, den besten Dank auszusprechen für das freundliche Entgegenkommen bei der Benützung ihrer Bibliotheken.

Niederkrüchten, im September 1878.

Der Verfasser.



Inhalt.



Orlandus de Lassus.

I.

Einleitung.

Wenn wir in Palestrina einen Meister kennen lernten, der sein ganzes Thun und Schaffen fast ausschließlich dem Dienste der Kirche widmete, so tritt uns in Orlandus de Lassus ein anderer nicht minder großer Meister entgegen, der nicht nur in der kirchlichen Gesangeskunst des 16. Jahrhunderts Ausgezeichnetes leistete, sondern auch in der Composition von weltlichen Liedern das Beste und Vollkommenste schuf, was jene Zeit besitzt. Orlandus de Lassus gehört unstreitig zu den größten Meistern, welche die Musikgeschichte aufzuweisen hat; wohl keiner seiner Vorgänger hat auf allen Gebieten der musikalischen Kunst so Großes und Reichhaltiges hervorgebracht. In ihm findet die Schule der Niederländer, welche 200 Jahre lang (1350—1550) in Europa ein gewisses Uebergewicht behauptet hatte, indem sie die Kunst der Polyphonie (Vielstimmigkeit, in der jede Stimme für sich Melodie hat) zum vollständigen, der größten Mannigfaltigkeit fähigen System ausbildete, ihren großartigen Abschluß; die Oberherrschaft geht nun an die Italiener über.

Nur im engen Zusammenhange mit der Entwicklung der niederländischen Schule ist die musikalische Bedeutung des Orlandus zu erfassen, wir müssen demnach versuchen, in kurzen Zügen dieses Zeitalter der niederländischen Tonkunst zu schildern.

Die Frage, in welchem Lande die Kunst des vielstimmigen Tonsatzes zuerst sich ausgebildet habe, hat der belgische Musikgelehrte E. de Coussemaker dahin beantwortet, daß bereits im

12. und 13. Jahrhundert diese Kunst in Frankreich gepflegt worden sei, daß Paris der Mittelpunkt dieser Bestrebungen gewesen sei, und daß in England, Italien, Spanien, Deutschland und in den Niederlanden diese Kunst bald Nachahmer gefunden habe [1]. Dieß ist jedoch nicht so aufzufassen, als ob die Polyphonie aus einem Lande in das andere künstlich verpflanzt worden sei; dieselbe war vielmehr ein gemeinsames Besitzthum aller christlichen Völker, hatte überall denselben Ausgangspunkt und dasselbe Ziel. Die gleiche Grundlage bildete überall der liturgische Kirchengesang, welcher nicht nur den polyphonen Gesang erzeugte, sondern auch den Volksgesang, die Weisen der Troubadours, Minnesänger und Meistersinger. Das gemeinsame Ziel der Polyphonie war überall die Verherrlichung des Gottesdienstes. Ganz natürlich ist es, daß diese Kunst in den verschiedenen Ländern je nach dem Charakter und den Anlagen des Volkes, der Lage des Landes und der Entwicklung seiner Cultur einen verschiedenartigen Charakter annahm. Während nun im 14. Jahrhundert die häufigen Kriege in Frankreich hemmend auf den Fortschritt der Polyphonie in diesem Lande einwirkten, gewannen besonders die Niederländer, dann auch die Deutschen und Engländer, in der Vervollkommnung derselben schnell einen bedeutenden Vorsprung. In welcher Weise dieß geschehen, möge aus der folgenden Auseinandersetzung sich ergeben.

Die Polyphonie verwirklichte sich zunächst in den Formen des Contrapunktes und der Nachahmung. Die Kunst des Contrapunktes bestand darin, einer Stimme eine oder mehrere andere Stimmen von ebenso bedeutendem Inhalte entgegenzustellen. Die Melodie (besser die melodische Phrase), welche dem ganzen Satz zu Grunde gelegt wurde, nannte man **cantus firmus** (feststehenden Gesang) oder Hauptmelodie. Diese entlehnte man dem Gregorianischen Choral, dem Volksliede oder auch später der eigenen Phantasie. Eine solche Hauptmelodie, die dem mehrstimmigen Gesange zur Grundlage diente, umgab sich nun mit mehreren aus ihr selbst entstandenen Gegen-

melodieen durch den Contrapunkt; denn contrapunktiren heißt wörtlich: punctum (Note) contra (gegen) punctum (Note) setzen. Kam auf eine Note der Hauptmelodie auch eine in der Gegenmelodie, so war dieß der gleiche Contrapunkt; kamen aber auf eine Note der Hauptmelodie mehrere in der Gegenmelodie, so war der Contrapunkt ungleich. Nach bestimmten Regeln bewegten sich diese neu entstandenen Gegenmelodieen theils über, theils unter der Hauptmelodie. Je nachdem zu dieser eine, zwei oder mehrere Gegenmelodieen hinzutraten, hieß der Contrapunkt zweistimmig, dreistimmig u. s. w. Traten die Stimmen in der Weise einander gegenüber, daß sie ohne Verletzung der Regeln des Wohlklanges ihre Stelle mit einander vertauschen konnten, so daß also die Unterstimme Oberstimme werden konnte und umgekehrt, so nannte man den Contrapunkt doppelt; dreifach, wenn drei Stimmen versetzungsfähig waren u. s. w. Geschah diese Umkehrung in der Octav, so war es der doppelte Contrapunkt in der Octav. Es konnte aber auch eine andere Versetzung, z. B. um zehn, zwölf Stufen, statthaben; dieß hieß dann der doppelte Contrapunkt in der Decime, Duodecime.

Dadurch, daß der cantus firmus des doppelten Contrapunktes in verschiedenen Tonlagen erscheinen konnte, kam man auf die Nachahmung: die Wiederholung des Tongedankens der vorhergehenden Stimme. Die Nachahmung war strenge, wenn die vorhergehende Stimme Note für Note mit allen Pausen u. s. w. nachgeahmt wurde; frei, wenn dieß nicht der Fall war. Die Alten nannten die strenge Nachahmung in ihrer Sprachweise fuga (Jagd), weil eine Stimme der andern „nachjagte"; die freie Nachahmung hieß Imitation schlechthin. Dieselbe konnte in verschiedenen Zwischenräumen, in der Octav, Quint oder Quart u. s. w. stattfinden, durch zwei, drei und mehrere Stimmen hindurchgehen und zu verschiedenen Zeiten eintreten. Trat die nachahmende Stimme bereits ein, wenn die nachzuahmende ihre Melodie noch nicht ausgesungen, so hieß die Nach-

ahmung eng; war es ferner nur eine Melodie, die in verschiedenen Stimmen nachgeahmt wurde, so hieß die Nachahmung einfach; sie konnte aber auch zwei- und mehrfach sein, wenn zwei oder mehrere Melodieen zugleich von zwei oder mehreren Stimmen nachgeahmt wurden.

Bisher haben wir nur die strenge Nachahmung behandelt, bei welcher der cantus firmus unverändert blieb. Man schritt aber, um weiteres Tonmaterial zu gewinnen, zur Veränderung des cantus firmus in melodischer und rhythmischer Hinsicht, d. h. man veränderte bei der Nachahmung das Ton- und Zeitverhältniß desselben. Letzteres geschah in der Weise, daß man den Zeitwerth der Noten verkleinerte (Diminution), oder vergrößerte (Augmentation). Eine melodische Veränderung fand statt, wenn man den cantus firmus verlängerte durch Hinzufügung von Noten, oder verkürzte durch Auslassung von Noten, wenn man die Intervalle änderte, indem man die steigenden Noten zu fallenden und umgekehrt die fallenden zu steigenden machte, oder wenn man dieselben umkehrte und von rückwärts singen ließ. Dieses Verfahren setzte den Componisten in den Stand, eine Notenreihe in öfters wechselnder Geltung verkleinert oder vergrößert neben der ursprünglichen einhergehen zu lassen und so immer neue Combinationen und Wendungen zu erfinden.

Aus einer Stimme ließ sich also durch die Nachahmungsformen ein ganzer mehrstimmiger Tonsatz entwickeln. Deßhalb kamen die Tonsetzer auf den Gedanken, diese Einheit in der Mannigfaltigkeit auch äußerlich darzustellen, indem sie die Nachahmungen und Veränderungen nicht in Noten wirklich niederschrieben, sondern in eine Notenreihe den ganzen mehrstimmigen Satz einschlossen und durch danebenstehende Zeichen und Sprüche angaben, in welcher Weise sich die zweite, dritte u. s. w. Stimme der ersten anzuschließen habe. Solche Sprüche nannte man Canons (Regeln). Diese waren oft klar ausgesprochen, oft aber auch sehr räthselhaft gefaßt. Deßhalb definirt Tinctoris

den Canon als ein „Gesetz, welches den Willen des Tonsetzers mit einer gewissen Dunkelheit ausspricht“. Solche Räthselcanons waren z. B. Otia dant vitia (Müßiggang ist aller Laster Anfang), d. h. alle Pausen müssen ausfallen; Digniora sunt priora (das Alter oder die Würde geht vor), d. h. die großen Noten des cantus firmus sollen zuerst gesungen werden, dann die andern; Qui se exaltat, humiliabitur (Hochmuth kommt vor dem Fall), d. h. die eine Stimme fällt soviel, als die andere steigt. Die aus diesem Verfahren sich ergebenden Schwierigkeiten existirten übrigens nur für die Sänger, die Zuhörer wurden nichts davon gewahr.

Weit schlimmer war es, daß die Musik sich vom Worte trennte und ihre eigenen Wege ging. Die strenge Durchführung der Nachahmungsformen in den einzelnen Stimmen bildete die Hauptaufgabe der Tonsetzer. Der zu Grunde gelegten Gesangsweise und ihrer Veränderung in den Nachahmungen mußte der Text sich fügen; ob die Sylben paßten oder nicht, wurde Nebensache. In Folge dessen wurde der Text derartig auseinandergerissen, daß von einer richtigen Betonung der Sylben und einem Zusammenhange derselben keine Rede mehr sein konnte. Aus diesem Grunde wurde die Vertheilung der Noten auf den Text häufig den Sängern überlassen, so daß Einer, der gut singen wollte, zugleich auch ein guter Rechenmeister sein mußte. Dazu kam noch, daß die verschiedenen Stimmen öfters auch verschiedene Texte und in verschiedenem Zeitmaß sangen, wodurch das Wort dem Ohre total unverständlich wurde.

Wollte nun Jemand wegen dieser Künste und Mißbräuche über die Schule der Niederländer ein wegwerfendes Urtheil fällen, so würde er unrecht handeln. Die Niederländer haben durch ihre Schöpfungen den Grund für die weitere Entwicklung der Tonkunst überhaupt gelegt. Der cantus firmus des Chorals oder des Volksliedes bot ihnen dazu die Fundgrube; aus demselben wurde das Material herausgeholt und mit Aufwendung ihrer ganzen Erfindungskraft durch alle möglichen Experi-

mente und in allerlei selbst aufgelegten Beschränkungen bearbeitet. Dieses in den verschiedensten Formen ausgearbeitete Material wurde verwerthet zum Weiterbaue auf dem gegebenen Fundamente einer alten kirchlichen Tonreihe, so daß der kirchliche Charakter erhalten blieb. Das Urtheil über die Periode der Niederländer wird sich füglich als das Streben bezeichnen lassen, die Kunst der Polyphonie allmählich zu entwickeln und ihrer höchsten Vollendung entgegenzuführen und zwar auf der Grundlage der kirchlichen Tonarten und zur Verherrlichung des katholischen Cultus. Die Kunst der Niederländer war also eine wesentlich kirchliche Kunst. Aus der Kirche hervorgegangen, pflegte die Kirche hinwiederum diese Kunst, ohne ihre Auswüchse und Mißbräuche zu billigen; ja sie verhalf derselben erst zur höchstmöglichen Vollendung durch ihr rechtzeitiges Einschreiten auf dem Concil von Trient und auf den Provincialconcilien.

Dieses Urtheil über die niederländische Schule möge in der kurzen Charakteristik ihrer Hauptmeister vor Orlandus de Lassus eine nähere Begründung und Beleuchtung finden.

Die Schule der Niederländer verzweigte sich vorzugsweise über die Provinzen Hennegau, Artois und Flandern, in denen die Städte Cambrai, Valenciennes, Mons und Douai wol die Hauptsitze derselben waren. Als Künstler des 14. Jahrhunderts führt der genannte belgische Musikforscher de Coussemaker an: Thomas de Douai, Guisard de Cambrai, Godefroid de Bareuil, Jacques d'Arras, Reginald de Bailleul, Vauquier de Valenciennes, Simon de Haspres, genannt Le Hasprois, Jacques Selenches, Ingelbert Louchard, ferner die bekannten Gilles de Binch, genannt Binchois, und den älteren Dufay [2]. Während der Letztgenannte, der von 1380—1432 Sänger der päpstlichen Kapelle zu Rom war, gewöhnlich als Begründer der niederländischen Schule bezeichnet wird, nimmt Arnold [3] an, daß ein jüngerer Dufay dieß gewesen sein muß. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts zu Chimay im Hennegau geboren, fand er

um das Jahr 1436 als berühmter Contrapunktist Anstellung am burgundischen Hofe. Es scheint, daß hier seine Schriften über den Contrapunkt entstanden sind, und daß er in den Jahren 1455—1465 seine Schüler, Okenheim an der Spitze, ausbildete; er starb um das Jahr 1474. Seine Messen zeigen den älteren unbeholfenen Compositionen gegenüber schon eine ziemliche Entwicklung der contrapunktischen Form, den Canon in der Octav, die Augmentation und die weißen (durchbrochenen) Noten im Gegensatz zu den früheren geschwärzten Noten. Die Compositionen zeichnen sich, wie Baini sagt, durch eine weniger gezwungene Stimmführung aus. Satz und Gegensatz fallen sehr vortheilhaft in's Auge; manche Stellen berühren angenehm, und hin und wieder ist schon eine Spur von Gefühlsausdruck wahrzunehmen.

Dufay's Schüler, Johannes Okeghem, auch Okenheim genannt, geboren zwischen 1415 und 1420 zu Termond im östlichen Flandern, war im Jahre 1443 Sänger am Dom zu Antwerpen, fand später, 1461, eine Anstellung als Sänger in der Kapelle des französischen Königs Karl VII. und starb im Jahre 1513 als Schatzmeister der Kapitelskirche des hl. Martin zu Tours. Er übte einen großen Einfluß auf die Vervollkommnung der Kunst des Tonsatzes dadurch aus, daß er den einfachen und künstlichen Contrapunkt in erstaunlicher Weise vervollständigte und insbesondere die Nachahmungsformen weiter ausbildete. Seine Zeitgenossen können nicht Rühmliches genug über ihn berichten. Wenn wir seine Compositionen mit denen Dufay's vergleichen, dann finden wir allerdings auch bei ihm noch viel Steifes und Trockenes, sehen aber zugleich, daß er es verstand, mehr Harmonie in seine Gesänge zu bringen, die Stimmen mehr in ihren natürlichen Grenzen zu halten, während die Anderen sie unnatürlich weit auslegten, den Canon ungezwungener zu gestalten u. s. w. Kraft des ihm innewohnenden musikalischen Geistes, sagt Ambros, haucht Okenheim seiner Musik die singende Seele ein, er formt ihr einen tüchtigen, harmonisch gegliederten

Leib und kleidet diesen in das feine Kunstgewebe sinnreicher, thematischer Führungen, engerer und weiterer Nachahmungen [4]. Allerdings waren auch bei ihm die in der Einleitung besprochenen Satzkünste, Räthselcanons u. a. stark im Schwunge. Von den Schülern Okenheims erwähnen wir: Alexander Agricola, Antonius Brumel, Josquin de Prés, Gaspar, Loyset Compère, Johann Prioris und Johann Verbonnet.

Einer der bewundertsten Musiker dieser Zeit, Okenheim würdig zur Seite tretend, war Jakob Obrecht oder Hobrecht, geboren 1430 zu Utrecht, im Jahre 1465 Kapellmeister an der dortigen Kathedrale; Erasmus von Rotterdam, geboren 1467, wurde im Alter von sechs Jahren als Chorknabe seiner Leitung übergeben. Von Utrecht kam Obrecht im Jahre 1492 nach Antwerpen, wo er die Kapellmeisterstelle an der Kirche Notre-Dame erhielt; zugleich war er auch Gesangmeister an der Kapelle der heiligen Jungfrau daselbst. Zwei Jahre später wurde ihm das Beneficium des hl. Jodocus an dieser Kirche zugetheilt. Er starb im Jahre 1507. Um die Vervollkommnung der contrapunktischen Form hat er sich große Verdienste erworben. Wir finden bei ihm aber auch sämmtliche Spitzfindigkeiten und Satzkünste, welche das Erbtheil der niederländischen Schule waren. Zu seinen Meßcompositionen verwandte er meistens Volksliedermelodieen. Außerdem componirte er eine große Anzahl Motetten [5], darunter die vierstimmige Passion des Heilandes nach Matthäus und viele weltliche Lieder. Obrecht arbeitete mit einer Geschicklichkeit und Leichtigkeit, daß eine Nacht ihm genügte, eine Messe zu componiren, die von den Meistern der Zeit angestaunt wurde. Er genoß einen so weit verbreiteten Ruf, daß die berühmtesten Tonsetzer der damaligen Zeit von allen Seiten zu ihm kamen, um ihm ihre Compositionen zur Prüfung vorzulegen. Sänger aus den entferntesten Gegenden wollten unter seiner Leitung singen lernen, so auch der Kapellmeister der päpstlichen Kapelle Christophano Bordone, den wir im Jahre 1495 bei ihm zum Besuche antreffen.

Der größte Schüler Okenheims, unstreitig der bedeutendste Meister aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war Josquin de Prés. Er wurde geboren zwischen 1440 und 1445 zu Condé im Hennegau. Nach Vollendung seiner Studien bei Okenheim in Tours ging er nach Rom und wurde unter Sixtus IV. (1471—1484) Mitglied der päpstlichen Kapelle. Gerade in Rom war es, wo das Genie dieses Künstlers einen so gewaltigen Aufschwung nahm; Josquin de Prés war, wie Baini später von ihm schrieb, mit seinen Compositionen eine Zeit lang das Idol von ganz Europa. Man wollte keinen Anderen hören als Josquin; nur das war schön, was von Josquin kam, nur seine Compositionen wollte man aufführen. Josquin war der Ruf in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Ungarn, Böhmen und Spanien[6]. Nach dem Tode Sixtus' IV. (1484) begab sich Josquin an den Hof Herkules' I., der als Herzog von Ferrara seinen Palast zu einem Sammelplatz für Künstler, Dichter, Musiker, überhaupt für geistreiche Leute gemacht hatte. Nachdem er eine Zeit lang am Hofe des kunstsinnigen Fürsten zugebracht, verließ er Italien und ging nach Frankreich, wo er am Hofe Ludwigs XII. (1498—1515) die Stelle des ersten Kapellensängers bekleidete. Nachdem er diesen Posten einige Jahre innegehabt, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er wahrscheinlich in der niederländischen Kapelle des Kaisers Maximilian zu Brüssel eine Anstellung erhielt. Der Kaiser verlieh ihm im Jahre 1515 ein Canonikat in seinem Geburtsorte Condé. Dort starb er im Jahre 1521 als Propst des Kapitels.

Josquin war in der Verflechtung der Stimmen, wie auch in der Anlage der Harmonie viel genialer als seine Vorgänger. Die Nachahmungsformen handhabt er mit großer Leichtigkeit. Seine Melodieformen sind von mannigfaltiger Abwechslung; die Kunst der Verflechtung der Stimmen, das Eintreten der Pausen, das Wiedereintreten der Stimmen, Alles ist bei ihm elegant und geistvoll. Dabei verstand er es wie keiner seiner Vorgänger,

durch seine Musik auf das Gemüth einzuwirken, Seelenstimmungen hervorzurufen. Seine Lieder sind voll Geist und Anmuth, tragen bisweilen auch einen humoristischen Zug. Seine Motetten bilden für sich eine „ganze Welt von Kunst, Geist und Schönheit". In seinen Messen finden wir indessen neben schönen Stimmführungen und prachtvollen Harmonieen sämmtliche Künste und Mißbräuche der Niederländer in Blüthe. Manche Compositionen von ihm sind aber trotzdem so ernst und feierlich, so unvergleichlich schön, daß man sie als Musterbilder kirchlichen Stiles betrachten kann; so z. B. das Inviolata für fünf Stimmen, das fünfstimmige Miserere, das herrliche Stabat mater und die Marienmotette O Virgo prudentissima. Kurz, Josquin hatte sich so sehr zum Beherrscher der Kunstformen seiner Zeit und seiner Schule emporgeschwungen, daß bei ihm die Noten es machen mußten wie er wollte, während die früheren Tonsetzer es machen mußten wie die Noten wollten [7]. Seine Wirksamkeit ist vom größten Einfluß auf den Fortschritt in der Kunst des polyphonen Satzes gewesen. Er bildet den Vermittler zwischen der früheren Schule und den Meistern des 16. Jahrhunderts, so daß wir wohl sagen können: Ohne Josquin kein Orlandus und kein Palestrina.

Aus der Schule Josquins ging eine große Anzahl bedeutender Componisten hervor, die seine Kunst bald über aller Herren Länder verbreiteten. Die Niederländer Arcadelt und Goudimel treffen wir um das Jahr 1540 in Rom, später, im Jahr 1555, in Paris. Adrian Willaert, geb. 1490 zu Brügge, wurde 1527 von Rom aus nach Venedig berufen und gründete die venetianische Tonschule, von welcher zuerst mehrchörige Compositionen ausgeführt wurden. Cyprian de Rore, geb. 1516 zu Mecheln, wurde Schüler und Nachfolger Willaerts (1563—1564) und dann Kapellmeister bei Ottaviano Farnese in Parma; Jachet van Berghem aus Antwerpen wurde 1550 Kapellmeister des Cardinals von Mantua. Der berühmte Theoretiker Johannes Tinctoris war bereits im Jahre 1480 Gründer einer neapoli-

tnischen Schule geworden. Isaak, von 1493—1519 Mitglied der Kapelle des Kaisers Maximilian, ein Schüler Josquins, ferner Gombert, Adrian Petit Coclicus, Jacobus Clemens non Papa, Thomas Crecquillon lebten in Deutschland; andere: Jannequin, Maillard, Claudin und Certon, in Frankreich.

So hatte der Stil der Niederländer überall Wurzel gefaßt und schlug bald eine durch die nationale Richtung beeinflußte eigene Richtung ein. Der Charakter der französischen Schule, einer etwas flüchtigen und leichtblütigen Tochter der niederländischen Schule, ist nicht so leicht mit Worten zu schildern, sagt Ambros [8]. „Gediegenheit und Leichtfertigkeit, feine Durchbildung und Flüchtigkeit, Anmuth und leere Klingelei durchdringen sich in ihr ganz wunderbar. Wir begegnen vorzüglichen Werken, aber auch flüchtigen Sudeleien, wo der Contrapunkt seine Tour rasch und leicht, wie ein Dominospieler seine Steinchen, zusammengefügt und zusammengeschoben hat, die aber auch gar nichts sagen."

In Deutschland hatten sich die Tonsetzer weniger auf die Ausbildung der contrapunktischen Form gelegt, als vielmehr auf die Ausbildung der Melodie und ihre gemüthvolle, innige Verklärung im mehrstimmigen Satze.

In Italien, wo man die schwierigeren Compositionen für die Kirche den Niederländern überließ, hatte sich die nationale Kunst mehr an die Poesie angelehnt; daher treffen wir hier zahlreiche Frottole (kleine Lieder scherzhaften Inhaltes), ferner die Villanellen und Villoten (Bauernlieder) und das an die Kunstpoesie sich anschließende Madrigal (wörtlich: Schäferlied, weil anfänglich der Schilderung des Landlebens gewidmet). Unter Willaert wurde das Madrigal zur eigentlich weltlichen Compositionsform ausgebildet. Das Thema wurde hier nicht dem Choral oder dem Volksliede entlehnt, sondern im Sinne der Dichtung frei erfunden, wie denn auch die Charakterisirung des Textes die Hauptaufgabe des Madrigals bildete.

Indem nun Orlandus alle Vortheile und Schönheiten, welche

ihm die Erzeugnisse der französischen, deutschen und italienischen Musik darboten, sich aneignete und dann in freier, genialer Weise zu verwerthen suchte, gelang es ihm, den Stil der Niederländer der höchsten Vollendung entgegenzuführen. Weil er ferner in seiner für die Kirche bestimmten Musik ein klares Verständniß für die kirchlichen Anschauungen zeigte und seine hohe Kunst in ihren Dienst stellte, schuf er eine Kirchenmusik für den Norden, die eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie die Palestrina's im Süden.

II.

Das Leben des Orlandus bis zu seiner Berufung nach München.

Orlandus de Lassus (andere Bezeichnungen sind: Orlandus Lassus, Orlando di Lasso, Orlando Lasso, Orlando de Lassus, Orland de Lassus, Roland Lassé, Roland Laß), mit seinem eigentlichen Familiennamen Roland de Lattre heißend, wurde im Jahre 1520 zu Mons (Bergen) im Hennegau geboren[9]. Acht und ein halb Jahre alt trat er in die Reihe der Chorknaben an der St. Nikolauskirche daselbst ein und erhielt als solcher den ersten Unterricht im Gesange. Wie ein Zeitgenosse, Samuel a Quickelberg, berichtet, erregte der Knabe wegen seiner herrlichen Stimme und seiner musikalischen Anlagen schon frühe die allgemeinste Bewunderung, und zwar in dem Maße, daß er dreimal entführt wurde. Zweimal gelang es den sorgfältigen Nachforschungen der Eltern, ihn wieder zu bekommen. Das dritte Mal gaben sie ihre Einwilligung dazu, daß er in St. Didier beim General Ferdinand von Gonzaga bleiben konnte. Nach Vinchant hatte es mit diesem Aufenthalte bei dem General folgende Bewandtniß: Sein Vater, sagt derselbe, wurde durch Richterspruch der Falschmünzerei überwiesen und dazu verurtheilt, mit einer Kette falscher *Münzen* um den Hals dreimal um das Hochgericht herumzu-

gehen. Diese schreckliche Scene veranlaßte den Sohn, der damals zwölf Jahre alt war, seinen bisherigen Namen Roland de Lattre in Orlandus Lassus umzuändern und in die Dienste des obengenannten Ferdinand von Gonzaga zu treten, der General Karls V. und Vicekönig von Sicilien war [10]. Nach Beendigung des Feldzuges in den Niederlanden folgte Orlandus seinem Herrn nach Mailand und von da nach Sicilien. Während dieser Zeit lag er fleißig den musikalischen Studien ob, verließ jedoch im Alter von 18 Jahren, als ihm die Stimme brach, seinen bisherigen Gönner. Ein gewisser Constantin Castriotto überredete ihn, mit nach Neapel zu gehen, wo er fast drei Jahre lang bei dem Marquis de la Terza freundliche Aufnahme fand.

Im Jahre 1541 begab sich Orlandus nach Rom. Hier war es der gerade anwesende Cardinal-Erzbischof von Florenz, der sich seiner annahm und ihm ein halbes Jahr lang in seinem Palais gastliche Aufnahme gewährte. Wohl mehr der Fürsprache dieses Cardinals als seinem Talente hatte Orlandus es zu verdanken, daß er die Kapellmeisterstelle zu St. Giovanni im Lateran erhielt, denn in Rom gab es der tüchtigen Musiker gar viele, so daß man auf einen so jungen Künstler nicht gerade angewiesen war. Während seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt ließ er im Jahre 1545 das erste Buch vierstimmiger Messen und das erste Buch Motetten zu fünf Stimmen in Venedig drucken. Im Jahre 1548 (nach den Archivnotizen der Basilika; während Samuel a Quickelberg das Jahr 1543 angibt) [11] erhielt er die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Eltern. Er legte sofort seine Stelle nieder und eilte, der kindlichen Pflicht zu gehorchen, nach Mons, um die Seinigen noch einmal zu sehen. Bei seiner Ankunft dort hatten indeß die Eltern bereits das Zeitliche gesegnet.

Da seine Vaterstadt nichts Anziehendes mehr für ihn hatte und ihm auch für seine weitere musikalische Ausbildung nichts zu bieten vermochte, folgte er der Einladung des Edelmannes Julius Cäsar Brancaccio und reiste mit diesem durch England

und Frankreich. Ueber diese Reise ist uns weiter nichts bekannt geworden; auch wissen wir nicht, wo Orlandus diesen Kunstfreund angetroffen hat.

Nach Beendigung dieser Reise ließ Orlandus sich in Antwerpen nieder und verweilte hier zwei Jahre lang. Während dieser Zeit verkehrte er mit vielen vornehmen, gelehrten und berühmten Männern, von denen er manche geistige Anregung empfing und die er wiederum für die musikalische Kunst zu begeistern wußte. Von diesen Männern erwähnen wir hier den Bischof von Arras, Antonius Perrenot, später berühmt als Cardinal Granvella. Diesem dedicirte er im Jahre 1556 das erste Buch seiner Motetten zu fünf und sechs Stimmen, neu gedruckt zu Antwerpen [12]. Im Jahre vorher hatte er einem Edelmanne Stefano einen Band von Madrigalen, Villaneschen, Canzonen und Motetten gewidmet.

Eine andere berühmte Familie, mit der er in Antwerpen bekannt geworden, war die der Fugger aus Augsburg. Dieselbe hatte eine große Factorei in Antwerpen, von wo aus sie den Handel Deutschlands mit den übrigen Nationen vermittelte. Damals gab es in Europa keine Familie, die sich solchen Ansehens, solcher Schätze und Ehren rühmen konnte, wie diese deutsche Kaufherrenfamilie. Dieselbe benutzte aber ihren Reichthum, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, um die Tugend zu fördern, die Wissenschaft zu pflegen, den Armen zu helfen und dem Vaterlande zu dienen. Es gab keine Hochschule in Europa, an der nicht Schützlinge der Fugger studirten. Beständig waren Gelehrte und Künstler zum Besuche anwesend, welche ihre Geistesprodukte diesen Mäcenen der Wissenschaft darboten [13]. Aus vielen Dedicationen ersehen wir, daß Orlandus mit der ganzen Familie in Freundschaft verbunden war.

Wahrscheinlich durch ein Mitglied dieser Familie in Antwerpen ließ Herzog Albert V. von Bayern an Orlandus die Einladung ergehen, sowohl selbst nach München an den Hof zu kommen, als auch tüchtige Musiker aus den Niederlanden mit-

zubringen. Dieser Fürst, ein großer Kunst- und Musikliebhaber, war schon seit seinem Regierungsantritt eifrig darauf bedacht gewesen, seine Hofkapelle zu einer Musterkapelle zu erheben. In Deutschland konnte er um diese Zeit keine Musiker von Ruf haben. Denn nie lag in Deutschland die Tonkunst so sehr darnieder, als gerade in der Zeit von 1550—1570, während welcher auch nicht ein einziger Tonsetzer von Auszeichnung genannt wird, wo man sogar zum ersten Male genöthigt war, zum Auslande die Zuflucht zu nehmen [14]. Daher die Vermittlung des herzoglichen Anerbietens durch das in den Niederlanden hochangesehene Haus der Fugger.

Wie sehr Herzog Albert die Künste und Wissenschaften pflegte und schützte, hebt Westenrieder, ein bayerischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, treffend hervor. Er sagt: Nachdem Albert einige Jahre (1537—1544) zu Ingolstadt studirt und dann auf seinen Reisen durch das damals sehr gelehrte und geschmackvolle Italien mit den schönsten und nützlichsten Kenntnissen sich bereichert hatte, trat er im 22. Jahre seines Alters die Regierung an, führte sie 29 Jahre unter unaufhörlichen Reichs- und Landessorgen und blieb mitten in der großen Welt unter den niederdrückendsten Vorfällen, bei welchen der Geist gewöhnlicher Menschen ermüdet und erschöpft wird, der wärmste Freund der Gelehrsamkeit und der schönen Künste, wie er denn im sogen. Alten Hof eine Bibliothek gründete, welche er mit den seltensten Büchern und Handschriften bereicherte, selbe auch täglich am Abend zu seiner Erholung besuchte (man sah noch vor einem Menschenalter die hölzernen Pulte, auf welchen er sich aus den Büchern Auszüge schrieb) und dort die geschickten Leute seiner Nation, die sich durch Talente und Fleiß auszeichneten, kennen lernte. Er sammelte auch einen Vorrath von Münzen, alten Statuen und Brustbildern altrömischer Kaiser, ihrer Gemahlinnen und berühmter Römer und legte einen vorzüglichen Grund zum nachmaligen berühmten Antiquarium, ferner zur Bilder- und Kunstkammer. Er hielt das glänzendste

Orchester in Deutschland und ermunterte die bayerischen Künstler, Maler, Bildhauer, deren Namen in Deutschland berühmt sind, auf das Großmüthigste [15].

III.

Orlandus am Hofe Alberts V. Die Composition der Bußpsalmen.

Orlandus nahm die ehrenvolle Einladung des kunstsinnigen Bayernfürsten an und ging im Jahre 1557 nach München. Der Herzog ernannte ihn sofort zum Direktor der Kammermusik mit einem Gehalte von 200 Florin. Zum Kapellmeister machte er ihn deßhalb nicht, weil der bisherige Daser oder Taser seinem Posten noch vorstand, und Orlandus der deutschen Sprache noch nicht mächtig war. Hier am Hofe entwickelte der junge Künstler eine ungemeine Thätigkeit, und da er die volle Bildung seiner Zeit besaß, dazu von guten Sitten und persönlich sehr zuvorkommend und liebenswürdig war, so begründete er sich schnell eine sehr geachtete Stellung bei Hofe. Im folgenden Jahre trat er in den Ehestand. Seine Gattin, Regina Weckinger, eine Ehrendame des herzoglichen Hofes, besaß alle Eigenschaften, die eine solche Verbindung zu einer glücklichen machen konnten. Aus dieser Ehe entsproßten vier Söhne: Ferdinand, Rudolph, Johannes, Ernst, und zwei Töchter: Anna und Regina.

Das Vertrauen, welches Herzog Albert in Orlandus gesetzt, rechtfertigte dieser im höchsten Maße durch die Vollendung der ihm übertragenen Composition der Bußpsalmen in den Jahren 1559—1560 [16]. Mit diesem Werke hat Orlandus sich ein ähnliches Denkmal gesetzt, wie Palestrina mit seiner **Missa papae Marcelli**. Die epochemachende Bedeutung dieser Compositionen erfordert eine nähere Besprechung derselben.

Die Kirche hat aus der Reihe der Psalmen sieben derselben ausgewählt und sie, ihrem Inhalte und ihrem liturgischen Zwecke

entsprechend, mit dem Namen „Bußpsalmen" bezeichnet. Es sind (nach der Vulgata) die Psalmen 6, 31, 37, 50, 101, 129 und 142. Während der königliche Dichter in den Psalmen 6 und 37 das große Elend der Sünde und ihre drückenden Folgen, äußeres und inneres Leid, in großen Zügen schildert und im Psalm 101 einen im Elend Schmachtenden vor dem Herrn die Klagen seines bedrängten Herzens ausschütten läßt, legt er im Psalm 50 ein reumüthiges Geständniß seiner Sündenschuld ab und fleht in den Psalmen 129 und 142 aus der Tiefe des Sündenelendes um Verzeihung und um Rettung vor seinen Feinden. Der Psalm 31 spricht die trostvolle Seelenruhe dessen aus, der das Bewußtsein der Vergebung in sich trägt. Die Kirche hat diese Psalmen, weil sie den Zustand der von Gott durch die Sünde abgefallenen Seele mit so hoher innerer Wahrheit und so unübertrefflichem Ausdrucke darlegen und als Mittel der Versöhnung die Reue und das Bekenntniß der Schuld hinstellen, unter dem Namen der Bußpsalmen in ihr Officium aufgenommen.

Orlandus hat nun die Bußpsalmen in wahrhaft künstlerischer Anordnung der Reihe nach vollständig durchcomponirt. Die Composition richtet sich in ihrer Gliederung nach den einzelnen Psalmversen. Die einzelnen Sätze sind abwechselnd bald zwei-, drei-, vier- und fünfstimmig. Der Schlußsatz Sicut erat ist jedesmal sechsstimmig. Das Werk ist einerseits von großer technischer Vollendung, anderseits tief durchdrungen von echt kirchlichem Bewußtsein. Bald haben wir im gleichen Contrapunkt Note gegen Note, bald freie Imitation, bald Canon u. s. w. Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß die unabhängige Stimmführung und nicht die durch das Zusammentreffen der Stimmen erzeugte Harmonie den Tonsetzern der damaligen Zeit die Hauptsache war. Orlandus versteht es, in großartiger Weise beides mit einander zu verbinden. Seine Melodie ist fließend, seine Harmonie zeigt Fülle und Kraft. Die größere oder kleinere Stimmenzahl, sowie die vielfach wechselnde Verbindung höherer

und tieferer Stimmen verleihen der Composition eine schöne Mannigfaltigkeit. Wie der Maler die Farben mischt, je nachdem er Licht oder Schatten hervorbringen will, so mischt Orlandus die Stimmgattungen immer wieder anders, bis er dem Gedanken des Textes den zutreffenden Ausdruck gegeben hat. Ebenso wie die Tonlagen weiß er auch die Tonarten in seinem Sinne als Kunstmittel zu verwerthen, und zwar durch die Wahl derselben und die Modulationen (Ausweichungen) innerhalb derselben. Bewunderungswürdig ist in allen Psalmen der melodische Fluß, hervorgerufen durch die mannigfaltige rhythmische Gliederung der Stimmen und die häufige geschickte Verwendung der Synkopen, d. h. durch die Verlängerung der Noten des leichten Taktheiles in den folgenden schweren hinüber. Ebenso sind noch hervorzuheben die wunderbar schönen zweistimmigen Sätze, die in reichfigurirter Nachahmung einen so unerschöpflichen Reichthum an zarten und anmuthigen Klängen aufzuweisen haben, ferner die schönen harmonischen Cadenzen (Tonfälle) und die reichbewegten, großartigen Schlußsätze. Orlandus hat sich in den Text der Psalmen vollkommen vertieft und die Empfindungen, welche wir in den Worten ausgesprochen finden, durch seine Töne gestaltet und verklärt. Er versteht es, bis in's tiefste Mark zu erschüttern, aber auch zu erheben und zu trösten.

Um auch dem mit den Werken des Orlandus weniger Bekannten das Schaffen unseres Meisters klar zu machen, wollen wir die Composition zweier dieser Psalmen eingehender darlegen, bemerken aber, daß wir diese wie alle noch folgenden derartigen Besprechungen nur als unsere individuelle Auffassung beurtheilt sehen möchten.

Beginnen wir mit dem ersten Bußpsalme, dem Psalm 6. Derselbe beginnt mit den Worten: „Herr, strafe mich nicht in Deinem Grimme und züchtige mich nicht in Deinem Zorne!" In diesen Worten spricht sich der geängstigte und zerknirschte Sinn des Sünders aus, der Gott den Herrn durch seine inständige Bitte von der wohlverdienten-Bestrafung abzuhalten

sucht. Der auf demselben Ton verweilende, von allen fünf Stimmen wiederholte Ruf: „Herr", und die den Worten „nicht in Deinem Grimme" zu Grunde liegende Gesangsformel (a a c a c g), die beim wiederholten Rufe um eine Tonstufe steigt, versinnbilden uns das bei der Wiederholung immer eindringlicher werdende Flehen um Abwendung der göttlichen Strafgerichte. Die Bitte wird noch rührender und inniger im zweiten Theil dieses Verses, wo die Weise a a b a g a d, die den Worten „und nicht in Deinem Zorne" unterlegt ist, sowohl vom Tenor öfter wiederholt, als auch vom Baß in hoher und tiefer Lage gebracht wird.

In Vers 2: „Erbarme Dich meiner, o Herr, denn ich bin gar elend, heile mich, o Herr, denn meine Gebeine sind zerschlagen", drückt das wiederholte „Erbarme Dich" aus tiefer Stimmlage sich erhebend die Tiefe des Elendes an, aus welcher der Hülferuf des Sünders hinauf zum Herrn dringt; während das folgende „Heile mich" in ausdrucksvoller Weise die Bitte fortsetzt.

Der Vers 3: „Meine Seele selbst ist tief erschüttert, und Du, o Herr, wie lange noch wirst Du zögern mit Deiner Hülfe?" ist dreistimmig gesetzt für Sopran, Alt und Tenor, die in freier Nachahmung variiren. Bei der Frage: „Wie lange noch?" weilt der Sopran in langer Figuration auf der letzten Sylbe, um das Gefühl der langen, bereits vergangenen Verlassenheit auszudrücken, während bei der Wiederholung des „wie lange noch?" in dem Halbschluß auf der letzten Sylbe sehr charakteristisch die Frage und zugleich die Erwartung einer Antwort ausgesprochen liegt.

Im 4. Vers: „Herr, kehre zurück und rette meine Seele, hilf mir doch um Deiner Erbarmung willen!" treten die vier Stimmen, Alt, zwei Tenöre und Baß, zusammen, um in gleichem Contrapunkt und scharf accentuirter Declamation das Gebet um Wiederherstellung des früheren Zustandes der Gottesfreundschaft vorzutragen. Der wiederholte und in der Wiederholung höher steigende Ruf: „Herr, hilf mir!" gewinnt noch an Ausdruck durch die angewandten Synkopen.

Der Vers 5: „Denn im Tode ist Niemand, der Deiner noch gedenkt. Im Todtenreiche, wer soll Dich wohl preisen?" gibt den Grund dafür an, weßhalb der Sünder nicht seinem Elende erliegen, sondern noch länger leben will, deßhalb tritt hier die contrapunktische Beweisführung ein, indem die Stimmen in Gegensatz zu einander treten und gleichsam disputiren, am Schlusse aber auf der Tonika (Grundton) über die Richtigkeit der Behauptung eins sind.

Die Composition des 6. Verses: „Abgemattet bin ich durch mein Seufzen, jede Nacht benetze mein Lager ich mit meinen Thränen, ja ich bade meine Ruhestätte", zeigt eine gemüthreiche Auffassung des Textes. Zu den ersten Worten: „Abgemattet bin ich" stimmt der Sopran sein abgekürztes Motiv aus dem vorigen Verse an (a g f e in absteigender Tonfolge), der Alt contrapunktirt in Gegenbewegung. Jetzt folgt der erste Tenor und Baß mit derselben Formel, der zweite Tenor fällt auch ein und die andern Stimmen wiederholen den Klageruf nochmals. In diesen vereinsamten Rufen ist so recht dramatisch der Jammer in der Einsamkeit ausgedrückt, während im Folgenden die Worte „Seufzen" und „Thränen" durch die reiche Verwendung der Synkopen ausdrucksvoll hervorgehoben sind.

In Vers 7: „Verwirrt geworden ist das Auge mir vor Gram; ich bin gealtert ob aller meiner Feinde", wird die Verwirrung sofort angedeutet durch den plötzlichen Uebergang aus dem zweitheiligen in das dreitheilige Zeitmaß, während die Stimmen, Note gegen Note singend, in starker Declamation das Schreckliche dieser Verwirrung hervorheben; aber schon bald kehrt das zweitheilige Zeitmaß zurück, und das breit angelegte „Ich bin alt geworden" verkündet in schmerzlicher Klage die traurige Lage des Sünders.

Der 8. Vers: „Weichet von mir, ihr Missethäter, denn der Herr hat meines Flehens Stimme erhört", ist für Tenor und Baß gesetzt, die in freier Gegenbewegung sich nachahmen und durch *die lebhafte* Figurirung die Flucht der Feinde schon andeuten.

Vers 9 lautet: „Meine Bitte hat der Herr erhört, der Herr hat aufgenommen mein Gebet.“ In dem lange gehaltenen harten Dreiklange auf d beginnt die Seele aus tiefer Noth wieder aufzuathmen und in einem vierstimmigen Gesange ein Dankgebet anzustimmen. Jetzt hat die Seele wieder Muth bekommen: „Beschämt sollen werden,“ heißt es in Vers 10, „und erschreckt gar sehr alle meine Feinde; weichen sollen sie und in Schanden stehen gar bald.“ In dem scharf accentuirten, gravitätischen Gesange aller Stimmen versinnbildet sich der Sieg über die Feinde, bis auf einmal bei den Worten „gar bald“ durch die reichfigurirte Nachahmung allenthalben die in Vers 8 angedeutete Flucht jetzt als vollendete Thatsache sich kundgibt.

Das fünfstimmige: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste“ und der sechsstimmige Schlußsatz: „So wie es war im Anfange, so auch jetzt und allezeit und in Ewigkeit. Amen“, bilden den harmonisch reichen, imposanten Schluß des Psalmes.

Eine andere musikalische Behandlung hat der Psalm 129 gefunden. Hier ist bemerkenswerth, daß der sechste kirchliche Psalmenton sich wie ein rother Faden durch die Composition hindurchzieht [17].

„Aus Tiefen rufe ich zu Dir, Herr, höre meine Stimme.“ Der zweite Tenor beginnt mit der Psalmodie, während die anderen Stimmen contrapunktiren und der Baß bei den Worten „Aus Tiefen“ einen Octavensprung in die Tiefe macht. Im 2. Vers: „Laß Deine Ohren achtsam sein auf meines Flehens Stimme“, entwickelt sich eine zweistimmige Fuge (im Sinne der Alten, wir sagen Canon), indem der Alt den Psalmenton intonirt und der Tenor ihn in der Unterquinte Note für Note nachahmt, während die anderen drei Stimmen contrapunktiren. Im 3. Vers: „Wenn Du Missethaten beachtest, Herr, wer kann dann bestehen?“ haben wir abermals eine solche Fuge, aber in der Gegenbewegung, indem der Alt die Psalmodie des

Tenors in der Gegenbewegung auf der Quarte nachahmt. Vers 4: „Doch bei Dir ist Vergebung, und um Deines Gesetzes willen harre ich auf Dich", ist dreistimmig, während die früheren fünfstimmig waren. Der Tenor hat den Psalmenton, während Alt und Baß in schön dahinfließenden, sich gegenseitig nachahmenden Melodieen ihn umgeben. In Vers 5: „Meine Seele harret aus in Seinem Worte, meine Seele hoffet auf den Herrn", hat der Baß die Führung des Psalmentones übernommen, die im 6. Verse: „Von der Morgenwache bis zur Nacht hoffe Israel auf den Herrn", der Tenor wieder übernimmt. In dem dreistimmigen Vers 7: „Denn bei dem Herrn ist Gnade und reichliche Erlösung", führt der Sopran den Psalmenton, während Alt und Tenor in reichfigurirter Nachahmung ihn mit einem Kranz der schönsten Melodieen umweben. Dem letzten Verse: „Und Er wird Israel erlösen von allen seinen Missethaten", wo der Alt die Melodie führt, schließt sich das fünfstimmige: „Ehre sei dem Vater" u. s. w. und das sechsstimmige: „So wie es war" u. s. w. an. Auch in diesen beiden letzten Sätzen wird der Kirchenton in schöner Harmonie und reichbewegter Stimmenführung durchgeführt.

Durch die Composition der Bußpsalmen allein hat Orlandus seinen Namen unsterblich gemacht; mit diesem Werke erstieg er bereits die glänzende Höhe seines Ruhmes. Er wußte sich aber auf derselben auch zu halten.

Der Herzog Albert, von Bewunderung über das Werk erfüllt, ließ die Composition auf Pergament abschreiben und in zwei Foliobände binden. Der Maler Hans Mielich erhielt dann den Auftrag, dasselbe auf die prachtvollste Weise mit Gemälden auszustatten. Samuel a Quickelberg lieferte in zwei (weiteren) kleinen Foliobänden eine Beschreibung des Inhaltes der beiden erstgenannten Pergamentbände. Diese vier Bände, prachtvoll eingebunden, bilden heute einen Hauptschatz der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München. Samuel a Quickelberg sagt in seiner Vorrede zur Erklärung der Bilder:

„Der erlauchte Herzog hat dem Orlando de Lassus, dem ausgezeichnetsten und lieblichsten Componisten unseres Jahrhunderts, den Auftrag gegeben, diese Psalmen für fünf Stimmen in Musik zu setzen. Er hat nun die klagenden und jammernden Töne, wo es gerade nöthig war, mit dem Inhalt und den Worten des Textes in passender Weise verbunden; die einzelnen Seelenstimmungen so herrlich wiedergegeben und die Sache so dramatisch dargestellt, daß man im Zweifel darüber sein kann, ob die trefflich ausgeführten Seelenstimmungen den klagenden Stimmen, oder ob diese jenen eine größere Schönheit verleihen. In Bezug auf diese Art der Musik, **musica reservata** genannt, hat Orlandus der Nachwelt den Vorzug seines künstlerischen Genies bewiesen, sowohl durch die Composition unzähliger anderer Gedichte, als auch dieser Psalmen. Als die Composition dieser Bußpsalmen und der (weiteren) zwei Psalmen, **Laudate**, beendigt war, fand dieselbe bei dem erlauchten Fürsten, der wol allein unter den jetzt lebenden Herrschern ein musikalisches Urtheil hat, eine solche Aufnahme, daß er befahl, dieselbe auf schöne Pergamentblätter zu schreiben und sie reichlich mit Bildern auszuschmücken. Als nun auch die Malerei so brillant ausgefallen war, gab er den Auftrag, die Bände mit kostbaren Schließen gleichsam wie mit prächtigen Halsbändern zu versehen.“ [18]

Das ganze Werk besteht nach der Beschreibung Delmotte's aus vier Foliobänden, in rothen Saffian gebunden, mit Beschlägen von emaillirtem, ciselirtem und vergoldetem Silber, so daß auf jeden Band mindestens sechs Pfund Silber kommen. An den vier Ecken eines jeden Bandes ist ein Löwenkopf angebracht und in der Mitte das bayerische Wappen. Jeder Band ist verschlossen mit vier Schließen, von denen zwei von Silber und zwei vergoldet sind. Der Titel ist in rothen und blauen Buchstaben ausgeführt. Außer den Bußpsalmen enthält dieß Manuscript auch noch die Psalmen 148 und 150 (nach der Vulgata). Erst im Jahre 1584 erschienen die Bußpsalmen

im Druck, und zwar bei Adam Berg in München, gewidmet dem Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern, Philipp, postulirtem und bestätigtem Bischofe von Regensburg.

IV.

Ernennung des Orlandus zum ersten Kapellmeister. Zustand der Instrumentalmusik in Deutschland.

Herzog Albert war von der so gut gelungenen Ausführung seines ersten Auftrages so entzückt, daß er den Orlandus im Jahre 1562 zu seinem obersten Kapellmeister ernannte. Der bisherige Inhaber dieser Stelle hatte wegen vorgerückten Alters seinen Abschied erbeten und diesen auch unter Belassung seines Gehaltes erhalten. Die Kapelle war zu dieser Zeit mit den vorzüglichsten Musikern verschiedener Nationen besetzt. Sie zählte 12 Bassisten, 15 Tenoristen, 13 Altisten, 16 Knaben für den Diskant, 6 Castraten und 30 Instrumentalisten [19].

Ueber den damaligen Zustand der Instrumentalmusik in Deutschland können wir uns nach gleichzeitigen Berichten eine ziemlich genaue Vorstellung machen. Nach Virdung, der im Jahre 1511 seine „Musika getutscht und ausgezogen" herausgab, bekommen wir schon ein ganz ansehnliches Orchester zusammen. Er nennt uns zunächst folgende Saiteninstrumente: Harpffen, Psalter, Hakbret, die Laute und die Quinterne; ferner groß Geigen, klain Geigen und das Trumscheit; die Clavierinstrumente: Clavicordium, Virginal, Clavicembalum, und Claviciterium. Von Blasinstrumenten nennt er: Orgel, Positiv, Regale und Portativ, „die kein Mensch erplasen mag", wo man „plasebelge haben muß"; ferner Schalmeien, Bombart, Schwegel, Zwerchpfeifen, viererlei Flöten, vier Arten Krummhörner, Zinken, dann die weniger bedeutenden: Rußpfeiff, Gemsenhorn, Jägerhorn, Acherhorn und Platerspiel; die Busaun, das Thurnerhorn, die Feldtrumet und Clareta, dann Heerpauken,

Trumeln und klain peuklein. Virdung fährt übrigens gewaltig über einige Instrumente los. Diese Pauken alle, sie mögen sein wie sie wollen, sagt er, machen ehrbaren, frommen, alten Leuten, den Siechen und Kranken, den Andächtigen in den Klöstern, die zu lesen, zu studiren und zu beten haben, viel Unruhe. Und ich glaub' und halt' es für wahr, der Teufel habe sie erdacht und gemacht, denn keine Holdseligkeit noch sonst Gutes ist darin zu finden, sondern eine „Verdumpfung" und Niederdrückung aller süßen Melodieen und der ganzen Musika. Darum kann ich wohl denken, daß das Tympanum, welches man zum Dienst Gottes gebraucht hat, ein anderes Ding gewesen sein muß, als jetzt unsere Pauken gemacht werden u. s w., denn wenn Klopfen, Poltern Musika sein sollte, so müßten die Binder oder Küfer auch Musici sein.

Die Instrumente besaßen übrigens keine eigens für sie componirten Stücke. Entweder unterstützten sie den Gesang im Einklang, oder sie führten gegen die Stimmen allein einen Theil des contrapunktischen Tonsatzes aus, oder aber sie spielten die Vocalcompositionen für sich ohne Singstimmen. Bald ahmten die Instrumentalisten den Contrapunkt aus dem Stegreife (contrappunto alla mente) [20], wie die Sänger ihn prakticirten, nach, indem sie an gewissen Stellen ihre Partie mit Verzierungen (Coloraturen) ausschmückten. Dieß nannten sie Diminuiren und Coloriren. Für die Orgel und die Laute wurden die Compositionen in eine eigene Tabulatur (Notenschrift) gesetzt, und diese beiden Instrumente erfreuten sich auch der ersten selbständigen Behandlung von Seiten der Componisten, wie uns die Ars organisandi von Conrad Paulmann († 1473) beweist.

Mit einer so ausgewählten Sängerschaar und mit einem Orchester, wie es die Münchener Kapelle bot, konnte ein Meister wie Orlandus bald Trefflicheres leisten, als man bis jetzt bei Hofe gehört hatte. Der Herzog erkannte dieß bald an. Nachdem er den Orlandus zu seinem Hauptkapellmeister ernannt hatte, versprach er ihm auch 1000 Gulden zum Ankauf eines

Hauses, worin die Singknaben wohnen und zugleich Unterricht erhalten sollten. Auf diese Zusage hin kaufte Orlandus bald ein Haus von der Wittib Katharina Steiner in der Grappenau und richtete dort das Pensionat für die Knaben ein. Im Jahre 1567 erhielt er auf Verwenden des Herzogs Wilhelm, der seinen Vater an das gegebene Versprechen erinnerte, die 1000 Gulden ausgezahlt. Auch seine Gemahlin hatte sich des fürstlichen Wohlwollens zu erfreuen. Sie wurde im Jahre 1562 nach der Geburt des ersten Kindes vom Herzog Albert mit einem silbernen Gürtel beschenkt.

Um dem Herzoge für die Beförderung zum ersten Kapellmeister zu danken, widmete ihm Orlandus am 1. Juni 1562 einen Band heiliger Gesänge zu fünf Stimmen, sowohl von Stimmen als von Instrumenten aufzuführen. Die Dedication ist geschrieben von Nürnberg aus, wohin er seinen Herrn und Gönner auf dessen Reise nach Frankfurt zur Königswahl Maximilians II. begleitet hatte. Da dieselbe in mancher Hinsicht interessant ist und Zeugniß ablegt von der edlen Gesinnung unseres Meisters, so theilen wir selbe in der Uebersetzung mit:

„Da ich fest davon überzeugt bin, erlauchtester Fürst Albert, daß unter den schönen Künsten die Musik nicht den niedrigsten Platz einnimmt, konnte ich nicht umhin, Ew. Hoheit, der ich mich ganz gewidmet habe, eine meiner Geistesarbeiten anzubieten. Und dieß that ich um so lieber, weil ich am besten weiß, daß selbige die Musik außerordentlich liebt und die Musiker auf eine ganz vorzügliche Weise begünstigt. Als ich nämlich auf meiner Reise durch Italien, Gallien und Flandern mit vielen Fürsten und hohen Herren der Musik wegen in Berührung kam, habe ich die Erfahrung gemacht, daß doch keiner von diesen die musikalischen Künstler so sehr liebt und sie mit so viel Ehren und Wohlthaten überhäuft, daß keiner so energischen Fleiß der Musikwissenschaft zuwendet, wie Ew. Hoheit.

„Um meine Dankbarkeit gegen Dich zu bezeigen, erlauchtester Herr und gnädigster Beschützer, glaubte ich diese heiligen Ge-

sänge, ein Erzeugniß meiner bescheidenen Kunst, könnten keinem größeren Fürsten und keinem tieferen Verehrer der Musik gewidmet werden, als Ew. Hoheit. Ich will damit Zeugniß ablegen theils von meiner Achtung, theils von meiner Dankbarkeit. Obwohl nun dieses Geschenk für einen Fürsten, dessen Name überall gefeiert wird, zu winzig ist und auch nicht der Größe der mir erwiesenen Wohlthaten entspricht, so hoffe ich doch, daß Ew. Hoheit bei der Ihr angeborenen klugen und edlen Denkungsart damit zufrieden sein werden. Was nun meinen Dienst angeht, so werde ich mir Mühe geben, durch Fleiß und Diensteifer Euer Wohlwollen nicht nur zu bewahren, sondern mich desselben in noch höherem Grade würdig zu machen. Der Allerhöchste möge Ew. Hoheit noch auf viele Jahre dem christlichen Staate gesund erhalten." [21]

Im Jahre 1564 widmete Orlandus eine Sammlung vierstimmiger, französischer Lieder, Chansons genannt (man bezeichnet mit diesem Ausdruck die französische Unterhaltungsmusik), dem Herrn Melchior Linckh, einem vornehmen Bürger von Augsburg; im folgenden Jahre dem Herzog Albert neun Lectionen aus dem Buche Job zu vier Stimmen gesetzt; im Jahre 1567 einen Band Magnificat in allen acht Kirchentönen dem Bürgermeister Leiser und dem ganzen Senat der Stadt Wertheim. Im selben Jahre widmete er auch dem Herzog Wilhelm, der sich schon so oft als sein freundlicher Protektor erwiesen, „Newn Teütsche Liedlein mit Fünff Stimmen, welche gantz lieblich zu singen und auff allerley Instrumenten zu gebrauchen". Die Dedication, in deutscher Sprache abgefaßt, ist nicht ohne Interesse. Sie lautet:

„Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürst, Genediger Herr, Ich hab vergangene etliche Monat heer, mich sonderlich wider auff etliche Teutsche Liedlein zu componiren begeben, unnd dieselben dem gemeinen brauch zugegen, den ich schier durchauß nit anders befinde, dann das es mit vier stimmen gar inn gewonheit kommen, jetzt mit fünff stimmen zu machen mich underfangen,

Inn Ansehen, das die hoch Teutschen auch under inen der Kunst je lenger je mehr geübt, das immer wol fünff beysammen sollen gefunden werden, auch außerhalb deren die sonst Literati geheissen sein, die solche mit einander möchten singen, Dann diejenigen so sich etwas mehr sprachen behelffen, hoff ich sey von mir ein wenig zu gefallen und lieb, Lateinisch, Welsch, Französisch und Niederlendisch, manicher hand art gesang für geben worden, Außerhalb deren die allein an disem Hoff nach E. F. G. Herrn und Vatter gnedigen willen und anordnen besunder behalten werden. Damit dann gegen E. F. G. meinen gnedigen Hern ich mich auch eines underthenig erzaigte, unnd um so vil begirlicher, weil augenscheinlich zu sehen, wie E. F. G. derselben Herrn und Vattern, meinem auch G. F. und Herrn in allen fürtrefflichsten sachen gentzlich nachvolgen, also auch in diser zierlichen, und adelichen kunst nit manglen, wie dann nit allein mit stimmen, sondern auch mit etlichen Instrumenten trefflich exerciren. Demnach hab ich E. F. Gnaden berürte Liedlein, welche durch mich mit etwas vleiß gesetzt worden hiemit underthenigklich wöllen offeriren. Dieweil andere reichthumb und gaben bey mir weder vorhanden noch zu suchen sind, mit gehorsamer bitt E. F. G. wöllen dise kleine gab, zu gnedigem gefallen von mir annemen."

Den anderen (zweiten) Theil Teutscher Lieder mit fünf Stimmen u. s. w., der im Jahre 1572 erschien, widmete er dem Pfalzgrafen Ferdinand bei Rhein, und den dritten Theil im Jahre 1576 dem Herrn Ernst, Administrator der Stifte Hildesheim und Freising. Im Jahre 1583 erschienen die drei Theile zusammen in einem Bande. Ferner widmete er im Jahre 1567 dem Custos der Kathedrale von Augsburg, Johann Egloff aus Knöringen in Großenlangkheim, einen Band fünfstimmiger Gesänge, und im Jahre 1570 erhielt der Abt Johann, Vorsteher des Klosters in Weingarten, eine Sammlung sechsstimmiger heiliger Gesänge zum Geschenke.

V.

Auszeichnung von Kaiser und Papst.

Orlandus hatte bereits durch seine Compositionen einen so weit verbreiteten Ruf erlangt, daß die ganze Welt von seinem Ruhme erfüllt war. Dem Kaiser Maximilian war er nicht nur durch die Fama bekannt geworden, sondern dieser hatte sich persönlich von der Vortrefflichkeit der Compositionen des Orlandus überzeugt. So schreibt er u. A. unter dem 26. Juli 1564 an den Herzog Albert: „so hab ich die überschickten Zeitungen wol empfangen sambt den orlandischen Gesängen, des ich mich gegen E. L. zum höchsten thue bedanken," und in einem andern Schreiben vom 28. August (ohne Jahr): „die meß, so mir E. L. zugeschikht haben, ist nit beß, sed non videtur quod sit stilus Orlandi" (es scheint aber nicht der Stil des Orlandus zu sein). In Anerkennung der großen Verdienste des Orlandus verlieh der Kaiser auf dem Reichstage zu Speier ihm und seinen legitimen Nachkommen beiderlei Geschlechts den Reichsadel. Das Diplom ist datirt vom 7. December 1570. Da dasselbe von allgemeinem culturgeschichtlichem Interesse ist, theilen wir es in der Uebersetzung mit:

„Maximilianus unserm reichstreuen und geliebten Orlandus Lassus, dem Kapellmeister des erlauchten Herzogs Albert, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog beider Bayern u. s. w., unsere kaiserliche Gnade und alles Gute.

„Die Musik ist ihrer Bedeutung und ihrem Ansehen nach so wichtig, daß sie sowohl Heiligem wie Profanem dienend für jedes Alter, für jede Lage paßt und allen Menschen angenehm und freudebringend ist. Ja sie wird sogar für Menschen gewöhnlichen Standes ein Aufmunterungsmittel, während sie den höheren Ständen zur Zierde gereicht. Im Unglücke pflegt sie zu trösten, im Glücke zu erfreuen. Nicht mit Unrecht haben daher die Alten die Musik immer hochgeschätzt und sie als ein

nothwendiges Erforderniß angesehen für ästhetische, wissenschaftliche und feine Bildung, für edle Denkungsart und Vollkommenheit. Wir aber, uns nicht begnügend mit dieser ausgezeichneten Belobung der Musik, glauben, daß der Werth einer Kunst zu beurtheilen ist nicht sowohl nach ihrer Belobung, sondern vielmehr nach ihrem Nutzen; und dieß um so mehr, je größer die Vortheile sind, welche sie der menschlichen Gesellschaft zuwendet. — In Anerkennung nun, daß die Kenntniß dieser Kunst hauptsächlich aus folgenden Gründen der Menschheit zu Theil geworden ist: erstens, um sie anzuspornen, die Mühen dieses Lebens willig auf sich zu nehmen und zu ertragen; zweitens, um der Bereitwilligkeit der Menschen, den Schöpfer des Weltalls nach Gebühr zu preisen, entgegenzukommen; so halten wir es wahrlich für sehr nützlich, diese herrliche Kunst zu erhalten und ihre Jünger zu begünstigen und auszuzeichnen.

„Du, obengenannter Orlandus Lassus, hast nun dem Studium der Musik von Kindheit an dich mit ganzer Seele gewidmet und in diesem berühmten Zweige der Kunst derartige Fortschritte gemacht (deine veröffentlichten Compositionen beweisen dieß hinlänglich), daß du wegen deines Geschenkes und deiner Fruchtbarkeit im Componiren des höchsten Ruhmes theilhaftig geworden bist, daß Aller Augen jetzt auf dich gerichtet sind, daß du ferner vom erlauchten Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog beider Bayern, Albert, unserm Vetter und berühmten Fürsten, mit der Würde des ersten Kapellmeisters am bayerischen Hofe bekleidet worden bist. — Wir haben nun vernommen, daß du dieses Amt nicht allein mit Freuden übernommen, sondern auch bis jetzt so verwaltet hast, daß du S. L. vollständig befriedigst und dein Verdienst immer höher zu steigen scheint. Ja, man kann sogar sagen, daß durch deine Bestrebungen die Kunst der Musik mit jedem Tage an Glanz und Ansehen gewinnt.

„Wir fühlen uns demnach bewogen, erstens wegen der Genialität, die dich auszeichnet, zweitens wegen der vielen anderen *guten* Eigenschaften deines Herzens und Verstandes, und endlich

auch wegen deiner immerwährenden Treue gegen uns und das heilige Reich und das österreichische Haus, unsere gnädige Zuneigung gegen dich durch eine besondere Auszeichnung, die auf deine ganze Nachkommenschaft übergehen soll, öffentlich kundzugeben: einerseits, damit du einsehen mögest, daß die Mühe, welche du auf das Studium der Musik verwendet hast, nicht vergebens gewesen ist, sondern daß du dir dadurch vielmehr den Weg zu hohen Ehren geöffnet hast; andererseits, damit auch noch mehr Leute deines Standes durch die Begierde nach Ruhm angespornt werden, demselben Studium mit gleichem Fleiße obzuliegen.

„Aus eigenem Antriebe und nach gründlicher Kenntnißnahme, mit voller Ueberlegung und vermöge unserer kaiserlichen Auctorität erheben wir dich, Orlandus Lassus, und alle deine legitimen Erben, Kinder, Nachkommen, Descendenten beiderlei Geschlechts, die im Laufe der Zeit das Licht der Welt erblicken werden, durch das gegenwärtige Schreiben in den Stand, Grad, Rang und in die Klasse unserer und des heiligen Reiches Adeligen und schmücken sie mit dem Ehrentitel und der Würde des Adels und erklären auch feierlich, daß dieselben nach der jetzigen Gestaltung der Rangverhältnisse wirklich Adelige und wie aus adeligem Geschlechte, Haus und Familie Entsprossene zu betrachten sind. Dieß soll, so wollen wir es, von Allen anerkannt werden. — Zugleich setzen wir durch gegenwärtiges Edict unverbrüchlich fest, daß du, obengenannter Orlandus Lassus, ebenso alle deine Kinder und späteren Nachkommen sowohl weiblichen als männlichen Geschlechtes, die aus rechtmäßiger Ehe herstammen und im Laufe der Zeit noch geboren werden, für ewige Zeiten, an allen Orten, vor Gericht und außerhalb, in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, in kirchlichen und profanen Dingen, wenn sie auch hier nicht speciell angeführt sind, ebenso in allen einzelnen Handlungen theilhaftig sein sollt derselben Ehren, Würden, Aemter, Rechte, Freiheiten, Auszeichnungen, Privilegien, Gnaden, Vorzüge, Indulte und Prä-

rogativen, deren auch die übrigen Adeligen des heiligen römischen Reiches, die vier Ahnen väterlicher- oder mütterlicherseits aufweisen können, sich erfreuen.

„Damit diese Auszeichnung mehr zu Tage tritt, verleihen wir durch gegenwärtiges Schreiben dir, dem genannten Orlandus Lassus und deiner ganzen legitimen Nachkommenschaft, aus obengenannter Auctorität, nach reiflicher Ueberlegung und gründlicher Kenntnißnahme das untenbeschriebene Wappen, welches du nach Belieben führen kannst, damit es Zeugniß ablege von deinem Adel und deiner Geschicklichkeit in der Kunst der Musik. — Ein Schild mit gelben oder goldenen Fransen versehen, durch einen breiten, weißen Balken, der quer hindurchgeht, gleichsam in drei Felder eingetheilt, von denen zwei, nämlich das unterste und oberste, himmelblau sein sollen. Jedes dieser beiden Felder soll in seiner Mitte eine Art von Pyramide in weißer oder silberner Farbe haben mit einem goldenen Kreuze, und zwar in der Weise, daß die Pyramiden mit der Spitze sich einander gegenüberstehen, dergestalt, daß die untere von der Grundlage sich zu erheben, die obere mit der Spitze sich abwärts zu neigen scheint. Jener weiße oder silberfarbene Balken, der das mittlere Feld des Schildes bildet, soll in gerader Reihenfolge die drei musikalischen Zeichen in Goldfarbe enthalten. Das erste Zeichen, gewöhnlich Diäsis genannt ( ), weil es die weichere Gesangsweise andeutet, soll rechts; das andere aber, das Merkmal des härteren Gesanges (♮), soll links, das weiche (♭) soll in der Mitte des Schildes angebracht werden. Oben auf dem Schilde soll ein offener oder mit einem Gitter versehener Helm liegen, dessen Gitter und Ränder vergoldet sind. Darüber soll eine goldene Krone angebracht werden mit Verzierungen in himmelblauer Farbe auf beiden Seiten. — Aus der Spitze des Helmes soll hervorragen, und zwar bis an den Bauch, ein Löwe, bekleidet mit einem Felle von blauer und weißer Farbe oder von Silberfarbe, die in schräger Richtung würfelartige Figuren zeigt. Dieser Löwe soll ferner so dargestellt werden, daß er den Schwanz

vom Rücken abwendet, die rothe Zunge ausstreckt und das Licht der Sonne, die durch ihre Strahlen nach allen Seiten hin leuchtet, mit den emporgestreckten Tatzen ergreift, wie dieß Alles in der Mitte unseres gegenwärtigen Diploms in Farben genauer ausgeführt ist und deutlich gesehen werden kann.

„Wir wünschen und beschließen es in allem Ernst, daß du, oft genannter Orlandus Lassus, und alle deine Erben, Kinder, Descendenten und legitimen Nachkommen beiderlei Geschlechtes das eben beschriebene Wappen von jetzt an durch alle Zeiten hindurch, bei allen guten und anständigen Handlungen und Unternehmungen, sowohl im Ernste wie im Scherze, auf Turnieren, beim Speerwerfen, im Kriege, Duelle und Einzelkampfe, bei allen möglichen Wettstreiten, auf Schilden, Fahnen, Zelten und Feldzeichen, auf Ringen und Siegeln, auf Monumenten und Grabmälern, auf Gebäuden und Hausgeräthen, sowohl in geistlichen Angelegenheiten, wie auch in weltlichen und solchen, die gemischter Natur sind, an allen Orten, je nach Bedürfniß und Belieben führen und tragen können auf jede nur denkbare Art und Weise.

„Ihr sollt fähig und geeignet sein zum Genusse aller Prärogativen, Gnaden, Freiheiten, Ausnahmestellungen, Lehen, Privilegien, Befreiungen von Diensten und Lasten, sie mögen nun real, personal oder gemischt sein, und zum Gebrauch und Genuß aller Immunitäten, welche auch die übrigen wappentragenden und lehensfähigen Adeligen genießen. Ihr sollt fähig sein zum Genuß alles dessen, was nach Gesetz, Recht oder Gewohnheit zulässig ist unter Hinwegräumung und Hintansetzung alles dessen, was dieser unserer Gnadenertheilung im Wege zu stehen scheint, indem wir dieses Alles hiermit abschaffen und gänzlich abgeschafft wissen wollen.

„Keinem Menschen irgend welchen Standes, Grades, Ranges, irgend welcher Stellung und Würde soll es erlaubt sein, diesem Act unserer Erhebung in den Adelsstand, der Erlaubniß des Wappentragens, diesem Act unserer Gnade, unserer Verordnung

und Willensmeinung irgend etwas in den Weg zu legen oder ihn zu verletzen. Wer sich aber hierzu unterstehen sollte, der möge wissen, daß er sich unsere und des heiligen römischen Reiches Ungnade zuzieht und eine Strafe von 50 Mark reinen Goldes dem Fiskus oder unserem kaiserlichen Aerar und dem Verletzten in gleichen Theilen zu zahlen hat, und zwar ipso facto, so daß er keine Hoffnung auf Nachlassung der Strafe mehr hegen kann." [22]

Soweit Maximilian.

Aber nicht nur das weltliche Oberhaupt der Christenheit, auch der heilige Vater in Rom ehrte den Componisten durch eine würdige Auszeichnung. Orlandus widmete dem Papste Gregor XIII. am 1. Januar 1574 einen Band Messen, und zwar den zweiten Band der Prachtausgabe in fünf großen Foliobänden, die der Herzog Wilhelm auf seine Kosten drucken ließ. Der erste Band, Motetten enthaltend, ist natürlich dem Herzog selbst gewidmet.

Um dem heiligen Vater sein ihm dedicirtes Werk selbst zu überreichen, reiste Orlandus zu Anfang des Jahres 1574 nach Rom, wo der Papst ihn sehr freundlich und wohlwollend empfing. Am 6. April desselben Jahres ernannte er ihn zum Ritter des goldenen Sporns de numero participantium und ließ ihn durch die Ordensritter Cardinal Cajetan und Angelo Mezzatosta in der päpstlichen Kapelle mit dem Sporne und dem Schwerte feierlich bekleiden und umgürten. Die Kosten dieses Aufenthaltes in Rom bestritt der Herzog Albert, der ihm durch die Gebrüder Fugger 400 Kronen auszahlen ließ [23].

Auch König Karl IX. von Frankreich soll den Orlandus durch Verleihung des Malteserkreuzes ausgezeichnet haben [24].

VI.

Zweimalige Reise nach Paris.

Im Jahre 1571 unternahm Orlandus eine Reise nach Paris. Schon seit längerer Zeit hatte er lebhaft gewünscht, diese Stadt, seit lange ein Hauptsitz der von ihm gepflegten Kunst, zu besuchen. Er kehrte bei dem ihm befreundeten Musiker und Buchdrucker Adrian Leroy ein, der ihn sehr gastfreundlich aufnahm und auch bei Hofe vorstellte. König Karl IX. empfing den Orlandus mit dem größten Wohlwollen, ließ ihn zum Handkusse zu und machte ihm prachtvolle Geschenke. Adrian Leroy spricht darüber in einem Werke, welches Compositionen und das Porträt des Orlandus enthält und von ihm als Drucker Karl IX. dedicirt wurde. In der Dedication heißt es: „Den Orlandus hast Du in einer Weise empfangen, wie Mehrere dieß bezeugen können, daß er sich rühmen kann, nur Wenigen, die in diesem Jahre aus dem Auslande herübergekommen, sei so viel Ehre, Freundlichkeit und Freigebigkeit erwiesen worden, wie ihm. Ich will schweigen von den wahrhaft königlichen Geschenken, die Du ihm gemacht hast."

Orlandus vergaß in der Hauptstadt Frankreichs seinen fürstlichen Protector, den Herzog Wilhelm, nicht. Er ließ auch in der Ferne, sich seiner dankbar erinnernd, eine Reihe fünfstimmiger Lieder, die für den Herzog Albert componirt waren, in Paris drucken, und schickte sie mit einer Widmung und einem französischen Gedicht auf den Herzog Wilhelm und seine Gemahlin nach München. In edler, dankbarer Gesinnung schreibt Orlandus an den Herzog in der Dedication (d. d. Paris, den 26. Mai 1571?): „Als ich von Bayern nach Paris gekommen war und meinen langgehegten, heißen Wunsch, diese Stadt zu besuchen, erfüllt sah, erlauchtester Fürst, war meine wichtigste und erste Sorge die, Dir aus der Hauptstadt Frankreichs den Ausdruck meines dankbaren Herzens zu übermitteln. Denn so

groß ist die Menge der Wohlthaten, die Du mir erwiesen, daß ich, wenn ich nicht durch irgend ein kleines Geschenk meine Erkenntlichkeit an den Tag legte und dadurch wenigstens meinen guten Willen zeigte, befürchten müßte, als ein undankbarer Mensch bezeichnet zu werden. Die Folge davon würde sein, daß ich nicht nur Deine fürstliche Großmuth und Freigebigkeit verscherzte, sondern auch nach dem Urtheile der Welt strafwürdig erschiene. Nachdem ich lange bei mir hin und her überlegt hatte, welches Geschenk ich Dir als Zeichen meiner dankbaren Erinnerung übermachen sollte (denn Deine großen Wohlthaten vergelten oder Deiner Hoheit ein Aequivalent bieten kann ich nicht), schien mir keines für Dich passender und Dir angenehmer zu sein, als dieses Werkchen, welches ich vor nicht langer Zeit für den Herzog Albert, Deinen erlauchten Vater, verfaßt hatte. — Ich glaubte, dieses Geschenk würde Dir um so lieber sein, je größer Deine Liebe zur Musik ist. Diese Liebe hast Du ja von Deinem Vater, dem Beschützer und gleichsam Patron der Musiker, als kostbares Erbtheil überkommen." [25]

Auch dem König Karl IX. widmete Orlandus in Paris eine Sammlung Lieder, die in der Dedication eine Ode auf den Monarchen enthält.

Nach München zurückgekehrt, setzte Orlandus sein Amt als Kapellmeister des herzoglichen Hofes und als Componist in gewohnter unermüdeter Thätigkeit fort. Im Jahre 1572 dedicirte er den zweiten Theil seiner „Teütschen Lieder mit fünff Stimmen" dem Herrn Ferdinand, Pfalzgraf bei Rhein, und im folgenden Jahre „Sechs Lieder zu vier und einen Dialog zu acht Stimmen" mit lateinischen, deutschen, französischen und italienischen Gedichten (28 Nummern) den Herren Marcus, Johannes, Hieronymus und Johann Jakob u. s. w. Fugger. In den Jahren 1573—1576 erschien die Prachtausgabe: **Patrocinium musices** betitelt, fünf Bände in groß Folio, in welcher der Herzog Wilhelm alle bisher erschienenen kirchlichen Compositionen des Orlandus auf seine Kosten drucken ließ.

König Karl IX. konnte in Paris den Orlandus nicht vergessen. Er ließ ihn zu Anfang des Jahres 1574 einladen, nach Paris zu kommen und dort zu bleiben, indem er ihm die Kapellmeisterstelle am Hofe mit hohem Gehalte anbot. Orlandus sah sich durch dieses Anerbieten in eine fatale Lage versetzt. Nur ungern verließ er München, wo er eine so ehrenvolle Stellung einnahm und mit Wohlthaten und Gunstbezeugungen aller Art überhäuft wurde. Als der Herzog dieß merkte, suchte er, um auch den leisesten Verdacht des Egoismus von sich fernzuhalten, seinen Schützling zu bewegen, die Stelle in Paris anzunehmen. Obwohl er mit seiner Entlassung die „Perle seiner Kapelle" aufgeben mußte, glaubte er doch, Orlandus dürfe eine so günstige Gelegenheit zur weiteren Vervollkommnung seines Talentes nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Unser Meister machte sich also auf den Weg nach Paris. Unterwegs in Frankfurt erfuhr er den Tod Karls IX., der am 30. Mai gestorben war, und kehrte nun schleunigst nach München zurück. Diese Reise muß er gleich nach seiner Rückkehr aus Rom angetreten haben, denn am 1. Mai war er ja, wie wir gehört haben, noch in Rom [26]. Der Herzog nahm den Orlandus mit offenen Armen wieder auf; er hatte sogar ein eigenes Lobgedicht auf die Rückkehr seines Lieblings verfertigt und hierdurch ein eclatantes Zeugniß abgelegt von der Liebe, Achtung und Bewunderung, die er seinem Kapellmeister entgegenbrachte.

Dieser nahm seine gewohnte Thätigkeit mit Freuden wieder auf. Am 26. October 1574 widmete er den dritten Theil der erwähnten Prachtausgabe, des Patrocinium musices, enthaltend einige Officien von Hauptfesten zu fünf Stimmen, dem Bischofe von Augsburg, Johannes Egolphus. Den vierten Theil dieser Sammlung, die Passion, Lectionen aus dem Buche Job und die Matutin von Weihnachten enthaltend, dedicirte er am 1. Juni des folgenden Jahres dem Caspar Frasius, Abt des Klosters Weihensteffan. Den letzten Band, enthaltend Magni-

ficats zu vier bis acht Stimmen, widmete er am 2. Januar 1576 dem Abte von St. Emmeran, Ambrosius Mayrhofer. Von anderen Compositionen aus dieser Zeit führen wir noch an: einen Band dreistimmiger lateinischer Motetten, den Herzogen Wilhelm, Ferdinand und Ernst gewidmet (1575); ferner: neun zweistimmige Gesänge und Instrumentalsätze, dem Herzog Wilhelm gewidmet (1577).

VII.

Tod des Herzogs Albert. Einladung des Churfürsten August von Sachsen. Orlandus' Thätigkeit unter Wilhelm V. Die Frohnleichnamsprocession im Jahre 1584.

Am 24. October 1579 starb Albert V., der große Gönner des Orlandus, nachdem er noch kurz vor seinem Tode demselben einen Beweis seiner Zuneigung und Liberalität gegeben. Unter dem 23. April dieses Jahres nämlich hatte der Fürst ihm in Anbetracht der treuen, langjährigen Dienste ein festes lebenslängliches Gehalt von 400 Gulden jährlich zugesichert, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß Niemanden das Recht zustehen solle, dieses Gehalt zu verkürzen. Der Nachfolger Alberts auf dem bayerischen Thron, Herzog Wilhelm V., ein nicht minder großer Liebhaber der Musik, hielt die Traditionen seines Vaters in Ehren und protegirte den Orlandus in ebenso hervorragender Weise. Das von seinem Vater ihm zugesicherte Gehalt bestätigte er und gab ihm eine neue Anstellung.

Schon das folgende Jahr (1580) sollte dem Orlandus einen neuen ehrenvollen Ruf, dießmal nach Dresden, bringen. Der Churfürst August von Sachsen war ein großer Freund der kirchlichen Musik; er hielt seine Cantores für nothwendig „Gott dem Allmächtigen zu Ehr und Lob und zur Erhaltung christlicher Andacht". Als der Kapellmeister Scandelli am 18. Ja-

nuar 1580 gestorben war, ließ der Churfürst den Orlandus unter den glänzendsten Anerbietungen an seinen Hof nach Dresden einladen. Dieser bedankte sich in einem Antwortschreiben an den Churfürsten für das geschenkte Vertrauen und theilte ihm zugleich mit, daß er zwar gerne nach Dresden kommen möchte, allein er dürfe dieß aus verschiedenen Gründen nicht thun. Erstlich habe er sich nach dem Tode des Herzogs Albert von dem Sohne desselben auf's Neue anstellen lassen, dann fange er auch an alt zu werden, zudem besitze er bereits in Bayern Haus, Garten und andere Liegenschaften, ferner beziehe er 400 Florin jährliche Provision ohne das, was ihm der Herzog Wilhelm noch gebe. Schließlich empfiehlt er dem Churfürsten einige geeignete Musiker, den Jakob Regnard in der Kapelle des Kaisers Maximilian zu Prag und einen früheren Schüler, Balduin Hayaux, der jetzt in der Kapelle des Herzogs von Würtemberg sich befinde.

Somit blieb also Orlandus der Münchener Hofkapelle erhalten. Er fuhr unermüdet in seiner Compositionsthätigkeit fort. Am 20. Februar 1581 dedicirte er dem Herzog von Bayern einen Band italienischer Volkslieder, und dem Bischof Julius von Würzburg vermachte er 1582 als Neujahrsgeschenk einen Band mit geistlicher Musik, enthaltend neun Lectionen zu vier Stimmen aus dem Buche Job und noch sechzehn Gesänge in elf Motetten. Am 1. Februar desselben Jahres dedicirte er dem Senat von Nürnberg heilige Gesänge zu fünf Stimmen in lateinischer Sprache, und am 18. desselben Monats 26 sechsstimmige Motetten dem Jakob Fugger, Freiherrn von Kirchberg und Weißenborn. Im Jahre 1583 widmete er dem durchlauchtigen Herrn Maximilian, Pfalzgraf bei Rhein: „Newe Teutsche Lieder, Geistlich und Weltlich mit vier Stimmen." Im folgenden Jahre erschienen zuerst die berühmten Bußpsalmen im Druck[27].

In diese Zeit fällt ein Ereigniß, welches dem Namen unseres Meisters auch beim Münchener Volke ein höchst volksthümliches

Ansehen verschaffen sollte; wir meinen den Vorfall bei der Frohnleichnamsprocession des Jahres 1584. Das heilige Frohnleichnamsfest sollte in diesem Jahre wie gewöhnlich mit aller herkömmlichen Pracht gefeiert werden. Es war dieß für München ein Tag, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, an welchem der Glanz der Sonne und das Blau des Himmels weit festlicher strahlte, als an allen anderen Tagen des Jahres, ein Tag, an welchem auch der Aermste zufrieden, der Kränkelnde munter, und jedes Gesicht, jedes Geschlecht und Alter aufgeheitert und der Greis wie der Knabe mit aufjauchzender Freude, von Triumph und Jubel erfüllt war.

Großartige Aufzüge und Festlichkeiten waren mit der Procession verbunden. Sämmtliche Zünfte der Stadt betheiligten sich an derselben mit ungefähr 300 Personen. Jede Zunft lieferte ihre eigene, auf die Verherrlichung des hh. Sacramentes abzielende Vorstellung aus dem alten oder neuen Testamente, zu welcher zwei Theologen die Idee angaben, oder welche sie doch zu begutachten hatten. Die Fischer hatten z. B. die Erschaffung des Himmels und der Erde, die Nadler Isaak und Rebecca, die Handschuhmacher den geduldigen Job, die Metzger Moses und das rothe Meer, die Sieber den Propheten Jonas, die Buchbinder, Pergamenter und G'stadelmacher den Kaiser Octavian Augustus, die Messerschmiede den König Herodes und die unschuldigen Kindlein, die Gürtler den Einzug Jesu in Jerusalem, das Hofgesinde den Ritter St. Georg u. s. w. darzustellen. Diese verschiedenen Aufzüge hatten zum Theil auch eine entsprechende Musik nothwendig. So wurden für die alttestamentliche Musik folgende Instrumente empfohlen: Tannbarin [28], Pfeifen, Dulein [29], Driangl, Geigl, Peukhl, Lauten, Quinternen, und Cithern oder Pusaunen. Das wäre wohl, heißt es in der Instruction, eine passende hebräische Musik, die am besten der Balbirer-Zunft überlassen würde. Ferner ist in Erwägung zu ziehen, heißt es dort weiterhin, wie man eine seltsame hebräische *Musik* oder Gesang bei den Metzgern, die das goldene Kalb

haben, einrichtet. Entweder sollen die Personen, die um das Kalb tanzen, einen hebräischen Gesang singen, wie ihn Sigmund Vileno componirt hat, oder die Schulknaben sollen einen solchen auswendig lernen. Ebenso wurde es für gut befunden, einen Harfenisten zu bestellen, der die Person des Königs David repräsentiren könne, vor der Arche die Harfe schlüge und zu Zeiten vor derselben hertanzte. Man kann sich denken, wie das innerste religiöse Volksleben, die Ehre der Zünfte und ihrer Vertreter bei dieser Procession betheiligt war.

Ein natürliches Hinderniß hätte indeß beinahe im Jahre 1584 die Procession vereitelt, welcher auch der gerade anwesende Bischof von Eichstädt beiwohnen wollte. Bereits am Morgen in aller Frühe erhob sich ein schreckliches Unwetter. Es blitzte, donnerte, regnete so stark, daß Jedermann glaubte, man werde die Procession aufschieben müssen. Der Herzog ließ zu verschiedenen Malen den Thurm der Kirche besteigen, um zu sehen, ob sich das Unwetter nicht bald verziehe; allein die Nachrichten waren immer ungünstig. Darauf ließ der Fürst den Oberleiter der Procession zu sich rufen und fragte ihn, was er vom Ausziehen der Procession halte. Dieser antwortete: wenn die Procession durch den Regen ginge, würde sie großen Schaden nehmen; weil aber Derjenige, Der das Wetter machen und aufhalten könne, selbst mitgetragen werde, und Ihm, dem allmächtigen Gott, diese Ehre erwiesen werde, so halte er es für billig, auf Ihn zu vertrauen. Gefalle Gott, dem Herrn, diese Andacht und Ehrenbezeigung, so werde Er den Regen schon aufhalten; wo nicht, so werde Er es auch ein andermal regnen lassen. Er sei der Ansicht, man solle ausziehen. Der Herzog meinte auch, man solle das Wetter Gott, dem Herrn, überlassen und gab Befehl, die Procession einstweilen zu ordnen und mit dem Sanctissimum bis unter die Kirchenthüre zu ziehen.

Während sich nun die Procession in der Kirche in Reihe und Glied aufstellte, drohte der Himmel immerfort mit einem Platzregen, und es fing auch schon an zu tröpfeln. Sobald

aber das hh. Sacrament zur Kirchenthür hinausgetragen wurde, und Orlandus die Motette Gustate et videte: „Kostet und sehet, wie freundlich der Herr ist", anstimmte, wurde das Wetter derartig hell und lieblich, und die Sonne strahlte bald in einem solchen Glanze, daß der Oberleiter der Procession aus der Reihe trat, zu Sr. Durchlaucht hineilte und auf das schöne Wetter hindeutend zu ihm sagte: „Kostet und sehet, wie freundlich der Herr ist denen, die Ihn fürchten und auf Ihn vertrauen." Der Herzog antwortete freudig bewegt: „Ja, freilich." So konnte die Procession bei Sonnenschein und kühler, angenehmer Temperatur durch die ganze Stadt und später wieder in die Kirche ziehen. Man bemerkte sogar auf dem ganzen Wege, daß, sobald Orlandus mit seinem Chore die Motette anstimmte, die Sonne viel schöner schien als vorher, was besonders auch dem Fürsten aufgefallen war. Sobald der letzte Mann der Procession wieder in der Kirche war, erhob sich ein jämmerlicher Platzregen, so daß man allgemein einen Wolkenbruch befürchtete. Jedermann hielt dieses Ereigniß, wie der Licentiat Müller, dessen Aufzeichnungen wir unsere Mittheilungen fast wörtlich entlehnt haben, berichtet, für eine besondere Gnade Gottes. Seit dieser Zeit wurde die Motette Orlando's bei Processionen gesungen, die zur Erlangung eines schönen Wetters veranstaltet wurden [30].

Der Text dieser Motette ist dem 30. Psalm (Vers 9—11) entlehnt. Sie ist für fünf Stimmen gesetzt und zerfällt in zwei Theile. Der erste Theil enthält die Worte: „Kostet und sehet, wie freundlich der Herr ist; glückselig der Mann, der auf Ihn hofft. Fürchtet den Herrn, ihr seine Heiligen, weil nichts mangelt denen, die Ihn fürchten." Der zweite Theil lautet: „Reiche darben und hungern; die den Herrn suchen, haben nicht Mangel an jeglichem Guten." Leicht dahinfließende Melodieen, von denen die eine aus der anderen hervorzublühen scheint, liebliche Harmonie und rhythmische Lebendigkeit zeichnen diese Motette so sehr aus, daß man den tiefen volksthümlichen

Eindruck, den sie gerade unter den obwaltenden Umständen machte, leicht begreift.

VIII.

Die letzten zehn Lebensjahre des Orlandus. Sein Tod.

In der letzten Periode seines Lebens entwickelte Orlandus eine gesteigerte, wahrhaft erstaunliche Productivität im Componiren. Im Jahre 1585 dedicirte er eine Sammlung von Madrigalen zu fünf Stimmen dem Grafen Mario Bevilacqua; die Lamentationen des Propheten Jeremias ebenfalls fünfstimmig dem Abt von Beuron, Johann Benedict; dem Grafen Friedrich Eytel in Hohenzollern und Sigmaringen einen Band sechs- und achtstimmiger heiliger Gesänge; ferner Alexander II. Fugger, Propst der Kathedrale zu Freisingen, ebenfalls einen Band kirchlicher Gesänge. Zwei Jahre später, 1587, dedicirte er dem Leibarzte des Herzogs Dr. Mermann sechsstimmige Madrigale, dem Herzog Ernst von Bayern, Erzbischof von Köln, 13 Magnificats, über Themen weltlicher und geistlicher Lieder componirt. Im folgenden Jahre, 1588, widmete er: 50 deutsche Psalmen zu drei Stimmen, von denen 25 von ihm selbst, 25 von seinem Sohne Rudolph componirt waren, dem Abt Gallus im Kloster Ottenpeyern; im Jahre 1589 einen Band fünfstimmiger Messen dem Abte Georg vom Kloster Weingarten; im Jahre 1590 dem Bischof Ernst von Bamberg neun deutsche und drei französische, sechsstimmige Gesänge.

Herzog Wilhelm blieb mit dem Orlandus in enger Freundschaft verbunden bis an sein Lebensende. Im Jahre 1587 schenkte er ihm einen Garten in Schöngeising an der Amper, der 60 Schritte lang und 40 Schritte breit war. Außerdem besaß unser Meister noch ein Landgut in Putzbrunn, im Districte Wolfrathshausen. Ueberhaupt hatte er mit Nahrungssorgen nicht zu kämpfen, denn seine Compositionen hatten ihm ein

ansehnliches Vermögen verschafft. So kaufte er im Jahre 1578 mehrere Häuser und Grundstücke in der Hofmark Meisach. Damit er sich aber seinen Berufsarbeiten, die einen ganz sorgenfreien Geist erfordern, desto unbesorgter hingeben könne, verfügte der Herzog unter dem 6. November 1587, daß die Gattin des Orlandus für den Fall, daß sie ihren Gemahl überlebe, ihr Leibes-Leben lang alljährlich eine Pension von 100 Gulden beziehen solle. Orlandus, hierüber sehr erfreut, reichte noch im selbigen Jahre dem Herzoge eine Bittschrift ein, in welcher er darum bat, für einige Zeit vom Kapellendienst dispensirt zu werden, um mit desto größerem Eifer und mit mehr Muße sich auf das Componiren verlegen zu können. Unter dem 6. December antwortete ihm der Herzog, er wolle ihn mit Rücksicht auf seine langen und treuen Dienste vom strengen Kapellendienst theilweise entbinden und es ihm überlassen, nach Belieben zu kommen, wann er wolle; wenn er ihn aber verlange, müsse er stets erscheinen. Auch gab der Herzog ihm die Erlaubniß, einige Zeit im Jahre bei den Seinigen zu Geising an der Amper, oder an einem anderen Orte des Herzogthums sich aufzuhalten, jedoch nur unter der Bedingung, daß er zurückkehre, wenn er (der Herzog) es wünsche. Für diese Erleichterung sollten ihm über zwei Jahre, also erst vom Jahre 1590 an, jährlich 200 Gulden vom Gehalte abgezogen werden. Zugleich versprach ihm der Herzog, damit es nicht den Anschein habe, als wolle er hart gegen ihn verfahren, für die beiden Söhne zu sorgen. Der eine, Ferdinand, augenblicklich in Diensten des Grafen Friedrich Eytel von Hohenzollern stehend, könne, falls er dieß vorziehe, in die Hofkapelle eintreten. Er solle ein Gehalt von 200 Gulden und freie Kost an dem Offiziertisch oder das Geld dafür bekommen; dafür müsse er in Abwesenheit seines Vaters und des Unterkapellmeisters Johann a Fossa die Stellvertretung übernehmen. In Bezug auf den anderen Sohn Rudolph wurde Folgendes bestimmt: Im Falle derselbe mit Vorwissen des Herzogs über kurz oder lang sich verehelichen wolle,

könne er die Organistenstelle mit einem Gehalt von 200 Gulden übernehmen. Dafür müsse er aber auch in der Kapelle mitsingen und den Knaben Unterricht in der Composition und anderen noch näher zu bezeichnenden Fächern ertheilen.

Orlandus verzichtete aber auf den ihm bewilligten Urlaub. „Weil im got gesundt geb, kin und mig er nit feiren," sagte er, und versah seinen Kapellendienst auch fortan so pünktlich wie vorher. Die Zeit, welche er noch erübrigte, verwandte er auf die Composition, indem er entweder Neues anfertigte oder Altes überarbeitete. Ja er diente und componirte jetzt um so fleißiger, um sich dadurch dem Herzoge, der für seine beiden Söhne so väterlich gesorgt, dankbar zu bezeigen. Diese übergroße Geistesanstrengung übte aber auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß aus. Als eines Tages die Gattin von Schöngeising nach Hause zurückkehrte, fand sie ihren Gemahl im Zustande vollständiger Geistesabwesenheit. Er kannte sie nicht und wollte weder mit ihr noch mit Anderen ein Wort sprechen. Die betrübte Gattin wandte sich an die Herzogin Maximiliana, die den Herzog von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Dieser schickte sofort seinen Leibarzt Dr. Mermann, mit dem der Componist auf sehr vertrautem Fuße stand, zu ihm. Der Kunst desselben gelang es, den Orlandus nach einigen Tagen wieder zu sich zu bringen; aber die frühere Gesundheit vermochte er ihm nicht wieder zu geben. Er ist nie wieder, sagte später seine Gattin Regina, so recht fröhlich gewesen wie früher; er war allzeit still und redete viel von seinem Tod. Der Herzog ließ ihm zu seiner Beruhigung durch Dr. Mermann mittheilen, daß er nach wie vor sein ganzes Gehalt beziehen werde; denn er könne ihm nichts abziehen, weil er ja in seinem alten Dienst verblieben sei. Dieß beruhigte den Orlandus für den Augenblick. Später schrieb er in einem Anfall von Schwermuth wieder an den Herzog: Er wolle seinen Dienst aufgeben, der Herzog möge ihm zu den 400 Gulden, die sein Vater ihm zugesprochen, nach Belieben noch etwas hinzufügen.

Regina fand, daß ihr Gemahl wieder so seltsam wurde, nicht schlafen konnte, und befürchtete deßhalb einen Rückfall in den früheren Zustand. In ihrer Bekümmerniß wandte sie sich durch die Herzogin Maximiliana mit einer Bittschrift an den Herzog, worin es heißt: „E. Fdl. wollen uns noch des mals seins seltzamen kopfs, der ja nur durch sein kunst und große arwaidt in so vil fandasey kum, nit lassen entgelten, sunder im sein pesoltung noch lassen folgen wie zuvor; dan es wer sein dot, wan er nit diente." Der Herzog ließ ihm sagen, daß alles so bleiben solle wie früher; wenn er jedoch noch einmal einkomme um Urlaub, dann könne er auch gehen. Im Jahre 1592 wurde bei der Reduction der Hofkapelle Orlandus mit den übrigen Musikern auf die herzogliche Kammer geladen und ihm eröffnet, daß seine Besoldung 800 Gulden betrage. Der Betrag für die Hofkleidung war ihm nicht wieder zugewiesen worden, wie früher. Indeß ließ der Herzog ihm auch diesen Betrag später nachzahlen, so daß ihm nur, wie Regina sagt, „das Fueder vir ain Ros ist abgeschafft worden". Seit dieser Zeit scheint der geistige Zustand des Componisten wieder ein normaler gewesen zu sein, denn er verlegte sich wieder auf's Componiren. Indeß muß man doch allgemein seinen baldigen Tod befürchtet haben, denn im Jahre 1593 fordert ein Henricus Götting in einem Gedichte auf, für den Orlandus zu beten:

> „Laß pitten für den alten Man,
> Er wöll uns den noch länger lan,
> Damit er Gott und uns zugleich
> Zu mehrerm Nutz und Frommen g'reich." [31]

Im Jahre 1594 gab Orlandus eine Sammlung sechsstimmiger Gesänge heraus, die er am Feste der Erscheinung des Erzengels Michael dem Bischofe Johann Otto von Augsburg widmete. Am 24. Mai desselben Jahres dedicirte er sein Schwanenlied „Die Thränen des hl. Petrus" (Lacryme de S. Pietro) dem Papste Clemens VIII. In der Dedication sagt er: „Mit der allergrößten Hochachtung übersende und be-

dicire ich Ew. Heiligkeit die Thränen des hl. Petrus, ein Gedicht in Reime gesetzt von Signor Luigi Tansillo und von mir aus besonderer Hochachtung gegen Ew. Heiligkeit in meinem beschwerlichen Alter in Musik gesetzt." Dieß sollte seine letzte Composition sein; am 14. Juni ereilte ihn bereits der Tod.

Kurz vorher hatte er noch „zu seinem und seiner Erben und Nachkommen immerwährenden Gedächtniß, Trost und Heil der Seelen" in dem Heiliggeist-Spitale zu München auf den Sonntag nach Michaelis für jeden Armen eine jährliche Spende und im Gotteshause des hl. Johannes des Täufers zu Geising an der Amper einen ewigen Jahrtag mit einem Hochamte und zwei (stillen) Messen gestiftet. Er wurde begraben auf dem Franziskanerkirchhofe in München, wo seine Gattin ihm ein prachtvolles Denkmal aus rothem Marmor setzen ließ.

Ueber die letzte Ehre, welche dem Orlandus bei seinem Begräbnisse zu Theil wurde, haben wir keine nähere Nachrichten. Indessen können wir annehmen, daß das Begräbniß dessen, der in seinem Leben der Fürst der Tonkunst genannt wurde, den Herzog Albert als die „Perle seiner Kapelle" pries, der von Herzog Wilhelm und allen, die ihn kannten, auf's Höchste geehrt und geliebt wurde, nicht minder prächtig und würdig gewesen sein wird als das Palestrina's.

Das prachtvolle Denkmal, 3½ Palmen hoch und 7 Palmen breit, besteht aus zwei Theilen. In der Mitte des oberen Theiles sieht man die Grablegung Christi mit den heiligen Frauen in Bas-Relief, rechts im Hintergrunde Jerusalem und links den Calvarienberg. Unten steht die Jahreszahl MDXCV. Zu beiden Seiten des Bas-Relief liest man, in zierliches Laubwerk eingefaßt, folgende Grabschrift:

Ach, des Orlando Gebein, durch süße Gesänge erfreuend
Jetzt umschließet es stumm, trauererweckend das Grab.
Laß sind geworden die Grazien, innig beweinend den Lassus,
Hoch von Fürsten geehrt, theuer dem Kaiser sogar;
Belgischem Boden entstammet, dem Vater so herrlicher Geister,

Doch von Bayern gehegt, welchem Heroen so werth.
Bayern bewahret denn gastlich auch jetzt die sterblichen Reste,
Weiland dem Geiste vereint sechzig der Jahre und zwei.
Felsen und Wald und wildes Gethier — sie folgten dem Orpheus;
Orpheus ist diesem gefolgt. Er hat den Meister besiegt.
Nun, da er lang schon erfüllte mit hehren Gesängen den Erdkreis,
Fürder im himmlischen Chor wirbt er um göttlichen Preis. [32]

In der Mitte des unteren Theiles des Grabmals befindet sich das Wappen des Orlandus und der Regina, rechts davon acht knieende Frauen; neben der ersten liegt ein eingewickeltes Kind, neben der zweiten ein Wappenschild. Auf der entgegengesetzten Seite kniet Lassus mit neun Personen, seinen Söhnen und Enkeln.

Regina Weckinger, die getreue Ehegattin, überlebte ihren Gemahl nicht lange. Gleich nach dem Tode desselben gerieth sie mit der herzoglichen Hofkammer, welche berechnet hatte, daß Orlandus vom Jahre 1590 an 707 Gulden 40 Kreuzer über Gebühr bezogen und demnach ihr und den Kindern diese Summe abziehen wollte, in Streit. Sie wandte sich mit einer Bittschrift an den Herzog; mit welchem Erfolge, wissen wir nicht.

Am 1. Juni 1596 stiftete sie für sich und die ganze Familie, dann auch zur Hülfe und zum Troste aller christgläubigen Seelen ein Jahrgedächtniß bei den Franziskanern in München, welches vierzehn Tage vor oder nach dem Feste des hl. Martyrers Vitus mit einer Vigilie und als Hochamt gehalten werden sollte, Sie starb am 5. Juni 1600 und wurde neben ihrem Gatten begraben. Daß diese Frau während ihres Lebens durch ihren edlen Charakter und ihre Tugendhaftigkeit sich ausgezeichnet hat, beweist die Inschrift auf ihrem Grabmal: **Anno Domini** 1600 den 5. Juni starb die Edl und tugendhaffte Frau Regina di Lassin. Weiland Orlandi de Lasso Ihro Durchl. in Bayern gewesten Obristen-Capelmeisters nachgelassene Wittib, deren und allen Christglaubigen Seelen Gott gnädig und barmherzig sein wolle. Amen." [33]

Das prachtvolle oben beschriebene Denkmal blieb bis zum Jahre 1802 auf dem Franziskanerkirchhofe in München stehen. Als bei der Aufhebung der Klöster mit dem Franziskanerkloster auch der Kirchhof seiner früheren Bestimmung entzogen wurde, erwarb der Hofschauspieler Heigel das Denkmal und stellte es in seinem Garten auf. Später erhielt es die Akademie der bildenden Künste, dann wanderte es in das germanische Museum nach Nürnberg. Von hier ging es wieder nach München zurück, wo es im Nationalmuseum aufgestellt wurde.

IX.

Stellung des Orlandus zur Kirche und zur Reformation.

Von Winterfeld spricht in seinem Aufsatze „Orlandus Lassus und Johannes Eccard" davon, daß der katholische Meister sich auch mit der Composition evangelischer Kirchenlieder befaßt habe [34]. Diese sind enthalten in der Sammlung Teutscher Lieder vom Jahre 1583, deren drei Theile 1567, 1572 und 1576 bereits einzeln erschienen waren. Die betreffenden Lieder heißen: 1) Vatter unser im Himmelreich; 2) Ich ruff zu Dir, Herr Jesu Christ; 3) Kombt her zu mir, spricht gottes son; 4) Es sind doch selig alle die; 5) Der Tag, der ist so freudenreich; 6) Was kan uns kommen an für not; 7) Erzürn dich nicht, o frommer Christ. Der Text dieser von Orlandus in fünfstimmigen Tonsätzen bearbeiteten Lieder enthält nichts specifisch Protestantisches; ja, Nr. 5 ist anerkannter Maßen ein altes katholisches Kirchenlied. Demnach konnte Orlandus durchaus keinen Anstoß an diesen Liedern nehmen. Er wußte höchst wahrscheinlich gar nicht einmal, woher sie kamen. Es wurden damals auf protestantischer wie katholischer Seite in geistlichen wie in weltlichen Liederbüchern und auch auf losen Blättern sehr viele Kirchenlieder im Volke verbreitet [35]. Später kamen sie auch in die Kirche hinein; dieß war nur möglich, weil der

Text keine Anhaltspunkte zur Beurtheilung ihres Ursprunges bot. Deßhalb verbieten denn auch die Provincial- und Diöcesan-Synoden aus dieser Zeit, in der Kirche neue deutsche Lieder zu singen, die nicht vom Bischofe ausdrücklich approbirt seien.

So wenig also aus der Composition der erwähnten Lieder ein Schluß auf das Verhältniß des Orlandus zur Reformation gestattet ist, so sehr geht aus anderen Thatsachen seine treue Anhänglichkeit an die katholische Kirche hervor. Orlandus war erster Kapellmeister am bayerischen Hofe. Bei der bekannten Haltung dieses Hofes der Reformation gegenüber konnte es gar nicht anders sein, als daß Orlandus in allen Stücken ein treuer Bekenner seines Glaubens war. Wie sehr er aber auch mit Geist und Herz demselben zeitlebens zugethan war und blieb, dafür legt seine rastlose Kunstthätigkeit für den Dienst der Kirche das unvergängliche, beredteste Zeugniß ab. Das Urtheil der Kirche ging ihm über Alles; eine Thatsache aus seinem Leben, die uns erhalten ist, beweist dieß unwiderleglicher, als alle Worte es vermögen.

Im Mittelalter war das Zinsennehmen sowohl von Seiten des Staates als der Kirche verboten. „Es verbietet," sagt der Schwabenspiegel, „got unde der pabest unde der keyser unde alles geystlich gerichte unde reht, daz deheim kristen mensche von dem andern sol gesuoch (Zins) nemen."

Orlandus hatte sich nun nach und nach ein Kapital von 4400 Gulden erspart und dasselbe in der bayerischen Schatzkammer hinterlegt, wofür ihm fünf Procent Zinsen ausgezahlt wurden. Nachdem er bereits mehrere Jahre die Zinsen in Empfang genommen, entstanden bei ihm Gewissensbedenken über die Erlaubtheit dieser Handlungsweise. Plötzlich schickte er dem Herzog den ganzen Betrag der bisher empfangenen Zinsen zurück. „Er sei," sagt er, „aus Christlichem gueten eyfer und gewissen, bevorab auf unserer heiligen, allgemainen Muetter der Kirchen vorgeende, Gottseelige Unnderricht und getreue sorg-*elltigkeit,* So Sy umb unnserer Seelen hail unnd Ewiger seelig-

keit willen tregt, In sich selbst ganngen unnd habe befunden solch Interesse bis daheer unrecht unnd unzimblich empfangen zu haben.“ [36] Der Herzog nahm die Summe für den Augenblick an, schickte ihm aber am 6. März 1580 eine Schenkungsurkunde zu, worin er ihm anzeigt, daß er wegen der langjährigen, unterthänigen, getreuen und willigen Dienste, die er seinem hochseligen Vater erwiesen, und in Anbetracht seiner künftigen Dienste, aus freiem Willen die restituirte Summe wieder zum Geschenk mache und sie ihm hiermit zustelle.

Auch war Orlandus ein besonderer Verehrer der Himmelskönigin. Sein Sohn Rudolph bezeugt uns dieß in der Dedication zu dem von ihm im Jahre 1609 herausgegebenen Werke seines Vaters: „Jubilus B. Mariae Virginis“. „Mit welcher Liebe,“ heißt es dort, „mein verstorbener Vater der allerseligsten Jungfrau Maria anhing, geht daraus hervor, daß er jene herrlichen Melodien des Magnificat, worin die allerseligste Jungfrau einst Gott dem Herrn Lob gesungen und Dank abgestattet hat für die großen ihr erwiesenen Wohlthaten, in so mancherlei Weisen componirt hat, wie kein Anderer, so daß es den Anschein hat, als ob er seine ganze musikalische Kunst in der Lobpreisung derselben habe erschöpfen wollen. Ich zweifle nicht, daß er den Lohn dafür durch die Fürbitte der Himmelskönigin schon erhalten hat.“ Später heißt es dann: „Ich bin überzeugt davon, daß mein Vater diese Gesänge componirt hat, um durch ihre lieblich frommen Harmonieen möglichst viele Menschen zur Verehrung und Liebe gegen die allerseligste Jungfrau Maria anzuspornen. Dieser Absicht meines Vaters will ich dadurch entsprechen, daß ich sie alle zusammen drucken lasse.“ [37]

Orlandus blieb also der alten Kirche treu; ja er wurde in dieser alten Kirche selbst gewissermaßen im wahren Sinne des Wortes ein Reformator, und zwar, wie wir sehen werden, auf dem Gebiete der Kirchenmusik.

X.

Die Entwicklung der polyphonen Musik in Deutschland. Mißstände in der Kirchenmusik. Stellung des Orlandus dazu.

Bisher war man vielfach der Ansicht, daß Deutschland von den Niederlanden aus die Anfänge zu seiner Kunstmusik herübergenommen habe. Diese Behauptung ist aber nach den neuern Forschungen de Coussemakers und Arnolds nicht aufrecht zu erhalten.

Bereits im 13. Jahrhundert treffen wir in Deutschland den berühmten Franco von Köln (1243—1247)[38], Domscholaster daselbst. Von diesem hat der obengenannte belgische Musikforscher in Montpellier zwei Compositionen aufgefunden. Im 14. Jahrhundert, sagt derselbe, begegnen wir bereits harmonischen Tonverbindungen, die man bisher in viel spätere Zeiten zu verlegen gewohnt war. Heinrich Hessemann von Straßburg, Heinrich von Freiburg, Zeltenpferd, Heinrich von Laufenberg, Nicolas de Merqs (Merxem?) sind Tonsetzer, deren Namen und Compositionen auf uns gekommen sind[39]. Das Locheimer Liederbuch (nach Arnold in der Zeit von 1452—1460 verfaßt) enthält zwei- und dreistimmige contrapunktische Sätze, für Discant, Tenor und Contratenor, ebenfalls das Oeglin'sche Liederbuch (1512 in Augsburg gedruckt). Indessen blieb man in der weiteren Entwicklung des Contrapunktes hinter den Niederländern zurück und die schnelle Ausbildung desselben in der niederländischen Schule kam der deutschen Schule später gut zu Statten. Die Niederländer führten, wie wir gesehen, die Polyphonie ihrer höchsten technischen Vollendung zu; sie kümmerten sich zuletzt um den Text sehr wenig, während in Deutschland das Bestreben dahin ging, Melodieen zu erfinden und durch dieselben den Text zu charakterisiren. Bei den Niederländern *war* der Contrapunkt die Melodie; bei den Deutschen stand

aber die Melodie oben an. Während demnach in den Niederlanden der Contrapunkt im Schwunge war, blühte in Deutschland das Volkslied, sowohl das geistliche wie das weltliche. Auf die große Formvollendung im mehrstimmigen contrapunktischen Satze, wie wir sie bei den deutschen Meistern des 16. Jahrhunderts finden, hat indeß die niederländische Kunst einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt.

In den Kirchen blieb man noch lange Zeit bei dem einfachen Gregorianischen Choralgesang; allmählich kamen von den Niederlanden her auch die mehrstimmigen Messen in Gebrauch. Denn die deutschen Tonsetzer componirten wenig Messen. Daneben behauptete von alter Zeit her das deutsche Kirchenlied seine Stellung; namentlich vor und nach der Predigt fand dasselbe seine Verwendung. Auch das Orgelspiel stand in hoher Blüthe. Wir erinnern nur an die bedeutenden Künstler Konrad Paulmann († 1473 zu Nürnberg) und Arnold Schlick (geb. um 1460 in Böhmen), Organist am kurfürstlichen Hofe in Heidelberg.

Daß sich indessen auch mannigfache Mißbräuche in die Kirchenmusik eingeschlichen hatten, ersehen wir am besten aus den Beschlüssen der deutschen Synoden.

Das Concil von Trient hatte in der XXII. Sitzung beschlossen (1562): „Aus der Kirche sei diejenige Musik zu verbannen, welche im Orgelspiele und Gesange eine Beimischung von Ueppigem oder Unreinem zeige". In der XXIV. Sitzung (de Ref. c. 12) waren die speciellen Maßnahmen zur Ausführung der Beschlüsse den Provincialsynoden überlassen worden. Diese sollten, mit Rücksicht auf die Nützlichkeit und die herrschenden Sitten einer jeden Provinz, die nothwendigen Vorschriften erlassen. In Ausführung dieser Beschlüsse finden wir die deutschen Synoden alsbald mit der Beseitigung der herrschenden Mißbräuche beschäftigt. Die Synode von Constanz im Jahre 1567 adoptirt wörtlich einen Beschluß der Synode von Cambrai aus dem Jahre 1565, welcher lautet: „Die Orgel soll in der Kirche

so verwandt werden, wie es vom Concil von Trient vorgeschrieben worden ist, das heißt: Es sollen durch die Modulation keine leichtfertigen Gesänge nachgeahmt werden. Im Uebrigen sollen die Gesänge, welche der Chor der Instruction nach zu singen hat, so vorgetragen werden, daß sie verstanden werden können, nicht aber mit Orgelbegleitung, die nicht so erbauen kann, wie die menschliche Stimme, die eine Erklärerin und Verkündigerin des frommen Sinnes der Worte sein soll. Doch ist es zur Zierde des Gottesdienstes erlaubt, die Orgel zu brauchen bei den Prosen [40], dem Offertorium, dem Sanctus und dem Agnus Dei" [41].

Im Jahre 1567 beschließt die Synode von Augsburg: „Beim Gesange während des kirchlichen Gottesdienstes, insbesondere während der heiligen Messe, soll der Chor so singen, daß nicht bloß die Ohren Vergnügen aus seinem Gesang haben, sondern auch der Geist Nutzen daraus ziehen kann. Die Gesänge aber, welche zur Belehrung und Unterweisung der Gläubigen dienen, wie z. B. das Glaubensbekenntniß, sollen so gesungen werden, daß die Gläubigen die Worte verstehen können; unterdessen soll die Orgel schweigen. Der Gebrauch der Orgel überschreitet an vielen Stellen das Maß und muß verbessert werden, damit nicht die Zuhörer durch eine zu üppige Modulation von frommen Gebeten abgehalten werden, damit ferner nicht eine ungeeignete Musik, die weder einfach noch ernst ist, durch Nachahmung unanständiger und profaner Gesänge die Weichlinge mehr ergötzt, als fromme Seelen erbaut. Auch geziemt es sich nicht, die heiligen Gesänge, wie Gloria, Präfation, Sanctus, Agnus Dei, abzubrechen oder durch andere Gesänge und Modulationen zu verhindern, daß sie von Anfang bis zu Ende vernommen werden können. Von den Kirchen sollen fern bleiben die Gesänge der Neuerer, mögen sie nun unter dem Vorwande der schönen Melodie oder des frommen Inhaltes wegen empfohlen werden. Die alten katholischen Lieder, ganz besonders diejenigen, welche unsere frommen deutschen Vorfahren an größeren Festen zu

singen pflegten, billigen wir; sie können auch fernerhin in der Kirche, oder bei Processionen gesungen werden." An einer anderen Stelle bestimmt die Synode: „Da es sich nicht geziemt, daß während der heiligen Wandlung Antiphonen oder unpassende Gesänge eingelegt werden, so soll die tiefe und heilige Stille, welche den heiligen Geheimnissen gebührt, ohne sehr wichtigen Grund nicht unterbrochen werden." [42]

Die Provincialsynode von Salzburg im Jahre 1569, deren Beschlüsse auch der Herzog Ernst, Administrator der Diöcese Freising, mit unterschrieb, schärft in einer Verordnung den Chorsängern ganz besonders ein, daß sie die Cantica, Psalmen, Hymnen, Antiphonen und andere Kirchengesänge nicht so eilig und verstümmelt vortragen sollen, sondern bedächtig und mit der nöthigen Ehrerbietung. Ferner soll beim Gesange nicht in barbarischer Weise geschrieen werden. Der Chordirector wird darauf aufmerksam gemacht, solche Schreier zurechtzuweisen und sie zu einem mäßigeren Gesange anzuleiten. Das sei nicht schwer, heißt es, zumal da gewisse Leute mit Absicht und gegen ihre natürliche Anlage sich eine solche Stentorstimme zu erwerben suchten. Ueber den deutschen Gesang wird hier Folgendes bestimmt: „Damit die alte und löbliche Gewohnheit bestehen bleibe, wonach in der Kirche von Alters her vor und nach der Predigt vom Volke nach dem Anstimmen des Predigers Lieder gesungen werden, die zur kirchlichen Festzeit paßten, so approbiren wir diese Gewohnheit. Es sollen aber nur solche Lieder gesungen werden, die in der Diöcesan-Agende stehen oder vom Ordinarius approbirt sind. Wenn dieß irgendwo nicht beobachtet worden ist, so schreiben wir für die Zukunft vor, daß der Pfarrer oder Prediger, der ein anderes, in der Agende nicht enthaltenes Lied anstimmt oder singen läßt, aller seiner Beneficien beraubt und strenge bestraft werden soll." [43]

Instrumente scheinen an manchen Stellen zur Unterstützung des Gesanges in der Kirche eingeführt worden zu sein. Die Synode von Augsburg im Jahre 1610 schreibt vor, daß die

Orgel, Flöten, Hörner und übrigen Instrumente nicht unzeitig und unmäßig in der Kirche gebraucht werden sollen[44]. In ähnlichem Sinne beschließen die anderen Synoden aus dieser Zeit.

Diesen Mißbräuchen gegenüber trat nun Orlandus als Reformator auf. Ob er einen directen Anstoß dazu bekommen, wie Palestrina durch die Commission, welche im Auftrage des Papstes detaillirte Beschlüsse faßte, wissen wir nicht; als sicher ist indeß wohl anzunehmen, daß ihm die Beschlüsse des Concils von Trient und der deutschen Synoden nicht fremd blieben. Denn er war ja, wie wir aus den Dedicationen ersehen, mit den an der Verbesserung der deutschen Kirchenmusik direct betheiligten Bischöfen von Freising, Augsburg und vielen hohen Würdenträgern befreundet, und durch sie jedenfalls wohl informirt.

Seine Reformthätigkeit für Deutschland finden wir nun darin: 1) daß er zahlreiche Messen componirte und dadurch dem Mangel an polyphonen Messen in Deutschland abhalf, so daß man nicht mehr zu den Compositionen der Niederländer zu greifen brauchte; 2) daß er in diesen Messen als Meister der Form sich zeigte und diese Form dem kirchlichen Zwecke unterordnete. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern sehen wir ihn besonderes Gewicht auf den Text legen, der ganz correct den Noten unterlegt ist. In den größeren Gesangstücken des Gloria und Credo ist öfters der gleiche Contrapunkt angewandt und auf die Declamation große Sorgfalt gelegt, um nur den Text zum Verständniß zu bringen. Er schrieb seine Messen theils über Melodieen des Chorals, theils über Melodieen eigener Erfindung, theils über Melodieen von Volksliedern. Ein Vorwurf kann ihm aus letzterem Umstande nicht gemacht werden, da er einer allgemeinen Sitte der Zeit huldigte, der Palestrina selbst nicht ferne stand. Man muß dieß nun aber nicht so auffassen, als ob man z. B. Gloria nach irgend einer Volkslied-Melodie *gesungen* hätte. Der zu Grunde liegende Satz des weltlichen

Liedes war in lange Töne auseinander gezogen, von Pausen unterbrochen, von Nachahmungen und Contrapunkten allseitig umgeben, so daß es selbst dem geübten Ohre kaum möglich war, die ursprüngliche weltliche Melodie wieder herauszufinden. Zudem waren diese Melodieen an sich meist nicht weltlichen Ursprungs, da sie den alten kirchlichen Tonarten entstammten. Orlandus entlehnte seine Themen meistens italienischen und französischen Volksliedern, die man in Deutschland weniger kannte, die also auch dort keinen Anstoß erregen konnten. Uebrigens war die Verwendung derartiger Melodieen auch durch kein deutsches Concil verboten worden. Das Verbot der Commission in Rom betraf höchst wahrscheinlich nur die Composition für die Sixtinische Kapelle, da ja selbst Palestrina, der dasselbe doch gut kannte, noch Messen über derartige Melodieen componirte. Im fünften Buche seiner Messen, welches im Jahre 1590 erschien, befindet sich die Messe „nasce la gioia mia". Die nach seinem Tode erschienenen Bände enthalten noch verschiedene Messen dieser Art. Heutzutage kann man an diesen alten Messen aus dem erwähnten Grunde um so weniger Anstoß nehmen, weil die alten Volkslieder-Melodieen längst ganz und gar vergessen sind.

Zur Begründung unseres Urtheils wollen wir eine derartige, von Orlandus über das Volkslied Puisque j'ay perdu componirte Messe einer kurzen Besprechung zu unterziehen. Dieselbe ist gesetzt für vier Stimmen: Sopran, Alt, Tenor und Baß.

Das Kyrie enthält das flehentliche Bitten an Gott und seinen ewigen Sohn um Erbarmung. Der Chor beginnt dreistimmig, der Sopran schließt sich an, indem er den cantus firmus aus dem oben genannten Liede vorträgt. Nach der kurzen ernsten Anrufung „Herr" beginnen einzelne Stimmen in reichfigurirten Gängen auf- und abzugehen, um dem Flehen einen dramatischen Ausdruck zu geben, bis sie am Schlusse zur anfänglichen Ruhe zurückkehren. Im zweiten Theile: Christe

eleison, steigert sich in den bewegten langanhaltenden Figurationen der Ruf nach Erbarmung, während das Kyrie am Schluß die Bitte ausdrucksvoll abschließt.

Der zweite Theil, das Gloria, enthält den Lobgesang der Engel bei der Geburt Jesu Christi, eine Lobpreisung Gottes, des Vaters und des Sohnes, Bitten, und am Schlusse das Bekenntniß der heiligsten Dreifaltigkeit. Die Anfangsworte: „Ehre sei Gott in der Höhe", stimmt der Priester an. Der Chor antwortet in einem vierstimmigen Satze, der dem Anfange des ersten Kyrie gleicht: „Und auf Erden Friede den Menschen, die eines guten Willens sind". Eine erhabene andächtige Stimmung durchweht die folgenden Sätze: „Wir loben Dich, wir preisen Dich, wir beten Dich an, wir verherrlichen Dich" u. s. w., wo die melodische Stimmenverwebung nicht vorherrschend ist, sondern der musikalisch-declamatorische Ausdruck im weniger figurirten Contrapunkt durch Synkopen besonders hervorgehoben wird. Das andächtig hinsinkende „Jesu Christe" bildet den Abschluß dieses Theils. Die jetzt folgende Anrufung des Sohnes Gottes: „Herr Gott, Lamm Gottes, Sohn des Vaters!" beginnt mit einer zweistimmigen Fuge (Canon), in welcher der Alt den Sopran Note für Note nachahmt, aber bald löst sich die strenge Nachahmung in eine freie auf, die am Schlusse in eine Fülle der schönsten Töne sich ausströmt. Die folgenden Sätze: „Der Du die Sünden der Welt hinwegnimmst, erbarme Dich unser; der Du die Sünden der Welt hinwegnimmst, nimm unser Flehen gnädig auf; der Du sitzest zur Rechten des Vaters, erbarme Dich unser!" sind (meistens Note gegen Note gesetzt) in ihren charakteristisch gefärbten Harmonieen und wegen der großen Berücksichtigung des Wortaccentes von ergreifender Wirkung. Der sich anschließende Schlußsatz: „Denn Du allein bist heilig, Du allein der Herr, Du allein der Höchste", beginnt mit einer zweistimmigen, reichfigurirten Nachahmung, entfaltet sich dann in längergehaltenen Noten drei- und vierstimmig, im Ausdruck *steigend* bis zum „Jesu Christe", während der Schluß: „Mit

dem heiligen Geist in der Herrlichkeit Gottes des Vaters", den weitausgesponnenen Satz in belebten Gängen und in freudiger Stimmung abschließt.

Im dritten Theil, dem Credo, dem von der Synode zu Nicäa (325) festgestellten Glaubensbekenntnisse, ist ein ganz besonderes Gewicht gelegt auf den Text und die Quantität der Silben, denen die Noten angepaßt sind. Besonders hervorzuheben ist hier der Satz: „Und empfangen worden ist vom heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau und Mensch geworden". Die gewichtigen Noten und die schöne Harmonie in dem feierlich langsamen Vortrage geben dem Texte, der das Mysterium der Menschwerdung Christi ausspricht, eine mystische Färbung, während das folgende als Duett behandelte Crucifixus: „Und gekreuzigt worden ist unter Pontius Pilatus und gelitten hat und begraben worden ist", in seinen traurig dahinfließenden Klängen und in seiner tiefen Stimmlage den religiösen Ernst dieser Worte uns versinnbilden will. Das dreistimmige: „Und auferstanden ist am dritten Tage", kündigt jubelnd, in seinem reichfigurirten Anfange gegen das Vorige contrastirend, die frohe Nachricht der Auferstehung an, während das: „Und aufgefahren ist gen Himmel" mit aufstrebenden Stimmen eine zweistimmige Fuge bildet. Bei den Worten: „Und wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und Todten", sind „die Lebendigen" durch sehr lebhafte Figuren charakterisirt, während bei den „Todten" langgehaltene Noten eintreten, und der Baß in die Tiefe steigt. Das Glaubensbekenntniß an den heiligen Geist ist recitativisch gehalten, meistens Note gegen Note gesetzt. Bei den Worten: „Ich glaube an eine heilige, katholische, apostolische Kirche", tritt (um diese Worte besonders hervortreten zu lassen) das ungerade Zeitmaß ein, welches aber bereits in dem Satze: „Ich glaube an eine Taufe zur Vergebung der Sünden", in das gerade Zeitmaß wieder übergeht. Ungemein würdevoll ist das sehr breit angelegte: „Und ich erwarte eine Auferstehung der Todten", während das in lebhaften Nach-

ahmungen sich entfaltende: „Und ein ewiges Leben. Amen“, den schönen Abschluß dieses Theiles bildet.

Der folgende Theil, das **Sanctus**, beginnend mit den Worten: „Heilig ist der Herr Gott Sabaoth“, hat im Sopran in langgedehnten Noten den **cantus firmus**, während die anderen Stimmen in leicht dahinfließenden Nachahmungen denselben umgeben. Die Stelle: „Herr Gott Sabaoth“ ist anfänglich ernst gehalten, aber mit einem Male ergießt sich der Sopran gegen den Schluß hin in eine Fülle der lieblichsten Töne. — Die Worte: „Himmel und Erde sind voll Deiner Herrlichkeit“, bringen in einem breit angelegten Satze eine hochfeierliche, ausdrucksvolle Harmonie. — Das **Benedictus**, „Hochgelobt sei Der da kommt im Namen des Herrn“, als Trio für Sopran, Alt und Tenor behandelt, windet in seinen reichfigurirten Nachahmungen gleichsam einen dreifach verschlungenen, melodischen Perlenkranz. Bei den Worten: „Im Namen des Herrn“, greift eine ruhigere Stimmung Platz, während das „Osanna“, im dreitheiligen Zeitmaß von allen vier Stimmen ausgeführt, wie Proske sagt, ein rhythmisches Meisterstück, schwierig, aber sehr wirksam ist. In rasch feurigem Tempo vorgetragen, ist seine Wirkung überraschend[45].

Den Schluß der Messe bildet das **Agnus Dei**: „O Du Lamm Gottes, welches Du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme Dich unser!“ In langgehaltenen Noten beginnend, später in leichte Figurirung übergehend, bringt dieser Satz das Flehen um göttliche Erbarmung zum feierlichen, würdevollen Ausdruck, der namentlich in dem öfter wiederholten „Erbarme Dich“ in gesteigerter Stimmung sich kundgibt.

In dieser Messe behauptet zwar die Stimmenverwebung der alten Schule ein gewisses Uebergewicht über die harmonische Stimmenentfaltung, wie sie in der **Missa papae Marcelli** durch Palestrina ihren höchsten Glanzpunkt erreicht hat. Indeß sind die Kunstmittel doch mäßig verwandt und zwar immer so, daß der Text dabei ganz verständlich bleibt. Die harmonische

und melodische Einkleidung des Textes in dieser Messe ist eine sehr gediegene, stellenweise prachtvolle. So lange Figurationen, an welche sich vielleicht Jemand stoßen möchte, finden sich auch in den Messen Palestrina's, allerdings nicht in der **Missa papae Marcelli.** Indessen genügen die Messen und Motetten des Orlandus, von denen später noch die Rede sein wird, vollständig der kirchlichen Auffassung. Sie geben jener Stimmung heiliger Andacht Ausdruck, wie solche aus dem Texte uns entgegenweht. Seine kirchlichen Compositionen athmen gleich denen Palestrina's jenen andächtigen, weihevollen Ernst, welche den alten Kirchentonarten eigen ist. Wenn sich Palestrina mit seiner **Missa papae Marcelli** zu einer Höhe emporschwang, wohin ihm Niemand folgen konnte, so erstieg in ähnlicher Weise Orlandus den Gipfel kirchlicher Kunst mit seinen Bußpsalmen, indem er nicht, wie Palestrina, den Menschen sofort in eine höhere Welt, gleichsam unter die Chöre der singenden Engel versetzte, sondern ihn in gewaltigen Tönen ergreifend und allmählig vorbereitend und läuternd erst zum Himmel erhebt.

XI.

Urtheile der Mit- und Nachwelt über Orlandus. Würdigung seiner Compositionen.

Daß Orlandus de Lassus zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit gehört, ist das einstimmige Urtheil der Mit- und Nachwelt. Wie Palestrina im Süden als Fürst der Musik erglänzte, so Orlandus im Norden. Er hat es verstanden, die Bewunderung der Welt in dem Grade auf sich zu ziehen, daß folgende Verse über ihn sprüchwörtlich geworden sind:

Das ist Orlandus de Lassus, erquickend die Erde, die lasse (die träge),
Sie, die der Hader entzweit, fügt er harmonisch in Eins [46].

Könige und Fürsten wetteiferten, ihn mit Lobeserhebungen und Gunstbezeugungen zu überhäufen. Der Kaiser erhob ihn

und seine Nachkommenschaft in den Adelstand. Selbst nach Rom hin, wo Palestrina unvergänglichen Ruhm sich erwarb, war sein Ruf gedrungen, denn Papst Gregor XIII. ernannte ihn zum Ritter des goldenen Spornes. Karl IX. von Frankreich machte ihm die kostbarsten Geschenke. Wie sehr die Herzöge Albert und Wilhelm ihn ehrten, haben wir gesehen, und die Dedicationen des Meisters zeigten, daß er mit den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern in enger, freundschaftlicher Verbindung stand. Der französische Geschichtschreiber J. A. de Thou sagt treffend von ihm, er habe die schmeichelhafteste Anerkennung vieler Großen und einen durch ganz Europa verbreiteten Ruhm in Bescheidenheit nicht sowohl genossen, als ertragen.

Der Pariser Verleger Adrian Leroy, bei dem Orlandus in Paris abgestiegen war, schreibt über ihn: „Dieser große Meister und ausgezeichnete Künstler mit seinem Talente und seiner Gelehrsamkeit könnte allein als Gesetzgeber für die Musik gelten, denn seine bewunderungswürdigen Erfindungen, die sinnreichen Combinationen, die Lieblichkeit, die Naivetät, die charakteristische Zeichnung, die kühne Ungezwungenheit, die gefälligen Harmonieen bieten Grund genug, seine Musik als ein Muster zur Nachahmung aufzustellen.“ [47]

In poetischer Begeisterung schreibt ein Dichter:

Thiere hat Orpheus, Felsen Amphyon, Arion Delphine
Nach sich gelockt, doch Orlando: Erde und Meer im Vereine.
Er hat sie nach sich gezogen mit sammt dem Gewölbe des Himmels.
Also, um wie viel ist dieser alleine doch größer und stärker
Denn jene drei zumal: Amphyon, Arion und Orpheus.

Unter einem Kupferstiche, der das Wappen des Orlandus darstellt, liest man folgende Verse:

Hemme den Schritt ein wenig und schaue das Wappen Orlando's!
Sinnigen Geistes erwäg', was es bedeuten dir mag!
So wie die Sonn' erstrahlend beleuchtet das Ganze des Erdrunds,
So auch als strahlendes Licht feiert Orlando die Welt.
Sämmtliche lebende Wesen, sie weichen hienieden dem Löwen.

So auch die Musiker all' räumen Orlando den Platz.
Weiter das Kreuz — dieß kündet den Freund dir der heiligen Kirche,
So denn mit sinnendem Geist deut' dir das Uebrige auch[48].

Diese begeisterten Aussprüche der Mitwelt werden durch seine auf uns gekommenen ebenso zahlreichen wie gehalt- und geistvollen Werke gutgeheißen.

An Productivität überragt Orlandus sämmtliche Zeitgenossen und die ganze Vergangenheit. Schmiedhammer, der einen Katalog seiner geschriebenen und gedruckten Werke angefertigt hat, zählt im Ganzen 2337 Compositionen; darunter sind 1572 geistliche und 765 weltliche. Mögen in diesem Verzeichniß auch manche Compositionen, die in verschiedenen Ausgaben stehen, doppelt gezählt sein, wir bekommen doch annähernd einen Begriff von der großen, einzig dastehenden geistigen Fruchtbarkeit des Meisters.

Orlandus bildet nicht bloß den Abschluß der niederländischen Schule; er kann auch als ihr vollendetster Repräsentant angesehen werden; denn er hat, wie Rochlitz treffend bemerkt, alles Frühere nicht nur vor sich, sondern auch in sich[49]. Zugleich liegen in seinen Schöpfungen schon die Keime der zukünftigen Weiterentwicklung der Musik überhaupt. Orlandus steht in dieser Hinsicht auf der Grenzscheide zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit.

Orlandus ist wie seine Vorgänger durchaus Diatoniker[50] und befolgt die Regeln der alten Schule. In den Künsten derselben wohl erfahren, verschmäht er es, der contrapunktischen Faktur an sich einen Werth beizulegen und die trockenen Verstandesoperationen seiner Vorfahren nachzuahmen; er benutzt vielmehr die Künste seiner Schule als Mittel, dem Texte, seinem Geiste und Leben, einen entsprechenden Tonsatz zu geben und darin seine Gedanken oder die des kirchlichen Textes zu offenbaren, und dadurch ragt er so hoch über seine Vorgänger empor, obwohl Josquin auch hier schon bedeutend vorgearbeitet hatte. Als ein Mann, der vieler Herren Länder gesehen und vieler

Völker Musik kennen gelernt und an ihr sein Urtheil gereift hat, versteht er es, auf eine eigenthümlich reizende Weise die italienische Anmuth, die leichte Faktur der Franzosen, die Innigkeit des deutschen Gemüthsausdruckes mit dem fein ausgebildeten Stile der Niederländer zu verschmelzen und diesen so auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Ebenso mannigfaltig wie der Text ist auch seine Schreibweise. Aus seinen kirchlichen Compositionen weht uns heiliger Ernst, gewaltige Kraft, keuscher Sinn entgegen, während in seinen weltlichen Arbeiten eine originelle Auffassung nach allen Richtungen hin zum Ausdruck gelangt. Alles trägt den Stempel des Genies und einer großen Kunstkenntniß. Treffend sagt Karl Proske [51]: „Orlandus Lassus ist ein universeller Geist. Keiner seiner Zeitgenossen besaß eine solche Klarheit des Willens, übte eine solche Herrschaft über alle Intentionen der Kunst, daß er stets mit sicherer Hand erfaßte, was er für seine Tongebilde bedurfte. Vom Contemplativen der Kirche bis zum heitersten Wechsel profaner Gesangsweisen fehlte ihm nie Zeit, Stimmung und Erfolg. Groß im Lyrischen und Epischen, würde er am größten im Dramatischen geworden sein, wenn seine Zeit diese Musikgattung besessen hätte. In seinen Werken finden sich Züge episch-dramatischer Kraft und Wahrheit, daß man sich vom Geiste eines Dante oder Michelangelo angeweht fühlt. Will man Palestrina an Raphaels Seite stellen, so liegt der Vergleich nicht allzufern, unsern Meister dem großen Florentiner anzureihen.“

Das Universelle bei Orlandus beruhte darauf, daß er das Nationale aller damaligen europäischen Musik dergestalt in sich aufgenommen, daß dasselbe als ein charakteristisches Ganze in ihm ausgeprägt lag, und man das speciell Italienische, Niederländische, Deutsche oder Französische nicht mehr nachzuweisen vermochte. Niemand war ihm hierin so ähnlich, als der große Händel. Wie in diesem der deutsche, italische und englische *Genius* des 18. Jahrhunderts, so war in Orlandus die ganze

Herrlichkeit der germanischen und römischen Kunst seiner Zeit in einer großen Erscheinung vereinigt [52].

Ganz entgegengesetzt lautet das Urtheil Baini's, des Biographen Palestrina's. „Orlandus Lassus," sagt derselbe, „ein Niederländer von Geburt und von Stil, ohne schöne Gedanken, ohne Leben und Geist, ein Mann, der mit einigen achtstimmigen Messen und Motetten im einfachen Stile das übertriebene Lob: **Lassum qui recreat orbem** (der die müde Welt ergötzt), sich erobert hat." Schon aus diesen wenigen Worten erkennt man, daß der sonst so gelehrte Baini den Orlandus nicht genügend gekannt hat.

Wenn wir nun, zu der Prüfung der einzelnen Schöpfungen des Orlandus übergehend, zunächst die Kirchenmusik des großen Meisters in's Auge fassen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselbe unter ihm in Deutschland die höchste Stufe der geistigen und technischen Vollendung erstieg, eine Vollendung, die sowohl der kirchlichen Auffassung als den Anforderungen der Kunst in seltener Weise genügte. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern legte er, wie bereits bemerkt, großes Gewicht auf den Text. In Bezug auf die künstliche Anordnung und Ausführung der kirchlichen Compositionen können wir hinsichtlich der Schönheit der Melodie und der Gediegenheit der Harmonie Orlandus an die Seite Palestrina's stellen, wenn auch das formalistische Element der contrapunktischen Verwebung der Stimmen noch ein gewisses Uebergewicht über die harmonische Stimmenentfaltung, z. B. der **Missa papae Marcelli**, hat. In letzterer Beziehung bildet Orlandus wohl den Uebergang von Josquin de Prés zum Meister des Südens. Seine Messen, deren er ungefähr fünfzig componirt hat, tragen indeß durchgehends den Stempel kirchlicher Hoheit und Würde. Die bedeutendsten sind: die fünfstimmige **Qual donna**, die besprochene vierstimmige **Puisque j'ay perdu**, ferner die nach französischer Art sehr kurz gehaltenen vierstimmigen: **Octavi toni; La la Maistre Pierre** und **Douce memoire**. Von den mehrstimmigen erwähnen wir

die Beatus qui intelligit; Dixit Joseph und Deus in adjutorium für sechs Stimmen; die achtstimmige Bell' Amphitrite altera, welche sämmtlich schöne Stimmführung, großen harmonischen Reichthum und fein ausgebildete Nachahmungsformen aufzuweisen haben. Die leichteste dieser Messen dürfte über die bekannte kirchliche Melodie des Deus in adjutorium aufgebaute sein wegen des öfter verwendeten gleichen Contrapunktes.

Gelangt nun das harmonische Element in den Messen unseres Meisters nicht zu der vollen Wirkung wie bei Palestrina, so finden wir doch Harmonie und Contrapunkt auf eine ausgezeichnete Weise mit einander verbunden in denjenigen Compositionen, durch welche sich ein kirchlicher cantus firmus ganz hindurchzieht, wie z. B. in den Magnificats, deren er über 100 componirt hat. Von diesen sind 50 nach der Gregorianischen Gesangsweise in allen acht Kirchentönen gearbeitet. Es sind dieß Meisterwerke der kirchlichen Composition. Das Charakteristische der kirchlichen Psalmodie, die sich durch die zwei- bis achtstimmigen Tonsätze hindurchzieht, wird durch die eigenthümlichen Stimmwendungen und Verflechtungen noch besonders hervorgehoben. Es wechseln in diesen Compositionen ein mehrstimmiger und ein im Kirchenton recitirender Chor im Vortrage ab, so daß immer nur der zweitfolgende Vers mehrstimmig gesetzt ist. Ersterer erscheint demnach als einfacher Träger der Worte, letzterer als tiefsinnige harmonische Verklärung ihres Inhaltes.

In den Magnificats, sowie in den Psalmen überhaupt, welche die kirchliche Gesangsweise nicht zur Grundlage haben, sondern nach irgend einem anderen Thema componirt sind, schließt sich Orlandus doch strenge an die kirchliche Eintheilung der Psalmenverse an, wie wir das bei den Bußpsalmen gesehen haben. Nach dem kirchlichen cantus firmus bearbeitet sind ferner: das herrliche sechsstimmige Pater noster aus dem Missale, verschiedene Regina coeli u. a. m. Auch in dem sechsstimmigen *Te Deum*, dem fünfstimmigen Requiem ist der kirchliche Gesang

wenn nicht als Grundlage, so doch als Motiv in den verschiedenen Stimmen abwechselnd verwerthet.

Zu einem seltenen Grade der Vollendung bildete Orlandus den Stil der Motette aus. Diese Art der Composition gliedert sich bei ihm in zwei oder mehrere Hauptabschnitte, von denen jeder die Textesworte durch mehrere unter sich in Beziehung stehende Sätze ausführt. Orlandus verwendet wie seine Vorgänger als Thema einen cantus firmus aus dem Choral; häufig aber auch selbsterfundene Gesangsweisen, wie dieß bei der Composition der in Italien beliebten Madrigale der Fall war. Bei der letzteren Compositionsweise, welche den weltlichen Musikstil (Kammermusik) jener Zeit repräsentirte, kam es auf die Erfindung der Melodie im Sinne des Textes an; welche Meisterschaft Orlandus hierin besaß, haben wir aus der Besprechung der Bußpsalmen ersehen. In seinen mehrchörigen Motetten: Deus misereatur, Levavi oculos, Bone Jesu, in der durchcomponirten achtstimmigen Lauretanischen Litanei, in den zwölfstimmigen Psalmen Domine quid multiplicati sunt und Laudate Dominum tritt uns die ganze Macht seiner Harmonie entgegen. Orlandus sucht indessen nicht durch Anhäufung von Tonmassen eine naturalistische Klangwirkung hervorzurufen. Die Chöre wechseln gewöhnlich Vers um Vers im Vortrage ab; treffen sie zusammen, so finden wir immer wieder denselben Wechsel im Forttönen und Fortbewegen der einzelnen Stimmen wie auch im einfachen Chore. Der Contrapunkt der Motetten ist oft reich figurirt, wie z. B. in der Motette Quid gloriaris, wo einzelne Stellen lebhaft an die Figurationen Händels erinnern. Ebenso im Magnificat des dritten Kirchentons für vier Stimmen, wo in dem Duett Fecit potentiam die Stimmen in reichfigurirten Nachahmungen eine Fülle der schönsten und zartesten Klänge ausströmen. Sehr oft läßt er die Stimmen successiv eintreten, und verleiht durch das in Folge dessen entstehende Anschwellen des Gesanges der Composition Ausdruck und Leben.

Aus der großen Anzahl seiner kirchlichen Compositionen wollen wir noch hervorheben seine Lamentationen (Klagelieder des Propheten Jeremias). Nach den Buchstaben des hebräischen Alphabets gliedert sich die jedesmalige Composition in verschiedene Sätze, in denen zuweilen die Melodie des Gregorianischen Recitativgesanges anklingt, während die Ueberschriften Aleph, Beth, Ghimel u. s. w. öfters reichliche Nachahmungen aufzuweisen haben. Die mehrstimmigen Hymnen Audi benigne conditor, Jesu nostra redemptor, Vexilla regis prodeunt sind eine schöne Verklärung der alten Kirchenmelodien, während sein achtstimmiges Stabat mater, für einen hohen und einen tiefen Chor gesetzt, sich dem Palestrina's würdig zur Seite stellt. Ambros sagt über diese beiden Compositionen: „Wo jener (Palestrina) sich gleichsam an die Engel des Himmels wendet und sie zur Erde herniederführt, bleibt Lassus allerdings unter den ihm nahen und vertrauten Menschen; aber er hebt sie zu den ewigen Höhen des Himmels empor. Im Lichte des Ideals begegnen und einigen sie sich beide" [53].

Die fünfstimmigen deutschen Lieder, die wir oben erwähnt, „Vater unser im Himmelreich" u. s. w., ebenso die vierstimmigen „Aus meiner Sünden tieffe", „Allein Gott ich vertraue", „Von Gott kein Mensch abweiche", „Was heut sol sein", „Wach auff o Menschenkind", „Von Morgens früh", sind wegen der Stimmführung und Harmonisation von großem Werthe für die weitere Entwicklung des deutschen Kirchengesanges.

Sehr schön sind auch die dreistimmigen deutschen Psalmen, nach Text und Melodie dem Ulenbergischen Psalter entnommen und im Jahre 1588 herausgegeben. Es sind die ersten 50 Psalmen, die hier bearbeitet sind, zur Hälfte von Orlandus selbst, zur Hälfte von seinem Sohne Rudolph.

Die sechsstimmigen Compositionen der deutschen Texte: „Einen guten Rath wil geben ich", „Ich ruff zu dir", „Aus hartem Weh klagt", „O Mensch gedenk", „Maria voll Gnad", „In vil Trübsal und Versuchung", „Der König wird seyn

wolgemuth" sind Musterbilder kirchlichen Gesanges. Indessen finden wir doch einen bedeutenden Unterschied zwischen den früheren Bearbeitungen deutscher Gesänge und den späteren. Nehmen wir als Beispiel zunächst das Lied: „Der Tag der ist so freudenreich", aus der Sammlung, die im Jahre 1572 erschien. Die Bearbeitung ist fünfstimmig. Als Hauptmelodie finden wir im Tenor das alte Kirchenlied aus dem M. Vehe'schen Gesangbuche vom Jahre 1537. Nach einigen einleitenden Gängen, welche die Melodie schon anklingen lassen, bringt der Tenor dieselbe als cantus firmus, aber nicht in einem Fluß ohne Unterbrechung, sondern mit verschiedenen Pausen nach jeder Zeile, während welcher die anderen Stimmen in kurzen Nachahmungen auf den folgenden Satz schon vorbereiten. Der cantus firmus bildet den Kern des Stimmgewebes; letzteres ist aber die Hauptsache, die Harmonie tritt noch mehr in den Hintergrund. Nehmen wir dagegen die sechsstimmige Bearbeitung des Liedes: „Aus hartem Weh' klagt menschliches Geschlecht", aus der Sammlung vom Jahre 1590, so finden wir die Behandlung schon anders. Die Melodie [54], welche gleichfalls dem Vehe'schen Gesangbuche (Nr. 12) entlehnt ist, tritt gleich zu Anfang auf und geht, abgesehen von einer kleinen Wiederholung, ohne Unterbrechung durch, während die übrigen Stimmen in leichter Stimmführung und in gedrängter Harmonie sie umgeben. Hier haben wir einen harmonisch gegliederten Leib, dessen Seele, der cantus firmus, allen Gliedern Leben verleiht und sie im engen Anschluß an denselben sich frei bewegen läßt. Diese Bewegung der Einzelstimmen ist frei, einfach und ungezwungen, deßhalb gewinnt das Ganze an harmonischer Gestaltung.

Kehren wir nach diesen Auseinandersetzungen nochmals zur genaueren Beurtheilung des Verhältnisses des Orlandus zu Palestrina zurück. Orlandus war der letzte große Meister der niederländischen Tonschule; Palestrina allerdings auch Schüler eines Niederländers, aber in Italien gebildet und Begründer

der römischen Schule. Der Meister des Südens, der aus den Mauern Roms nicht herausgekommen, hat seine Thätigkeit hauptsächlich dem Dienste der Kirche gewidmet; Orlandus dagegen, der durch seine Stellung an dem Hofe eines weltlichen Fürsten viel mit der Welt und ihrer Musik in Verbindung kam, hat nicht bloß für die Kirche componirt, sondern auch Vieles für die Welt. Seine kirchlichen Compositionen sind in einem ganz anderen Stile geschrieben, als die Palestrina's und der Italiener überhaupt; allein sie sind von einer Tiefe und einem harmonischen Reichthum, daß sie jenen würdig zur Seite gestellt werden können. Beide Meister sind groß, jeder in seiner Art. Während Palestrina in verklärter Ruhe, in friedensreicher Seligkeit den Menschen himmlisch erfreut, versteht es Orlandus, den Eindruck des Würdigen und Großartigen mit einer unbeschreiblichen Fülle und Kraft hervorzubringen, den Menschen tief zu erschüttern, aber auch wieder zu erheben. Bei Palestrina, sagt Ambros, tritt mehr das Lichthelle, Liebenswürdige, wenn wir so sagen sollen, Engelhafte zu Tage, das jedermann sogleich anmuthet, die höchste künstlerische Weisheit in scheinbar selbstverständigen Formen, während Orlando's Musik tiefere, dunklere Töne anschlägt, mehr eine energische Kraft entwickelt. Umrisse von mächtigster Lebendigkeit, aber von geringerer Anmuth als die Musik des Römers, daher sie denn auch für den ersten Eindruck nicht in gleichem Maße gewinnend sein kann, bis bei näherer Bekanntschaft ihre Sprache in ihrer ganzen geistigen Gewalt verständlich wird [55].

Während der kirchliche Stil des Orlandus mehr ernst und würdevoll ist, trägt der weltliche mehr das Gepräge des Eleganten, Gefälligen, zuweilen derb Komischen und läßt das Streben nach Charakterisirung des Textes noch bedeutender hervortreten, wozu die Mischung der Stimmgattungen, die Tonart, die Tonlage, die Anwendung der Synkopen, der Diäsis, des Rhythmus verwendet werden. Letztere musikalische Ausdrucksmittel weiß er sehr charakteristisch zur Nachahmung der

Natur zu verwerthen. In der Harmonisation des bekannten mittelalterlichen Spruches, der die Veranlassungen zum Trinken aufzählt, läßt er bei der fünften propter pulices (wegen der Flöhe) in Sechszehntel- und Zweiunddreißigstel-Noten die Flöhe daherspringen. Auch den Hahnenruf ahmt er nach in dem Liede: „Es thut sich alles verkehren", und das Gänsegeschrei in dem komischen Liede: „Audite nova: Der Bauer von Eselskirchen hat eine feiste Gans."

Die Texte seiner weltlichen Compositionen variiren in allen möglichen Sprachen. Bald sind es italienische Madrigale, Canzonen, Villaneschen, bald französische Chansons, bald deutsche Lieder. Eben darum richtete Orlandus sein Bestreben darauf hin, die nationalen Eigenthümlichkeiten der betreffenden Musik in seinen Compositionen wiederzugeben. Daher haben seine Madrigale den echt anmuthigen italienischen Charakter, seine Chansons den leichten, heitern französischen Stil, während seine deutschen Lieder den innigen Ausdruck der schönen Melodieen an sich tragen. Zuweilen schlägt er in seinen Liedern einen ernsten, zuweilen einen scherzhaften Ton an, zuweilen verliert er sich in Spielereien und Willkürlichkeiten in der Behandlung des Textes. Seine Zech- und Liebeslieder bringen häufig Weisen, die unwillkürlich an seine Messen und Motetten erinnern.

In Bezug auf die Form der Composition des weltlichen Liedes ist es dem Orlandus nicht gelungen, die dem Liede angemessene knappe Kunstform aufzufinden. Er läßt zu sehr den Motettencomponisten durchblicken. Rob. Eitner, ein tüchtiger Kenner alter Lieder, sagt darum: „In die Leichtigkeit des weltlichen Liedes wollte er sich nicht recht schicken. Seine Natur war auf das Grandiose eingerichtet und solche zarte Blüthen faßte er viel zu fest an und benahm ihnen den Duft." [56]

Berühmt oder vielmehr berüchtigt sind seine bacchantischen und erotischen Lieder. Die Derbheit in den deutschen ist noch golden gegen die Frivolität der italienischen und französischen Texte. Diese Lieder charakterisiren so recht die Anschauungs-

weise der damaligen Zeit. Mit einer naiven Unbefangenheit dichtete und las man dergleichen Sachen. Selbst Palestrina hatte ja in seinen früheren Jahren obscöne Gedichte in Musik gesetzt. Orlandus nennt diese Compositionen in seinen reiferen Jahren „Narrenspossen", und als sie später wieder neu gedruckt wurden, bemerkte er, er habe jetzt Anderes, Ernsteres zu thun. In späteren Ausgaben, so z. B. im Thresor de musique, im Jahre 1576 durch Pierre de Saint André gedruckt, wurde der obscöne Text durch Auslassung der betreffenden Stellen und Substituirung anderer Worte „wieder anständig und christlich gemacht".

Aus der bisherigen Darstellung werden wir bereits ersehen haben, wie Orlandus die Kunst der Polyphonie ihrer höchsten Vollendung entgegenführte. Es erübrigt uns noch, von einigen Fortschritten in der musikalischen Kunst zu reden, welche im Laufe der Darstellung nicht zur Sprache gekommen sind.

In Deutschland verdanken wir dem Orlandus die Einführung der ersten Anfänge der Chromatik (Tonleiter in aufeinanderfolgenden Halbtönen). Bereits im Jahre 1555 erschienen bei Tilman Susato in Antwerpen: „18 Lieder nach der neuen Compositionsweise einiger italienischer Componisten". Hiermit ist hauptsächlich Cyprian de Rore gemeint, der fünf Bücher chromatischer Madrigale schrieb, und dessen Calami sonum mit in diese Sammlung aufgenommen ist. Diese ersten chromatischen Versuche repräsentiren übrigens eine Musik, die keineswegs angenehm anzuhören ist. Ganz natürlich! denn Cyprian de Rore kannte die Gesetze der chromatischen Fortschreitung nicht. Er schrieb nur chromatisch, wenn er es sich vorgenommen hatte, in diesem Genre Versuche anzustellen. Orlandus verwandte die Chromatik in einzelnen Motetten und Madrigalen, so z. B. in den Motetten Timor et tremor und Tristis est anima mea. Er schrieb aber auch, wie Cyprian de Rore, ein ganzes Werk chromatischer Gesänge, „Prophetiae Sibyllarum", das erst im Jahre 1600 von seinem Sohne Rudolph herausgegeben wurde.

Orlandus geht in der Anwendung der Chromatik schon weiter, als Cyprian de Rore; er benutzt sie für seine Tongemälde, um einzelnen Figuren einen charakteristischen Anstrich zu geben, wie z. B. in den ebengenannten Liedern der weissagenden Frauen. Auch in der Motette Tristis est anima mea ist die Chromatik sehr wirkungsvoll verwandt. Das Gefühl der großen Betrübniß und Angst vor dem Leiden, dessen Bild dem Erlöser deutlich vorschwebte, gibt sich schon in den harmonischen und melodischen Wendungen zu den Worten: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“ zu erkennen. Wie ein langgedehnter Seufzer erscheint das Motiv zu Anfang des Satzes. Die Aufforderung: „Bleibet doch hier“ wird mit der durch alle Stimmen gehenden aufsteigenden Tonreihe charakteristisch wiedergegeben, während das „Und wachet mit Mir“ in seinen belebten Figurationen den schlafenden Jüngern aufzuhelfen sucht. In dem folgenden Satz: „Ihr werdet die Schaar sehen, die Mich umzingeln wird“ ist das unheimliche Gefühl der Angst vor der schrecklichen Scene, die noch zu erwarten stand, durch die Färbung der Töne in dem Gange c h c d es, der in verschiedenen Stimmen sich wiederholt, sehr gut wiedergegeben. Voll Wahrheit im Ausdruck ist der folgende Vorwurf: „Ihr werdet die Flucht ergreifen“, in dem absteigenden, als Fuge behandelten Gang c b a g f. Vorwurf, Bedauern und Entschuldigung scheint in diesen Gängen ausgesprochen zu liegen, während im folgenden Satze: „Und Ich gehe, um für euch geopfert zu werden“, die scharfe Declamation im gleichen Contrapunkt bei den Worten „Ich gehe“ den festen Entschluß des Heilandes zum Ausdruck bringt, sich dem Willen des Vaters in demüthiger Hingebung zu unterwerfen.

Was nun den episch-dramatischen Zug in den Compositionen des Orlandus angeht, von welchem Proske spricht, so haben wir dabei nicht an die dramatische Musik unserer Zeit zu denken. Es handelt sich dabei zunächst um Zwiegespräche (Dialoge) für zwei Chöre. Herr und Knecht zanken sich in zwei fünfstimmigen Chören um den Wein im Keller. Ein Liebhaber, der in einem

vierstimmigen Chor einen Antrag stellt, erhält von einem zweiten Chor, der das Mädchen vertritt, einen Korb.

Mit Absicht hat Proske dem Ausdruck „dramatisch" das „episch" beschränkend hinzugefügt. Orlandus versteht es nicht nur, will er sagen, in einfach lyrischem Stile den objectiven, dem Texte innewohnenden Gefühlsinhalt musikalisch wiederzugeben, sondern er weiß auch seiner Composition ein plastisches Gepräge zu geben dadurch, daß er Toncombinationen und Stimmvertheilungen vornimmt, die an das reale Leben erinnern; dabei fällt er aber aus der Rolle des objectiven, musikalischen Erzählers niemals heraus. Bei aller dramatischen Wahrheit bleibt die epische Stimmung vorherrschend. Wir wollen zur Erklärung einige Beispiele anführen. Orlandus hat die Passion des Heilandes nach dem lateinischen Texte bei Matthäus mehrstimmig bearbeitet, mit Ausnahme der Reden Christi und der Erzählung des Evangelisten. Diese hat man später, um das Werk für die Kirche brauchbar zu machen, in den Recitativgesang der Kirche eingefügt. Die Grundtendenz ist lyrisch, weil Orlandus mehr die stimmungsreichen Momente, als die lebendig fortschreitende Handlung in's Auge faßt. Die Composition enthält aber auch episch-dramatische Sätze. So z. B. die Chöre Barabbam („Gib uns den Barabbas los!"), das Crucifigatur („Kreuzige ihn!"), Ave rex Judaeorum („Sei gegrüßt, König der Juden!"). Dagegen sind die Reden des Judas, des Petrus, des Hohenpriesters, der einzelnen Jünger, der Frau des Pilatus nicht etwa einstimmig, sondern alle zweistimmig, die des Pilatus stellenweise sogar dreistimmig, während die Aussprüche der Apostel, der Priester, des Volkes vier- bis sechsstimmig sind. Orlandus führt uns also die Stimmen der sprechenden Einzelpersonen nicht *dramatisch* vor, sondern in der Form *musikalischer Erzählung* (episch), während die Reden der Apostel, der Priester und des Volkes neben der episch-musikalischen Darstellung auch einen dramatischen Zug aufzuweisen haben. — Aehnlich ist in der Motette: Quem vidistis pastores das suc-

cessive Eintreten der Stimmen von echt dramatischer Wirkung. Einer nach dem andern kommt und fragt: „Wen habt ihr gesehen, Hirten? Sagt es uns! Verkündigt es uns!" Freudig bewegt antworten die Hirten: „Den Neugeborenen haben wir gesehen und die Chöre der Engel, die Gott den Herrn priesen." Bei den letzten Worten ist der Rhythmus verändert. In langgehaltenen Noten und reicher Harmonie werden die Worte „die Gott den Herrn priesen" charakterisirt, während im folgenden „Alleluja" das frühere Zeitmaß wieder eintritt. In reichbewegten, figurirten Gängen schildert der Componist uns, wie die Menschen in den Lobgesang der Engel einfallen und mit dem himmlischen Chore wetteifern im Preise des Allerhöchsten. Ebenso liefert auch die Motette Angelus ad pastores („Der Engel sprach zu den Hirten: Siehe, ich verkündige euch eine große Freude") den Beweis, wie Orlandus musikalisch zu erzählen und dabei zu dramatisiren versteht.

Schließlich wollen wir noch eine Aeußerung Werkmeisters vom Jahre 1687 mittheilen, aus welcher hervorgeht, daß Orlandus die Reducirung der vielen rhythmischen Gestaltungen durch Unterscheidung eines geraden und ungeraden Zeitmaßes bereits praktisch verwerthet habe. „Es wollen sich auch einige ostendiren," sagt derselbe, „in sonderlichen Zeichen und gedoppelten Tripeln oder proportionibus der Mensur. Dieser Mißbrauch ist schon vor 200 Jahren gänge gewesen, da die Schwierigkeit so groß, daß derselben Proportionen über achtzigerlei Art sind gezählt worden und weil sie ganz unmöglich, sind sie endlich abgeschafft. Daher wir sehen, daß Orlandus nicht viel über zweierlei Art gebraucht hat. Dieselben können bald geschwinde bald langsam nur mit einem einzigen Wörtlein bezeichnet werden, so ist schon alle Schwierigkeit aufgehoben." [57]

Indem wir hiermit unsere Bemerkungen zur Würdigung der Compositionsthätigkeit unseres Meisters schließen, glauben wir wohl sagen zu dürfen, daß Orlandus de Lassus zu den größten musikalischen Künstlern gehört, die bis jetzt gelebt haben.

Nicht bloß in der kirchlichen Composition hat er sich eine außerordentliche Meisterschaft erworben, auch für die weltliche Musik hat er im originellsten Genre Großes zu schaffen gewußt. Unter ihm feierte die musikalische Kunst des 16. Jahrhunderts in unserem Vaterlande ihren höchsten Triumph. Orlandus ist für Deutschland geworden, was Palestrina für Italien. Seine Werke, die verhältnißmäßig wenig gekannt sind, so viel als möglich unter den Zeitgenossen zu Ansehen zu bringen, bleibt eine Ehrenschuld für Deutschland. Dem an moderne Musik gewöhnten Ohre werden dieselben vielleicht anfangs abstoßend vorkommen. Allein die Härten werden sich verlieren, je länger man sie hört und je tiefer man in ihren Geist eindringt.

XII.

Die Entwicklung der Polyphonie bei Orlandus im Vergleich mit der Entwicklung der bildenden Künste.

Wir haben bereits in der Einleitung zu unserem „Palestrina" auf den innern Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Musik und der Entwicklung der Architektur hingewiesen. Göthe hatte schon dem Gedanken Ausdruck gegeben mit den Worten: „Architektur sei erstarrte Musik und die Stimmung, die von der Baukunst ausgehe, komme dem Effecte der Musik nahe" [58]. In der That, bei Beachtung des Unterschiedes, den die Bedingungen der Zeit und des Raumes beiden Künsten auferlegt, können wir mit Bezug auf den gothischen Stil sagen: die Gothik ist erstarrte Polyphonie, die aus der Zeit in den Raum übertragene Polyphonie. Schon der örtliche Ausgangspunkt beider Künste legt diesen Vergleich nahe. Von Paris, dem Centralsitze aller Wissenschaften im 12. Jahrhundert, und dem nördlichen Frankreich ging der Anstoß zur Pflege beider Künste und zu ihrer Verbreitung über die anderen Länder Europa's aus. Die Entwicklung der Architektur erfolgte schneller; die Polyphonie hatte längere Zeit nöthig, um die höchste Stufe

ihrer vollendeten Durchbildung zu ersteigen. Die Blüthezeit der Gothik fällt in das 14. Jahrhundert bis in den Anfang des 15., die der Polyphonie erst in das 16. Jahrhundert. Beide streben den gleichen Kunstzielen zu. „Der gothische Stil," sagt Becker, „lieh der Baukunst einen ganz neuen, überaus kühnen Organismus. Wie ein Wunder steigt der gothische Dom auf. Er hat sich der Wandflächen entschlagen, die das menschliche Haus einschließen, und scheint ohne festen Körper aus lauter einzelnen Stämmen emporgewachsen, die ihre Aeste verschlingen, ihre Kronen zur Wölbung eines Daches gegeneinander neigen." [59] Auch die Polyphonie lieh der Musik einen überaus kühnen Organismus und schuf in der polyphonen Messe einen ähnlichen Wunderbau. Ein entwicklungsfähiges Motiv liegt ihr zu Grunde. Darauf erhebt sich das Tongebäude, aus lauter einzelnen Stimmen bestehend, die sich gegenseitig nachahmen und verschlingen und nach consequenter Durchführung des Themas in allen seinen Einzelheiten zum Schlusse auf dem Grundtone sich harmonisch wiederum vereinigend ausklingen.

Auch in den plastischen Kunstwerken unserer gothischen Dome tritt jene der Polyphonie eigene Richtung auf die äußere Vollendung und Schönheit hervor, nachdem dieselbe die Technik des Satzes überwunden hatte. Betrachten wir z. B. die Statuen Christi, Maria's, der Apostel im Kölner Dome, die Standbilder an der Frauenkapelle zu Nürnberg, so finden wir im Gegensatz zu älteren Statuen ein erfolgreiches Streben nach edler Anmuth, verbunden mit großer Innigkeit, als das Ziel des künstlerischen Schaffens. Nicht anders ist es mit der Malerei. Welch' einen schönen, himmlischen Ausdruck weisen nicht die Bilder der Kölner Schule, der Nürnberger Schule und der italienischen Schulen unter Giotto bis Fiesole auf! Welch' ein lebensvoller, wahrer und doch ideal schöner Ausdruck in den Gesichtern dieser Schulen gegenüber den früheren, unverändert einförmigen Gesichtern der Byzantiner. Derselbe ideale Ausdruck findet sich auch in den vollendeten Werken der polyphonen

Kunst. Wir verglichen bereits früher den Palestrina mit Fiesole. Proske vergleicht treffend den Orlandus mit Michel-Angelo, sofern die Großartigkeit der Ideen und die unerschöpfliche Productionskraft beiden Künstlern eignet. Weniger trifft der Vergleich Proske's zu in Bezug auf die Kunstrichtung: denn Orlandus steht mehr auf dem Boden des Mittelalters, Michel-Angelo auf dem der Renaissance.

In Bezug auf die Fülle und Tiefe der Phantasie, die Kraft der Gedanken, das Streben nach Realismus, welches oft die Form auf den ersten Augenblick abstoßend macht, läge ein Vergleich mit Albrecht Dürer näher, wenn nicht auch dieser mehr der Neuzeit angehörte. Wir möchten den Orlandus, was seine Kunstrichtung in der Kirchenmusik angeht, am ehesten mit Hubert van Eyck vergleichen. Dem Inhalte nach schließt sich die Kunst Hubert van Eycks der gedankenvollen Symbolik des Mittelalters an; ja er vermag kraft seiner geistigen Bedeutung dieselbe noch zu erweitern und zu vertiefen. Aber zugleich greift er mit kühnem Muthe in's wirkliche Leben, verlegt seine heiligen Vorgänge mitten in die Umgebung einer frühlingsfrischen Natur, prägt in den Physiognomieen und Trachten der heiligen Gestalten in der baulichen Umgebung und dem Geräth treu und scharf die Zustände seiner Zeit und des Vaterlandes aus [60].

Ebenso gehört Orlandus dem Inhalte seiner Compositionen nach vollständig dem Mittelalter an, und seine reiche Phantasie weiß in diesen Inhalt sich so zu vertiefen, einen solchen Gedankenreichthum in denselben hineinzulegen, wie keiner vor ihm. Zugleich greift er in's wirkliche Leben hinein, indem er die Melodieen von Volksliedern als Hintergrund für das kirchliche Tonbild benutzte. Wie Hubert van Eyck macht er dadurch das Alltägliche und Volksthümliche zugleich höheren Zwecken dienstbar. Wie endlich der große Maler durch Bereitung und Verwendung der Farben großartige Wirkungen zu erzielen wußte, so erreichte Orlandus Aehnliches durch Mischung der Stimmgattungen, Anwendung des Rhythmus und der Diäsis, welch'

letztere in den chromatischen Gängen zur bestimmten Färbung charakteristischer Züge verwandt wurde. Während Palestrina und Fiesole in ihren Compositionen die ideale himmlische Hoheit leuchtender durchblicken lassen, sehen wir dasselbe Ideal mehr auf dem Boden einer realeren Charakteristik und darum oft weniger lieblich und anmuthend von Orlandus und Hubert van Eyck gepflegt.

Beide stehen auf der Grenze der alten und der neueren Kunst; beide repräsentiren das Höchste, was die alte Kunst in der niederländischen Schule zu leisten vermochte.

XIII.

Die Schüler des Orlandus. Neuere Ausgaben seiner Werke.

Von den Schülern des großen Meisters erwähnen wir zunächst seine beiden Söhne. Der ältere, Ferdinand, wurde nach Vollendung seiner Studien Kammermusicus beim Grafen Friedrich Eytel von Hohenzollern. Im Jahre 1593 trat er auf den Wunsch des Herzogs Wilhelm als Tenorist in dessen Kapelle ein; im Jahre 1603 folgte er dem Vice-Kapellmeister Johann a Tosta in diesem Amte und wurde zugleich mit der Unterhaltung und dem Unterrichte der Singknaben beauftragt. Sein ältester Sohn, ebenfalls Ferdinand heißend, wurde kurz vor dem Tode des Vaters im Jahre 1609 vom Herzog nach Rom geschickt, um dort sein musikalisches Talent weiter auszubilden. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1616 trat er in den Dienst des Herzogs Maximilian, dessen Kapellmeister er wurde. Diesen Posten bekleidete er bis zum Jahre 1629, wo der Herzog ihn seiner Stelle entband und zum Richter und Kassirer in Reispach ernannte. Als solcher starb er im Jahre 1636 und hinterließ eine große Anzahl kirchlicher Compositionen.

Rudolf, der zweite Sohn des Orlandus, erhielt im Jahre 1587, nachdem er sich mit Erlaubniß des Herzogs verehelicht hatte,

die Organistenstelle am Hofe und zugleich die Leitung des Unterrichtes im Gesange und in der Composition. Er componirte gleich seinem Bruder Ferdinand eine ganze Anzahl Messen und Motetten, die ihm einen nicht unbedeutenden Ruf verschafften.

Nach dem Tode ihres Vaters ließen die beiden Söhne noch verschiedene Werke desselben drucken. Im Jahre 1597 gab Ferdinand einen Band fünfstimmiger Gesänge seines Vaters heraus, denen er zwölf eigene Compositionen beifügte. Im Jahre 1600 ließ Rudolf die **Prophetiae Sibyllarum** drucken. Zwei Jahre später dedicirte Ferdinand dem König Sigismund von Polen eine Sammlung Magnificats, neun von Orlandus und vier eigener Composition. Beide Söhne veranstalteten im Jahre 1604 eine großartige Sammlung von Motetten ihres Vaters, **Magnum opus musicum** betitelt, welches mit wenigen Ausnahmen alle (516) Motetten des Orlandus enthält. Im Jahre 1610 gab Rudolf sechs noch nicht gedruckte Messen seines Vaters heraus und im Jahre 1619 folgte der **Jubilus B. Mariae Virginis**, hundert Magnificats enthaltend.

Ein berühmter Schüler des Orlandus ist Joh. Eccard, geboren 1553 zu Mühlhausen an der Unstrut. Er war 1571 bis 1574 in München und studirte daselbst unter der Leitung des Meisters. Als dieser im Jahre 1574 nach Paris reiste, trat Eccard in die Dienste des Jakob Fugger in Augsburg und blieb hier bis zum Jahre 1583, wo er die Stelle des Vice-Kapellmeisters beim Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg erhielt. 1599 folgte er dem Theodor Riccius als Hauptkapellmeister, zog 1609 nach Berlin, wo er zwei Jahre später starb. Nach seinem Uebertritte zu der neuen Lehre widmete er seine ganze Thätigkeit der Ausbildung des evangelischen Kirchenliedes.

Eines anderen Schülers gedenkt Orlandus selbst in dem Schreiben an den Churfürst August von Sachsen vom 13. Februar 1580. „Es ist auch,“ schreibt er, „bei dem Hertzoge zu

Wirtenbergk ein jung Mann, der ist mein Discipel gewesen, ist im stifte Lüttich daheim, hat des Wirtembergischen Capellmeisters tochter zum Weybe und heisset mit namen Balduinus Hayaux, ein ziemlich Componist und weill er jungk ist, kan er von tag zu tag besser werden." [61]

Ein anderer Schüler ist Jakob Reiner, ausübender Musiker und weltlicher Musiklehrer an der Klosterschule zu Weingarten, später magister chori.

Die Compositionen des Orlandus verbreiteten sich mit großer Schnelligkeit über ganz Europa. Nicht wenig zu dieser raschen Ausbreitung trug der zu Anfang dieses Jahrhunderts erfundene Notendruck mit beweglichen Metalltypen durch Petrucci bei. Daher erklärt es sich, daß fast jede größere und ältere Bibliothek mehr oder weniger Werke von ihm besitzt. Die größte Anzahl seiner Compositionen (187 gedruckte und viele ungedruckte Werke) besitzt die königliche Staatsbibliothek in München; daran schließen sich die Bibliotheken von Paris, Rom, Bologna, Kassel, Göttingen, Brandenburg (Katharinenkirche), Danzig (Stadtbibliothek), Köln (Jesuitenbibliothek) und Elbing (Marienkirche) an.

Als im 17. Jahrhundert das neue musikalische System sich Bahn brach, kamen die Werke des Lassus allmählich in Vergessenheit. Im 18. Jahrhundert tauchen seine Compositionen wieder auf in den Werken der Musikhistoriker. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, seine Geistesprodukte wieder an das Tageslicht zu ziehen, wie denn auch die prachtvollen Standbilder in München und Mons Zeugniß ablegen von dem neu erwachten Interesse für den großen Meister der Vorzeit.

Professor Dehn in Berlin gab die Bußpsalmen und sechs weltliche mehrstimmige Gesänge nebst zwei Motetten neu heraus (Berlin bei Crantz). Dr. Proske, Canonicus in Regensburg, hat in seine Sammlung Musica divina (Regensburg bei Pustet) Messen, Motetten, Magnificats, Antiphonen, Litaneien u. s. w. aufgenommen. Ebenso enthält der Selectus novus missarum desselben Herausgebers mehrere Messen. Eine vierstimmige

und eine sechsstimmige Messe erschienen 1853 bei Ferrenberg in Köln. Die Luck'sche Sammlung (Trier) hat drei Motetten. Viele Motetten und Lieder befinden sich in Trésor musical von R. J. van Maldeghem (Brüssel 1865—1873). Das größte Verdienst um die Herausgabe der Werke des Lassus in der neueren Zeit hat sich unstreitig der berühmte Professor Commer in Berlin erworben. Seine großartige Sammlung Selectio operum musicorum Batavorum enthält 19 Nummern von Lassus. Die Musica sacra, Band V—XII, auch unter dem Titel Selectio modorum ab Orlando di Lasso, enthält ausschließlich Compositionen von Lassus: Zwölf Messen von vier bis acht Stimmen, ein Requiem, 22 Magnificats, 69 lateinische Gesänge, darunter die Passion, Tedeum, Lamentationen, Salve Regina, Ave Regina, 44 deutsche Motetten und Psalmen, im Ganzen 167 Nummern [62].

Anmerkungen.

[1] Les Harmonistes des XII[e] et XIII[e] siècles, par E. de Coussemaker. 1864, p. 5 f.

[2] Les Harmonistes du XIV[e] siècle, par E. de Coussemaker, p. 13.

[3] Locheimer Liederbuch. Chrysanders Jahrb. II. Jahrg. p. 47.

[4] Ambros, Gesch. der Musik. III, 173.

[5] Die mit diesem Namen bezeichnete Compositionsform hat ihren Namen von mot, Denkspruch, weil ihr gewöhnlich biblische Sprüche zu Grunde gelegt wurden. Andere leiten das Wort ab von motus (Bewegung), wegen des bewegten Stimmganges gegenüber dem cantus firmus.

[6] So Baini, Memorie storico critiche. II, 407.

[7] So Luther.

[8] Gesch. d. Musik. III, 350.

[9] Vgl. Vinchant, Annalen des Hennegau in der Notice biographique von Delmotte, p. 13. Monatshefte für Musikgesch. 1874. S. 107.

[10] Fétis hält diese Mittheilung Vinchants für unwahrscheinlich und nimmt eine Namensverwechslung an. Biogr. univers. V, 207.

[11] In Baini's Mem. stor. crit. findet sich in der Reihenfolge der dort aufgeführten Kapellmeister dieser Kirche, 1541 Orlando di Lassus; 1548 Rubino.

[12] Wahrscheinlich die 2. Auflage des 1545 erschienenen Bandes.

[13] Pantaleon, Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae (Basel, 1566). Siehe Fugger.

[14] So Arnold, Locheimer Liederbuch. Chrysanders Jahrb. II, 21.

[15] Vgl. Westenrieders Urtheil in den Fliegenden Blättern für kath. Kirchenmusik von Dr. Fr. Witt. 1876. Nr. 5.

[16] Daß Orlandus die Bußpsalmen im Auftrage Karls IX. von Frankreich componirt habe, wie auch Thibaut (Reinheit der Tonkunst, 5. Ausg., S. 151) annimmt, ist erfunden.

h h h c h h a g a h h h
[17] De profundis clamavi ad te, Domine; Domine, exaudi
g ah a g
vocem meam. Die Notation ist nach der Ausgabe von Dehn.

[18] Vgl. den lateinischen Text in der Notice v. Delmotte, p. 37.

[19] Forkel, Musikal. Almanach. III, 162.

[20] Dieser bestand darin, daß eine Stimme den cantus firmus sang und die übrigen aus dem Kopfe contrapunktirten.

[21] Lateinisch im Taschenbuch v. Hormayr, 1852—1853, S. 252.

[22] Das lateinische Actenstück bei Delmotte, S. 159.

[23] Den Max und Hans Fuggern so sy in Italia ausgeben lassen als den 1. Mai dem Orlando di Lasso in Rhom erlegt 400 Cronen. Auszug aus der Hofkammerrechnung in Hormayrs Tuschenbuch S. 274.

[24] So Philipp Bosquier in den Notizen Vinchants.

[25] Lateinisch in Hormayr's Taschenbuch, S. 259.

[26] S. oben, Anm. 23.

[27] Vgl. M. v. Fürstenau's „Neue Zeitschrift für Musik". 1849. S. 245.

[28] Trommel.

[29] Ein schalmeiartiges Instrument.

[30] Westenrieders Beiträge zur vaterl. Gesch. V, 76.

[31] Unter einem alten Holzschnitte aus dem Jahre 1593.

[32] Uebersetzung von Engelbert Schlünkes. Lateinisch bei Delmotte (S. 53) wie folgt:

Orlandi cineres eheu! modo dulce loquentes
Nunc mutos eheu! flebilis urna premit.
Lassae sunt flendo Charites tua funera Lasse,
Principibus multum, chareque Caesaribus.
Belgica quem tellus genitrix dedit ingeniorum,
Ingeniorum altrix Boja fovit humus.
Corporis exuvias eadem quoque Boja texit,
Post lustra ac hyemes sena bis acta duas.
Robora, saxa, feras, Orpheus, at hic Orphea traxit,
Harmoniaeque duces perculit harmonia.
Nunc quia complevit totum concentibus orbem,
Victor cum superis certat apud superos.

[33] Aus dem neufortgesetzten Parnassus boicus des „Bayrischen Musenberg" (München 1737). Vgl. Registratur für die Gesch. der Musik in Bayern. Von Mettenleiter (Brixen 1868).

[34] Winterfeld, Zur Gesch. heil. Tonkunst, I, 58.

[35] Vgl. Meister, das katholische, deutsche Kirchenlied (Freiburg, 1862). S. 36.

[36] So muß er selbst an den Herzog geschrieben haben, denn der Herzog wiederholt diese Worte in der Schenkungsurkunde. Vgl. Hormayr's Taschenbuch, S. 282.

[37] Die lateinische Dedication ist an den Bischof von Bamberg gerichtet und abgedruckt in Commers Musica sacra, tom. XI.

[38] Gregoriusblatt, Organ für kath. Kirchenmusik in der Rheinprovinz und Westfalen. 1876, Nr. 5.

[39] Les Harmonistes du XIVe siècle, par E. de Coussemaker, p. 13.

[40] Prosen oder Sequenzen sind die liturgischen Gesänge, die an gewissen Festen vor dem Evangelium gesungen werden, wie z. B. das Victimae paschali am Osterfeste, Stabat mater, Veni sancte Spiritus u. a.

[41] Vgl. Conc. Germ. von Schanat und Hartzheim, VII, 103.

[42] Das. p. 164.

[43] Das. p. 276 u. 360.

[44] Das. IX, 40.

[45] Vgl. die Einleitung zur Musica divina.

[46] Hic ille est Lassus, lassum qui recreat orbem
Discordemque sua copulat harmonia.

[47] Traité de Musique bei Delmotte, p. 70.

[48] Die lateinischen Texte finden sich bei Delmotte, p. 54 u. 70, ebenso in der Uebersetzung von Dehn. Vgl. o. Anm. 32.

[49] Für Freunde der Tonkunst, IV, 50.

[50] D. h. er steht auf dem Boden der alten Tonarten, die alle vom Grundton bis zur Octav fünf ganze und zwei halbe Töne haben. Diese Tonarten kann der Leser sich bilden, wenn er auf jedem Tone unserer C dur-Tonleiter eine Tonleiter aufbaut, aber ohne Kreuze oder BB zu verwenden.

[51] Einleitung zur Musica divina.

[52] Vgl. o. Anm. 45.

[53] Ambros, Gesch. d. Musik. III, 361.

[54] Text früher weltlich, zuerst geistlich im Gesangbuche, Tegernsee, 1577.

[55] Gesch. d. Musik. III, 351.

[56] Monatshefte für Musikgeschichte. 1870, p. 195.

[57] Hodegus curiosus von Werkmeister (Frankfurt und Leipzig, 1657), aus Dehn, S. 54.

[58] Göthe bei Eckermann. II, 88.

[59] Charakterbilder aus der Kunstgeschichte. 2. Aufl., S. 254.

[60] Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte. 7. Aufl. II, 287.

[61] Vgl. o. Anm. 27.

[62] Der Verlag dieser Hauptsammlungen Commers ist jetzt übergegangen in den Besitz von G. J. Manz in Regensburg, der die Messen und Motetten in gesonderten Bänden herausgehen will.

Berichtigungen.

S. 26, Z. 3 von oben: Graggmann statt Grappmann.
S. 27, Z. 11 von unten: Newe (neue) statt Newn (9).
S. 30, Z. 15 von unten: Geschicks = Geschicklichkeit statt Geschenkes.
S. 32, Z. 12 von unten, ebenso S. 70, Z. 3 von unten, S. 78, Z. 1 von unten: Dissis statt Diäsis. Ebenso fehlt in der Parenthese S. 32 ( ) das #, also (#).
S. 35, Z. 5 von unten muß das Fragezeichen hinter 1571? wegfallen.
S. 41, Z. 2 von oben: Signore statt Sigmund.
S. 50, letzte Zeile: sorgfeltigkeit statt sorgelltigkeit.
S. 82, Z. 2 von oben: Lück'sche statt Luck'sche.

